

Der Löwe von Luzern.

Philipp Galen.

Berlin, 1869.

Verlag von Otto Janke.

ERSTER BAND.

ERSTES CAPITEL. EINE WINTERNACHT AUF DEM ST.
GOTTHARDS-HOSPIZ.

Gewaltig hohe und unwirthliche Schranken hat die Natur zwischen den blühenden Gefilden Italiens und den in deutscher Zunge redenden Völkerstämmen aufgerichtet und ihren Elementen hat sie Macht und Willkür in Fülle eingeräumt, diese Schranken noch gefährlicher und unzugänglicher zu machen, für alle Diejenigen, die von der Lust und dem Trieb beherrscht werden, sie zu übersteigen. Allein für die kühnen Bewohner jener abgelegenen Regionen sind ihre tausendfachen Schrecken und Gefahren kein Hinderniß geselliger und staatlicher Entwicklung gewesen, denn die Menschen, auf welcher Erdscholle sie auch leben und welche Luft sie athmen mögen, lieben es nicht nur, sondern es treibt sie ein unwiderstehlicher Drang, zu IHRESGLEICHEN zu kommen und ihren Nachbarn Gruß und Hand zu bieten. Darum haben sie auch überall, wo sie eine Verbindung zwischen sich herstellen wollten, mit muthigem Geist und starker Hand Großes und Schwieriges geleistet, haben über breite Ströme, ja, über Meeresarme Brücken gebaut, haben durch unzugängliche Felsen und wüste Einöden Wege gebahnt, und so sind endlich mit Hülfe der Kunst und Wissenschaft und in Folge der Ausdauer menschlichen Unternehmungsgeistes jene wunderbaren Straßen entstanden, die den Verkehr zwischen Völkern verschiedenen Stammes vermitteln, Bildung und Civilisation über die

ganze Erde verbreiten und Herzen und Geister zusammenführen, die ohne jene Verbindung sich ewig fremd und von einander entfernt geblieben wären. Kein Land in der Welt, aber hat so viele und künstliche Straßen aufzuweisen, wie die Schweiz, jenes seltsame und räthselhafte Land, welches die Natur mit seinen schnee- und eisgepanzerten Riesen zwischen Italien und Deutschland gesetzt hat, als wollte sie gerade durch die Schwierigkeit der Uebersteigung derselben den unternehmenden Sinn der beiderseitigen Bewohner reizen und den Genuß des Austausches ihrer Gaben und Mittel zu einem um so höheren gestalten.

Schon in altersgrauer Vorzeit haben tausend und aber tausend Hände daran gearbeitet, die Wege durch die Alpen zu ebnen, Schlünde mit Brücken und Stegen auszufüllen, hindernde Felsen zu sprengen und wild schäumende Bäche unschädlich und gangbar zu machen. Und als ihnen im Laufe der Zeiten diese ungeheuren Unternehmungen gelungen, als die riesigsten Anstrengungen geglückt waren, da haben sie nicht nur ihr Werk still bewundert und sich mit dem Staunen der Fremden begnügt, sondern sie haben weiter gegrübelt und gedacht, um das Unternommene auch nutzbringend und genießbar zu machen und so haben sie warme Stätten in den kalten Einöden gegründet, um den ermüdeten und halb erfrorenen Wanderer gastfrei aufzunehmen, haben Sorge getragen, daß er aus den weiten beschwerlichen Wegen

einen Ruheplatz finde, wo er sich von den überstandenen Mühen erholen und zur Fortsetzung seiner wagehalssigen Pilgerfahrt stärken könne, bis endlich an den abgelegensten Orten jene Schutz- und Erfrischungsstätten entstanden sind, die man Hospizien nennt und von deren Einrichtung und wohlthätigen Segnungen auch der Leser dieser Blätter wohl schon oft gelesen oder gehört haben mag, wenn er sie nicht mit eigenen Augen gesehen hat.

Eins der ältesten Alpenhospize ist das auf dem St. Gotthardspäß, denn die Stiftung desselben soll schon in den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts fallen. Die Aufgabe, die den Leitern desselben zufiel, war wahrhaftig keine leichte, denn sie sollten nicht nur die der Verderbniß so leicht anheimfallenden Wege unterhalten und ausbessern, sie sollten nicht allein arme und hülflose Wanderer pflegen und ihnen die Weiterreise ermöglichen, nein, sie sollten auch verirrte Reisede aufsuchen, sie dem Hunger- und Frosttode entreißen und so ihr eigenes Behagen dem Wohle Anderer zum Opfer bringen, um, der Einsamkeit, der Kälte und den Stürmen der Elemente preisgegeben, dabei nur zu oft ihr eigenes Leben in die Schanze zu schlagen und so die heiligste, schönste, aber gewiß auch schwierigste Menschen- und Christenpflicht zu üben.

Wie die Schweiz im Ganzen arm ist und die meisten ihrer Bewohner nur das besitzen, was sie sich durch ihrer Hände Arbeit schwer und sauer verdienen, so fehlte es

von jeher auch den meisten Hospizien an Mitteln zu ihrem menschenfreundlichen Walten und Handeln. So kostet zum Beispiel dem St. Gotthards-Hospiz die Hülfe, die es den armen Reisenden bringt, von denen an zwölftausend im Jahre die Straße ziehen, jährlich zehntausend Franken, und dieses Geld muß fast allein durch milde Beiträge zusammengebracht werden. Da ist es denn kein Wunder, daß die an diesem Hospiz Angestellten oft ihre liebe Noth haben, mit dem Wenigen, was sie besitzen, auszukommen und wir müssen mit Recht die Leute bewundern, die sich ihrer schweren Aufgabe dennoch mit Lust und Liebe unterziehen und mit unerschütterlicher Ausdauer ihre Ruhe opfern und ihre Kräfte verwenden, um nur ihren Mitmenschen, die ihnen fast alle fremd und unbekannt sind, mit christlicher Liebe in Noth und Drangsal beizustehen. Mit diesen wenigen Worten, die freilich den vorliegenden Gegenstand in keiner Weise erschöpfen und nur das Hauptsächlichste andeuten sollen, glauben wir auf die Wichtigkeit und Schwierigkeit der Unterhaltung und auf das Leben und Treiben in den Hospizien hinreichend aufmerksam gemacht zu haben; unsere Erzählung selbst wird näher darauf eingehen und so bitten wir den freundlichen Leser, seine Blicke mit uns auf den alten St. Gotthard zu lenken oder vielmehr auf das Hospiz desselben, denn, wie bekannt, giebt es einen Gotthardsberg nicht, nur die Straße, die von Ams-täg nach Airolo, also in das gesegnete Italien führt, heißt St. Gotthardsstraße und das Hospiz auf dem Scheidepunkte derselben St. Gotthards-Hospiz, welchen Namen

es von einer Kapelle herleitet, die in uralten Zeiten von Kapuzinermönchen gegründet und bedient worden sein soll, während jetzt in dem alten Spital das Amt von einem Director verwaltet wird, in dem neugebauten Gasthaus aber ein Geistlicher wirkt, den der Canton Tessin, zu dem das Hospiz gehört, auf diese einsame Höhe gesetzt hat.

Mit dem Ersteren, obwohl er die Aufmerksamkeit der Reisenden gewiß schon lange erregt und die Theilnahme und Liebe derselben verdient hat, beschäftigen wir uns in diesen Blättern nicht, um so genauer aber werden wir uns um den Geistlichen zu kümmern haben, der zu der Zeit, in welcher unsere Erzählung sich abwickelt, in dem neuen Hause wohnte und dessen Wesen und Treiben uns bald genug aus eigener Anschauung klar werden wird.

Wir befinden uns am Ende des März eines noch nicht allzu fern hinter uns liegenden Jahres. Der überwundene Winter war nicht gerade übermäßig kalt, aber sehr reich an Nebel, Wind und Schnee gewesen. Auf der Höhe von sechstausenddreihundertachtundachtzig Fuß über dem Meeresspiegel, in welcher das Gotthards-Hospiz liegt, ist der März aber bei Weitem noch kein Monat, in dem sich, wie bei uns in der Ebene, die ersten Frühlingszeichen kund geben, nein, sogar im Mai geschieht das noch nicht und in dem jüngst Verflassenen heißen Sommer des Jahres 1868 waren selbst am 26. Juni auf der Höhe der Gotthardsstraße noch zwölf Fuß hohe Schneewände an den Seiten des bereits trockenen Weges zu sehen. Ueberhaupt tritt der Winter und mit ihm der Schneefall schon

Mitte Oktober auf dieser Höhe ein und dauert bis Ende Mai; dann erst allmählig erwacht die Natur aus ihrem starren Schlummer, die Sonne sendet ihre warmen Strahlen merkbar auf die schaurige Schneewüste, aber ihre Wirksamkeit und ihr Einfluß erstrecken sich nicht allzu weit und allzu tief, denn selbst im Juli und August, den eigentlichen Sommermonaten in dieser unwirthlichen Oede, läßt sie Tage zu, an denen man die Oefen heizen muß, um sich nur einigermaßen wohlgemuth und behaglich zu fühlen.

Der Tag oder vielmehr der Abend des März, an welchem wir uns zum ersten Mal auf die Höhe der Bergstraße begeben, ist also auch ein recht frostiger und dabei trüber und unfreundlicher Wintertag, und die öde und trostlose Gegend um uns her, die schon mitten im warmen Sommer wenig Einladendes oder gar Verlockendes bietet, trägt heute ein so schauriges Gepräge, wie es die kühnen Seeleute auf ihren Nordpolexpeditionen nur auf Grönland oder Spitzbergen wiederfinden mögen. Schon die ganze vorhergehende Nacht, den Morgen und den Tag hindurch war eine fast unglaubliche Menge Schnee niedergefallen und vergeblich bemühten sich an verschiedenen Stellen der vier Meilen langen Straße Hunderte von Menschen, der Ueberfülle desselben Herr zu werden und den Weg nur in so weit frei und gangbar zu erhalten, daß die kleinen Postschlitten oder ein in die Wüste gerathener Wanderer die überall aufgerichteten Stangen im Auge behalten konnten, die man hier als

Merkzeichen der großen Straße in den Schnee zu graben pflegt.

Und nicht einmal ruhig und sanft, wie so oft bei uns in der bewohnten Ebene, senkte sich das weiße Grabtuch auf den erstarrten Boden, nein, ein Mark und Bein durchschauender Wind brauste von Süden daher, wirbelte die eiskalten und spitzen Flocken in Haufen zusammen, trieb sie mit Sturmeseile durch den Engpaß und häufte sie überall auf, wo sich hinreichend Raum und Fläche bot, um ihnen eine Stätte und Stütze zum längeren Verweilen zu bieten.

So war denn von dem eigentlichen Wege nichts und von allem Uebrigen nur sehr wenig zu sehen. Wie die in der Nähe des Hospizes vorhandenen Seen zugefroren und mit dicken Schneeschichten bedeckt waren, so hatten sich thurmhohe Abgründe dem Blick entzogen und lagen tief unter der weißen Hülle verborgen. Nahe wie ferne Berge nahmen sich wie ungeheure Grabhügel aus und nur der starre graue Fels an den höheren Klippen, auf dem keine Flecke haften konnte, blickte kalt und geisterhaft auf das trübe Chaos nieder, das ihn hier fast ewig umgiebt und dessen Gefahren und Schrecknissen zu entrinnen dem unkundigen und fremden Wanderer fast eine Unmöglichkeit erscheint.

Denn wer bei einem solchen Wetter, noch dazu bei beginnender Nacht, von Airolo nach dem Norden oder von Hospenthal über den Gotthard nach dem Süden pilgert, einerlei, ob eine kalte Brise oder ein steifer Föhn über die Höhen saust, der lernt die Schrecken der Berge in

ihrer vollen Wucht und Größe kennen, und wenn er zufällig gar den Weg verloren, ohne kundigen Führer und Rather die Kraft seiner Glieder weichen fühlt, wenn er halb erstarrt, verhungert und verdurstet, mit erlöschendem Blick sich nach irgend einer Hülfe, – mag sie ihm ein Mensch oder ein Thier bringen – umsieht, der, ja der allein lernt die Segnungen begreifen, die der Mensch hier dem Menschen angethan hat, indem er in einer solchen trostlosen Einsamkeit, in einer solchen erstarrten Welt eine Ruhe- und Erholungsstätte gründete, unter deren warmem Dach er seinen Leib bergen und seine verloren gegangenen Kräfte wieder erfrischen kann.

Nehmen wir an, daß ein auf diesem Wege verirrter Wanderer sich am späten Abend hoffnungsvoll nach einem solchen Schutzhause umschaute, so muß er, wenn ihm keine Hülfe naht, gute Augen oder den sogenannten Instinkt der Bergwanderer haben, um aus der Ferne die einsam gelegenen Häuser auf dem Gotthard zu erkennen. Denn ihre mächtigen, festgefügtten Mauern und ihre ziemlich flachen Dächer verschwinden unter der Last des dahergetriebenen Schnees und höchstens aus einem Schornstein kräuselt sich eine leichte Rauchwolke empor, die mühsam die fallenden Eiscrystalle durchbricht und, wenn der Wind dem Wanderer günstig steht, ihm den in solcher Wüste so einladenden Rauchduft entgegenführt. Ja, da liegen die stillen, öden, heimlichen Stätten, in denen es hülfreiche Menschen und Thiere giebt, die nur deshalb hier ihr trauriges Leben fristen, um dem

in Noth Gerathenen mit allen ihren Kräften und Fähigkeiten beizuspringen; unter diesen schneebedeckten Dächern, innerhalb dieser kalten Mauern wachen und wirken sie mit ihren menschenfreundlichen Herzen, und aus diesen, vom Schnee fast erdrückten Treppen und Thüren treten sie nur hervor, um sorgsam in die Ferne zu spähen, ob sich vielleicht Gelegenheit bietet, ihrer Pflicht ein Genüge zu leisten und einen erstarrten Reisenden dem gewissen Untergange zu entziehen, der ihm in dieser Wüste von allen Seiten zu drohen scheint.

Auch heute, an diesem unfreundlichen, kalten und trostlosen Märzabend – es ging bereits gegen acht Uhr und das letzte Tageslicht war unter dem brausenden mit Nebel vermischten Schneewirbel schon lange erloschen lagen die wohlthätigen Niederlassungen in ihrer ganzen Oede und Trostlosigkeit da. Das bei Tage zumeist in die Augen fallende alte Spital ragte mit seinen Haupt- und Nebendächern unter einer dichten Schneelage hoch in die düstere Luft und mit Mühe hielten einige Knechte die Treppen und Zugänge frei, die der vom Winde herangetriebene Schnee alle fünf Minuten zu vergraben drohte. Aus einem der oberen Fenster leuchtete trüb ein bleiches Licht durch die allmählig hereinbrechende Finsterniß, als ein Beweis, daß noch immer ein Mensch darin hauste und wachte. Dann und wann wieherte ein Pferd oder schrie ein Maulesel in dem benachbarten Stall. Zuweilen auch bellte ein wachsamer Hund vor dem Hause, der vor der Thür im Schnee saß, den Arbeiten der Schneeschaufler aufmerksam zusah und die Ohren immer in die

von Augenblick zu Augenblick düsterer gefärbte Ferne gerichtet hielt. Alle diese Geräusche aber drangen nur gedämpft durch die dichte Atmosphäre, als trüge sie der Wind aus großer Weite heran.

Noch stiller dagegen ging es in dem neuen Hause, dem eigentlichen Gasthause zu. Weder Mensch noch Thier gaben hier einen Laut von sich und das ziemlich geräumige Gebäude lag ernst, still und traurig wie die jähe Felswand da, an deren Fuß es seine Stelle gefunden hat. Daß aber auch in dem Innern desselben Menschen verweilten, sah man einmal an dem Rauch, der aus dem Schornstein der vorderen Dachwand sich träge emporrang und dann an dem Lichte, welches hinter einem der fünf Fenster der Vorderfront brannte und so matt und trüb in das Freie leuchtete, daß man mit ziemlicher Gewißheit annehmen konnte, es rühre von einer kleinen, tief beschatteten Lampe her.

Und so war es auch und wollen wir uns jetzt zu dem stillen Bewohner dieses Zimmers wenden, der uns hoffentlich gleich bei der ersten Bekanntschaft ein warmes Interesse einflößen wird.

In diesem Zimmer wohnte nämlich der alte Geistliche, den der Canton Tessin auf diesen Vorposten menschlicher Cultur gesetzt hat und der sein schweres Amt, weniger als Seelenhirt denn als Schirmherr der Obdachlosen und Verirrtem mit einer Würde und Anspruchslosigkeit, mit einer Ausdauer und Hingebung ausübte, die wahrlich der Anerkennniß jedes denkenden und fühlenden Menschen werth sind.

Er, ja er allein war der einzige Gebildete weit und breit in der Runde, wenn wir unter Bildung den Verkehr mit und die Kenntniß in verschiedenen Wissenschaften verstehen, die nur durch ein längeres und regelrechtes Studium erworben werden können – und Alle, die um ihn athmeten und wirkten, waren unter seine Obhut gegeben und vollstreckten mit ruhiger Ergebung und frischer Willenskraft die Anordnungen, die er ihnen stets mit einer Milde und Menschenfreundlichkeit zugehen ließ, daß er ihre Liebe und Verehrung im höchsten Grade besaß. Er war ein Mann von einigen sechszig Jahren und verwaltete das ihm übertragene Amt schon eine geraume Zeit, wobei er vor allen Dingen beflissen war, Frieden und Eintracht unter den Mitgliedern der kleinen Colonie zu bewahren, um auf diese Weise mit um so größerem Erfolg die schwere Pflicht zu üben, die ihm und allen Uebrigen aufgebürdet war.

Die Strapazen, denen er alle Tage, im Winter und Sommer, preisgegeben war und denen er sich bei Tage und Nacht mit rührender Herzensfreudigkeit unterzog, hatten ihn noch nicht gebeugt, noch viel weniger verhärtet und trübe gestimmt, und wenn er im starren Winter, mitten in seiner Schneewüste, auch nicht so freudig blickte, wie im Sommer, wo zahlreiche Gäste sein Haus und seinen gastlichen Tisch füllten, so gab es doch Niemanden um ihn her, der sich erinnern konnte, ihn jemals verdrossen oder übelgelaunt gesehen zu haben, selbst wenn er

den größten Gefahren entgegenging und alle Kräfte aufbieten mußte, um den Anforderungen zu genügen, die seine Stellung ihm nur allzu häufig auferlegte.

Giacomo D'Orelli, oder Vater D'Orelli, wie die Leute der Nachbarschaft ihn nannten, war in der That ein prächtiges Exemplar von einem Einsiedler. Von starkknochigem Körperbau, nicht feist wie die Mönche in wohlhabenden Klöstern, aber muskelkräftig und sehnig, hatte der alte Mann mit dem eisgrauen Haar sich noch immer eine wunderbare Geschmeidigkeit seiner Gliedmaßen und eine seltene Ausdauer auf schwierigen Wegen in der bittersten Kälte und bei dem ungünstigsten Wetter bewahrt. Lebhaften Geistes zwar, wie fast alle Tessiner, in denen schon mancher Tropfen italienischen Blutes pulsiren mochte, verstand er es, immer und überall, in allen Lagen des Lebens, seine Ruhe zu bewahren und dadurch den ihm Untergebenen schon durch seine bloße Erscheinung zu imponiren. Er bewohnte ein geräumiges Zimmer in der Vorderfront des festgefügtten Hauses, neben welchem eine kleine Kammer nach der Giebelseite hinaus lag, in der er die wenigen Stunden zubrachte, wenn er schlief, was nicht regelmäßig geschah und geschehen konnte, da er nie Herr seiner Zeit war und jeden Augenblick vorbereitet sein mußte, in die wilde Natur hinauszutreten, um seine Pflicht zu erfüllen und verirrte Reisende zu suchen oder, wenn sie halbtodt oder ermattet in seine Hände fielen, mit treuer Obhut bis zu ihrer völligen Genesung zu pflegen.

Das große Zimmer, in welchem er heute Abend gegen neun Uhr saß, war sein Wohn- und Studirzimmer, ja auch sein Speisesaal, wenn keine Gäste im Hause anwesend waren; waren sie da, so theilte er mit ihnen das große Gastzimmer, aß und trank mit ihnen und erfreute seinen rührigen Geist an ihren munteren Gesprächen, ein Genuß, den man dem so abgeschieden lebenden Manne wohl schon seiner Seltenheit wegen gönnen mochte. Sein Wohnzimmer nun, in welchem wir ihm heute zuerst begegnen, war sehr einfach und fast dürftig möblirt. Außer zwei Schränken mit Büchern, nehmen wir darin nur ein altes abgesehenes Kanapee, einen Lehnstuhl, einige Stühle und einen Tisch von Nußbaumholz wahr, der in der Mitte der Stube seinen Platz hatte und auf dessen vielgebrauchter Platte auch heute die Studirlampe stand, vor der er saß und mit tief niedergebeugtem Kopfe in einem Buche las, welches über die große Alpenwelt handelte, in deren Mitte er lebte und wirkte und deren Schrecknisse für ihn in Folge einer so vieljährigen Gewohnheit nicht größer und gefährlicher waren, als einem Großstädter die Ueberfülle von Wagen sein mag, die in sausendem Laufe auf und ab durch die Straßen rollen und ihn zu beschädigen drohen, wenn er nicht aufmerksam, flink und umsichtig ist.

Wenn Vater D'Orelli von Zeit zu Zeit sein ehrwürdiges Haupt von dem Buche erhebt, so sind wir im Stande, einen raschen Blick auf sein Gesicht zu werfen, das uns auf der Stelle anspricht und unser Herz für ihn gewinnt. Denn ein Gesicht mit milderem, gutherzigerem

Ausdruck, mit treueren braunen Augen, die etwas tief unter grauweißen Brauen lagen, konnte wohl so leicht nicht gedacht werden, obgleich auf den gefurchten wetterbraunen Zügen vielfacher Spuren zurückgeblieben waren, die darauf hindeuteten daß mancher Lebens- und Wintersturm über sie hingeflogen war. Auf diesem ganzen, völlig glatt geschorenen Gesicht allein schon war das Herz und das Gemüth dieses seltenen Mannes zu lesen. Der vorherrschende Zug darin war eine stille Resignation, eine willige Fügung in die ihm vom Schicksal zugewiesenen Verhältnisse, aber sobald er sprach, geriethen die Muskeln dieses etwas hageren Gesichts in lebhaftere Bewegung und sprachen das reinste Wohlwollen, die freundlichste Theilnahme für Alles und Jedes aus, was, sei es Mensch oder Thier, ihm in den Weg treten mochte. Nahm aber ein Unglücklicher, mochte er arm oder reich, Jude oder Christ, Katholik oder Protestant sein, seine Hülfe in Anspruch, dann erst und dann erst recht trat der ganze Charakter und das Wesen Vater D'Orelli's in seiner vollen Schönheit und Reinheit an's Tageslicht. Denn kein jüngerer, kräftigerer Mann verrieth alsdann eine so große Theilnahme, eine solche Rührigkeit und Aufmerksamkeit, eine solche Hingabe an das augenblicklich vorliegende Geschäft, als er. In solchen Augenblicken gab es für ihn keine Mühe, keine Anstrengung, sondern nur völlige Selbstaufopferung, denn an sich selbst dachte der gute Pfarrer immer zuletzt und so lange seine Hand und sein Fuß noch im Stande waren, sich zu regen und Hülfe zu bringen, so lange regten sie sich und brachten diese

Hülfe, und es mag wohl wenige Menschen auf dieser Erde geben, die wie er von sich sagen konnten – was er indessen niemals that – »Ich habe schon Hunderten das Leben gerettet, Hunderte vor dem grausigsten, gewissensten Tode bewahrt!«

Da Vater D'Orelli jeden Augenblick darauf gefaßt sein mußte, in Nacht und Graus, in Schnee und Wind zu treten, so sah man ihn nie oder nur in den ersten Minuten, wo er sich von seinem harten Lager erhob, in einer bequemen Haustracht. Auch heute trug er seine volle Tageskleidung und nur den warmen Friesrock oder die noch wärmere Pelzjacke, die er überwarf, wenn er in's Freie ging, hatte er augenblicklich abgelegt und mit einem leichteren Hausrock vertauscht, da die Stube, in der er saß, von dem schwarzen Ofen, der Tag und Nacht mit Brennmaterialien gefüllt ward, eine Hitze empfing, wie nur Jemand sie zu ertragen vermag, der von Jugend auf an eine solche Atmosphäre gewöhnt ist.

Unter dem leichten Hausrock aber trug der alte Mann ein Wamms von schwarzem Wollstoff, das zugleich den Dienst einer Weste versah. Eng anliegende Beinkleider von schwarzgefärbtem Leder bedeckten seine Schenkel und bis zum Knie hinauf hatte er starke Stiefel gezogen, die, dick besohlt und mit spitzen Nägeln beschlagen, im Stande waren, ihn, ohne auszugleiten, über glatte Eis- und Schneeberge zu tragen.

Wenn wir nun noch hinzufügen, daß Nichts in der äußeren Erscheinung dieses Mannes den eigentlichen Geistlichen, den salbungsvollen Kanzelredner, den Verkünder

der allein selig machenden Kirche verrieth, daß er vielmehr ganz einfach wie ein gebildeter, weichmüthiger und harmloser Mensch sich darstellte, in Worten und Bewegungen, in Handlung und That, so glauben wir den guten Vater D'Orelli für's Erste hier genügend geschildert zu haben, denn so wie heute sah er immer aus, im Sommer und Winter, mochte die Sonne warm auf die alten Felsen seines Wohnorts scheinen oder der wirbelnde Wind den Paß und die Berge mit knisterndem Schnee füllen. In der Regel, wenn kein Besuch im Hause war, was freilich häufig genug vorkam, lebte der alte Pfarrer für sich allein, falls er nicht den würdigen Lombardi, den Director im benachbarten Spital oder dieser ihn auf ein Halbstündchen besuchte, und an diese so häufige Einsamkeit, an diese Abgeschlossenheit von allem äußeren Verkehr war er seit langen Jahren gewöhnt, darin hatte sich sein resignirender Geist, sein warm schlagendes Herz gefunden, und beiden fehlte es selten lange an neuer Nahrung, denn beide wurden nur zu oft durch die gebotene Pflichterfüllung in Anspruch genommen und so gab es, mit Hülfe der sparsam vorhandenen, aber guten Bücher, keine Langeweile innerhalb der kleinen Wohnstätte des mit materiellen Mitteln nur sehr dürftig ausgestatteten Geistlichen auf dem St. Gotthard's-Hospiz.

Heute nun aber war er nicht allein, heute und seit langer Zeit schon, etwa acht Wochen lang, hatte er einen seltenen Besuch, und schon daraus, daß sein Gast in seinem Privatzimmer und in seiner unmittelbaren Nähe saß

und sich eben so wie er mit dem Lesen eines Buches beschäftigte, können wir schließen, daß dieser Gast für ihn kein Fremder, kein zufällig hier oben eingekehrter Reisender, sondern daß er ihm näher stand und allein für ihn zum Besuch auf diese einsame Höhe, in diese starre Winterwüste gekommen war.

In der That verhielt es sich mit dem jungen Mann so, den wir heute Abend neben dem guten Alten am Tisch vor der matt leuchtenden Studirlampe sitzen sehen, und es wird uns gewiß nicht gereuen, wenn wir auch ihn einer genaueren Musterung unterwerfen, da er ohne Zweifel eine der wichtigsten Personen unserer Erzählung ist.

Auf den ersten raschen Blick, den wir auf diesen etwa sechsundzwanzig Jahre zählenden Mann werfen, könnte es scheinen, als ob wir einen in den Bergen wandernden und ihre Reize studirenden Künstler vor uns hätten, denn viele Einzelheiten in seiner Erscheinung und Ausrüstung sprachen dafür. Allein er war kein Künstler von Profession, obgleich er Auge, Herz und Hand für alles Schöne und Gute auf Gottes weiter Erde besaß. Schon während er noch auf seinem hölzernen Stuhl sitzt und vornübergebeugt aufmerksam in Tschudi's herrlichem Buche: ›das Thierleben der Alpen‹ liest, können wir bemerken, daß der junge Mann nur wenig über die mittlere Größe hinausragt, daß aber sein Körper fest und kräftig gebaut ist und gewiß nicht der elastischen Schwungkraft entbehrt, die so vielen Schweizerjünglingen eigen ist und bei ihnen von früher Jugend an durch allerlei körperliche Uebungen gefördert und veredelt wird.

Indessen lassen wir unsern Blick nur kurze Zeit auf dieser angenehm in die Augen fallenden Gestalt weilen, die in einen dunkelgrauen kurzen Rock gehüllt ist, wie man ihn auf weiten Reisen zu tragen pflegt; viel mehr und länger zieht uns sein Kopf und sein Gesicht an, die wir beide auf den ersten Blick als bedeutsam und zugleich gewinnend bezeichnen müssen.

Was zuerst den Kopf betrifft, so hat uns eben die Form und der Haarwuchs desselben zumeist veranlaßt, den jungen Mann für einen reisenden Künstler zu halten, ohne daß wir im Stande wären, mit einigen Strichen anzugeben, worin gerade in Bezug auf die Form das künstlerische Gepräge lag. Mit einem Wort, es war eine edle, eine gefällige Form und ihr entsprach ganz und gar das etwas lang getragene, leicht gekräuselte dunkelblonde Haar, das, in der Mitte des Kopfes gescheitelt, an den Schläfen hinter die Ohren sorgsam zurückgekämmt war und so die intelligente Stirn völlig frei ließ, auf der, nicht in diesem Augenblick beim aufmerksamen Lesen allein, ein sichtlicher Schatten nachdenklicher Versunkenheit lag. Nein, dieser Schatten breitete sich leider immer und noch viel tiefer über das ganze Gesicht aus, und selbst der kräftige, schön geschweifte Schnurrbart und der kurz geschnittene Kinnbart waren nicht im Stande, den weichen, leidenden, fast an stille Melancholie gränzenden Zug aus dem sonst so fein und fast zart geschnittenen Gesicht zu verbannen.

Zumeist aber im Blick, wenn er das große blaue Auge langsam und bedächtig erhob, sprach sich dieser melancholische Zug aus und ein nur oberflächlicher Beobachter hätte schon daraus entnehmen können, daß in dem Herzen dieses jungen Mannes ein schmerzlich nagender Kummer wohnte, den zu bekämpfen alles Bestreben von außen und innen her bisher vergebens gewesen war.

Wäre dieser Beobachter ein Arzt gewesen, so hätte er vielleicht geglaubt, in den feinen Linien dieses trauernden Gesichts, denn tief traurig sah es mindestens aus, die ersten Spuren eines langsam zehrenden körperlichen Leidens aufzufinden, allein derselbe hätte sich jedenfalls getäuscht, denn der junge Mann war kerngesund und niemals hatte ein leibliches Leiden ihn heimgesucht, so vielen Beschwerden er auch von Jugend an ausgesetzt gewesen war. Nein, der leidende Ausdruck seines durch Witterungseinflüsse allein etwas dunkelgefärbten Gesichts war die alleinige Folge einer geistigen Mißstimmung und diese werden wir schon in einem der nächsten Capitel in ihrem ganzen Umfange ergründen lernen.

Haben wir hiermit vorläufig die Schilderung des Gesellschafters unseres guten Vaters D'Orelli beendet, so müssen wir auch noch eines dritten lebenden Geschöpfes Erwähnung thun, welches sich in der genannten Abendstunde in der Gesellschaft der beiden Männer befand, und auch dieses Geschöpf, obwohl es nur ein Thier war, verdient gleich hier unsere vollste Aufmerksamkeit.

Es war dieses Thier der seit drei Jahren unzertrennliche Gefährte und der treueste Begleiter auf allen einsamen Wegen des alten Herrn, ein Hund von jener merkwürdigen Race, die man im Allgemeinen Bernhardinerhunde nennt, obgleich sie in Wahrheit nicht allein vom St. Bernhard herkommen, sondern auch auf dem St. Gotthard gezogen und gehalten werden und durch mancherlei Kreuzung wahrscheinlich ihren früheren Typus allmählig verloren haben. Das Exemplar, welches uns hier aber vor Augen tritt, war ein wahrhaftes Prachtexemplar, wie es nur selten in den Einöden der Alpen gefunden wird. Fingal, so hieß das wackere Thier, gehörte nicht dem Hospiz an, das wohl ein Dutzend ähnlicher Hunde besaß und ihrer zur Auffindung verirrter und verschneiter Reisender bedurfte, sondern er war das Privateigenthum des Vaters D'Orelli, der ihn seit drei Jahren auferzogen und zu seinem schwierigen Dienst abgerichtet hatte. Die Gestalt und der wunderbare Instinkt dieser Thiere ist weltbekannt und wir können uns füglich die Mühe sparen, hier noch des Weiteren darauf einzugehen; nichtsdestoweniger jedoch wollen wir mit einigen Zügen unsern Fingal schildern, den wir in seiner natürlichen Thätigkeit sehr bald näher kennen lernen werden. Er gehörte mit zu den größten und schönsten Abkömmlingen der Leonberger Hunde, eine Race, die in neuerer Zeit wie keine andere die Bewunderung der Kenner solcher Thiere erregt hat. Ueber drei Fuß im Rücken hoch, hatte er einen ungeheuren breiten Kopf, große, menschenartige schwarze Augen mit sanftem, frommem Blick, der mit

einem fast rührenden Ausdruck an den Personen hing, denen er treu ergeben war oder die er so eben unter seiner Mitwirkung aus einer großen Gefahr errettet sah. Von Farbe war er lichtgelb und nur die löwenartige Mähne, die seinen Hals, seine breite Brust und seinen gewaltigen Nacken umgab, nahm eine dunklere Schattirung an, eben so wie der wedelartige Schweif, den er in der Ruhe gesenkt trug und dessen Spitze sich nur nach oben ringelte. Wenn Fingal gerade dieser Färbung und seines Haarreichthums wegen ein überaus schöner Hund war, so lag doch für den Kenner jener Berghunde eben in diesem reichen Haarwuchs ein Fehler, denn es war zu lang, zu wollig, und der wahre Berghund soll eben kurzhaarig sein, damit der Schnee sich in seinem Fließ nicht festsetzen kann, was dem allen Stürmen der Elemente ausgesetzten Thiere bei starkem Schnee leicht verderblich werden kann.

Auf die sonstigen Eigenschaften Fingal's kommen wir noch später zurück, wenn wir ihn, wie bald geschehen wird, auf einem seiner Berufsgänge begleiten und haben wir hier nur noch sein Verhalten zu den beiden Menschen zu erwähnen, die wir eben in Vater D'Orelli's Zimmer mit emsigem Lesen beschäftigt fanden.

Daß zunächst zwischen den beiden an diesem abgelegenen Orte so einsam lebenden Menschen ein eigenthümliches Verhältniß obwalten mußte, das gewährte man auf den ersten Blick, wenn man den Ausdruck der Augen des alten Mannes studirte, mit dem er so oft und wo möglich unbemerkt, fast scheu auf der Miene seines

jüngeren Gefährten weilte. Mit einem fast trüben Ernst, in welchen sich Mitleid, menschliches Wohlwollen und herzinnigste Theilnahme unerkennbar mischten, hing er an den sanften Zügen dieses so stillen und friedlichen und doch sein inneres Leid so klar widerspiegelnden Gesichts. Wenn es ihm möglich gewesen wäre, dem Leidenden Hülfe oder nur Trost zu bringen, o wie gerne hätte er ihm auf der Stelle geholfen, er hätte kein Opfer, keine Mühe, keine Anstrengung gescheut, und wären sie auch noch so groß gewesen. Allein, das sah und wußte er wohl, hier *konnte* er nicht helfen, kaum trösten, und die Ueberzeugung davon, daß er in diesem Fall so wenig vermochte, versetzte ihn selbst in den tiefsten Kummer. Alles dies las man in den liebevollen Blicken, mit denen er fast unausgesetzt an den verdüsterten Zügen des so jungen und doch schon so traurigen Mannes hing. Bisweilen freilich blitzte es in den gutmüthigen Augen des biederer Geistlichen heller auf, als hätte er einen Strohalm in seiner Noth gefunden, an dem er sich halten, mit Hülfe dessen er sich aus seiner trostlosen Lage retten könne, allein immer wieder kehrte das leise, hoffnungslose Kopfschütteln zurück, womit er sich wieder zu seinem Buche wandte, dem er namentlich an diesem Abend bei seinen getheilten Gefühlen und Gedanken keine allzu große Aufmerksamkeit widmen konnte.

Der junge Mann gewahrte von allem Diesem nichts. Unverwandt mit seinen Augen die Zeilen verfolgend, die vor ihm lagen, behielt er den trüben Ausdruck bei, der

ihm nun schon seit langer Zeit ein charakteristisches Gepräge ausgedrückt hatte, und wenn er einmal sein Auge zur Seite schweifen ließ, so war es gewiß nicht der Geistliche, den es suchte und den er auf keine Weise in seinen ernstesten und lieb gewonnenen Studien stören wollte.

Nein, es war vielmehr der dritte Gefährte der beiden Männer, der seine Aufmerksamkeit bisweilen von seinem Buche abzog, der Hund, denn dieser gab sich namentlich am heutigen Abend alle Mühe, sich vornehmlich dem jungen Manne bemerklich zu machen, was ihm auch zuletzt, wie wir bald sehen werden – auf das Vollständigste gelang.

Fingal hatte nämlich gleich beim Erscheinen des fremden jungen Mannes auf dem Hospiz mit seinem feinen Instinkt herausgeföhlt, daß zwischen seinem bisherigen Herrn und dessen jetzigem Gast eine große Zärtlichkeit und Freundschaft obwaltete und sehr bald hatte er sich dem Letzteren auf das Engste angeschlossen. Seit acht Wochen schon folgte er ihm auf Schritt und Tritt; mochte der junge Mann allein in die Schneewüste hinaustreten oder das alte Hospiz besuchen oder nur im Hause aus einem Zimmer ins andere gehen, so ging er ihm nach. Sein Fuß trat gewissermaßen überall in die Spuren des jungen Mannes und er schien sogar bisweilen dem Rufe desselben lieber als dem seines alten Herrn zu gehorchen.

Wodurch diese Anhänglichkeit entstanden, und wie sie so bald zu einer so sichtbaren Höhe gewachsen war, wer wollte es mit kurzen Worten erklären und bezeichnen?

Das Thier, das kluge und fast verständige Thier, wie dieser Hund es in hohem Grade war, gehorcht ja nur seinem inneren Triebe, für uns aber wird derselbe stets ein dunkles Räthsel, ein ungelöstes Problem bleiben, so interessant und psychologisch wichtig die Lösung auch für uns sein würde. Und so lag das große zottige Thier auch heute Abend dicht neben dem Stuhle seines jungen Freundes. Den gewaltigen Kopf hatte es bedächtig auf die lang ausgestreckten Vorderpfoten gelegt und seine klugen ausdrucksvollen Augen hielten jede unwillkürliche Bewegung des jungen Mannes fest. Sobald derselbe ein Blatt in seinem Buche umschlug, erhob sich der geringelte Schweif und fegte hörbar den im Zimmer ausgestreuten Sand. Aufmerksam auf Alles, was in und außer dem Zimmer vorging, hob er nur bisweilen den Kopf in die Höhe, horchte mit aufgerichteten Ohren und schnupperte mit seinen großen Nüstern weniger hörbar als sichtbar in der Luft herum. Immer wieder aber kehrte er mit liebevollem Blick auf das bleiche Gesicht des so eifrig Lesenden zurück und ergab sich in Geduld, als wisse er, daß das Studium der beiden Männer ja doch einmal ein Ende nehmen müsse und daß es nicht zu ihren Gewohnheiten gehöre, den ganzen Abend in dem eingeschlossenen Raume zu sitzen, da sie ja so gut wie er selber auch draußen in der stürmischen Welt ihre Obliegenheiten zu erfüllen hatten.

In dem warmen Zimmer, in welchem die beiden Männer und Fingal, jeder nach seiner Weise, so ämsig beschäftigt waren, herrschte eine tiefe Stille. Nur die große Wanduhr, die in der geöffneten Schlafkammer, in der jetzt auch der Gast bei dem Geistlichen schlief, in ihrem alten Gehäuse stand, ließ ihren monotonen Pendelschlag laut und deutlich vernehmen. Von Zeit zu Zeit, je nachdem der gewaltige Föhn, der durch den Paß von Süden herauf nach dem Hospiz wehte, stärker oder schwächer blies, schlug der Schnee in großen Flocken gegen die matten Scheiben und dumpf dröhnte bisweilen das Gebell der im Nachbarhause gehaltenen Hunde durch die dicke Luft, als wären dieselben heiser oder hätten in der schaurigen Winternacht die Kraft ihrer sonst so markigen Stimmen verloren. Diese Stille dauerte etwa schon eine Stunde, seitdem die beiden Zimmerbewohner nach Hause gekommen waren, ihr Licht angezündet und ihre stille Arbeit begonnen hatten. Gegen Abend waren Beide ein Stündchen im alten Hospiz gewesen und hatten dem wackeren Lombardi, einem warmen Freunde des Geistlichen, einen längeren Besuch abgestattet. Das thaten sie fast jeden Abend, wenn nichts Ernsteres zu thun vorlag. Das böse Wetter hatte sie heute etwas länger als sonst bei dem Spittler verweilen lassen, mit dem sie Rath gepflogen und nach dessen Meinung sie in Bezug auf die Dauer des stürmischen Wetters geforscht hatten. Der alte Lombardi, ein Wetterkundiger mit großer Begabung in diesem Fach, hatte den Kopf geschüttelt und noch lange keinen Nachlaß des Unwetters prophezeit, womit auch

Vater D'Orelli vollkommen übereinstimmte. Die beiden erfahrenen Bergmänner hatten dann von den möglichen Folgen des Unwetters gesprochen und auch hierin vermutheten Beide dasselbe, nämlich daß man auf ernste Vorfälle in der kommenden Nacht gefaßt sein müsse. Der alte Lombardi hatte dann seine Absicht kund gethan, heute einmal selbst den alltäglichen Patrouillengang zu unternehmen und sich dahin geäußert, daß er gegen neun Uhr mit einem Knecht und einigen Hunden den Weg nach Norden, also nach der Schweiz zu, wählen wolle, worauf Vater D'Orelli geantwortet, daß dann auch er geneigt sei, einen Ausguck zu halten, sich aber nach der entgegengesetzten Richtung, nach der italienischen Seite hin, wenden werde.

Nach solcher Verabredung hatten sich die beiden alten Männer die Hände geschüttelt und Vater d'Orelli war mit seinem jungen Gefährten und Fingal in das neue Haus zurückgekehrt. Um halb neun Uhr vernahm man denn auch aus dem Zimmer der Letzteren, daß Lombardi seine Absicht zur Ausführung bringe, denn ein lautes, freudiges Geheul der begleitenden Hunde pflegte jederzeit den Abgang einer Patrouille in der ganzen Niederlassung zu verkünden. Als Vater d'Orelli das Hundegebell hörte, hatte er nur einen Augenblick den Kopf erhoben und die Augen zum Fenster gewandt, bald aber hatte er seine Aufmerksamkeit wieder auf sein Buch gerichtet, das ihn jedoch, wir wissen es schon, heute weniger als sonst zu fesseln im Stande war, da sich seine Gedanken mehr mit

dem jungen Mann an seiner Seite, als mit irgend etwas Anderem beschäftigten.

So war die achte Abendstunde abgelaufen und die alte Uhr im Schlafzimmer ließ laut und deutlich neunmal ihre metallene Stimme vernehmen. Kaum war der letzte Schlag versummt, so trat wieder die vorige Stille im Zimmer ein, aber sie dauerte nur kurze Zeit, denn wiederum wurde sie unterbrochen und diesmal durch den großen Hund, der die Zeit nicht erwarten zu können schien, in Thätigkeit zu kommen, als hätte er vorher verstanden, was sich drüben die Männer gesagt und daß sein Herr Willens sei, um die neunte Stunde den beschlossenen Ausgang zu unternehmen.

Plötzlich nämlich erhob sich Fingal vom Boden, streckte seine mächtigen Glieder der Reihe nach weit aus, als wolle er ihre Kraft und Gelenkigkeit prüfen, und ging dann, immer noch ruhig, in einem großen Kreise um den Tisch und die beiden Männer herum, wobei er jedoch so leise auftrat, daß man den Schritt des gewaltigen Thieres kaum vernehmen konnte. Als aber auch dieses sein stilles Benehmen die Aufmerksamkeit der Männer nicht in Anspruch nahm und sie wie vorher in ihren Büchern zu lesen fortfahren, ging seine bisherige Ruhe allmähig in eine sichtbare Hast und Unruhe über. Sein Gang wurde schneller und lauter und wiederholt blieb er am Fenster stehen und schnupperte hörbar nach demselben empor, als wolle er den Zustand der draußen herrschenden Witterung prüfen.

Als aber auch diese merklichen Zeichen seiner Ungeduld vom Tische her nicht beachtet wurden, entschloß er sich zu einer deutlicheren Kundgebung seiner Wünsche und, noch einmal hastig einen großen Kreis um den Tisch beschreibend, hielt er mit einem Male, an der Seite des jungen Mannes angekommen, still, wedelte lebhaft mit dem flockigen Schweif und legte dann seinen wuchtigen Kopf fest auf ein Knie desselben, wobei er ihn mit einem Blick ansah, der eben so sehr eine eindringliche Bitte, wie eine stille Verwunderung verrieth.

Der so eifrig lesende Mann, nun endlich durch die Nähe des klugen Hundes und die Berührung seines Knie's aus seinem Nachdenken geweckt, legte, noch immer mit den Gedanken bei seinem Studium weilend, seine rechte Hand auf den breiten Kopf Fingal's und drückte ihn sanft, als wolle er dessen steigende Unruhe dadurch zu beschwichtigen suchen; der Hund aber, durch die stille Liebkosung kühner gemacht, erhob sich rasch auf die Hinterläufe und legte beide Vorderpfoten gewichtig auf den Schenkel seines Freundes, wobei er denselben mit seinem riesigen Leibe um ein Bedeutendes überragte.

Da ließ endlich der Lesende von seiner Beschäftigung ab, wandte den Kopf mit einem freundlichen Lächeln zu Fingal hin und sagte mit einer ungemein sanften und fast wehmüthig klingenden Stimme.

»Ja, ja – was willst Du, mein gutes Thier?«

Diese Frage, so leise sie auch gesprochen wurde, war doch der erste menschliche Laut, der seit einer Stunde in dem stillen Zimmer hörbar wurde und sie brach sogleich

den Bann, der Vater d'Orelli's Zunge gefesselt hielt. Einen raschen Blick auf den noch immer halb aufrechtstehenden Hund werfend, schlug er sein Buch zu, stand vom Stuhle auf und sagte mild und langsam, wie er immer sprach.

»Was er will, fragst Du, mein lieber Junge? Nun, das ist mir in der That deutlich genug. Er mahnt und weckt uns aus unserer Versunkenheit; sein Instinkt, der immer rege ist, und sein Trieb zur Arbeit, zu der er immer aufgelegt, stachelt ihn an, uns auf seine thierische Weise seine Meinung zu sagen Mit einem Wort: er will hinaus in die Nebelluft, in das Schneetreiben, weil er weiß, daß es in einer so dunklen Nacht draußen etwas für uns zu thun geben kann. Nun, nun, mich sollte es nicht wundern, wenn er Recht hätte, hat er doch schon so oft Recht gehabt. Komm, Werner, laß uns ihm auf der Stelle folgen. Lombardi ist schon seit einer Viertelstunde auf dem Wege und wir müssen unserer Pflicht eingedenk sein. Halloh, Fingal, Du sollst Deinen Willen haben, wie immer – wir wollen ja auch, wie Du. Komm, mein guter Hund, Du sollst der Erste von uns sein, der sein Rüstzeug anlegt, dann erst wirst Du ruhig, ich kenne Dich schon.«

Fingal, der, sobald sein alter Herr zu sprechen begonnen, seine bisherige Stellung verlassen hatte und dem Redenden näher getreten war, sah denselben mit hochaufgerichteten Ohren wunderbar aufmerksam an, als verstehe er jedes Wort und wolle sich keinen Laut entschlüpfen lassen. Sein kluger Blick wurde allmählig lebhafter, seinen

Schweif bewegte er hastig hin und her und als er seinen Herrn nun endlich nach dem bekannten Schrank gehen sah, der alles enthielt, was zu allseitiger Rüstung für einen nächtlichen Parouillengang im Winter nothwendig war, sprang er in kurzen Sätzen ihm nach, stieß ein freudiges Geknurr aus und streckte eilfertig seinen Kopf vor, um das ihm verheißene Rüstzeug zu empfangen.

Dasselbe bestand aus einem breiten ledernen Halsband, an dessen Seite zur Rechten ein Fläschchen von Blech, mit starkem Wein gefüllt, und zur Linken ein Beutel von Wachstuch mit frischem Brode angebracht war. Kaum aber war das Halsband fest umgeschnallt, so wurde das Thier sichtbar ruhiger und eine Art triumphirenden Seufzers ausstoßend, legte es sich an der Thür des Zimmers nieder, den Kopf lang ausgestreckt auf die Vorderpfoten stützend und mit haarscharfem Blick das Thun der beiden Männer verfolgend, die nun auch ihr Rüstzeug zu dem bedenklichen nächtlichen Unternehmen anzulegen begannen.

Während der junge Mann sich ein Paar fester mit scharfen Nägeln beschlagenen Wasserstiefel anzog, die ihm fast bis an den Leib hinausreichten, und einen ledernen, paletotartigen und dick gefütterten Ueberwurf über seine vorherige Kleidung zog, den er mittelst eines ledernen Gürtels fest um den Leib schnallte, war auch Vater D'Orelli mit seiner Zurüstung fertig geworden. Auch er zog seine langen Stiefel bis weit über die Kniee hinauf, legte dann eine lederne, mit Pelz gefütterte Jacke an und umgürtete sich mit einem Lederriemen. Sodann band er

sich, wie sein Gefährte, eine dicke, mit Ohrenklappen versehene Mütze, an der noch ein dichter Schleier angebracht war, um den Kopf, nahm einen handfesten, schon oft erprobten Bergstock mit scharfer Eisenspitze und verwahrte die Hände in gemsledernen, mit wollenem Stoff gefütterten Handschuhen, nachdem er verschiedene kleine Gegenstände vorsichtig und den Händen leicht erreichbar in die Taschen seines enganschließenden Lederwammes gesteckt hatte. Zuletzt banden sich beide Männer noch einen dichten wollenen Shan um den Hals und dann sich gegenseitig zunickend, wandten sie sich, zu ihrem schweren Gange bereit, der Thür zu.

»So,« sagte der alte Geistliche, der in seiner dichten und doch jede Bewegung zulassenden Bekleidung stattlich aussah und seine hohe starkknochige Gestalt noch immer aufrecht und mit Leichtigkeit trug, »wir sind fertig, Fingal, wie Du, und nun kann es losgehen.«

Kaum hatte er es gesprochen, so erhob sich der Hund mit einem kurzen frohlockenden Gebell und zuerst aus der geöffneten Thür stürzend, sprang er mit gewaltigen Sätzen die Treppe hinab, während die beiden Männer ihm langsamer mit festen Schritten folgten.

Auf dem unteren Flur traten ihnen ein junger Knecht, zwei brennende Blendlaternen in der Hand tragend, und eine ältliche Magd mit freundlichen und doch gespannten Gesichtern entgegen.

»Guten Abend, Herr Pfarrer, guten Abend, Herr Werner,« sagte der Knecht, indem er seine Pelzkappe leicht

vorn Kopfe nahm, »wollen Sie fort? Ja? Nun, dann will ich mir blos die Frage erlauben, ob ich Sie begleiten soll?«

Vater D'Orelli, die eine geschlossene Blendlaterne nehmend und vorn an seinem Gürtel befestigend, wie es der junge Mann mit der anderen that, nickte erst seiner alten Magd und dann dem dienstwilligen Knecht freundlich zu. »Nein, Nicolo,« sagte er dann, »bleib Du heute zu Hause, wir Drei sind genug. Hütet nur gut das Haus, setzet Alles in Bereitschaft für den Fall der Noth – Ihr wißt schon.

»Und in welcher Richtung werden Sie Ihren Weg nehmen, Herr Pfarrer?« fragte der Knecht, während die Magd nur bejahend auf die Worte des Herrn nickte.

»Wir gehen nach dem Tremolothal, Kinder, wenn Fingal nicht durchaus einen anderen Weg einschlagen will. Haha! Der gute Kerl hat eine wahre Angst, in's Freie zu kommen. Na, warte nur, Bursche, es wird für uns Alle heute ein sauer Stück Arbeit geben, und Du wirst froh sein, wenn Du um Mitternacht wieder daheim bist. So, nun wollen wir gehen, Werner; öffne die Thür, Nicolo – ha! das bläst ja gewaltig vom Süden her – und diese Masse Schnee! Adieu, adieu, Kinder, und Gott behüte uns Alle!«

Kaum hatte er es gesagt und Nicolo die in's Freie führende Thür geöffnet, so sprang Fingal wieder zuerst mit einem ungeheuren Satze voraus und war im Nu den Augen der Männer entschwunden. In der That aber war es keine freundliche Nacht und kein einladender Gang, der die beiden Patrouillengänger erwartete, denn ein reichlicher Schneeguß, der ihre bisher noch nackten Gesichter

wie mit scharfen Eisnadeln überfluthete, war der erste Gruß, der sie empfing, so daß sie einen Augenblick dicht vor der Thür stehen blieben und die an ihren Mützen angebrachten festen Schleier lösten und um ihren Hals fest banden.

Als sie damit aber bald zu Stande gekommen, blieben sie noch einen Augenblick länger stehen und blickten sich, nach allen vier Himmelsgegenden spähend, furchtlos und schweigend um, als wollten sie sich erst orientiren und ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnen, die scheinbar undurchdringlich im ersten Moment schwer und fest auf allen Gegenständen lag. Allein, wie die Körper der Paßgänger an alle bösen Einflüsse der Witterung gewöhnt waren, so hatten auch ihre Augen durch lange Uebung im Dunkeln sehen gelernt und nach wenigen Minuten schon unterschieden Beide genau, was zu bemerken und aufzufassen ihnen nothwendig und zweckentsprechend war.

Ein Fremder und mit den hiesigen Witterungs- und Ortsverhältnissen weniger Vertrauter hätte in dieser dunklen Nacht wenig oder gar nichts gesehen, denn wie vom Himmel und seinen Wolken keine Spur vorhanden war, wie Fels, Berg, Thal, See und die dazwischen geworfenen Abgründe sich dem äußeren Schein nach in Nichts von einander unterschieden, wie weder Mond noch Stern auch nur den geringsten Schimmer auf die blendende Leichendecke fallen ließen, so wäre ihm, dem Fremden, Alles, Alles um ihn her nur wie eine öde, unheimliche

Wüste erschienen, die durch den in heftigen und manchmal brüllenden Stößen einherjagenden Föhn und das unaufhaltsame Schneegestöber wahrhaftig nicht trostvoller gemacht wurde.

Als nun aber die beiden Männer kurze Zeit dicht vor dem Hause auf dem durch einzelne in den Schnee gesteckte Stangen bezeichneten Paßwege stehen geblieben waren und ihre Augen sich bereits an die sie umhüllende Dunkelheit gewöhnt hatten, berührte Vater D'Orelli seines Begleiters Arm und rief ihm kurz und rasch zu:

»Warte! Erst muß Fingal wieder bei uns sein! Ich kenne ihn. Er recognoscirt. Mir dünkt, er ist südwärts gelaufen. Nun, er weiß, wohin er muß!«

Kaum hatte er mit kräftiger Lunge diese kurzen Sätze zu Ende gesprochen, so drang zwischen dem Heulen des Windes hindurch das scharfe und jetzt ganz eigenthümlich klingende Gebell des prächtigen Hundes.

»Hoho!« rief der Alte wieder, »es ist richtig. Er ist nach Süden und – er hat eine Fährte. Bei dem allmächtigen Gott, das ist ein Kerl, den man bewundern muß. Paß auf! Er kommt näher, ich höre es, und er bringt uns eine Kunde. Haha!« –

Wie es kommt, wie es überhaupt möglich ist, daß der Instinkt dieser wunderbaren Hunde im Schnee steckende oder verirrte Wanderer, von denen kein hörbarer Laut herüber dringt, auf stundenweite Entfernung erkennen oder wittern kann, ist allen Naturkundigen ein bisher ungelöstes Räthsel gewesen. Genug, diese fernsehende,

fern fühlende Kraft – wenn wir uns so ausdrücken dürfen – wohnt ihnen inne und unzählige Mal haben sie sie erprobt und durch unwiderlegliche Beweise erhärtet.

Auch hier war das diesmal der Fall, denn nach wenigen Minuten schon kam das laute kurze Gebell Fingal's näher und näher, bis er plötzlich beiden Männern selbst sichtbar ward und, den sein Fell schon bedeckenden Schnee schnell von sich abschüttelnd, sie schweifwedelnd in großen Sätzen umsprang, so merkwürdige und eigenthümlich frohlockende Töne ausstoßend, daß sein Herr nicht mehr daran zweifeln konnte, er habe wirklich in der Ferne in Noth gerathene Menschen wahrgenommen und ihr heutiger Nachtgang werde nicht ohne bedeutsame Folgen sein.

»Gut, gut!« sagte Vater D'Orelli, dem ihm sich anschmiegenden Hund mit seiner Rechten den schon tiefenden Kopf streichelnd, »ich verstehe! Aber wo, Fingal, wo, wo? Such', such'!«

Der Hund hob den Kopf in die Höhe, warf seinen schweren Körper wie einen Kreisel herum und schnoberte mit seinen weit geöffneten Nüstern in der kalten Luft. Dann wandte er sich wieder auf die Fährte zurück, die er eben verlassen und schlug, hoch aufspringend und immer mit halbem Leibe in den noch weichen tiefen Schnee versinkend, den Weg nach Süden ein.

»Vorwärts!« rief nun Vater D'Orelli. »Er hat uns den Weg deutlich genug gewiesen. Es geht nach dem Tremolothal. Hei, hei, es sollte mich nicht wundern, wenn heute

Lawinen gefallen sind und eine ganze Karavane in ihren Trümmern stecken geblieben ist!«

Um dem Leser eine kurze Andeutung der Oertlichkeit zu geben, in welcher diese nächtliche Expedition stattfand, wollen wir hier einschalten, daß der Paßweg vom Gotthardospiz nach der italienischen Seite hin nicht nur steiler bergab als die Schweizerseite, sondern auch durch eine überaus wilde und durch die drohenden Abgründe und steilen Felshänge gefährliche Enge führt. Diese Enge führt im Ganzen den Namen: Bedrettothal und die schwierigste und die meisten Gefahren drohende Stelle heißt das Val Tremolo. Von den dasselbe einschließenden Felswänden stürzen zur Winters- und Frühlingszeit unzählige Lawinen herab, und wehe dem Wanderer, den eine solche hier überrascht, da wegen der Enge des Weges an kein Ausweichen zu denken ist. Nichtsdestoweniger giebt es in diesem Paß keinen anderen Weg von Italien nach der Schweiz und Deutschland und so sind die denselben benutzenden Handwerker und sonstigen Fußreisenden, von denen Tausende das Jahr hindurch ihres Lebensunterhaltes wegen hin und herziehen, sehr häufig den Schrecknissen der einsamen und wilden Natur preisgegeben. Aber auch begüterte Reisende ereilt hier oft kurz vor ihrem Eintritt in das schützende Hospiz ein trauriges Schicksal und nicht nur herabstürzende Lawinen begraben sie im Schnee, sondern der Luftdruck derselben ist allein schon hinreichend, sie in ungemessene Abgründe zu schleudern, oder wenn sie, durch das ruhige und heitere Wetter in der italischen Ebene verlockt,

zur ungünstigen Zeit den Paß durchfahren oder reiten, gerathen sie bei der Fülle des Schnees, der oft vierzig Fuß tief auf ebenem Wege lagert, wobei sie sehr leicht den einzig richtigen Pfad verlieren, in Schneegruben, in denen sie erfrieren und verhungern, wenn ihnen keine Hülfe zu Theil wird.

So sind selbst Karavanen, aus Hunderten von Menschen und Pferden bestehend, in früherer Zeit hier verschüttet worden und elendiglich umgekommen; die regelmäßig fahrenden Posten haben sogar oft beträchtliche Einbußen erlitten und im Jahre 1855 sind am 2. November noch drei Männer von einem unerwartet losbrechenden Schneefeld begraben worden.

Wenn nun schon in den wärmsten Sommermonaten, wo auf ebener Erde und den bewachsenen Höhen Alles grünt und blüht, das Tremolothal in der unbeschreiblichen Zerrissenheit seiner Felsblöcke, seiner Abgründe und Klüfte einen traurigen und wüsten Anblick darbietet, wie mußte es erst im Winter sein, wo Alles und Alles unter dichter, wankender und also trügerischer Schneedecke ruht, noch dazu in der Nacht, wo kein Sternbild hoffnungsvoll am Himmel strahlt, kein warnendes Licht, weder am Firmament noch auf der Erde, dem verlassenen Wanderer leuchtet! Wo der eisige Wind kläglich und erschreckend ringsum heult, den losen Schnee in undurchdringlichen Schichten wirbelnd umherstäubt und dann noch der unbarmherzige Himmel immer neuen Schnee in Gestalt großer Hagelkörner heruntersendet, so daß Alles, was sonst reiner Aether oder wenigstens das

Blut belebende erquickende Luft ist, wie ein dichtes und undurchdringliches Nebelchaos erscheint, zu kalt, um es frei einzuathmen, und zu beängstigend, um alle Sinne beisammenzuhalten? Wahrlich, es nimmt uns nicht Wunder, daß so mancher Reisende auf solcher Wanderung, wenn ihn nie gesehene Gefahren umringen, das Bewußtsein verliert und, mit den rasch schwindenden Kräften den Trieb der Selbsterhaltung einbüßend, sich halb empfindungslos in sein trauriges Schicksal ergiebt, ohnmächtig hinsinkt und das Aergste widerstandslos über sich ergehen läßt.

Gegen alle diese Gefahren waren nun die beiden Männer, die wir auf ihrem gefährlichen Nachtgange begleiten, abgehärtet, wenigstens hatte die Gewohnheit den älteren von ihnen völlig fest und sicher gemacht, und sein jüngerer Gefährte, von ihm zu dem möglichen Widerstande ungeleitet, hatte dergleichen Wege bei Nacht auch schon oft seit seinem längeren Verweilen im Hospiz durchgemacht, so daß auch er, wenn auch mit allen seinen Kräften und Fähigkeiten in Anspruch genommen, sich wacker und ausdauernd erwies, was Vater D'Orelli wußte und weshalb er ihn auch gern auf seinen durch den Dienst oder seinen menschenfreundlichen Sinn ihm gebotenen Wegen an seiner Seite sah.

Nachdem die beiden Männer das schützende Hospiz mit seinen jetzt um so freundlicher blinkenden Lichtfenstern eine Weile hinter sich gelassen und sich bereits an die sie umgebende Dunkelheit gewöhnt hatten, bewegten sie sich, Einer dicht hinter dem Andern schreitend,

auf dem genau bekannten Wege fort, wobei ihnen der wunderbare Instinkt des voraufjagenden Hundes, der alle fünf Minuten zurückkehrte, als wolle er ihnen den Weg weisen oder sie zur Eile antreiben, eine nicht zu unterschätzende Hülfe bot. In der That, es war kein leichter Gang, den sie unternahmen und oft gebrauchten sie eine halbe Stunde zu einer Strecke, die sie im Sommer im mäßigen Schritt in einigen Minuten zurückgelegt hätten. Bei jedem Schritt sanken sie bis über die Kniee, oft noch tiefer in den losen Schnee, der von den Tagesarbeitern nicht so rasch bewältigt werden konnte, als er vom Himmel fiel. Aber an dergleichen Schwierigkeiten gewöhnt, schritten sie ruhig und schweigend weiter und nur wenn der Hund etwas länger als gewöhnlich ausblieb, blieben sie eine Weile stehen, um seine Rückkehr zu erwarten und sich so zu vergewissern, daß sie auf richtigem Wege seien. So geschah es, daß sie den Pfad inmitten der schmalen Fahrstraße, ohne ein einziges Mal zu irren oder zu schwanken, beibehielten, und an den zu ihren Seiten in besonderen Gestaltungen auftauchenden Felshöhen oder an einem tief zur Linken gähnenden Abgrunde erkannte Vater D'Orelli rasch und unzweifelhaft, wo er sich im Augenblicke befand. Auf diese Weise kamen sie allmählig vorwärts, ohne bis jetzt ein Wort gewechselt zu haben und nur bisweilen, wie auf gemeinsamen Antrieb, ruhten sie einige Minuten, um sich zu verschlafen oder auf den donnernden Fall einer Lawine zu lauschen, die, nicht weit von ihnen entfernt, von gewaltiger Höhe in die Tiefe rollte und stäubte. Die augenblicklich herrschende

Kälte spürten sie dabei nicht, im Gegentheil, bald rann ihnen der Schweiß von den Gliedern und der junge Mann mußte oft sein seidenes Tuch aus der Tasche ziehen, um Stirn und Wangen zu trocknen und die thränenden Augen wieder klar und hellsehend zu machen.

Fingal, immer lustig und wohlgemuth voran, er-muthigte sie dabei mit seinem freudigen Gebell. Je weiter sie verrückten, um so häufiger kam er zu ihnen herangesprungen und, nachdem er sich den Schnee aus dem Fell geschüttelt, umkreiste er sie mit einer Art thierischen Jauchzens, als wolle er ihnen seine Freude ausdrücken, daß sie ihm so rüstig folgten und mit ihm ein schönes und edles Ziel erstrebten. Von Zeit zu Zeit aber, wenn die Männer einen Augenblick rasteten, blieb das kluge Thier mitten auf dem Wege vor ihnen stehen und stieß ein weithin gellendes Geheul aus, als ob es wisse oder wolle, daß es in der Ferne gehört werde, daß den etwai-gen Bedrängten die Hilfe nahe, und jedesmal, wenn das geschah, stieß Vater D'Orelli, aus Freude über seinen klugen Hund, einen kurzen Beifallsruf aus, der dem Thiere nicht entging und es bald zu neuem Vorwärtsdringen anspornte.

Die beiden Wanderer mochten etwa eine gute Stunde unterwegs sein, als sie an eine Biegung des Weges gelangten, von wo derselbe steiler als vorher bergab führte. Hier standen sie eine Weile still, um zu ruhen und dabei drehten sie sich um, denn der Wind blies ihnen hier schärfer denn je entgegen und fuhr in heulenden Stößen durch den gerade an dieser Stelle äußerst schmalen Paß.

»Es wird immer ärger,« sagte da der junge Mann zu Vater d'Orelli – »willst Du noch viel weiter gehen?«

»Ich weiß es noch nicht,« erwiderte der Alte nach einigem Besinnen und dabei tief Athem holend, »und es soll das heute allein auf Fingal ankommen. Aber was ist das? Hat sich der Wind mit den letzten Stößen erschöpft oder irre ich mich, wenn ich glaube, die Luft sei mit einem Mal viel stiller geworden?«

Der junge Mann kehrte sein Gesicht wieder dem südlichen Thale zu und nahm dabei einen Augenblick seinen Schleier vom Gesicht. Als bald aber nickte er und schaute sich halb verwundert in der nächsten Nähe um, wobei er die Augen zu dem immer noch düstern Himmel erhob.

»Nein, Du irrst Dich nicht,« sagte er mit einem hörbar freudigen Stimmklang. »Nicht allein der Wind hat zu blasen aufgehört, auch die Schneeflocken fallen weniger dicht. Sieh doch, es wird ja Alles ganz durchsichtig um uns her.«

Jetzt schlug auch Vater d'Orelli seinen Schleier zurück und hielt schweigend eine genauere Umschau. Zur Rechten hatten die beiden nächtlichen Wanderer einen himmelhohen Felsrücken, der nur bis zur halben Höhe, wo sein Absturz weniger senkrecht, mit einer dichten Schneelage bedeckt war; darüber hinaus ragte kahl und nackt eine grauschwarze Fluh auf, die schon bei hellem Tage den schmalen Weg arg beschatten mußte, jetzt aber wie ein schwarzes ungeheures Gespenst erschien, dessen Aussehen ein wahrhaft drohendes und beängstigendes war. Vor der mit Schnee bedeckten Wand breitete sich

ein tiefer Schlund aus, der, zwar mit Schnee gefüllt, doch den guten Augen der beiden Männer die Tiefe erkennen ließ, die vor ihnen gähnte. Als sie Beide in den Schlund hinabsahen, hellte sich die Atmosphäre wirklich merklich auf und der bisher so dicht fallende Schnee senkte sich in diesem Augenblick nur langsam und leicht auf die starre Erde herab.

»Aha!« rief der bedächtige Alte, »es ist wahr, was Du sagst – aber wo ist der Hund?«

Kaum hatte er die Frage gethan, so schallte aus nicht allzu großer Ferne das Gebell Fingal's herüber und da der Schnee nicht mehr so mächtig die Luft erfüllte, klang es viel klarer und vernehmbar freudiger zu ihnen herauf.

»Er ist unten in der Tiefe!« sagte, laut aufathmend der Alte, »komm, laß uns ihm folgen, es wird uns bald klar werden, was jetzt noch dunkel ist.«

Die Schleier von den Gesichtern ganz entfernend, traten die Männer wieder ihren beschwerlichen Gang an, aber sie hatten noch keine fünfzig Schritte zurückgelegt, so schallte ganz aus der Nähe das Gebell zu ihnen heran und zwar mit einem so freudigen und lebhaften Ausdruck, daß Vater d'Orelli einen lauten und dasselbe beantwortenden Jauchzer ausstieß, dessen Echo die Felsen dumpf zurückgaben, an deren Fuß sie eben thalwärts schritten.

»Da giebt es wirklich etwas Lebendiges!« rief jetzt der Alte, rüstiger noch als vorher sich durch den tiefen Schnee arbeitend. »Vorwärts, vorwärts, mein Junge, wir dürfen uns jetzt nicht säumig finden lassen; von einer

Minute mehr oder weniger hat schon oft ein Menschenleben abgehangen. Ha, jetzt glaube ich wahrhaftig, daß wir heute so glücklich sind, Etwas heimzubringen, was sich schon rettungslos verloren gegeben hat.«

Der junge Mann nickte freudig beistimmend und gab sich alle Mühe, dem mühselig voranwatenden alten Herrn, der, seinem Ziele so nahe, jetzt alle seine Kräfte verdoppelt fühlte, dicht auf dem Fuße zu folgen, indem er sicher und geschickt immer in die Löcher trat, die dessen Schenkel zurückgelassen hatten

Plötzlich stand der Alte mit laut keuchender Brust still und auch sein Nachfolger blieb, mit beiden Ohren lauschend, von denen man die hindernden Tuchklappen schon längst entfernt, dicht hinter ihm stehen.

»Ich höre den Fingal nicht mehr,« rief er dann. »Wo mag er stecken?«

In der lautlosen Stille, die auf diese Frage folgte, machte sich deutlich an Stelle der ausbleibenden Stimme Fingal's ein anderer, in dieser Einöde lange nicht gehörter Ton vernehmbar. Wie aus nicht allzu weiter Ferne, jedoch immer noch durch die dicke trübe Luft gedämpft, klang es wie Schellengeläut, als ob bis auf den Tod ermüdete Pferde lässig ihre Halsglocken schüttelten; gleich darauf aber war es wieder still und der an der hohen Felswand sich brechende Wind fuhr seufzerartig den engen Hohlpaß hinauf.

»Aha!« rief Vater D'Orelli, »da haben wir sie. Sie stecken im Schnee, halb vergraben – ich kenne das leidige Gebimmel, das wie Grabgeläute klingt. Vorwärts, Junge, vorwärts, sie können nicht weit von uns sein.«

Fast in demselben Augenblick hörten sie wieder ein heiseres Gekläff von Seiten Fingal's und gleich darauf arbeitete sich das edle Thier zu seinem Herrn heran und gab durch lustige Sprünge und freudige unartikulierte Laute den Triumph zu erkennen, den auch er in diesem bedeutungsvollen Augenblick empfinden mochte.

»Haha, alter Schelm!« begrüßte der Pfarrer seinen Hund, indem er sich liebkosend zu ihm niederbückte, »ja, ja, ich verstehe Dich, Du hast sie! Brav, brav von Dir! Aber nun komm und zeig' uns, wo sie verborgen sind.«

Der Hund sprang, in kurzen Stößen bellend, voran und die Männer folgten ihm hurtig, während Vater D'Orelli schon seine Blendlaterne hervorzog und die das Licht derselben verschließende Kapsel lüften.

Da dauerte es denn auch nicht lange und sie hatten ein seltsam ergreifendes und düsteres Bild vor sich, wie es Vater D'Orelli in seiner wüsten Heimat wohl schon oft, sein junger Begleiter aber noch nie erblickt hatte, so daß er in den ersten Minuten sprachlos, tief erschüttert stand und, seine eigene Hilfsleistung vergessend, nur den Geistlichen wirken ließ.

Das zunächst zu beschreibende Schauspiel trug sich in der Nähe und zwar an einer breiten Spalte der zur rechten Seite des Weges sich erhebenden Schneewand zu. In der Tiefe dieser Spalte oder dieses Schlundes mochte zur

wärmsten Sommerzeit ein wildes Bergwasser rauschen, jetzt jedoch sah und hörte man nichts davon. Alles ringsum war erstarrt und fest gefroren und nur der eben gefallene, noch lose liegende Schnee verdeckte trügerisch die tief unten lauernde Gefahr.

In der Nähe ringsum war keine der vorsorglich gesteckten Stangen, welche die Richtung des Weges bezeichneten, bei der nächtlichen Dunkelheit zu sehen; eben so waren die hier aufgestellten Prellsteine tief unter dem Schnee verborgen, der, in einiger Tiefe vom Frost gefesselt, eine haltbare Decke darbieten mochte, oben aber nur eine etwa zwei Fuß tiefe lose Schicht bildete, während der gerade hier gewaltig um die Felsecken sausende Wind die zuletzt frisch gefallenen Flocken in noch tiefere Abgründe getragen hatte. Hier auf dieser verhängnißvollen Stelle sahen und erfaßten die Rettenden sofort Alles, was vor der Hand mit Augen zu sehen und aus der gefährlichen Lage der Verschneiten zu erfassen war. Es waren zwei Pferde und zwei Männer, die in diese üble Lage gerathen waren und die man erst nach genauerem Hinblick von einander unterscheiden konnte, da sie unter der dicken Schneehülle, die sie schon halb begrub, weniger lebenden Wesen, als todten Steinbildern glichen, wie man sie etwa bei uns im Winter auf Kirchhöfen sieht, wenn sie unter fußdicken Schneemänteln begraben sind. Das eine Pferd, welches mit den Vorderfüßen einen Fuß tiefer stand, weil es bereits auf die Schneebrücke des gähnenden Abgrundes gerathen war, trug noch auf seinem

Rücken einen ganz unter seinen Hüllen verschwindenden Menschen. Durch seinen Instinkt vielleicht belehrt, daß ein einziger Schritt vorwärts es in's Verderben stürze, stand es stumpf und steif und nur bisweilen unwillkürlich erzitternd und stöhnend in der ihm so unbequemen Lage, sich so seinem Schicksal ergebend, da es vielleicht auch nicht mehr die Kraft besaß, sich ohne Hülfe wieder auf den festeren Boden der Straße zurückzuschellen. Der Mensch auf seinem Rücken regte sich nicht. Halb ohnmächtig vor Kälte, kauerte er apathisch unter seiner Schneelast und er wäre gewiß aus dem Sattel gesunken, wenn der ihn fest umgebende Schnee ihn nicht in seiner Lage erhalten hätte.

Das andere Pferd dagegen, zwei Schritte von jenem entfernt, war bis zum Leibe im Schnee versunken und, vielleicht von störrischer Natur, rückte und rührte es sich nicht, weder der Zurufe noch der Peitschenhiebe achtend, mit denen es sein Reiter antrieb, der schon längst abgestiegen war und sich vergeblich bemühte, aus der unliebsamen Lage, in die man gerathen, die ihm gehörigen zwei Thiere und den Mann zu erretten, der sich in dem milden Thale Italiens seiner Leitung anvertraut hatte.

Ehe nun Vater D'Orelli und sein Begleiter sich der Gruppe ganz genähert und einen kundigen Blick darüber geworfen hatten, war Fingal schon wieder zwischen den beiden Pferden, umkreiste sie freudig bellend, als wolle er ihnen dadurch Muth und Hoffnung auf Errettung einflößen, und dann sprang er sanft und vorsichtig nach

dem im Sattel sitzenden Menschen empor, gleichsam um seine Herren darauf aufmerksam zu machen, daß dieser hülflose Mensch am meisten ihres Beistandes und ihrer Aufmerksamkeit bedürfe.

Da aber traten die Hülfebringenden schon dicht heran und das Licht ihrer ganz geöffneten Laternen fiel strahlend auf die halb im Schnee Begrabenen. Gleich auf den ersten Blick hatte Vater D'Orelli in dem aus dem Sattel gestiegenen Mann einen Pferdeführer aus Airolo erkannt und nun wußte er schon, was geschehen war.

»Anselmo!« rief der Pfarrer vom St. Gotthard, »Ihr seid's? O, o, Ihr armer Mann!«

»Ja, ja, Ehrwürden, ich bin's!« sagte matt und kaum hörbar der Italiener, während er noch immer, ohne sich zu regen, seine Lage im Schnee behauptete. »Die heilige Jungfrau sei gelobt, daß der Hund zur rechten Zeit bellte und wir seine Stimme vernahmen. Wir waren schon ganz muthlos und schwach geworden und die vermaledeiten Bestien wollten oder konnten uns nicht wieder auf die Straße bringen, von der wir ein Stück weit abgekommen sind, wie ich jetzt wohl sehe.«

»Oho,« nahm Vater D'Orelli rasch das Wort, »verfluchet Eure armen Thiere nicht. Sie haben gewiß wie immer ihre Schuldigkeit gethan und wie Euch haben ihre Kräfte ihnen den Dienst versagt. Ihr hättet lieber bei diesem Unwetter nicht von Airolo weggehen sollen – die Schuld trifft Euch mehr als sie.«

»Teufel, Herr, wollte ich denn von Airolo fort? Ich mußte ja doch – das werde ich Euch nachher erzählen.

Für's Erste sieht nur nach dem alten Herrn da – er ist seltsam still geworden und schläft vielleicht schon. Ist das Hospiz weit von hier?«

»Eine gute Stunde!« erwiderte der jüngere Hospizbewohner, während der ältere sich schon dem im Sattel sitzenden Reisenden genähert hatte und sich um ihn zu schaffen machte. Auf den ersten Blick aber sah er ein, daß in der Stellung, wie sie das erstarrte Pferd noch immer einnahm, nichts zu thun sei, und so rief er seinen Begleiter herbei und erklärte ihm rasch, daß das Pferd auf die Höhe des Weges zurückgebracht und daß zu diesem Behufe der erstarrte Reiter erst vorsichtig abgehoben und auf den Schnee gelegt werden müsse.

»Rasch, Werner, rasch!« rief er. »Jetzt zeige Deine jugendliche Kraft. Angefaßt! So, jetzt haben wir ihn sicher und nun Eins – Zwei – Drei – hinauf mit ihm!«

Während er noch sprach, war das erste Werk schon vollbracht und der ganz starre oder halb ohnmächtige Reisende an eine sichere Stelle der Straße gelegt, wo nun Fingal sogleich herbeikam und mit seiner warmen Zunge das Gesicht des Verunglückten beleckte, das der umsichtige Vater D'Orelli sogleich von der darüber gezogenen Mantelkapuze befreit hatte, nachdem er und der junge Mann ihre Laternen dem Italiener zum Halten und Leuchten gegeben hatten.

Als das halb versunkene Pferd sich von seiner Last befreit fühlte, athmete es tief auf und schüttelte sich, wobei es einen dankbaren Blick auf die beiden Männer warf,

die es nun durch freundlich ermunternde Worte zu veranlassen suchten, rückwärts zu gehen und so ebenfalls die Straße wieder zu gewinnen. Mit vieler Mühe gelang dies auch endlich und während nun der junge Mann und der italienische Führer auch das plötzlich fügsame zweite Pferd aus seinen Schneebanden lösten und dicht an seinen leise aufwiehernden Gefährten heraufführten, eilte Vater D'Orelli wieder zu dem still auf dem Schnee liegenden Reisenden, öffnete mit einiger Mühe seinen festgeknöpften Mantel und ließ die frische Nachtluft sein gedunsenes rothes Gesicht überströmen, während er zugleich den Schnee von ihm abschüttelte, der dick und fest auf allen seinen Körpertheilen lag.

»Ja, ja, Herr,« rief da der Italiener herüber, »machen Sie es mit dem Mann nur recht rasch und geschickt. Der alte Herr ist stark mitgenommen. Er ist es nicht gewohnt, bei solchem Wetter und in solcher Nacht über die schneigen Berge zu reiten, obgleich er so dicht an ihrem Fuße wohnt.«

Unterdessen war es dem werkthätigen und ungemein rührig verfahrenen Vater D'Orelli schon gelungen, die zu eng und festschließenden Hüllen von dem Kopf und der Brust des Verunglückten zu entfernen und rasch hatte er sein Ohr seinem Munde genähert, um auf seinen Athem zu lauschen, und die Hand auf das Herz gelegt, das er glücklicher Weise noch kräftig schlagen fühlte.

»Es ist Alles gut,« sagte er dann, freudig aufathmend – »nun, nun, Fingal, Du hast Deine Schuldigkeit gethan, jetzt steh ab von dem Mann und laß mich allein mit ihm

schaffen. Heda, Anselmo, leuchte einmal näher heran, ich will mir sein Gesicht etwas genauer betrachten.«

Der Hund gehorchte sogleich und ließ von dem Lecken des Gesichts des Liegenden ab, während sein Herr sich niederkniete und einen Augenblick wartete, bis der Italiener mit den Laternen herangekommen war und den vereinigten Strahl ihrer Lichter scharf auf den Liegenden fallen ließ.

Eine Weile schaute Vater D'Orelli aufmerksam in das von grauen nassen Haaren umflossene, dunkelgeröthete und von kaltem Schweiß triefende Gesicht des Kranken; plötzlich aber fuhr er zurück, warf einen raschen Blick auf seinen Begleiter und wandte sich dann wieder mit dem Ausdruck des Staunens und des tiefsten Bedauerns zu seinem Patienten, der schon sein blaues Auge aufgeschlagen hatte und seinen Rettern matt dankend zunickte.

»*Mater dolorosa!*« rief da der Pfarrer laut und schmerzlich aus. »Seh ich recht, täusche ich mich nicht? Sind Sie es wirklich, Herr Irminger? O mein Gott, Mann, wie kommen Sie in diese verzweifelte Lage und warum sind Sie nicht mit der Post nach Luzern zurückgefahren?«

Der Kranke, der sich sichtlich erholte und freudig bewegt schien, nickte verständlich, der italienische Führer aber, sich bald zu dem knieenden Pfarrer, bald zu dessen Begleiter wendend, sagte:

»Ja, ja, Sie haben Recht. Herr Irminger aus Luzern ist es, meine Herren. Wie wir in diese Noth gerathen sind, wird er Ihnen wohl nachher erzählen; ich will Ihnen jetzt

nur sagen, daß ich selbst nicht recht mit ihm die Reise antreten wollte, aber der Herr bestand darauf und sagte, er habe durchaus keine Zeit, und da er mir den doppelten Preis bot, ließ ich mich bereden und so ritten wir fröhlich ab. Das geschah um neun Uhr Morgens und schon um zehn Uhr erreichten wir den ersten Schnee. Seitdem kam das Unwetter herauf und der Schneefall und so haben wir uns Alle von heute Morgen an, nachdem wir stundenlang unter den Schirmdächern verweilt und vergeblich auf besseres Wetter gewartet, müde gearbeitet und kamen doch nicht weiter als bis hierher, da unsere und der Pferde Kräfte uns nicht weiter zu schaffen vermochten.«

Nach diesen rasch gesprochenen Worten, denen Vater D'Orelli nur ein halbes Ohr schenkte, während er mit um so größerer Aufmerksamkeit sich dem Leidenden widmete, wandte er sich ganz wieder zu ihm hin und sagte mit einer Stimme, in der das Mitleid sich mit einer rührenden Innigkeit verband.

»O, o, das ist ja Alles sehr, sehr übel. Aber wie, mein guter Herr Irminger, sind Sie wohl im Stande, einen Tropfen stärkenden Weines zu schlucken? Das würde Ihnen gut thun und wir könnten um so rascher unsern Weg nach dem nicht fernen Hospiz fortsetzen, wo wir Sie bald ganz herstellen werden.«

Der Kranke richtete sich ein wenig auf, nickte dankbar und streckte schon mit einer matten Bewegung die Hand aus, als sei er bereit, die ihm so freundlich gebotene Gabe zu empfangen.

»Fingal! Komm her, mein treues Thier! Werner! Rasch! Mache sie los und gieb sie mir!«

Der junge Mann befolgte auf der Stelle den Befehl des Geistlichen und der gehorsam herankommende Hund, als wisse er, um was es sich handele, stand unbeweglich im tiefen Schnee und ließ sich die blecherne Flasche und das Beutelchen mit Brod abnehmen.

»Behalte das Brod und gieb es den armen Pferden mit etwas Kirschwasser befruchtet, mein Sohn!« fuhr der Geistliche eifrig fort, und während sich der junge Mann dem verständigen Auftrag unterzog, hielt Jener die Flasche dem Leidenden an den Mund und ließ ihn vorsichtig erst einige Tropfen, dann mehr und mehr davon genießen.

Die Wirkung davon blieb nicht aus; der Leidende gelangte, in der Hoffnung, bald unter Dach und Fach geborgen zu sein, zum völligen Bewußtsein und in kurzer Zeit konnte man daran denken, die Heimkehr anzutreten, um das im Freien kaum begonnene menschenfreundliche Werk im Schutz des Hospizes ganz zu vollenden.

Die Vorbereitungen dazu wurden eben so schnell wie geschickt getroffen; Herr Irminger war sehr bald wieder in seinen warmen Mantel gehüllt und wurde sorgsam von kräftigen Armen auf sein Pferd gehoben, an welches jetzt nicht nur Vater D'Orelli und sein Begleiter, sondern auch der zur Einsicht des Besseren gelangte italienische Führer angemessene Liebkosungen richteten.

»So recht,« sagte der Geistliche. »Diese edlen Thiere haben ein eben so feines Ehrgefühl wie die Menschen. Stock und Peitsche helfen bisweilen, aber in Lagen, wie die gegenwärtige ist, sind sie übel angebracht. Schmeichle ihnen und ermuthige sie durch Deine Stimme, das weckt ihre Lust und Kraft und sie zeigen sich tüchtig wie immer.«

Wenn nun auch Alle vergnügt und froh waren, daß der erste Theil des nächtlichen Abenteuers so glücklich vollbracht war, so zeigte doch am lautesten und unverkennbarsten seine Freude der unermüdliche Fingal. Frohlockendes Gebell ausstoßend, als er Alles sich zum Aufbruch rüsten sah, sprang er den willig gewordenen Pferden voran, umkreiste in ungeheuren Sprüngen die ganze Gesellschaft, als wolle er sich wiederholt überzeugen, daß Alle beisammen seien, und trottete dann, bald vor, bald wieder zurücklaufend, den Berg hinauf, den Folgenden auf diese Weise den richtigen Weg andeutend, wenn er den Führern der kleinen Karavane nicht genügend bekannt gewesen wäre.

Der Zug hatte sich nun bald auf folgende Weise geordnet. Voran ging der heulende und den im Hospiz Zurückgebliebenen schon aus weiter Ferne die glückliche Rückkehr anzeigende Fingal. Ihm folgte zunächst der mit dem Namen ›Werner‹ bezeichnete junge Mann, der jetzt seine Laterne helleuchtend am Gürtel trug, um den hinter ihm Gehenden den nächtlichen Marsch etwas weniger düster und hoffnungslos erscheinen zu lassen. Als dann kam das Pferd mit dem Kranken, an dessen Seiten

Vater D'Orelli und der italienische Führer im Schnee waten, bald das ermüdete Pferd mit freundlichen Worten antreibend, bald den erstarrten Reisenden mit kräftigen Armen stützend. Das leere Pferd endlich ging führerlos seinem voranschreitenden Gefährten nach, weil ihm sein Instinkt sagen mochte, daß nun bald alle Mühseligkeiten überstanden und es im warmen Stall geborgen sein würde.

In einer Beziehung war dieser Rückmarsch leichter zu bewerkstelligen als der Hingang, in einer anderen aber bei Weitem beschwerlicher. Denn der Wind, der sich wieder erhoben hatte und abermals ein heftiges Schneegestöber mit sich führte, traf die kleine Karavane im Rücken, so daß Allen das Athemen leichter wurde und sie sich freier nach allen Seiten bewegen konnten; dagegen führte der Weg jetzt meist steil bergan und im Ganzen ging die Reise mit dem stark angegriffenen Pferde des Reiters äußerst langsam von Statten. Indessen beehrte und belebte Alle die Freude und die Hoffnung, nun bald der grausigen Winternacht und ihren Schrecknissen entronnen zu sein, und so zog man still und nur dann und wann einen kurzen Halt machend, um die keuchenden Pferde sich verschnaufen zu lassen, vorwärts. Gesprochen wurde auf diesem Wege sehr wenig, denn die Anstrengung war für Alle gleich groß. Fast Keiner aber hörte noch auf den stürmisch blasenden Wind und auf den Donner der im Rücken fallenden Lawinen, Alle hatten nur die Augen nach vorn gerichtet und lauschten oft mit angehaltenem Athem in die Ferne, ob sie nichts

bald den Schimmer der erleuchteten Fenster des gastlichen Hospizes wahrnehmen könnten. Jedoch dauerte es noch ziemlich lange, bis man in die Nähe desselben kam und erst etwa umn Mitternacht, also nach drei guten Stunden, seitdem die beiden muthigen Männer das Hospiz verlassen, tauchte der erste Glanz eines erleuchteten Fensters in der Ferne auf.

Auch diesmal schien Fingal der Erste zu sein, der den heimischen Lichtstrahl entdeckte; denn als man die letzte Biegung des Weges erreicht hatte und das stille Gebäude unter seiner Schneelast nun vor den Geborgenen lag, sprang er in langen Sätzen voraus, schlug ein ganz eigenthümlich klingendes scharfes Gekläff an und zeigte dadurch den im Hause Harrenden an, daß er und seine Herren von dem nächtlichen Ausflug zurückgekommen seien und daß man erscheinen und die nun noch nöthige Hülfe sofort leisten möge.

Er hatte die Ankunft des Zuges nicht vergeblich gemeldet. Derselbe war noch über hundert Schritte weit vom Hospiz entfernt, da öffnete sich schon die Hausthür und, mit Laternen und einer Bahre versehen, traten einige Knechte und die alte Magd heraus, mit strahlenden Gesichtern und pochenden Herzen, um, wie es ihre liebgewonnene Pflicht war, ihrem Herrn beizustehen und auch ihrerseits dazu beizutragen, den Verunglückten die nöthige Hülfe zu bringen.

Matt wiehernd und die Köpfe tief vor sich hin senkend, langten endlich die hart mitgenommenen Pferde vor der Thür des Hospizes an. Und während nun die heimischen

Knechte mit frischen Armen den Kranken auf die Bahre legten, um ihn in das dazu bestimmte Zimmer zu tragen, wich Fingal keinen Augenblick von der Seite desselben. Tiefend vom rasch schmelzenden Schnee, hielt er die frommen guten Augen liebevoll auf den Leidenden gerichtet, und schon lange nachdem man im Zimmer angekommen, stand oder lag er dicht neben dem noch immer Schwachen, jede seiner Bewegungen beobachtend, als müsse er sich überzeugen, daß ihm sein Recht geschעה, und als wolle auch er die Freude haben, ihn dem Leben und dessen Genüssen wiedergegeben zu sehen.

Der Letzte aber, der unter das schützende Dach trat, war Vater D'Orelli. Er wußte, daß sein junger Begleiter den Leidenden in seine Obhut genommen und daß oben in dem dazu eingerichteten Gemach sogleich die nöthigen Hülfleistungen vorgenommen werden würden; so erfüllte er noch vor der Thür eine andere Pflicht, trug einem verständigen Knechte die Wartung der steifen und ermüdeten Pferde auf, gab dem Führer derselben Anweisung, wo er Stärkung und Ruhe finden werde, und dann erst schritt er den Voreingegangenen nach, um auch im Hause seine zweite Pflicht zu erfüllen, wie er draußen in stürmischer Winternacht seine erste erfüllt hatte.

Als der alte Mann, erst jetzt einige Ermüdung in seinen steifen Gliedern fühlend, die Treppe nach seinem Zimmer hinaufstieg, um erst seine überflüssige Bekleidung abzuwerfen, bevor er sich zu dem Kranken verfügte, schwoll ihm unwillkürlich das Herz von einer selten gefühlten Freude auf. Lange nicht hatte er eine ihm so

wichtig erscheinende Rettung vollbracht wie an diesem Abend, und wenn er auch nicht wußte, warum ihm gerade diese Rettung so wichtig erschien, so durchbebte doch eine unbestimmte Ahnung sein mildes Herz und er vergaß seine eigene Ermüdung, seinen Hunger und Durst, um zuerst einem Anderen die nothwendige Stärkung zu reichen und ihn zum vollen Gebrauch seiner Lebenskräfte zurückzuführen.

Das, ja, das war des guten Vaters D'Orelli, des Pfarrers auf dem St. Gotthards-Hospiz, Gottesdienst. O, wollten doch die Menschen im großen getümmelreichen Leben öfter begreifen, daß der wahrhafte *Menschen*dienst, das heißt der, den man den leidenden Menschen leistet, erst recht der wahrhaftige *Gottes*dienst ist! Zu predigen, Buße zu lehren, für den ›Glauben‹ und die ›Kirche‹ zu eifern, die Sünden der Menschen anzuklagen und mit dem einstigen Gottesgericht zu drohen, gab es in dieser abgelegenen Wüste, in diesem erstarrten und einsamen Erdenwinkel sehr wenig Gelegenheit, um so häufiger aber, zu handeln und wirklich Gutes zu thun, wie Vater D'Orelli in dieser bedeutungsvollen Nacht es mit freudiger Seele und so gutem Willen gethan, daß er, wenn noch einmal eine ähnliche Forderung an ihn herangetreten wäre, auf der Stelle dazu bereit gewesen sein würde, selbst wenn er gewußt, daß sein eigenes Leben dem Graus und Schrecken der wilden Elemente hätte zur Beute fallen können.

ZWEITES CAPITEL. DER GERETTETE REISENDE.

Als Vater D'Orelli nach wenigen Minuten in seiner gewöhnlichen Hauskleidung in das zur ersten Aufnahme aufgefundener erstarrter Reisenden bestimmte Zimmer trat, fand er Werner und einen wohlgeschulten Knecht ämsig beschäftigt, dem Patienten die zuerst nothwendigen Dienste zu leisten. Nachdem sie ihm Mantel und Rock abgezogen und ihm eine wollene Decke um die Schultern geschlagen, führten sie ihn, mit sicheren Händen ihn stützend, langsam im ungeheizten Zimmer auf und ab, damit das in Stockung gerathene Blut wieder in freiere Circulation gelange. Während dieser Zeit ließen sie ihn dann und wann einen Schluck heißen und versüßten Rothweins genießen, den die alte Magd ohne besonderes Geheiß sogleich in die Stube gebracht hatte.

Fingal hatte sich, während Solches geschah, in der Ecke am Ofen niedergelassen, um den Gehenden nicht im Wege zu sein; die Augen aber hielt er aufmerksam auf das Gesicht des Kranken gerichtet, als nehme er ein Interesse daran und habe ein Verständniß von der Veränderung, die sich bereits auf demselben allmählig zu zeigen begann.

Der Fremde, obgleich er sich bis jetzt noch nicht in seiner vortheilhaftesten Gestalt und seinem natürlichen Gesichtsausdruck zeigte, war ein Mann von etwa sechs-
zig Jahren, von kleiner Figur und ziemlich entwickelten Leibesverhältnissen, wie sie ein Mensch hat, der die Mittel besitzt, sich gut zu nähren und zugleich an leiblichen

Genüssen sein bescheidenes Behagen findet. Sein Kopf war mit kurzen grauen Haaren bedeckt, die aber hinreichend üppig den ganzen Schädel einfaßten und schon jetzt in ihrem nassen Zustande die Neigung zur Lockenbildung verriethen. Sein ganz glatt geschorenes Gesicht, obwohl für den Augenblick noch etwas gedunsen und geröthet, mochte im natürlichen Zustande blühend erscheinen, die einzelnen Züge aber waren fein gebildet und verkündeten geistige Regsamkeit und eine stark ausgeprägte Intelligenz, mit einer Freundlichkeit des Ausdrucks und einer heiteren Gutmüthigkeit gepaart, die nie verfehlen, angenehm und belebend auf die mit einem solchen Menschen Verkehrenden zu wirken. Seine großen blauen Augen schauten schon wieder lebhafter als vorher und sattsam befriedigt umher, so daß man jedem seiner Blicke ansah, wie wohl er sich in diesem Augenblick fühle und wie dankbar er den guten Menschen sei, die ihn aus so großer Gefahr gerettet und jetzt sicher geborgen hatten.

Als Vater D'Orelli in's Zimmer trat, begann man eben, dem Fremden die Kleider auszuziehen und Füße und Hände mit frischem, in einer Schüssel auf dem Tisch stehenden Schnee zu reiben, eine Procedur, die dem Leidenden nicht gerade angenehm zu sein schien, da seine Lippen oft lebhaft wie vor Schmerz dabei zuckten.

Als auch das abgemacht war, wurde die Thür des benachbarten geheizten Zimmers geöffnet und alle Anwesenden, auch Fingal, begaben sich in dasselbe. Hier nun

legte man den leicht vor Frost Schauernden in ein warmes Bett, deckte ihn sorgsam mit wollenen Decken zu, so daß nur das Gesicht und die Hände frei blieben und reichte ihm dann leicht verdauliche und kräftige Speisen, wobei Werner den von Vater D'Orelli gefüllten Teller hielt, indem er neben dem Liegenden auf dem Bettrande saß. Dann und wann folgte wieder ein Schluck wohl-schmeckenden Glühweins, und an dem Appetit, mit welchem der alte Herr speiste und an den flüchtig von ihm vorgebrachten dankenden Worten erkannte man, wie behaglich er sich augenblicklich befand und wie rasch er in der erwarteten Genesung fortschritt.

Nachdem der Knecht sich nun entfernt hatte, nahm Vater D'Orelli des jungen Mannes Platz auf dem Bettrande ein und fühlte verschiedene Male nach dem Puls seines Patienten, der sich schon längst wieder zu heben und zu beschleunigen begonnen hatte.

»Na, mein lieber Herr Irminger,« begann nun Vater D'Orelli das Gespräch, »so weit wären wir denn mit Gottes Hülfe gekommen. Es geht Ihnen trefflich, wie mir scheint, nicht wahr?«

»Mein lieber, guter D'Orelli,« erwiderte der Gerettete mit dankbar freudigem Blick und einer Stimme, in deren mildem, wengleich mattem Klang sich das ganze Gefühl des Mannes aussprach, »was soll ich Ihnen sagen? Wie soll ich Ihnen und dem lieben jungen Mann dort danken, daß Sie mich von so schrecklichem Tode errettet und hier so liebevoll geborgen haben und nun noch ferner pflegen

ja, wie soll ich Ihnen danken? Ach, lieber Gott, für den Augenblick weiß ich es nicht.«

Der Geistliche vom St. Gotthards-Hospiz faltete fromm die Hände und schlug unwillkürlich die wohlwollenden Augen zum Himmel auf. »O, mein lieber Herr,« sagte er weich und mit so natürlicher Rührung, daß kein Hauch von Salbung oder Selbstgefühl aus seinen Worten herausklang, »reden Sie doch davon nicht, denn Sie wissen ja, daß wir hier oben nicht an dieser Stelle sitzen und unsere Pflicht üben, um den Dank der Menschen zu empfangen. Nein, wenn Sie so dankbaren Gemüthes sind und überhaupt danken wollen, so danken Sie zunächst Gott, daß er armen und oft selbst hülfsbedürftigen Menschen die Kraft verliehen, ihren Nächsten zu helfen und an ihnen zu thun, was wir auch so eben an Ihnen gethan – denn ihm allein gebührt der Preis und die Ehre und wir gebrechliche Wesen sind einzig und allein willige Werkzeuge in seiner allmächtigen Hand.«

Es entstand eine kurze Pause, während welcher Herr Irminger seine Augen bewundernd auf dem alten Geistlichen ruhen ließ und sie dann zur Seite wandte, wo Werner in bescheidener Entfernung stand und mit gespannter Aufmerksamkeit dem Gespräch der beiden älteren Herren zuhörte, ohne nur durch eine Sylbe seine innere und gewiß sehr lebhaft Theilnahme zu verrathen.

»Ich weiß es,« nahm da der Fremde wieder mit hörbarer Rührung das Wort, »daß Ihr hier oben so sprecht, aber ich weiß auch schon lange von Hörensagen, wie

menschenfreundlich Ihr wirkt und wie schwer Euch in der Schätzung der Menschen der Arme und Unglückliche wiegt. Jetzt aber, o ja, jetzt habe ich aus eigener Anschauung einen Blick in Euer Leben und Thun geworfen, und, bei Gott, Mann! es soll das nicht vergebens geschehen sein!«

Bei diesen Worten drückte er dem Geistlichen wiederholt mit herzlicher Miene die Hand und sah ihm tief und gefühlvoll in die lebenstrahlenden Augen.

Wieder entstand eine Pause, und da der Geistliche das sich auf so natürliche Weise in der eben bezeichneten Richtung begonnene Gespräch nicht fortzusetzen die Neigung haben mochte, so sagte er in einem etwas leichteren Ton:

»Ja, ja! Aber nur Eins noch möchte ich von Ihnen wissen, mein lieber Herr Irminger, und dann müssen wir Sie verlassen, damit Sie sich der Ruhe überliefern, deren Sie jetzt vor allen Dingen bedürfen. Sagen Sie mir also nur ganz kurz, wie konnten Sie, Sie, ein so häufig durch unsere Berge Reisender, in die Lage gerathen, in der wir Sie fanden und warum haben Sie nicht besseres Wetter abgewartet und die Post benutzt, die heute Mittag noch, zwar mit einiger Beschwerde, aber doch glücklich das Hospiz passirt hat?«

Der Fremde lächelte matt und es schien jetzt zum ersten Mal, als ob seine ihm angeborene Lebhaftigkeit und Heiterkeit zum Durchbruch kommen wolle. »Nun,« versetzte er, »ich glaube, es hat so sein sollen und Gott wollte mich auch einmal in eine Lage bringen, wie ich sie

heute vollauf kennen gelernt, um mir das Glück, welches er mir sonst gespendet, so recht zum Bewußtsein kommen zu lassen. Aber die Art und Weise, wie und wodurch ich in das Verderben gerathen, will ich Ihnen rasch mit einigen Worten erzählen. Wichtige Geschäfte riefen mich durchaus persönlich nach Mailand und dahin fuhr ich vor vierzehn Tagen bei schönem klarem Frostwetter und passirte den Gotthard mit der Post, obgleich ich damals nicht das Vergnügen hatte, Sie hier zu sehen, da Sie gerade auswärts waren. Auf dem Rückwege vor einigen Tagen besuchte ich zuerst eine Luzerner Familie, die sich für den Winter wegen des Gesundheitszustandes einer Freundin meiner Tochter am Comer See angesiedelt hat. Von Como ging ich über Lucarno nach Bellinzona und traf gestern Abend in Airolo ein, wo ich die Nacht blieb. Meine Absicht war es nun allerdings, heute Morgen die Post zu benutzen und, wenn ich das gethan, so wäre ich jetzt wohlbehalten in Luzern. Allein in den Sternen war es anders beschlossen. Ich besuchte einen alten Bekannten in Airolo am frühen Morgen, wir geriethen in's Plaudern und ich verspätete mich. Als ich zur Post kam, waren die Wagen schon abgefahren. Das verdroß mich sehr, zumal mich schon seit einigen Tagen eine große Sehnsucht nach meinem eigenen Heerde verzehrt hatte. Da beschloß ich denn, um heute wenigstens nach dem Hospiz oder nach Hospenthal zu kommen, die Reise über den Paß zu Pferde zu machen. War doch das Wetter in Airolo wunderschön und die Sonne schien so hell und freundlich, wie sie dort unten nur im Frühling scheinen kann.

Wer konnte da vermuthen, wie es heute hier oben aus-
sah. Ich hatte auch bald, nachdem ich mein Gepäck zur
Besorgung nach Luzern auf die Post gegeben, ein paar
gute Pferde gefunden und obgleich der Führer derselben
ein etwas bedenkliches Gesicht machte, als er sich zum
Ritt anschicken sollte, so gewann ich ihn, von meinem
Verlangen nach Hause zu kommen getrieben, durch das
Versprechen eines doppelten Lohnes doch, mir zu Willen
zu sein und wir brachen um neun Uhr unter einem war-
men Frühlingshimmel auf. Die Reise ging anfangs prächt-
ig von Statten und wir fingen ganz wohlgemuth an, in
die Höhe zu steigen. Aber da kam bald der Schnee in
gewaltigen Massen und der Himmel verfinsterte sich bei
jedem Schritt mehr und mehr. Mein Führer fing schon an
zu murren, aber ich trieb ihn mit unklugen Schmeichel-
worten vorwärts. Plötzlich begann es zu schneien, der
Föhn erhob sich mit Macht und wir hörten schon aus der
Ferne die Lawinen donnern. Unsere Pferde, als setzten
auch sie nur widerwillig die Reise fort, begannen sehr
langsam zu schreiten und wir kamen kaum merkbar von
der Stelle. Und als nun die Straße durch den massenhaft
aufgehäuften Schnee fast unwegsam wurde und große
Schneelager sich von allen Bergen lösten, suchten wir ein
Unterkommen unter dem nächsten Schirmdach, in der
Hoffnung, daß das Wetter sich bessern und der Himmel
sich lichten würde. Aber es wurde nicht besser und so
trieb der Führer selbst, den Weg nach dem Hospiz so ei-
lig wie möglich fortzusetzen. Mittag war längst vorüber,
denn wir hatten wohl stundenlang unter dem ersten und

dann unter dem zweiten Schirmhaus verweilt. Da, etwa um vier Uhr, hörte der Wind auf zu blasen und auch der Schneefall stockte. Wir schöpften neuen Muth und trieben unsere braven Pferde zu neuen Anstrengungen an, indem ich bei jedem Halt mein Pferd wechselte, denn der Führer ging schon lange zu Fuß neben her. Nun aber kam erst das Schlimme. Die Nacht sank frühzeitig herein und die Pferde, von dem Donner der Lawinen erschreckt, sträubten sich, vorwärts zu gehen, was uns überaus lange aufhielt. Dabei war die Kälte im Wachsen und ich war schon halb erstarrt. Ich fühlte einen drückenden Schmerz in der Brust und vor den Ohren sauste und brauste es mir. Da die üble Lage aber durchgekämpft werden mußte, hielt ich das Ungewohnte mit allem Aufgebot meiner geistigen Kräfte aus. Doch es wurde nun bald ganz Nacht und der Schnee, der Nebel, der Wind wütheten wie toll um uns her. Mir wurde immer schwächer und schwächer zu Muthe und das Denken wurde immer schwerer und schwerer, indem ich in eine Art Erstarrung und Uebermüdung verfiel. Zuletzt verlor ich, wie ich jetzt einsehe, meine Besinnung und so weiß ich auch nicht, wie wir in die schlimme Lage geriethen, aus welcher zu retten Sie und den jungen Mann dort der allmächtige Gott ausgesandt hat. Da haben Sie meine heutige Geschichte und nun – nun bin ich sehr – sehr müde.«

Kaum hatte der Erzählende die letzten Worte nur mit großer Mühe beendet, so fielen ihm die Augen wie unter einem schweren Gewichte zu und eine Minute später war er in jenen festen, unerweckbaren lethargischen

Schlaf versunken, wie er den Menschen überfällt, wenn er nach tagelanger bedrängnißvoller Reise in den kalten Schneebergen endlich zur Ruhe kommt.

Vater D'Orelli blickte freudig und still lächelnd auf den bereits Schlafenden nieder und erhob sich dann von seinem Sitz, dem jungen Mann einen freundlichen Wink gebend. Beide verließen nun mit leisen Schritten das Zimmer und unaufgefordert folgte ihnen eben so leise der schöne Berghund, der bis dahin unbeweglich, aber auf jede Miene der Sprechenden achtsam in seiner Ecke gelegen hatte.

Jetzt endlich erst, etwa um zwei Uhr, war die so wohl verdiente Ruhestunde für Vater D'Orelli und seinen jungen Begleiter gekommen und in der That waren sie derselben eben so wohl wie einer herzerfrischenden Stärkung bedürftig. Schweigend schritten Beide nach ihrem Zimmer, schweigend traten sie in dasselbe ein und augenblicklich wieder fühlten sie sich in dem einfachen Raume heimisch und behaglich, zumal sie die so sehr begehrte Labung vor sich stehen sahen. Bald nach ihrer Rückkehr hatte die aufmerksame Magd wieder die Studirlampe des Geistlichen angezündet, ein Tuch über die Tischplatte gebreitet und eine Flasche feurigen Veltlinerweins, zwei Gläser und Butterbrode mit etwas Fleisch darauf hingestellt.

Vater D'Orelli, vielleicht am meisten des labenden Trankes bedürftig, obwohl er es sich am wenigsten merken ließ, trat sofort an den Tisch und füllte mit dem blutrothen Wein beide Gläser.

»Da, Werner,« sagte er etwas hastig, »komm und trink, Du wirst es nöthig haben wie ich. Es war ein sauer Stück Arbeit, welches wir heute vollbracht, aber angenehm und lohnend war es auch.«

Werner, immer noch schweigsam, wie den ganzen Abend und überhaupt immer, so lange er im Hospiz wohnte, nahm das Glas dankend an und leerte es rasch. Dann aßen beide Männer von den vor ihnen stehenden Speisen und dabei begannen sie sich allmählig zu entkleiden, denn Beide waren todtmüde, wie sich jetzt jeden Augenblick deutlicher herausstellte und sie sehnten sich nach dem warmen Bett. So verfügten sie sich denn sehr bald in ihr kleines Schlafstübchen, setzten sich Jeder ein großes Glas frischen Wassers vor ihr Lager und legten sich, zufrieden mit ihrem Tagewerk, ruhig nieder.

Kaum aber lagen sie und rings um sie her herrschte undurchdringliche Finsterniß, da unterbrach der Jüngere die tiefe Stille, indem er mit seiner sanften melancholischen Stimme sagte:

»Du hast Recht, Onkel, es ist ein wunderbar schönes Gefühl, sich mit dem Gedanken niederzulegen, einigen Menschen das Leben gerettet zu haben und ich begreife recht wohl, wie Du zu dem Entschluß gekommen bist und woher Du die Ausdauer nimmst, Dein ganzes Leben in dieser Einöde zuzubringen. Aber sag', wer ist der Mann, den Du Herr Irminger nanntest, und woher stammt Eure Bekanntschaft? Ich habe Dich nie seinen Namen nennen hören.«

»Dazu lag auch keine Veranlassung vor, mein lieber Junge, und ich habe, weiß Gott! seitdem Du bei mir bist, nicht an ihn gedacht, bis ich ihn heute Abend wieder vor mir sah. Allerdings kenne ich ihn schon lange, wir haben uns oft gesehen und er hat mich hier häufig und ich selbst habe ihn einmal in seiner Wohnung in der Stadt besucht. Er ist ein sehr vermögender Mann und gegenwärtig der alleinige Inhaber des großen Bankhauses ›Irminger, Koch und Compagnie‹ in Luzern. Außerdem aber ist er ein liebenswürdiger Mensch, ein prächtiger Gesellschafter und ein in jeder Beziehung wohlwollender Geschäftsmann, der in seiner Heimat in großem Ansehen steht. Immer heiter und guter Dinge, faßt er das Leben stets von der leichtesten Seite auf und darum sagte er auch heute Abend, Gott habe ihm vielleicht die Prüfung in der heutigen Nacht in guter Absicht auferlegt. Nun ja, das mag wohl sein, aber mir wäre es schmerzlich gewesen, wenn er im Schnee umgekommen wäre, und ich – ich danke meinem Schöpfer so warm und herzlich wie er, daß er *uns* gerade auserwählte, die Werkzeuge seiner Rettung zu sein. Doch nun wollen wir schlafen, mein Junge. Habe Dank für Deine Begleitung. Den schönsten Lohn für solches Thun findet man stets in sich selbst. Gute Nacht!«

»Gute Nacht!« flüsterte Werner, schon halb im Schlaf und wenige Minuten nur vergingen, da waren sie fest eingeschlummert und sie erwachten nicht eher, als bis es schon längst wieder Tag geworden war. In der That, die beiden braven Menschen mußten sehr ermüdet sein, daß

sie in einer Nacht, wie die heutige war, so süß und ununterbrochen schlafen konnten. Denn ein Schneesturm, von heulendem Winde begleitet, wie er diese Nacht durch den Gotthardspäß wüthete; war hier oben sogar eine Seltenheit. In rasch aufeinander folgenden Stößen sauste der wilde Föhn durch die engen Felsschluchten und im ganzen Winter war noch nie eine solche Menge Schnee gefallen. Wohl allen Denen, die in dieser grausigen Nacht im Hospiz warm gebettet lagen, denn auch in dem alten Gebäude hatte Vater Lombardi Gesellschaft erhalten. Er und seine Knechte und Hunde hatten auf dem Wege zwischen dem Urserenthal und dem Hospiz zwei italienische Glasergesellen, einen Hausirer und zwei Maulthiertreiber, mit Waaren beladen, im Schnee aufgefunden und glücklich unter Dach und Fach gebracht. Dort wie hier war man rasch an die Arbeit gegangen und alle vom Frost Erstarren waren dem Leben wiedergegeben worden.

Alle aber, Retter wie Gerettete, schliefen fest und ruhig in dieser Winternacht und nur dann und wann hörte man aus dem benachbarten Gehöft das dumpfe Gebell eines wachsamen Hundes herüber schallen, den der heulende Wind nicht schlafen ließ und der sich vielleicht grämte, daß er nicht so glücklich gewesen, wie seine Gefährten, auch mit auf der Menschenjagd gewesen zu sein und Theil an dem Ruhm zu haben, der jenen zugefallen war.

Allein auch die grausigste Nacht nimmt einmal ein Ende und so kam auch den stillen Bewohnern des Hospizes der neue Morgen heran, der Vielen von ihnen wieder neue Mühen und Sorgen bringen sollte.

Als Vater D'Orelli um acht Uhr Morgens erwachte, blickte er sogleich nach dem Bette des jungen Mannes hin, aber zu seiner Verwunderung fand er es schon leer. Sein zweiter Blick war nach dem kleinen Fenster des Schlafstübchens gerichtet und aufmerksam horchte er nach dem noch immer tobenden Winde. Allerdings schneite es nicht mehr, aber ein dichter Nebel füllte die Luft aus; kein Berg, kein Haus, kein Mensch war zu sehen und nichts war zu hören als der noch immer laut heulende Föhn.

Rasch kleidete sich der gute Pfarrer an und, nachdem er sein kurzes Morgengebet gesprochen, schellte er nach seinem Frühstück und fragte die hereintretende Magd, wo Herr Werner sei.

»Er ist draußen, Herr Pfarrer,« lautete die Antwort, »und schaufelt mit den Knechten den Weg vom Schnee frei, der in ganz erstaunlicher Menge gefallen ist. Gefrühstückt hat er schon und Sie müssen heute schon Ihren Kaffee allein trinken.«

»Gut, gut, Beate!« erwiderte der alte Herr. »So bringe mir rasch den Kaffee, ich will auch hinaus. Aber wo ist Fingal?«

Die Magd lächelte. »Wo er immer ist, Herr Pfarrer, beim jungen Herrn, von dem er keinen Schritt weicht.«

Der Alte nickte befriedigt. Als die Magd aber das Zimmer verlassen hatte, sagte er halblaut zu sich: »Es ist merkwürdig, daß das Thier eine solche Anhänglichkeit an den Jungen hat. O, er wird sich bitter grämen, wenn er fort geht, und fort muß er doch einmal. Aber der Junge ist brav und tüchtig, ich sehe es alle Tage, und anstatt sich zu ruhen nach solcher Nacht, schaufelt er Schnee, wie der niedrigste Tagelöhner. Ha! Das spricht für ihn mehr bei mir, als alles Uebrige, denn es zeigt seinen Trieb und Drang an, sich nützlich zu machen. Gebe Gott, daß seine Stimmung bald eine andere wird, denn so kann es doch nicht immer bleiben. Ach nein! Nun meinetwegen, wenn es nicht anders ist: der Mensch mag schweigen und betrübt sein, so lange er will; wenn er nur thätig ist, so ist noch nicht alle Hoffnung auf seine Besserung verloren.«

–

Als der Pfarrer, nachdem er rasch sein einfaches Frühstück verzehrt, im warmen Pelzrock vor die Thür des Gasthauses trat, fand er die Aussage der alten Magd bestätigt. Alle Männer, die im alten und neuen Hause dazu geschickt waren, hatten sich schon mit Tagesanbruch in's Freie begeben, hatten Schaufeln und sonstige Instrumente, deren man sich zu diesem Zwecke zu bedienen pflegte, zur Hand genommen, um den massenhaften Schnee zuerst von den Thüren und Fenstern der Gebäude zu entfernen und dann die nächste Straße wieder gangbar zu machen.

Es war ein tüchtig Stück Arbeit zu vollbringen und nur der Mann der Berge, der an die Starrheit der wilden Natur gewöhnt ist, vermochte sie zu leisten. Und das geschah mit wunderbarer Schnelligkeit und Geschicklichkeit. Als Vater D'Orelli sich zu den Arbeitern gesellte, unter denen sich auch der junge Werner, mit Fingal an der Seite, befand, war schon Vieles geschehen: die Gebäude lagen frei in ihrer kalten Umhüllung da und man schickte sich eben an, mit gewaltigen Schneeschaufeln die große Straße einigermaßen zu ebnen, um sie für die gewöhnlich am Mittage kommenden Postschlitten zu öffnen und die vom Sturm umgerissenen Signalstangen wieder aufzurichten. Darauf, daß heute und morgen eine Post kam, war indessen gar nicht zu hoffen, denn in den engen Schluchten zwischen den hohen Felswänden des Engpasses sah es gewiß wüst und schrecklich aus. Jedoch, und das wußte man schon aus Erfahrung, von beiden Thalenden her, vom Urseren- und Vedrettothal, arbeiteten schon viele Hundert Hände an dem schwierigen Werke, denn die Telegraphen hatten Hülfe von allen Seiten herbeigerufen und die willigen Arbeiter waren aus allen Ortschaften auch diesmal bei Zeiten aufgebrochen, um das Nothwendigste mit altgewohnter Freudigkeit und Geschicklichkeit zu leisten.

So war also gar nicht daran zu denken, daß die in der Nacht im Hospiz Geborgenen, abgesehen von ihrer körperlichen Beschaffenheit, die ihnen schon an und für sich die Weiterreise verbot, das schützende Asyl an diesem Tage verließen und auch der reiche Kaufherr aus Luzern,

der so große Sehnsucht nach seiner schönen Heimat fühlte, blieb an Ort und Stelle gefesselt, was er sich gegenwärtig noch nicht träumen ließ, denn bis jetzt lag er im festestem süßesten Schlaf und erst kurz vor Tisch, bald nach zwölf Uhr, gab er das erste Lebenszeichen von sich, worauf ein Knecht des Hauses, der mit seiner Bedienung beauftragt war, schon vorsorglich gewartet hatte.

Als Vater D'Orelli, der, durch alte Erfahrung belehrt, diesen langen Schlaf vorhergesehen, etwa um zwölf Uhr mit seinem jungen Begleiter in das Wirthshaus trat, um sich von der Morgenarbeit, bei der auch er mit Hand angelegt, durch ein frugales Mahl zu stärken, hörte er, daß Herr Irminger bereits aufgestanden und mit Ankleiden beschäftigt sei. Er wollte sich eben in sein Zimmer begeben und den alten Bekannten begrüßen, als sich die Thür öffnete und der fremde Herr, noch etwas bleich und angegriffen, aber munteren Geistes, wie er immer war, und freundlich lächelnd in seinem Reiseanzuge auf den Flur trat.

Sobald er die beiden Männer erblickte, denen er seiner Meinung nach mit Recht das Leben verdankte, trat er ihnen rasch entgegen und beide Hände gegen sie ausstreckend, rief er mit sichtbarer Rührung aus:

»Mein wackrer D'Orelli, und Sie, mein junger Freund, seien Sie mir tausendmal begrüßt! O mein Gott, wie wohl ist mir zu Muthe und wie süß habe ich nach der gestrigen Nacht geschlafen! Aber nun – nun muß ich Ihnen Beiden noch einmal meinen Dank aussprechen, meinen herzlichsten Dank –«

Weiter kam er in seiner freundlichen Rede nicht. Vater D'Orelli, nachdem er ihm kräftig die dargereichte Hand geschüttelt, hatte ihn am Arm ergriffen und in das allgemeine Gastzimmer geführt, wo so eben die Tafel mit Speisen besetzt wurde.

»Still, mein guter Herr Irminger,« unterbrach ihn der Geistliche vom Hospiz – »still, still mit Ihrem Dank, das sind wir hier nicht gewohnt. Kommen und setzen Sie sich mit uns nieder, heute wird Ihnen und uns eine kräftige Speise wohlthun, denn wir haben schon tüchtig gearbeitet und Sie haben gewiß noch von gestern her einen leeren Magen.«

»Wie?« fragte der Luzerner Kaufherr, indem er die beiden Männer mit verwunderten Augen betrachtete, »sind Sie schon wieder unterwegs gewesen und haben Jagd auf verschneite Menschen gemacht?«

»Das nicht, aber wir haben geholfen, den Schnee wegzuschaukeln, damit auch Sie morgen oder übermorgen mit der Post Ihre Reise antreten können.«

»Morgen oder übermorgen erst?« fragte Herr Irminger, indem er mit einiger Verwunderung die Miene der beiden Männer betrachtete. Vater D'Orelli erklärte ihm nun den Sachverhalt und der Reisende war verständig genug, sich in seine neue Lage zu finden, die nun einmal nicht zu ändern war.

So speiste und trank man denn in Gemeinschaft, aber noch lange vor dem Schluß des Mahles erhob sich Werner, grüßte den Fremden und den Pfarrer und ging, von

Fingal gefolgt, wieder in's Freie hinaus, um sich von Neuem der Arbeit zu widmen, die heute so nothwendig war und alle Kräfte in Anspruch nahm.

Nach einiger Zeit verließen auch der Pfarrer und sein Gast das Speisezimmer und Beide begaben sich nun in des Ersteren Wohnstube, wo sie, eine Cigarre rauchend, am Fenster Platz nahmen und, von Zeit zu Zeit in die schneeige Wüste hinausblickend, sich einer freundschaftlichen Plauderei hingaben.

»Ja,« sagte der nun wieder ganz munter gewordene Kaufherr unter Anderem, »es ist wahr, wir leben in einem seltsamen Lande. Die Menschen, welche in der Ebene wohnen und sich schon oft über die Mühe und Anstrengung beklagen, die ihnen die Bebauung und Pflege ihrer Felder kostet, haben doch keinen rechten Begriff davon, welche Mühseligkeiten und Beschwerden sich *unserm* Dasein in den Weg werfen. Freilich ist die uns umgebende Natur dafür auch schön für das Auge, sie wirkt mit ihrer Erhabenheit belebend und erhebend auf den Geist, aber doch ist sie auch schrecklich in der Fülle der Gefahren, die sie um unsere Schritte aufgehäuft hat. Nein, was ich gestern an einem kurzen Tage erlebt, der mir doch manchmal wie eine entsetzliche Ewigkeit vorkam, werde ich nie wieder aus dem Gedächtniß verlieren, so lange ich auch leben mag. Dergleichen läßt sich nicht mit Worten schildern, es läßt sich nur empfinden. Doch nun genug von mir und nun will ich einmal von Ihnen sprechen, mein lieber Herr Pfarrer. Wissen Sie, daß ich Sie kaum begreifen kann?«

»In wie fern denn nicht?« fragte der alte Herr bescheiden und mit sanftem Lächeln den Blick auf die Nebelschichten im Freien lenkend, da er schon zu errathen glaubte, wovon der gute Mann mit ihm reden wollte.

»Ja, gerade herausgesagt, daß Sie so lange in dieser einsamen Wüstenei, in dieser von schrecklichen Gefahren und namenlosen Mühseligkeiten umringten Lebenslage ausdauern. Wahrhaftig, Sie sind noch einige Jahre älter als ich, also stehen Sie auf einer Lebensstufe, auf der man sich nach Ruhe und behaglichem Frieden sehnt und von der aus man nicht gern mit umflortem Blick in die Zukunft schaut. Aber hier – was für eine Zukunft haben Sie denn vor Augen?«

Ueber das friedliche, stille Gesicht des alten Geistlichen flog es wie der Abglanz einer tieferen Bewegung und mit rührend welcher Stimme sagte er halblaut:

»Aber mein Gott, wo soll ich denn hin? Dies stille Haus mit den starren Felsen, Schluchten und Klüften ringsum ist ja schon lange meine Heimat, nach der ich in jüngeren Jahren ein heißes Verlangen trug, da sie mir Obdach, Nahrung und Thätigkeit in Fülle gab. Auch glaube ich nicht, daß Sie in Ihrer durch so viel Glanz und Bequemlichkeit ausgezeichneten Heimat, in dem schönen Luzern an dem prachtvollen See, schon so viele glückliche Stunden erlebt haben, wie ich in diesem kahlen Zimmer, wenn ich mit dem Bewußtsein in dasselbe trat, da draußen meine schwere Pflicht wie ein Mann und Mensch nach Gottes Vorschrift erfüllt zu haben. Freilich, unbequem, mit Anstrengung verbunden ist mein stilles, von

aller Welt abgeschiedenes Leben gewiß, aber das fühle ich nicht mehr, denn ich habe mich daran gewöhnt seit Jahr und Tag. Und ja, ich habe dies unbequeme Leben, diese Gefahren, diese Schrecknisse und die große wilde Natur sogar lieb gewonnen, wie Sie Ihr stattliches Haus, Ihre schönen Equipagen und alle Ihre übrigen Besitzthümer und ich würde nur ungern von ihr scheiden und – hätte ich sie verlassen, das weiß ich gewiß – mich ewig und immer nach ihr zurücksehnen aus tiefstem Herzensgrund.«

»Das begreife ich eben nicht,« fiel Herr Irminger lebhaft ein, »vielmehr glaube ich, diese Sehnsucht nach dem einsamen Paß würde bald aufhören, wenn Sie ein gemächlicheres Leben da unten erst kennen gelernt hätten.«

Der Geistliche schüttelte nachdenklich das altersgraue Haupt und erwiderte mit unendlicher Milde:

»Glauben Sie das nicht, Herr Irminger. Die Menschen sind eben verschieden organisirt. Der Eine liebt die Bequemlichkeit und den Glanz des Lebens, und der Andere fühlt sich nur in Drang und Gefahren wohl. Das Letztere habe ich für mich gewählt und würde es alle Tage wieder wählen, wenn ich noch einmal an den Scheideweg gestellt würde, abgesehen davon, daß auch die Nothwendigkeit es erheischt, daß Menschen hier oben in unserer Sphäre wirken und schaffen, wie Sie in der Ihrigen in Ihrer Stadt. Was wäre zum Beispiel aus Ihnen gestern geworden – Sie verzeihen, daß ich das selbst sage, aber es soll mir nur helfen, Ihnen den Beweis der Wahrheit

für meine Ansicht zu liefern – wenn gestern Nacht keine Menschen auf dem Hospiz gewesen wären und Sie im Schnee gefunden hätten, wie?»

Der Kaufherr senkte halb überzeugt den Kopf und nickte beistimmend, gleich darauf aber erhob er ihn wieder und sagte:

»O, o, so habe ich mich schon tausendmal heute Morgen gefragt und ich kann es mir ganz richtig beantworten – ich wäre umgekommen, elendiglich, ohne Rettung. Aber daß Sie, gerade Sie, ein so alter und weichherziger Mann, hier leben und solche schwere Arbeit verrichten müssen, das eben will mir nicht in den Kopf und ich schiebe noch einmal so gern von Ihnen, wenn ich die Ueberzeugung mit hinwegnehmen konnte, es wäre möglich, Sie bald, recht bald, in einem ruhigeren friedlicheren Hafen gebettet zu sehen.«

Der Geistliche erhob stolz den Kopf und sah den so gütig Redenden mit leuchtenden Blicken an.

»Es freut mich, daß Sie so denken und empfinden,« sagte er dann, indem er die Hand seines Bekannten ergriff und warm drückte, »aber Sie irren doch, wenn Sie glauben, daß ich hier nicht auf meiner richtigen Stelle bin. Gerade an einem Orte, wie dieser ist, muß es weichherzige Männer geben und Gott hat Großes vollbracht, daß er Menschen schuf, die ihr Wohlgefallen darin finden, aus solchem hohen Vorposten der Menschheit zu stehen. Nein, nein, was Sie auch sagen mögen, der einzige Hafen, den ich auf Erden erreichen möchte, den habe ich hier oben gefunden und an das Ungemach, welches

er mit sich bringt, bin ich gewöhnt, da es für mich nicht giebt, was die Leute der Ebene Bequemlichkeit und Gemächlichkeit nennen. O mein lieber Herr Irminger, glauben Sie mir, und nun will ich zum letzten Mal auf die gestrige Nacht zurückkommen – das Bewußtsein, eine solche Nacht siegreich und mit Erfolg durchkämpft zu haben, ist der schönste und herrlichste Lohn, den mir nur die Vorsehung, aber kein Mensch auf der Welt und wäre er ein Crösus an Geld und Gut, zu Theil werden lassen könnte. Gönnen Sie mir also dies schöne Bewußtsein und lassen Sie mich ruhig hier meine alten Tage beschließen. So lange mein abgehärteter Körper die Strapazen erträgt, will ich auf meinem Posten aushalten, bis ich einst unter dem Schnee begraben werde, unter dem hier schon so Viele ruhen. Ich sterbe darum keinen Augenblick eher, als ich sterben soll, und mitten in Ihren volkreichen Straßen und Ihren kostbaren Häusern kann mich eben so leicht mein Schicksal ereilen, wie in dieser einsamen Wüste, denn Gott wohnt auch hier und sein Auge wacht sorgsam und väterlich über uns!«

Herr Irminger, tief ergriffen von den einfachen Worten des würdigen Geistlichen, blickte sinnend vor sich nieder. Er war überzeugt davon, daß der alte Mann fest an seinem schweren Berufe hing, und daß es ihm nicht gelingen würde, auch wenn er mit seinen reichen Mitteln dazu die Hand bieten wollte, denselben den Gefahren und Unruhen seiner gegenwärtigen Stellung zu entziehen. Dennoch wollte er eben den Mund öffnen, um seine Wünsche für den alten Freund in ein anderes Gewand

zu kleiden, als die Thür aufging, der junge Werner still in's Zimmer trat und, einen raschen Blick auf die redenden Männer werfend, aus einem Schrank irgend einen Gegenstand nahm, den er bei seiner Arbeit im Freien gebrauchen mochte. Lautlos schritt er dabei durch das Zimmer, als wolle er die Unterhaltung, die er durch sein Erscheinen unterbrochen glaubte, nicht stören, und eben so lautlos entfernte er sich wieder, nachdem er dem Geistlichen einen freundlichen Blick zugeworfen hatte, womit er um Entschuldigung der Störung zu bitten schien.

Als die Thür sich wieder hinter ihm geschlossen hatte, blickte der Kaufherr aus Luzern Vater D'Orelli an und glaubte in seinem Auge einen liebevollen und doch schmerzlichen Ausdruck zu bemerken, als derselbe, ohne ein Wort zu sprechen, dem das Zimmer Verlassenden nachsah. Seine Gedanken waren dadurch unwillkürlich in eine andere Richtung gerathen und ohne eigentlich eine besondere Neugierde kund zu thun, sprach er doch mit Theilnahme die Frage aus:

»Wer ist eigentlich dieser junge Mann, der so traurig aussieht und so einsylbig ist? Er hat ein gefälliges Aeußere, ein kluges und sanftes Gesicht, aber sein Trübsinn, der aus seinem ganzen Gebahren spricht, scheint mir seinen Jahren wenig angemessen zu sein.«

»Da mögen Sie wohl Recht haben, lieber Herr!« erwiderte der Pfarrer, von Herzen tief aufseufzend. »Nein, seine melancholische Stimmung, die auch mir sehr wehe thut, ist weder seinen Jahren, noch seinen übrigen

Verhältnissen angemessen und gerade sein trübes Schicksal ist es, was mir in gegenwärtiger Zeit schwer auf dem Herzen liegt und mich mit Bangen und Zagen in seine Zukunft schauen läßt.«

»Sein trübes Schicksal?« fragte der Luzerner Herr, dessen mildes und menschenfreundliches Herz mit einem Male eine große Theilnahme für die Person des jungen Mannes empfand, der ja so energisch mit dazu beigetragen hatte, ihn einer so großen Gefahr zu entziehen. »Und Sie schauen mit Bangen und Zagen in seine Zukunft? Ja, so sprechen Sie doch – Sie haben mich neugierig gemacht. Also wer ist er? Stehen Sie mit ihm, wie ich aus den der traulichen Worten, die Sie mit ihm bei Tische wechselten, beinahe schließen muß, in irgend einer näheren Verbindung?«

»Gewiß, Herr Irminger, in sehr naher Verbindung sogar, denn er ist der Sohn meiner verstorbenen Schwester, und also der einzige Verwandte, den ich noch auf der Welt habe.«

In dem weichen Herzen des reichen Kaufherrn, der als ein eben so wohlwollender als wohlthätiger Mann weit und breit bekannt war, wallte plötzlich eine warme Woge menschenfreundlicher Hingebung auf. Er richtete sich auf seinem Stuhle hoch auf und sah den alten Hospizgeistlichen mit großen und leuchtenden Augen an.

»Sie sprachen von seinem Schicksal,« sagte er langsam. »Ist das wirklich so traurig? Und darf ich dasselbe vielleicht kennen lernen?«

Vater D'Orelli winkte beschwichtigend mit der Hand, als wolle er dadurch andeuten, daß Herr Irminger nicht so laut sprechen solle. Dann erhob er sich von seinem Sitz und ging ruhig zur Thür, öffnete sie und sah auf den Corridor hinaus. Bald aber kam er wieder in's Zimmer zurück, setzte sich auf seinen Stuhl, rückte dem theilnehmenden Kaufherrn etwas näher und sagte langsam und mit leiser Stimme:

»Ich habe eigentlich keinen Grund, warum ich einem mir so bekannten und immer so wohlwollend gesinnten Mann die traurige Geschichte meines armen Neffen verschweigen soll. Er und ich, wir sind ja nicht die Einzigen, die darum wissen, und es drängt mich auch, den Kummer, der mein Herz so schwer bedrückt, durch offene Mittheilung zu erleichtern. So will ich Ihnen denn die ganz eigenthümlichen Verhältnisse des guten Werner enthüllen und Sie werden mir nachher eingestehen daß ich wohl Ursache habe, um das Schicksal des armen Jungen in Sorge zu sein.«

Auf dem Gesicht des Luzerner Herrn zeigte sich bei diesen leise und fast feierlich gesprochenen Worten eine lebhafte Spannung; auch er rückte dem offenherzigen Geistlichen näher und dieser begann nun folgendermaßen zu sprechen.

DRITTES CAPITEL. WERNER VON ALTSTETTEN'S
GESCHICHTE.

»Ja, jener junge, so trübselig einherschreitende Mann, Werner von Altstetten, ist das einzige Kind meiner einzigen verstorbenen Schwester, die an den Bibliothekar Altstetten von St. Gallen verheirathet war, der leider auch schon gestorben ist, noch ehe die geistige Ausbildung seines Knaben vollendet war. Aus diesem traurigen Umstande entsprang manches Leid für meine arme Schwester und ihren Sohn, denn weder ihr Mann noch sie war bemittelt und Beide hatten eben nur so viel Vermögen besessen, um sich mit Anstand und ihren Verhältnissen gemäß durch das Leben zu helfen. Dennoch war in der Erziehung des Knaben ein guter Grund gelegt, er war fleißig und strebsam, gehorsam und liebevoll, dabei von heiterer Gemüthsart und bescheiden, und niemals hat er seiner Mutter bis zu deren zu früh erfolgtem Tode den geringsten Kummer bereitet.

Als der Bibliothekar, der ein grundgelehrter Mann war, starb, hatte Werner die Secunda des Gymnasiums absolvirt, trotzdem er noch sehr jung war. Der Vater hatte ihn deshalb zum Studium bestimmt und Werner zeigte auch Neigung dazu. Als nun aber der Ernährer der Familie so zeitig hingerafft wurde, mußte hierin eine Aenderung eintreten, denn es waren keine Mittel vorhanden, das kostbare Studium zu bestreiten und der junge Mensch mußte sich also einen Lebensweg suchen, auf dem er früher zu einem erwünschten Ziele gelangte.

Wie er in allen Dingen willig und folgsam war und sich in die vorliegenden Umstände fügte, so auch jetzt. Sein Vormund, ein Freund und Landsmann des Vaters, aber auch wenig begütert und mit einer zahlreichen Familie gesegnet, schlug ihm vor, Kaufmann zu werden, und da die Mutter beistimmte, befolgte Werner den Rath, den er auch, wie ich glaube, nie zu bereuen Ursache gehabt, obgleich gerade dadurch, daß er ein Kaufmann ward, sein jetziges Unglück – wenn man es so nennen will – herbeigeführt ist. Genug, Werner trat bei einem St. Galler Kaufherrn in die Lehre, und da dieser nach Zürich übersiedelte, zog er mit ihm dahin; aber nicht er allein, sondern auch ein anderer junger Mann aus Unterseen, der sein treuer Freund geworden war und auf den ich später noch oft zurückkommen werde, da der Verkehr mit ihm für meinen Neffen eine große Bedeutung gewinnen sollte.

Wie ich damals aus einigen Briefen meiner Schwester vernahm, fand sich Werner vortrefflich in das neue Leben und gewann gleich in den ersten Jahren den vollen Beifall seines Principals, der in Zürich bedeutende Geschäfte machte und, sich damit noch nicht begnügend, einer der Ersten in unseren Landen war, der seine Augen auf den überseeischen Handel richtete.

Schon damals setzte Werner ganz im Stillen seine zu früh entrissenen gelehrtes Studium fort, namentlich insofern es sich auf den Handel bezog und ihm für die Zukunft Vortheil und Genuß versprach. Er legte sich auf die neueren Sprachen und gerade dadurch ward er, wie sein

Freund aus Unterseen, dem Principal eine große Hülfe und stieg schnell zu Ansehen und Geltung in seiner Stellung empor. Leider verlor der arme Junge bald seine Mutter und nun stand er ganz allein in der Welt, denn ich konnte ihm in meinen beschränkten Verhältnissen von gar keinem Nutzen sein. Den Kummer aber, den ihm der Verlust der Mutter verursachte, bezwang er durch um so größeren Fleiß, durch vermehrte Anstrengung, und als ich ihn damals in Zürich besuchte, gestand mir sein Principal, daß die beiden jungen Leute – die beiden ›Unzertrennlichen‹ nannte er sie – seine besten und zuverlässigsten Arbeiter wären, daß sie sich bald emporringen würden und daß er Alles thun würde, um ihrem wackeren Streben den gebührenden Lohn zuzuweisen.

So war Werner endlich zwanzig Jahre alt geworden und schon bekleideten er und sein Freund die Stellen der jüngsten Buchhalter. Da trat ein Zwischenfall ein, den wohl Keiner von uns erwartet hatte und der das Geschick der beiden jungen Leute von Grund aus umgestalten sollte.

Der Chef eines großen Schweizerhauses in Rio Janeiro – Sie wissen ja, daß die meisten großen Kaufleute daselbst nur Deutsche oder Schweizer sind, – ein ferner Verwandter des Principals meines Neffen, schrieb an diesen und theilte ihm mit, daß sein bedeutendes Colonialwaaren und Bankgeschäft einen immer größeren Umfang annehme, daß er sich daher nach weiterer Hülfe umsehen müsse, daß er dieselbe in Rio aber unter den Eingeborenen nicht finden könne und daß er ihm daher die Bitte

an's Herz lege, ihm wo möglich einige tüchtige, zuverlässige und unabhängige junge Leute zu senden, denen er unbedingt vertrauen könne, da in Rio, wo Gaunerei, Betrug, Trägheit und ungebändigter Sinn nach Lebensgenuß zu Hause wären, zuverlässige Gehülfen der gesuchteste Artikel seien. Wüßte er, wo ein paar solche Leute zu finden, so könne er ihnen dreist eine vortreffliche Stellung bei ihm versprechen, und Brasilien sei ein so reiches Land, daß, wer nur zu arbeiten Lust hätte, in wenigen Jahren zu einem ansehnlichen Vermögen gelangen könne.

Werner's Principal, als er diesen Brief erhielt, dachte sogleich an die ›Unzertrennlichen‹. Allerdings verlor er sie nicht gern, allein der Gedanke, daß er hier mit einem Schlage für ihr Bestes sorgen könne, bestimmte ihn zu seinem Entschluß und er theilte den jungen Leuten die ihm zugesandte Bitte mit.

Im ersten Augenblick aber waren Beide zu sehr betroffen, um ihrem Principal sogleich eine entscheidende Antwort geben zu können, doch eine solche wollte der gute Mann auch nicht haben. Er ließ ihnen Zeit zur reiflichen Ueberlegung, denn diese erheischte der unerwartete Vorschlag ohne allen Zweifel. Indessen, Beide waren ein paar strebsame, kühne und unternehmende Leute, die ihre Augen immer auf ein großes Ziel gerichtet hatten, wenn dasselbe auch fern liegen sollte, und so neigten sie sich allmählig dem keineswegs bedenklichen Angebot zu. Der Freund meines Neffen schrieb an seine in Unterseen lebenden Eltern und fragte sie um Rath,

und mein Neffe that dasselbe bei mir. Ich war geraume Zeit unentschlossen, was ich sagen sollte; allerdings sah ich meinem Verwandten eine vielleicht goldene Zukunft eröffnet, allein ich war auch nicht ohne Sorge, daß ein paar so junge Leute über das Meer in ein so fernes und mir unbekanntes Land ziehen sollten, dessen politische Gährungen zumal mir wenig Vertrauen einflößten. Endlich aber, nachdem ich lange mit mir und meinem Gott zu Rathe gegangen, faßte ich einen Entschluß. Ich antwortete Werner, daß ich persönlich ihm nicht ab- und nicht zurathen wolle und wenn die Eltern seines Freundes die Sache billigten, solle er in Gottes Namen in die Fremde ziehen, daselbst sein Heil versuchen und fleißig an seinem inneren Ausbau arbeiten. An Gottes Segen werde es ihm nicht fehlen und den meinigen, wenn ihm daran gelegen, nehme er überallhin mit.

Ach, mein lieber Herr Irminger, als ich diesen Brief dem Postconducteur gab, zitterten mir die Hände und auch mein Herz zitterte mit. Doch still davon, ich will nicht von mir, sondern von meinem Neffen sprechen und die Geschichte ist lang. Mit einem Wort, mein Brief ging eines Sonntagmorgens ab und gelangte gerade rechtzeitig nach Zürich. Der Brief der Eltern des Freundes meines Neffen war schon aus Unterseen eingetroffen und lautete bejahend. Nun, Sie wissen ja, wie die Schweizer sind. Bevor sie sich häuslich in der Heimat niederlassen und in Ruhe ihre Tage verleben, müssen sie hinaus in die Fremde, zu lernen, zu wirken und zu schaffen. So haben es unsere redlichen Ahnen gethan und so thun es auch heute

noch unsere Kinder. Genug, die ›Unzertrennlichen‹, auch diesmal ihrem Namen Ehre machend, gingen mit den besten Empfehlungen ihres Principals, und von ihm reichlich beschenkt, nach Hamburg und von dort segelten sie, guten Muthes und Gott vertrauend, nach Rio.«

»Wie,« unterbrach den ruhig Erzählenden der aufmerksam lauschende Luzerner Kaufherr, »der junge Mann, den ich gestern und heute sah, er ist wirklich schon in Brasilien gewesen?«

»Gewiß, Herr Irminger, sechs Jahre hindurch, und wie Sie sehen, hat ihm das wilde Meer und die südliche Sonne keinen Schaden gethan, aber – leider sollte es an etwas anderem Wilden, was noch gefährlicher ist als das Meer und die glühende Sonne – an bösen Menschen nicht fehlen, und die haben meinen armen Jungen – Gott scheint es einmal so gewollt zu haben – in das Elend gebracht, in dem er zur Stunde so kläglich befangen ist.«

»Reden Sie weiter, schnell, schnell,« rief Herr Irminger, da der Erzählende eine Pause eintreten ließ und sich den Angstschweiß abtrocknete, der ihm in großen Tropfen von der gefurchten Stirn rieselte; »reden Sie weiter, die Geschichte wird interessant. Ha! ich kenne Brasilien und die Gauner da drüben – aber die Gaunerei, nein, ich kann es nicht denken, die hatte sich doch nicht in das Schweizerhaus eingebürgert, in welches die jungen Leute traten?«

»Gott bewahre, Herr Irminger,« fuhr der Alte nach tiefem Athemholen eifriger fort, »der Chef des Großhauses – o, ich habe diesen Augenblick seinen Namen vergessen –

war ein braver, warmherziger Mann und bald werden Sie aus dem Folgenden ersehen, daß er unserm Heimatlande Ehre machte, denn er war sogar sehr brav und warmherzig.

Doch nun hören Sie weiter. Nach sechs Monaten erhielt ich den ersten Brief von meinem Neffen und er war ganz dazu angethan, mich unendlich zu beruhigen und mir sogar Freude zu bereiten. Er spiegelte noch die ganze ungetrübte Seelenheiterkeit, den frischen Jugendmuth und die innere Zufriedenheit meines armen Neffen ab, die ihn damals noch nicht verlassen hatten und noch beinahe fünf Jahre hindurch seine treuen Begleiter durch das Leben bleiben sollten. Die Reise über das Meer war glücklich von Statten gegangen und die beiden jungen Leute waren wohlgemuth in Rio eingetroffen. Ihr neuer Chef empfing sie mit Wohlwollen und sichtlichem Dankgefühl für ihre Bereitwilligkeit, zu ihm zu kommen, und überwies Beide einem umfangreichen Wirkungskreise. In der That, seine Geschäfte gingen in's Große und mein Neffe äußerte sich dahin, daß er eigentlich nun zum ersten Mal begriffen habe, was ein Kaufmann sei. Er fühle sich in diesem ihm ganz neuen Elemente von Monat zu Monat ordentlich wachsen, sein Gesichtskreis nehme eine ganz ungeahnte und wunderbare Ausdehnung an und die ganze Welt, namentlich das Land jenseits des Meeres, habe in ihm eine früher nicht für möglich gehaltene Bedeutung gewonnen. Sein Chef, das leuchtete aus dem umfangreichen Schreiben deutlich genug hervor, war mit

ihm und seinem Freunde zufrieden. Ihm gefiel die Leichtigkeit und Ausdauer, mit der sie arbeiteten, wovon bei den in Rio ausgebildeten Commis keine Rede war; nicht minder gefiel ihm ihr frischer Jugendmuth und die gegenseitige Anfeuerung, die sie sich zu Theil werden ließen, und er hatte ihnen schon wiederholt gesagt, daß sie eine große Stütze für ihn wären und daß er sich, wenn sie Jahre lang bei ihm aushielten, ihr ferneres Wohl und Fortkommen werde angelegen sein lassen.

Und, mein lieber Herr, sie hielten aus, wacker und treu, und nachdem sie sich erst an das Klima und die ihnen fremde Lebensweise gewöhnt, stiegen sie von Tage zu Tage höher in der Achtung ihres Chefs und er gab ihnen bald genug den Beweis davon. Nach zwei Jahren schon erhielten sie eine bedeutendere Stellung und ein viel höheres Salair; nach abermals zwei Jahren wurden sie Buchhalter und am Ende ihrer dortigen Laufbahn war mein Neffe der zweite und sein Freund der erste Kassirer und Buchhalter des brasilianischen Großhauses geworden.

So war also ihr Fleiß, ihr reges Streben und ihre Ausdauer für's Erste belohnt, sie sahen goldene Berge in der Zukunft ragen und alle Briefe, die an mich gelangten, flossen von Zufriedenheit und Wohlbehagen über. Doch der liebe Gott sorgt ja schon dafür, so sagt das Sprichwort, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und auch hier wurde das schnelle Wachstum plötzlich und auf eine ganz unerwartete Weise gehemmt.«

Der Erzähler schwieg, wie aus stiller Scheu, das nun Folgende über seine Lippen zu bringen; der Luzerner Kaufherr aber war ganz nahe an ihn herangerückt und seine gutmüthigen blauen Augen bohrten sich fast mit einer ihnen sonst nicht eigenen Starrheit in das ängstlicher blickende, milde Gesicht des guten Vater D'Orelli. »Da bin ich neugierig,« sagte er mit unruhiger Hast, »fahren Sie fort, – wie mag wohl das Ende von diesem Liede beschaffen sein!«

»Sie sollen es sogleich hören. Und so bin ich denn zu der traurigen Katastrophe gelangt, die meinem armen Neffen den Lebensfaden in Brasilien so schnell und unvermuthet abschnitt. Doch – zur Sache. Es war im vorigen Jahr am Vortage eines großen, in Rio für heilig gehaltenen Festes, als mein Neffe von seinem Chef den Auftrag erhielt, noch an demselben Tage und vor Beginn des Festgeläutes, zwei große Zahlungen an zwei verschiedene Großhändler zu leisten. Die größere, an einen Zuckerhändler, betrug etwa sechszigtausend und die kleinere, an einen Kaffeehändler, etwa zweiundvierzigtausend Francs, die in dem zu Rio üblichen Gelde, Milreis genannt, und zwar in Papiergeld gezahlt werden sollten. Nun besteht aber in Rio die Sitte, daß dergleichen Zahlungen im Hause des Verkäufers geschehen müssen und mein Neffe mußte sich also auf die Comptoirs der betreffenden Herren begeben. Werner traf zeitig seine Vorbereitungen dazu und zählte vorsichtig und in Gegenwart seines ihm helfenden Freundes die Scheine ab, von denen ein jeder auf fünfhundert Milreis lautete. Als

er die Papiere wiederholt gezählt und für richtig befunden, sonderte er die beiden Summen, band eine jede in ein besonderes Packet zusammen und schrieb die Summen und den Namen des Empfängers darauf. Hiermit zu Stande gekommen, verließ er das Haus und begab sich in das ihm zunächst gelegene Geschäftslocal des Kaffeehändlers, an welchen er die kleinere Summe von zwei- undvierzigtausend Francs zu zahlen hatte. Er traf den Principal nicht selbst, wohl aber dessen Sohn, der damals auf kurze Zeit im Geschäft seines Vaters fungirte und die Procura hatte. Meinem Neffen war es durchaus nicht angenehm, daß er gerade diesen Mann allein auf dem Comptoir fand, denn er kannte Herrn *Pinto Machado* als einen sehr leichtfertigen, ja gewissenlosen Menschen, wie ihn auch ganz Rio als solchen kannte und fürchtete. Der junge Mann war, wie viele Brasilianer, in Paris erzogen worden und machte sich gleich bei seiner erst vor zwei Jahren erfolgten Rückkehr von dorthier als ein Dandy, als lockerer Vogel, als Spieler und Verschwender einen Namen. Uebrigens war er ein hübscher und eleganter Kerl, doch gefiel mir von Anfang an sein schlaues Gesicht, sein leidenschaftlicher, frecher Blick sehr wenig

—«

»Ihnen?« unterbrach den Redenden der Luzerner Kaufherr voller Staunen. »Wie war das möglich – haben Sie ihn denn gesehen?«

»Gewiß, Herr, wenigstens im Bilde, denn mein Nefte bewahrt eine sehr wohlgelungene Photographie von ihm, die er sich später, als der Mann ihm erst ein höchst

verderblicher geworden war, von einem Photographen in Rio kaufte, der das Bild gefertigt und welches der eitle Geck ihm zum öffentlichen Verkauf überlassen hatte, da er sich auf seine äußere Erscheinung nicht wenig einbildete und der Meinung war, die schönen Frauen und Mädchen Rio's würden gern einige Milreis daran setzen, ein so hübsches Bild von ihm zu besitzen.«

»Aha, ich verstehe, doch – fahren Sie fort.«

»Ja. Also meinem Neffen war es sehr unangenehm, daß er Pinto Machado allein im Geschäftslocal traf, indessen konnte ihn das nicht hindern, seine Zahlung zu leisten. Er begrüßte den Herrn daher flüchtig und theilte ihm mit, daß er Auftrag habe, das zwischen seinem Chef und dem Vater Pinto Machado's abgeschlossene Geschäft noch vor Beginn des Feiertags zu liquidiren. Pinto Machado war dazu sogleich bereit, nahm das ihm hingereichte Geldpacket, zählte es in seiner leichtfertigen Weise, wie es meinem Neffen vorkam, sehr oberflächlich, sagte, die Summe sei richtig, trug die Zahlung vor den Augen meines Neffen in sein Conto ein und stellte ihm die gebührende Quittung aus.

So war das Geschäft rasch abgeschlossen, mein Neffe verabschiedete sich und begab sich in ein benachbartes Haus, wo er die sechszigtausend Francs für die Zuckerlieferung zu zahlen hatte. Er traf den Herrn des Hauses persönlich an und überreichte ihm die sechszigtausend Francs in dem Papierpacket. Der Mann zählte die Billets, fand aber zum größten Erstaunen meines Neffen anstatt der sechszigtausend nur zweiundvierzigtausend Francs

darin. Werner, im ersten Augenblick über den seltsamen Umstand äußerst betroffen, erkannte doch auf der Stelle seinen Irrthum und war der Ueberzeugung, daß Herr Pinto Machado die größere Summe statt der kleineren erhalten und daß er sich also zu Hause in der Aufschrift der Namen und der Verzeichnung der Summen geirrt haben müsse. Er erklärte dem Zuckerhändler kurz den muthmaßlichen Zusammenhang und dieser händigte ihm die zweiundvierzigtausend Francs mit lächelnder Miene ein, um sie gegen die sechszigtausend bei Pinto Machado wieder auszutauschen.

Der Arme! Nicht zehn Minuten waren verstrichen, seitdem er Pinto verlassen, da trat er schon wieder in sein Comptoir und fand ihn abermals allein und ruhig, in der größten Behaglichkeit bei der Arbeit sitzend und seine Cigarette rauchend. Mein Neffe stellte ihm rasch vor, was geschehen, und bat ihn, die empfangene Summe noch einmal hervorzuheben und in seiner Gegenwart vorsichtig zu zählen.

Herr Pinto Machado sah den armen Jungen mit seinen brennend schwarzen Augen verwundert an und erklärte kurzweg, er habe nur so viel empfangen, wie ihm gebühre, das heißt zweiundvierzigtausend Francs und darüber habe der Zahler ja die Quittung in Händen. Uebrigens könne er die Summe jetzt nicht noch einmal zählen, er habe sie bereits in den Spalt der großen Kasse geworfen und den Schlüssel dazu habe sein Vater mitgenommen, der bis zum Abend abwesend sei. Komme dieser zurück, so wolle er mit ihm die Kasse nachzählen und

wenn sich ein Ueberschuß finde, werde er nicht erman-
geln, ihn dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückzuzah-
len. Das könne aber vor Abend neun Uhr nicht geschehen
und um diese Zeit möge mein Vetter wiederkommen

Sie können sich denken,« fuhr der Erzähler tief auf-
athmend fort, »wie meinem Neffen bei diesen Worten
zu Muthe war. Indessen konnte er nichts Anderes thun,
als den Abend geduldig erwarten. So ging er denn mit
schwerem Herzen nach Hause und sein erstes Beginnen
war, daß er seinem Freunde den unangenehmen Vorfall
erzählte. Dieser, zwar ebenfalls betroffen, weil auch er
den Pinto Machado als einen notorischen Gauner kann-
te, tröstete ihn doch mit freundlichen Worten und rieth
ihm, den Chef des Hauses sogleich von dem Vorfall in
Kenntniß zu setzen, damit auch dieser ihm behülflich sei,
zu der einstweilen verlorenen Summe zu gelangen, die
natürlich auf Rechnung meines Neffen geschrieben wer-
den mußte. Sofort auch begaben sich Beide zu dem Chef
und theilten ihm den Mißgriff und was sich daran knüp-
fte, mit. Der Chef schüttelte bedenklich den Kopf, machte
aber meinem Neffen nicht den geringsten Vorwurf und
sprach sogar einige ermunternde Worte, den jungen Kas-
sirer auf den Abend verträöstend, der ihm ja Aufschluß
über das Verbleiben der achtzehntausend Francs geben
würde.

Mein Neffe verbrachte den ganzen Tag in fieberhafter
Unruhe und war nicht im Stande, die geringste Arbeit
zu leisten. Mit gebeugtem Herzen ging er wie ein völlig
Trostloser umher und achtete weder auf den Zuspruch

seines Freundes noch seines Chefs, der ja immerhin, nach der Meinung meines Neffen wenigstens, im Stillen glauben konnte, Werner von Altstetten habe die Summe unterschlagen und den Vorfall des Tages nur nach seiner vorher genau angestellten Berechnung angegeben.«

»O, o, sehr richtig!« bemerkte Herr Irminger, bedenklich den grauen Kopf wiegend. »Ja, das ist eine fatale Geschichte, aber nun der Verlauf?«

»O, am Ende sind wir noch lange nicht, hören Sie nur geduldig weiter. Endlich kam der Abend und mit ihm die neunte Stunde. Werner begab sich in Begleitung seines Principals in das Geschäftslocal Pinto Machado's und traf wirklich diesen und den Vater selbst vor. Nach einigen Worten Jener erklärte Herr Machado der Aeltere, daß er bereits die Kasse geöffnet und Alles in Ordnung gefunden habe. Die angebliche Mehrzahlung könne also nur in einem Traum oder in dem fälschlichen Vorgehen des Zahlers, also meines Neffen, bestehen.

Diese kurz und bündig und ohne alles Mitgefühl vorgebrachte Erklärung fiel wie ein centnerschwerer Stein auf das Herz des armen Jungen und zerschmetterte ihn fast, so daß er keines Wortes mächtig, ja fast seiner Besinnung beraubt war. Nicht so sein Principal. Dieser nahm sich seines Kassirers wie ein braver Mann an und verlangte sofort die Contobücher zu sehen und den Kassenbestand selbst zu prüfen.

Aber da setzten die Herren Brasilianer eine ernste Miene auf und Machado der Aeltere erklärte mit frecher Schamlosigkeit: die Bücher lägen auf dem Tische und er

wolle dem Herrn nicht hinderlich sein, sie anzusehen; in seiner Kasse zu zählen aber habe nur er das Recht und überdies sei es bereits Feiertag und das Geschäft abgeschlossen. Wolle er nach zwei Tagen noch einmal kommen und das abgebrochene Geschäft von Neuem beginnen, so sei er bereit dazu, befriedige ihn dieser Vorschlag nicht, so möge er sich – an die Gerichte wenden, diese aber, das wisse der Herr ja wohl sehr gut, könnten ihm kein Recht geben, da die Sache klar wie die Sonne am Himmel sei, indem der Kassirer, mein Werner, ja die Quittung des empfangenen Geldes in Händen habe und befriedigt von dannen gegangen sei.

Bei diesen mit einer hämischen Frechheit gesprochenen Worten sahen sich der Principal und mein Neffe mit fast versteinerten Blicken an, denn ihrem biederem und redlichen Sinn wollte eine solche Bosheit, obwohl sie schon manche Erfahrung in Bezug der Schelmerei der Eingeborenen gemacht hatten, nicht recht begreiflich erscheinen. Nur noch einmal wollte der Erstere es versuchen, dem reichen Kaffeehändler die vorliegende Sache von der richtigen Seite vorzustellen und ihm dabei in's Gewissen zu reden, allein wie kann man einem durch Kniffe und Ränke allerlei Art von Jugend auf verderbten Brasilianer ein Gewissen zutrauen, wie wir es besitzen, und so war und blieb alles Bemühen vergeblich. Nur so viel that er noch, daß er unwirsch die Contobücher aufschlug und dem Chef meines Neffen vor Augen legte, und dieser überzeugte sich mit einem Blick, daß dieselben höchst unordentlich und gar nicht kaufmännisch geführt

und auf den letzten Blättern, so lange Pinto Machado die Procura gehabt, die eingegangenen Posten sogar nur mit Bleistift verzeichnet waren.

Wie also die Sachen lagen, war vor der Hand nichts weiter zu thun und so verließen die Beiden das Comptoir Machado's und verfügten sich nach Hause, wobei der Chef meines Neffen beflissen war, den gänzlich gebrochenen Muth desselben zu heben und ihm mit den gütigsten Worten Trost zuzusprechen.

Allein dies wollte dem braven Mann in keinerlei Weise gelingen. ›Hier ist eine niederträchtige Schurkerei im Spiele,‹ wiederholte Werner, fast aufgelöst von Schmerz, ›es ist, es kann nichts anders sein. Ich bin zu fest davon überzeugt, daß er die sechszigtausend Francs erhalten und also die fehlenden achtzehntausend unterschlagen hat.‹

›Das glaube ich auch,‹ erwiderte der Principal, ›aber was hilft es uns, daß wir es glauben. Sie kennen ja die Brasilianer, wie ich sie kenne, und wenn uns der Herr auf die Gerichte verweist, so wissen wir Beide, was wir davon zu halten haben. Ein Ausländer bekommt gegen die eingeborene Sippe niemals Recht, und selbst wenn wir den Prozeß gewinnen, so würde er uns bei Weitem mehr kosten, als die armseligen achtzehntausend Francs betragen. Nein, nein, mein Lieber, diese achtzehntausend Francs sind für mich ein für alle Mal verloren und – sehen Sie da – ich finde mich schon darin, denn ich weiß aus eigener Erfahrung, daß dem vorsichtigsten Menschen Dergleichen begegnen kann.‹

›Nein,‹ rief mein Neffe, von unsäglichem Schmerz gefoltert aus, ›diese Summe ist nicht Ihnen, sondern sie ist mir allein verloren und ich werde nicht eher ruhen, als bis ich sie Ihnen auf Heller und Pfennig ersetzt habw, wenn ich auch jetzt noch nicht weiß, wie und wann es möglich sein soll. Ich also finde mich nicht so schnell darin wie Sie und ich begnüge mich daher auch nicht mit Ihrer und jenes Mannes Entscheidung.‹

›Wie,‹ rief da der edle Chef mit verwunderungsvollem Staunen, ›sind Sie so reich, daß Sie einen solchen Prozeß aus eigener Tasche bezahlen können? Hm, dann sind Sie reicher und vertrauensvoller als ich, denn ich gebe ihn schon jetzt und für immer verloren und fange ihn darum gar nicht an. Also beruhigen Sie sich vorläufig. Sie haben allerdings Unglück gehabt – betrachten Sie den Verlust als eine Folge verfehlter Speculation, wie sie einem Kaufmann so oft unter die Hände läuft und so müssen Sie Ihren Verlust verschmerzen, wie ich den *meinen* schon jetzt verschmerzt habe.«

»Hm, hm! Das war edel von dem Mann!« rief der Luzerner Kaufherr lebhaft aus, »und ich bin der Meinung, daß er in diesem Fall nicht anders handeln durfte, wenn er nicht herzlos oder habsüchtig erscheinen wollte. Aber doch war es immer edel gehandelt und er hat sich als wackerer Schweizer benommen, als ein sehr wackerer, Sie haben Recht. Doch was geschah nun weiter? Denn ich sehe, Ihre Geschichte ist noch nicht zu Ende.«

»Noch lange nicht, und das Interessanteste und Wunderbarste kommt erst noch. Je nun, was zunächst den

Gemüthszustand meines armen Neffen zu damaliger Zeit betrifft, so können Sie sich gewiß davon eine Vorstellung machen, wenn Sie bedenken, wie zartfühlend, wie gewissenhaft und wie rege sein Ehrgefühl war. Er ging umher wie ein Träumender und halb Verlorener, denn seine Ehre war in seinen Augen im ersten Augenblick verloren, wenigstens in ihren Grundfesten erschüttert. Alle seine Heiterkeit war plötzlich verschwunden, er floh die Gesellschaft der Menschen und verließ fast sein Zimmer nicht, wenn er nicht im Comptoir beschäftigt war. Seine Arbeit verrichtete er nur mechanisch, wie ein pünktlich gehender Automat, Lust und Liebe dazu fehlte ihm gänzlich und seine früher so licht und hell geträumte Zukunft war wie auf einen Schlag mit einem dichten Schleier überzogen. Das für so bedeutsam und fruchtbar erkannte kaufmännische Treiben verlor allen Reiz für ihn, er fürchtete jeden Augenblick einen größeren Mißgriff, einen verhängnißvolleren Irrthum, und er wurde scheu und zurückhaltend gegen Jedermann, da er in allen mit ihm in Berührung kommenden Personen Betrüger und Gauner zu finden besorgte. Ja, sein Trübsinn artete zuletzt in eine wahre Melancholie aus, die auch jetzt noch nicht von ihm gewichen, und obgleich seine Ehre vollkommen gerettet ist und er frei von allem Verdacht vor aller Welt dastehen kann – Sie werden sogleich hören, wodurch – so klebt ein seltsames Mißtrauen gegen sich selbst ihm an und er hat nicht die Kraft, sich loszuringen von den ihn noch immer peinigenden Gedanken, die damals in

der kritischsten Lage seines Lebens ihn wie böse Geister umringten.

Was nun seinen wackeren Chef betrifft, so war derselbe so sehr von seiner Treue und Redlichkeit überzeugt, daß er nicht wußte, was er thun sollte, um den jungen Mann aufzurichten und seinem Trübsinn zu entreißen. Und um ihn von dieser seiner Gesinnung vollständig zu überzeugen, bat er ihn nicht allein täglich, sich nicht so sehr zu grämen, sondern er gab ihm auch an dem Jahrestage seines Eintritts in das Geschäft eine bedeutende Gratification und außerdem noch eine hübsche jährliche Gehaltszulage. Allein das Alles wollte nichts helfen und Werner trug sich nur mit dem einzigen Gedanken herum, wie er seinem Chef den Verlust ersetzen und den Verbrecher zur Rechenschaft ziehen könne. Ja, je nobler und freundlicher der Chef sich gegen ihn benahm, um so mehr quälte den armen Jungen das Bewußtsein, durch seine Unvorsichtigkeit dem Hause den großen Verlust beigebracht zu haben.

Alle rechtlich denkenden und zur Bekanntschaft des Großhauses gehörenden Leute standen übrigens wie *ein* Mann auf der Seite des armen Werner, und sobald die Sache ruchbar ward, die ja nicht verschwiegen werden konnte, brach ein allgemeiner Sturm des Unwillens gegen Pinto Machado los, der Jedermann in der ganzen Kaufmannswelt als ein gewissenloser, habsüchtiger und betrügerischer Mensch bekannt war. Aber was half das meinem armen Neffen? Trat Jemand auf, der Pinto Machado bei der Gurgel packte und rief: Schurke, gib

das gestohlene Gut heraus? Oder trat Einer hervor, der meinem Neffen hätte zurufen können: Vergiß Dein Unglück, wir wissen, daß Du ein redlicher Mensch bist? Nein, das that Keiner und so blieb in seinem Herzen der bittere Stachel sitzen und sein Innerstes vergällte und verkümmerte sich immer mehr.

Zu dieser Zeit nun – und jetzt führe ich endlich den jungen Freund meines Neffen als handelnde Person ein – war dieser Freund und Landsmann fast sein einziger Gefährte, sein einziger Trost und seine einzige Stütze. Ohne ihn konnte er nicht essen und trinken, ohne ihn konnte er nicht ruhen und schlafen. Ihm allein schütete er immer und immer wieder sein übervolles Herz aus und mit ihm berieth er, was er thun und lassen solle, um nicht in irgend einen neuen Irrthum zu gerathen. Dieser treue, redliche und uneigennützigte Freund nun fühlte aus vollem Herzen sein ganzes Leid mit ihm, denn er allein kannte den ganzen Umfang seiner Gewissenhaftigkeit und die Tiefe seines Ehrgefühls. So fand er denn auch seinen Kummer vollkommen gerechtfertigt und er trug redlich mit die Last, die Jenen erdrückte. Tausendmal in stillen Stunden wiederholte er ihm, daß er ihm mit allen seinen Kräften und Fähigkeiten helfen wolle, daß er mit ihm arbeiten werde, um die so schnöde verloren gegangene Summe dem edlen Principal zu ersetzen, um so nur die Gewissensqualen zu mildern, von denen der so zart besaitete Werner gefoltert wurde. Wenn es in seiner Macht läge, ihm eine solche Summe zu schaffen, sagte er ihm eines Tages, so wolle er kein Opfer scheuen,

und besäße er persönlich ein Vermögen, er würde es mit Freuden hingeben, um ihm nur die Last seines Lebens zu erleichtern.«

»Hm! Das ist ein braver Kerl!« warf der Luzerner Kaufherr hin, als der Erzähler einen Augenblick schwieg.

»Ja, das ist er, bei Gott! und Sie werden sich sogleich überzeugen, daß der junge Mann mit seinen Anerbietungen die Wahrheit gesprochen. Und nun bin ich an den Wendepunkt des Geschickes meines Neffen gelangt und bald sollte wieder die Sonne des Glücks in sein trübes Dasein scheinen. Aber die Sache an und für sich ist so seltsam und wunderbar, daß ich sie anfangs gar nicht glauben wollte und noch jetzt kommt es mir bisweilen vor, als ob es nicht so geschehen sein könnte, wie es doch wirklich und in Wahrheit geschehen ist.«

»Nun, Sie machen mich sehr neugierig!« rief der Luzerner Herr, indem er sich eine neue Cigarre anbrannte.

»Hören Sie!« fuhr der Erzähler mit steigender Röthe auf seinen fahlen Wangen fort. »Eines Morgens, als die jungen Leute erwachten – die Unzertrennlichen schliefen auch in Rio in einem Zimmer – sprang der Freund meines Neffen mit einem sehr glücklichen Gesicht aus dem Bett und stieß sogar einen Ruf des Frohlockens aus. ›Was hast Du?‹ fragte ihn Werner erstaunt. ›Mach kein so trübes Gesicht!‹ erwiderte der Andere, ›und höre, was ich Dir zu sagen habe. Ob ich es geträumt habe, weiß ich nicht, aber mir ist ein seltsamer Gedanke gekommen und wenn Du willst, wie ich, so führen wir ihn sogleich aus.‹ – ›Sprich Deinen Gedanken aus und dann will ich ihn überlegen,«

erwiderte mein Neffe. – ›O nein, von Ueberlegung ist hier keine Rede,‹ lautete die Antwort, ›Dergleichen will gleich angefaßt und schnell zu Ende gebracht sein. Mit einem Wort: Dir liegt ja so ungeheuer viel an der Wiedererstattung jener unglücklichen achtzehntausend Francs, Dein ganzes Lebensglück hängt davon ab, ich weiß es ja. Nun denn, ich kenne jetzt ein Mittel, wodurch Du sehr bald, wenn das Glück es will, zu dem Gelde kommen kannst.‹

Mein Neffe machte große Augen und glaubte, sein Freund spräche noch unter der Einwirkung eines unbewußten Traumes; dennoch bat er ihn, seinen so plötzlich ihm gekommenen Gedanken laut werden zu lassen.

›Sieh,‹ fuhr der Freund fort, ›in zehn Tagen beginnt in Rio die große Lotteriezuhung. Laß uns gemeinschaftlich ein Loos nehmen, und wenn wir das große Loos gewinnen, was doch möglich ist, so bezahlen wir Deine Schuld und den Rest theilen wir uns; dann haben wir sogar Beide Vortheil davon.‹

›Hm,‹ erwiderte mein Neffe nachdenklich, ›freilich, wenn wir es gewinnen! Aber dann bin ich ja in *Deiner* Schuld, denn wir bezahlen ja den Verlust mit der Hälfte Deines eignen Gewinnstes.‹

›Freund!‹ rief der brave Junge, ›und das macht Dir Kopfzerbrechen? Würdest Du nicht eben so gegen mich handeln, wenn ich in *Deiner* Lage wäre?‹

›Ja, das würde ich, bei Gott! und Du weißt es.‹

›Gewiß weiß ich es und darum handle ich so. Aber beile Dich, laß uns auf der Stelle gehen und den kühnen Gedanken zur That machen.‹

Mein Neffe besann sich nicht lange, nur schüttelte er den Kopf, denn das stürmische Gebahren seines Freundes kam ihm zu seltsam vor und der Vorschlag hatte ihn überrascht. Er kleidete sich schnell an, wie sein Freund, und noch bevor sie gefrühstückt, traten sie auf die Straße hinaus, um sich sogleich in das an der Domkirche gelegene Haus des Lotterieloosverkäufers zu begeben.

Unterwegs aber stand mein Neffe plötzlich still und ein neuer Gedanke prägte sich auf seinen bleichen Zügen aus. ›Was hast Du?‹ fragte sein Freund.

›Ich denke eben nach,‹ hieß es, ›wer von uns Beiden das Loos ziehen soll; ich habe entschieden kein Glück. Du weißt es.‹

›O, das ist Nebensache, und ob ich mehr Glück habe als Du, weiß ich selbst nicht, denn ich habe noch nie in der Lotterie gespielt. Wenn Du mir daher folgen willst, so überlassen wir das Ziehen des Looses einem Dritten, einem uns gänzlich Unbekannten, dem unser Verhältniß dunkel ist, denn blind – blind soll ja die Glücksgöttin sein!‹

Die beiden Freunde schritten einige Straßen weiter und plötzlich blieb der Berater meines Neffen wieder stehen. ›Da fällt mir eben etwas ganz Absonderliches ein,‹ sagte er. ›Ich wüßte im Augenblick Niemanden, den ich mit dem wichtigen Auftrag betrauen möchte. Laß also einmal den Zufall walten, aber dabei mußt Du freilich thätig sein, denn Dich betrifft ja die Sache zumeist. Wir wollen in den Dom gehen und uns die Beterinnen betrachten. Und wenn Du eine recht andächtig und fromm

Betende siehst, die Deine Theilnahme erregt oder Dir wohlgefällt, so tritt an sie heran, wenn sie aus der Kirche geht, und trage ihr Dein Anliegen vor.<

›Das klingt fast romantisch,< entgegnete mein Neffe, ›und zu solchem Thun bin ich jetzt am wenigsten aufgelegt.<

›Ei was,< hieß es von der anderen Seite, ›das ganze Menschenleben ist romantisch; das Glück spielt wunderbar und seltsam, und ich habe mich einmal in meine Idee so festgerannt, daß ich allein von ihr einen Erfolg hoffe.<

›Wenn das ist, dann will ich einmal Deiner Idee folgen,< sagte mein Neffe, ›komm, laß uns gehen. Da liegt die Kirche schon vor uns.<

Sie traten in die Kirche und fanden sie zu so früher Morgenstunde noch fast leer. Meinem Werner war ganz eigenthümlich zu Muthe und er schritt so vorsichtig einher, als ob ein glatter, noch nie betretener Weg unter seinen Füßen läge. Sein Freund hatte ihn mit seinem unerwarteten Vorschlage überstürzt und er folgte blindlings, ohne bis jetzt dabei selbstthätig zu sein, den Eingebungen desselben. Leise traten sie in dem großen schönen Gotteshause einher und wohl selten mögen Menschen zu so profanen Zwecken eine Kirche besucht haben. – Je nun, ich, obgleich selbst ein Diener der Kirche, will darüber nicht den Stab brechen, der Augenblick entscheidet oft über die Gedanken und Handlungen des Menschen, und wer sich in die verzweiflungsvolle Lage des armen Jungen versetzt und ein Herz für solche Lage hat, der wird ihm auch wohl Verzeihung angedeihen lassen, ob

auch ein zart besaitetes Gewissen ihm auf der anderen Seite zürnen mag. Genug, es geschah so, wie ich sage. Beide gingen langsam in der Kirche umher und forschten in allen Winkeln und Ecken. Plötzlich ergriff Werner seines Freundes Arm und deutete in die Ferne. Vor einem abgelegenen Seitenaltare lag, ganz ihrer Andacht hingegen und wahrhaftig nicht voll Ahnung, mit welchem weltlichen Gedanken die beiden Jünglinge umgingen, deren Schritte sie schon vernehmen mußte, eine weibliche Gestalt, ganz schwarz gekleidet und einen langen Schleier in einer Art über den Nacken zurückgeschlagen, daß die beiden jungen Leute eher eine Spanierin als eine Brasilianerin oder Portugiesin in ihr vermuthen mußten. Lautlos, die brennenden Blicke fest auf die Knieende gerichtet, blieben sie in der Ferne stehen, um geduldig den Ausgang des Gebotes der Fremden zu erwarten; lautlos fuhr diese in ihrer Andacht fort. Endlich aber beendete sie sie und erhob sich, und als sie sich jetzt wandte, um die Kirche zu verlassen, schrak mein Neffe fast vor dem Anblick zurück, der sich ihm so unerwartet bot, und sein Entschluß gerieth auf's Neue in's Schwanken. Denn das Gesicht der Beterin war von heißen Thränen fast überfluthet, als ob auch sie eine Verlassene und Unglückliche wäre, aber dabei von einer so wunderbaren und ergreifenden Schönheit, daß es eine Freude war, sie nur zu betrachten. Der Freund meines Neffen gewahrte sogleich, wie dieser davon betroffen war, als er aber befürchtete, sein Muth habe ihn verlassen, der Fremden nachzugehen und sie anzureden, flüsterte er ihm zu: ›Du hast Dein

Schicksal jetzt in der Hand – thu' es oder thu' es nicht, aber zu irgend Etwas entschließe Dich!«

Ein dunkler Instinkt oder vielmehr eine innere Stimme trieb meinen Neffen vorwärts und hastig schritt er der voraufgegangenen Fremden nach, die noch eine sehr junge Person zu sein schien und ganz allein in der Kirche verweilt hatte. Sie trat eben auf den Vorplatz derselben an der Straße hinaus und, sich rasch ein Herz fassend, stand Werner an ihrer Seite. Die schöne Spanierin, so will ich sie nennen, da ich keinen anderen Namen für sie weiß, sah ihn befremdet an, während sie sich mit einem gestickten Taschentuch die Thränen trocknete, aber in dem Blick ihres großen Auges lag nichts Abschreckendes und am wenigsten ein Vorwurf, vielmehr ein wunderbarer Friede und eine stille, tiefe Resignation. ›Mein Fräulein,‹ redete mein Neffe sie in portugiesischer Sprache an, während sie schon die Stufen nach der Straße hinunterstieg, ›ich habe eine seltsame Bitte an Sie zu richten, die freilich nur sehr wenig zu Ihrer jetzigen Stimmung und zu dem Orte paßt, den Sie so eben verlassen haben. Allein ich sehe Thränen in Ihren Augen und schließe daraus, daß Sie nicht ganz glücklich sind. Ich bin auch kein Glücklicher und deshalb eben wende ich mich an Sie.‹

Die Dame erstaunte noch mehr, fragte aber mit sanfter Stimme, was für eine seltsame Bitte er an sie zu richten habe. Da faßte sich Werner noch einmal ein Herz und trug sein Anliegen vor.

Die junge Dame lächelte matt, wenigstens schien es dem verwunderten Jungen so, der noch nie einer so

großen Schönheit so nahe gestanden hatte, und erwiderte mit überaus wohlklingender und dabei ergreifender Stimme und mit einem Accent, daß mein Neffe wirklich eine Dame von spanischer Abkunft daraus erkannte: ›Allerdings ist Ihre Bitte seltsam und Sie haben einen noch seltsameren Augenblick dazu gewählt, sie gegen mich auszusprechen. Ich, die vor Kurzem meine Mutter verloren habe, bin eine elternlose Waise und in meiner verlassenen Lage gezwungen, dem Willen mir fern stehender Verwandter zu gehorchen und wider meinen Wunsch mich ihnen auf längere und unbestimmte Zeit anzuschließen. Ich stehe eben im Begriff, mit ihnen eine weite Reise anzutreten und, um Gottes Segen zu meinem Vorhaben zu erflehen und um Abschied von Rio zu nehmen, begab ich mich heute in die Kirche. Allein Ihre Bitte zu erfüllen, habe ich doch noch Zeit und wenn ich Ihnen wirklich damit dienen kann, fehlt mir auch nicht der Wille dazu. Ist das Haus weit von hier, wohin ich Sie begleiten soll?‹

Durch meines Neffen Herz zuckte es wie ein freudiger Strahl, denn so schnell hatte er seinen Zweck nicht erreichen zu können erwartet. ›Sie haben nur wenige Schritte zu thun – dort drüben liegt es schon,‹ entgegnete er.

Nun, lassen Sie mich kurz sein, lieber Herr Irminger. Die beiden Personen traten in das bezeichnete Haus und der Freund meines Sohnes, das nöthige Geld schon in der Hand haltend, folgte ihnen. In zwei Minuten war die Sache abgemacht. Darauf sprach mein Neffe seinen herzlichen Dank gegen die Dame aus, diese verbeugte sich

schweigend, und wenige Minuten darauf war sie im Gewühl der Straße den Augen der ihr mit klopfenden Herzen nachschauenden jungen Leute entschwunden.

Als dies Alles so rasch geschehen, kam es meinem Neffen wie ein neckender Traum vor, allein daß es kein solcher war, bewies das Loos, welches sein Freund in der Hand hielt und, nachdem er sich die Nummer desselben notirt, in sein Notizbuch legte und in die Tasche steckte. Mein Neffe, das hat er mir schon hundertmal erzählt, war so bestürzt, daß er kein Wort sprechen konnte, die Gedanken wirbelten ihm ganz seltsam durch den Kopf, und auch seinem Freunde mochte nicht viel anders zu Muthe sein, denn Beide gingen, ohne mit einander zu reden, langsam und träumerisch nach Hause.« –

»Das ist allerdings eine seltsame Geschichte,« warf Herr Irminger lächelnd ein, »aber nun fehlt noch die Hauptsache, der Erfolg. Wie war der nun – ich bin ganz außerordentlich darauf gespannt.«

»Ich will Ihnen denselben ganz kurz berichten. Zehn Tage vergingen den jungen Leuten, wie es ganz natürlich war, in voller Erwartung der Dinge. Da trat der Tag der Lotteriezählung ein und schon unter den ersten Loosen befand sich das von der Spanierin gezogene mit einem Gewinn von – sechszigtausend Francs, in unserem Gelde ausgedrückt.«

»Wie,« rief der Luzerner Kaufherr, vor Verwunderung seine Hände zusammenschlagend, »also wirklich? Sechszigtausend Francs?«

»Ja, Herr, so war es. Aber nun hören Sie das Weitere, es ist charakteristisch genug. Mein Neffe war im ersten Augenblick so betroffen, daß er sein Glück gar nicht für wahr halten konnte und es bedurfte der ganzen Energie seines Freundes, um ihn dasselbe empfinden und glauben zu lassen, daß er wirklich ein Recht darauf habe. Denn als Letzterer einige Tage später das gewonnene Geld einkassirte und damit zu meinem Neffen kam und nach Abzug der achtzehntausend durch Pinto Machado verlorenen Francs den übrig bleibenden Rest mit Werner theilen wollte, weigerte sich dieser auf das Bestimmteste, dieses Opfer seines Freundes anzunehmen, indem er denselben die ganze Hälfte des Gewinnstes, also dreißigtausend Francs sich anzueignen, überreden wollte. Aber da hatte er die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Sein braver Freund erklärte, daß er nur unter dieser Bedingung den Rath gegeben, ein Loos zu nehmen, und er wäre überzeugt, wenn er nicht zuerst die Abtragung der Schuld meines Neffen an ihren Chef im Auge und im Herzen gehabt, so würde das Glück ihnen nie wohlgevolllt haben. Uebrigens thue er nur gegen Werner, was dieser gegen ihn unter allen Umständen auch gethan haben würde, und so gelang es ihm endlich, den Widerstrebenden, wenn nicht zu überzeugen, doch zu überreden, und Werner fügte sich, nahm das Geld, ging zu seinem Principal und zahlte ihm seine Schuld völlig ab, wobei er demselben den ganzen Hergang der Sache berichten. Nun, wie Sie sich denken können, wurde die Geschichte sehr bald in Rio bekannt und erregte das größte

Aufsehen. Alles beeiferte sich, den glücklichen Rathgeber, den treuen Freund kennen zu lernen, um doch auch einmal einen Menschen zu sehen, der so uneigennützig, großmüthig und edel handeln konnte. Natürlich müssen Sie dabei den Charakter und die Gesinnung der Brasilianer in Anschlag bringen. Nach unsern Begriffen hatte der Freund meines Neffen allerdings wie ein wackerer Mann gehandelt, allein wir würden ihm gewiß einen schweren Vorwurf machen können, wenn er, nach dem glücklichen Gewinn, seinem Freunde nur die eine Hälfte desselben abgetreten hätte. Nicht so die Brasilianer und die dortige kaufmännische Welt. Sie nannten ihn einen weicherzigen Thoren und Narren, der seinen Vortheil nicht wahrzunehmen verstehe. Er sei der Urheber des glücklichen Streiches gewesen und so gebühre ihm auch der Löwenantheil, mindestens die ganze Hälfte des Gewinnstes und kein Mensch in der Welt würde es ihm verdacht haben, wenn er denselben behalten hätte. Allein der junge Mann wies dergleichen Insinuationen mit Entrüstung von sich, erklärte rund heraus, daß es eine Niederträchtigkeit von ihm wäre, wenn er sein Wort nicht gehalten, und daß er also nur seiner ursprünglichen Uebereinkunft mit Werner gemäß gehandelt habe und nicht anders hätte handeln können. Und nun, was meinen Sie zu einem solchen Freunde?«

Ueber Herrn Irminger's wohlwollendes Gesicht blitzte ein freudiger Strahl. »Was ich dazu meine, fragen Sie?« sagte er rasch. »Ei, ich zolle natürlich meinen ganzen Beifall; der Freund Ihres Neffen ist ein prächtiger Kerl. Ha,

ja, solche gewissenhafte und ehrliche Seelen kann ein Jeder gebrauchen. Aber wie heißt denn eigentlich dieser brave Mensch? Sie sagten vorher, er sei aus Unterseen, aber seinen Namen haben Sie mir noch nicht genannt.«

»Arnold Halder heißt er, Herr Irminger.«

Der Kaufherr aus Luzern dachte einen Augenblick nach. »Arnold Halder aus Unterseen?« wiederholte er sinnend. »Wie, ist das etwa der Sohn des Berg-Halder's, meines alten braven Freundes, der jetzt allerdings – ja, ja, ich weiß es wohl – in Unterseen wohnt?«

»Des Berg-Halder's?« fragte Vater D'Orelli hochaufhorchend. »Was heißt das? Das verstehe ich nicht.«

»Ei, das ist sehr bald erklärt, mein Lieber. Der Oberst Arnold Halder, der früher beim Kriegs-Commissariat in Bern stand und jetzt als Buchhalter in einer großen Parquetterie-Fabrik zu Unterseen lebt, war von Jugend an ein rüstiger Bergsteiger. Es gab keine Spitze, eisig oder kahl, die er nicht erklimmen mußte, und da uns Allen diese eigenthümliche Liebhaberei bekannt war, so gaben wir ihm schon vor vielen Jahren den Namen Berg-Halder. Da haben Sie es. Ist es nun etwa dessen Sohn, der der Freund Ihres Neffen ist?«

»Allerdings, Herr Irminger, der Arnold Halder, den ich meine, ist der Sohn des Obersten Halder in Unterseen und so kennen Sie diesen also?«

»Ob ich ihn kenne, mein Lieber! Er ist mir ein theurer Freund und alter Bekannter und obwohl wir uns nur selten sehen, so bewahren wir uns doch einander treu im Gedächtniß. Also der ist der Vater? Ei, mein Gott, da ist er

ja sehr um solchen Sohn zu beneiden und ich freue mich wie ein Kind, daß ich das von Ihnen gehört habe. Aber nun, mein Lieber, Ihre Geschichte ist ja noch nicht zu Ende. Wenigstens möchte ich noch Einiges wissen. Haben die jungen Leute denn die schöne Spanierin nie wiedergesehen?«

»Nein, obgleich sie sich viele Mühe gegeben haben, sie wiederzufinden. Namentlich als das glückliche Loos gezogen war, glaubte mein Neffe sich verpflichtet, der gütigen Dame, der er so viel verdankte, seine Erkenntlichkeit beweisen zu müssen und er suchte sie überall und forschte nach ihr auf jede Weise. Allein es schien ihm beschieden gewesen zu sein, sie nur einmal in jenem Augenblick geistiger Erregung zu sehen, und sowohl ihr Name wie ihre Erscheinung entzog sich ihm für immer, was, wie ich glaube, nicht eben dazu beitrug, seinen verdüsterten Geist aufzuheitern.«

»Hm, das ist übel und die Dame ist gewiß auf die Reise gegangen, wie sie es gesagt. Doch nun lassen Sie mich Ihre interessante Geschichte ganz zu Ende hören. Wie kam es, daß Ihr Neffe nicht in Rio blieb und daß er noch jetzt bei Ihnen wie ein trüber Schatten umherwankt?«

»Das ist bald gesagt, mein lieber Herr Irminger, und leider ist das eben kein gutes Ende der traurigen Geschichte. Denn denken Sie: man hätte glauben sollen, daß der arme Junge nun beruhigt und zufriedengestellt gewesen wäre. Alles war so gut gegangen; mit Gottes Hülfe war der schwarze Flecken von seiner Ehre genommen, sein Principal hatte das Seinige wieder erhalten – aber alles

dies stellte den gestörten Frieden in der Seele des armen Jungen nicht wieder her. Mehr wie je nagte ein unsichtbarer Wurm an seinem Herzen und sein Gewissen war so zart besaitet, daß er sich nun mit dem Gedanken trug, er habe seinen Freund dadurch beschädigt, daß er die achtzehntausend Francs von ihm angenommen, die Jenem doch wenigstens zur Hälfte gehörten. Er konnte überhaupt nicht den begangenen Irrthum verschmerzen und fürchtete beständig, daß ihm etwas Aehnliches noch öfter begegnen könne. Mit einem Wort: er glaubte seinen guten Ruf in Rio durch irgend einen noch möglichen Verdacht untergraben, seine kaufmännische Carriere schien ihm einen unvertilgbaren Flecken erhalten zu haben und er verlor das Vertrauen zu sich selbst, was freilich das Schlimmste ist, was einem jungen Menschen in seiner Lage begegnen kann. So fing ihm der Aufenthalt in Rio an unerträglich zu werden, der Boden brannte ihm unter den Füßen und plötzlich entwickelte sich eine unbegreifliche Sehnsucht, dem Heimweh gleich, nach der Heimat, die seine Seele erst recht verdüsterte und ihm jede Freude und jeden Genuß am dortigen Leben raubte. Vergebens waren die Vorstellungen seines Chefs, der ihn wegen seiner Gewissenhaftigkeit und seiner Leistungsfähigkeit wirklich hochschätzte, vergebens die Bitten Arnold Halder's, und als dieser mit seinem praktischen Sinn endlich einsah, daß es auf die Dauer nicht mehr so fortgehen könne, sagte er ihm eines Tages, als sie Beide allein über ihr Schicksal sprachen: ›Nun, wenn es Dir durchaus hier nicht mehr behagt und Du von Rio wieder fort willst

und mußt, so will ich mit Dir gehen. Laß uns ziehen, wohin Du willst, aber zuerst rathe ich Dir dann, in unser Vaterland zurückzukehren und eine Weile dort ungestört an einem stillen Orte zu leben, bis Du das Gleichgewicht Deiner Seele wieder gefunden hast. Haben wir uns eine Zeit lang von unseren jahrelangen Anstrengungen ausgeruht, dann wollen wir wieder daran denken, in irgend ein großes Geschäft zu treten und unsere Laufbahn, mit vielen Erfahrungen bereichert, als redliche Männer fortzusetzen. Es giebt auch in der Schweiz und dem nahe gelegenen Deutschland große Geschäftshäuser und mit den Empfehlungen ausgerüstet, die wir besitzen, wird es uns leicht werden, irgendwo ein passendes Unterkommen zu finden. Und sollten wir gar Lust haben, uns selbstständig irgendwo festzusetzen, nun, so haben wir ja jetzt ein kleines Capital und bei einiger Mühe wird es uns ja wohl mit Gottes Hilfe gelingen, uns unsere eigene Bahn zu brechen.<

So sprach der wackere Arnold Halder, aber für's Erste predigte er noch tauben Ohren, denn der erste herbe Schlag, der meinen Neffen betroffen, hat seine zarte Organisation zu tief verletzt, er hat, wie gesagt, das Vertrauen zu seiner eigenen Kraft und Leistungsfähigkeit verloren und das ist, wie mir scheint, auch jetzt noch das größte Leid, welches ihn niederdrückt, ihn dem Leben entfremdet und ihn so trüb, so schweigsam, so menschenscheu erscheinen läßt.

So trugen sie denn ihrem Principal ihre Wünsche vor und belegten sie mit den triftigsten Gründen. Der Mann

war klug genug, einzusehen, wie die Sachen standen, und da ihm an dem Wohlergehen der beiden jungen Leute mehr gelegen war, als an seinem eigenen Vortheil, so entließ er sie aus seinem Dienst und gab ihnen die trefflichsten Empfehlungen und seine besten Wünsche mit auf den Weg. So rüsteten sie sich denn zu ihrer weiten Reise und gingen abermals zu Schiff, um nach sechsjähriger Abwesenheit nach Europa zurückzukehren.

Doch nun muß ich noch eines Vorfalls erwähnen, der leider zu spät in's Leben trat, als daß sie ihn noch in Rio hätten ausnutzen können. Zwei Tage vor ihrer Abreise brachten sie in Erfahrung, daß Pinto Machado, der brasilianische Gauner, ebenfalls und zwar ganz plötzlich das Land verlassen habe. Derselbe hatte sich sogar im Geschäft seines Vaters durch verschiedene Vergehen unmöglich gemacht und dieser hatte ihn ohne große Zärtlichkeit von dannen gejagt. Man sprach von falschen Wechseln, die an verschiedenen Orten zum Vorschein gekommen und von sonstigen Betrügereien, die sogar den Vater mit schwer gravirten, dessen pecuniäre Lage, wie man jetzt erst erfuhr, schon lange keine günstige mehr war. Ja, am Tage nach der Abreise der beiden jungen Leute von Rio brachte ihr Principal in Erfahrung, daß Pinto Machado sich offen in einem Kreise gleichgesinnter Landsleute und in halbem Rausche gerühmt, einem deutschen Gimpel – denn für einen Deutschen hielt er meinen Neffen – recht tüchtig die Federn gerupft zu haben. Der Principal schrieb dies sofort an Werner und Arnold Halder, und sandte den Brief ihnen nach Unterseen nach,

wo ihn der Letztere vor Kurzem empfangen und seinem Freunde sogleich davon Kenntniß gegeben hat. Der Chef hatte hierauf, sich auf die bekannten Zeugen stützend, auf eigene Gefahr einen Prozeß gegen den Vater des Betrügers angestrengt, ob er ihn aber gewinnen und ob der Verklagte die unterschlagene Summe jemals bezahlen wird oder kann, steht dahin, immerhin jedoch ist die Möglichkeit vorhanden, daß das den beiden Freunden entzogene Capital noch einmal seine Zinsen trägt. So ist denn also jetzt die Ehre meines Neffen in den Augen seines früheren Principals und ganz Rio's gerettet und er könnte in dieser Beziehung ganz ohne Sorgen sein, wenn die erhaltene Wunde überhaupt so leicht bei ihm zu heilen wäre, was leider nicht der Fall und was mir selbst fast unbegreiflich ist. Denn daß diese Wunde noch immer blutet, sehe ich alle Tage und Jeder kann es sehen, der sein Schicksal kennt. Was mich selbst betrifft, so war ich wie aus den Wollen gefallen, als er vor acht Wochen ganz plötzlich mit der Post hier eintraf, mir sein Schicksal erzählte und mich bat, ihm einstweilen ein Asyl zu bieten, damit er sich sammeln und auf eine thätigere Zukunft vorbereiten könne. Sein Freund ist natürlich mit ihm gekommen und einstweilen zu seinen Eltern nach Unterseen gegangen, wo er gewiß mit keinem so trüben Gesicht sitzt, wie Werner bei mir. Was ich thun konnte, um ihn zu trösten, zu ermuthigen und seine schlummern den Kräfte zu neuer Thätigkeit zu wecken, habe ich gewiß gethan, aber bisher ist es mir noch nicht vollständig gelungen und das Einzige, was ich mit vieler Mühe

erreicht, ist das, daß er allerdings ruhiger und gefaßter geworden, aber den Hang nach der Einsamkeit, ein gewisses Mißtrauen zu sich selber, eine melancholische Anschauungsweise aller seiner persönlichen Verhältnisse hat er bewahrt und ich bin, wie Sie sich denken können, in großer Sorge darüber, da ich nicht weiß, wie ich sein Trübsal bannen und seinen gesunkenen Lebensmuth wieder aufrichten soll.«

VIERTES CAPITEL. DER ERSTE LEBENSRUF.

Vater D'Orelli, von dem Schicksal seines einzigen Verwandten durch seine eigene Erzählung von Neuem lebhaft in Anspruch genommen, schwieg tief bewegt und senkte seine frommen Augen traurig zu Boden. Der wackere Kaufherr aus Luzern aber saß noch geraume Zeit in Gedanken versunken vor ihm und es schien, als beschäftige er sich mehr mit den Erlebnissen des jungen Mannes, die ihm so eben entschleiert, als mit der Antwort, die er dem Oheim desselben geben solle. Endlich aber erhob er den Kopf, richtete seine redlichen blauen Augen wohlwollend auf den Geistlichen und sagte:

»Hm! das ist allerdings eine seltsame, aber auch eine interessante Geschichte, und für mich, der ich ja auch ein Geschäftsmann und leidlich erfahrener Kaufmann bin, doppelt interessant. Ich danke Ihnen aufrichtig, daß Sie mich in die Verhältnisse dieser beiden jungen Leute haben einen Blick thun lassen. Fürwahr, das sind ein paar ausgezeichnete, characterfeste und gewissenhafte Menschen und wollte Gott, daß es solcher recht viele auf der

Welt gäbe! Auch haben wir da einmal *wirkliche* Freunde vor uns, wie sie sich nicht häufig im Leben zusammenfinden, einen modernen Orestes und Pylades – und das behagt mir sehr. Hm! Ich weiß kaum, welchem von Beiden ich augenblicklich die Palme zuerkennen soll, obgleich auf den Arnold Halder, wie mir scheint, fast noch mehr Licht als auf Ihren Neffen fällt. Beide sind sich gleich an Reinheit des Herzens und Ehrgefühl, und wie man dem Einen einen Edelmuth sonder Gleichen zuschreiben muß, so zeichnet sich der Andere nicht minder durch Gewissenhaftigkeit, Pflichttreue und Redlichkeit aus. Der Tausend auch! Mit solchen Menschen kann man in der heutigen zerrissenen, habsüchtigen und unzufriedenen Welt noch Etwas anfangen. In ihnen steckt noch das alte ächte Schweizerblut. O ja, solche Buchhalter könnte ein jedes Großhaus gebrauchen, hm! Ich wenigstens wäre froh, wenn jetzt bei mir zu Hause Leute wären, auf die ich mich so unbedingt verlassen könnte. Dann hätte ich mich nicht so sehr nach Hause gesehnt und ich wäre nicht in Lebensgefahr gerathen, aber freilich – sehen Sie, wie Gott unsere kleine Welt so wunderbar und oft schwer begreiflich lenkt – dann wäre ich auch nicht hierhergekommen und hätte den jungen Werner von Altstetten nicht kennen gelernt. Ha, ja, jetzt ist mir seine ganze Erscheinung und sein scheues Wesen erklärt und ich sehe deutlich, daß es eigentlich nur Gewissensbisse über sein unvorsichtiges Handeln sind, die an ihm nagen und seinen unglücklichen Irrthum ihm in's Gedächtniß rufen. Denn freilich, daß er einen solchen begangen, einen recht

schweren Irrthum, das läßt sich nicht läugnen, aber welchem Kaufmann begegnet nicht einmal Dergleichen und ich selbst könnte Ihnen aus meiner Erfahrung eine große Menge ähnlicher Mißgriffe erzählen, die längst erprobte Kaufleute begangen haben und die nicht so gut abgelaufen sind wie dieser hier. Künftig aber wird er sich dafür um so mehr in Acht nehmen, denn die Lehre, die er empfangen, vergißt er sein ganzes Leben nicht – gebrannte Kinder scheuen das Feuer, wie man sagt. Doch das ist für den Augenblick nur Nebensache; Hauptsache vielmehr ist – und Sie werden mir diese meine Einmischung in Ihre Angelegenheit nicht übel deuten – wie man Ihrem Neffen unter die Arme greifen und ihn wieder auf den rechten Weg bringen könnte, denn daß er etwas weit davon abgekommen, ist eben so klar, wie daß ich gestern von dem meinen abgekommen war, als Sie und er mich fanden und von einem frühzeitigen, elenden Tode retteten. Bei Gott, Mann, das darf ich hier nicht vergessen, und ich fühle mich sogar verpflichtet, ein Bischen in das Rad des Verhängnisses Ihres Neffen mit einzugreifen. Aber wie und wodurch? Das ist die Frage, die ich mir augenblicklich noch nicht beantworten kann.«

»Sie sind zu gütig,« erwiderte Vater D'Orelli, indem schon ein neuer Hoffnungsstrahl sein Herz erwärmte, »und ich wäre Ihnen unendlich dankbar, wenn Sie in irgend einer Weise auf den schweigsamen Jungen einwirken könnten, wobei ich natürlich nicht im Geringsten an das kleine Begegniß denke, dessen Sie so eben Erwähnung thaten.«

»Ein kleines Begegniß! Nun, das ist wenigstens eine bescheidene Bezeichnung der gestrigen Nachts Aber mein lieber Freund, ich nenne es etwas anders – doch still, ich soll ja nicht von meinen Empfindungen darüber reden und so will ich lieber handeln. Aber da muß ich Sie zuerst fragen: gestatten Sie mir wohl, einmal, und zwar heute noch, mit Ihrrem Neffen über seine Vergangenheit zu reden? Darf er überhaupt wissen, daß Sie mir seine Geschichte erzählt haben?«

»Warum nicht? Es ist ja die reine Wahrheit, die ich berichtet, und ich habe wahrhaftig den Jungen nicht mehr herausgestrichen, als nothwendig war. Ja, reden Sie mit ihm darüber und vielleicht fällt Ihre Rede mehr in's Gewicht bei ihm als die meine, da alle meine Bemühungen bisher vergeblich waren. Ach, er hat eine so weiche Kindesnatur, daß es mir schon oft so vorkam, als sei er den Schlangenwindungen und Fallstricken des heutigen Lebens nicht gewachsen, und bisher hat nur sein Freund, Arnold Halder, einen bedeutsamen Einfluß auf ihn geübt, denn dem gehorcht und fügt er sich, wie die Wolke dem Wind. Doch noch auf Eins glaube ich Sie aufmerksam machen zu müssen und das habe ich vorher zu erwähnen vergessen. Wie es mich bisweilen bedünken will, zehrt noch ein anderer und nicht weniger böartiger Kummer an dem Herzen meines armen Neffen. Dasselbe scheint noch eine zweite Wunde erhalten zu haben, als die ihm jener brasilianische Bösewicht geschlagen hat. Die schöne in Trauer gekleidete Dame – Sie erinnern sich – deren Hand das glückliche Loos zog und der er, wie er sagt, nur

eine ewige Dankbarkeit schulde, die hat gewiß mit ihren schwarzen Sammetaugen ein wenig tief in seine Seele geschaut. Wenigstens wird er Feuer und Flamme, wenn er von ihr spricht, und sein Unstern ist es, so sagt er, daß er weder ihren Namen noch ihren Stand kennt und somit ihre Spur vollständig verloren hat. Uebrigens ist er in diesem Punkte schweigsamer und verschlossener als in irgend einem anderen und niemals bis jetzt ging er auf meine Andeutungen ein, wenn ich mir einmal ein Herz faßte und ihn darüber sondiren wollte.«

»O weh!« rief der wohlwollende Luzerner aus. »Das wäre allerdings, wenn sie vorhanden, eine zweite und nicht minder gefährliche Wunde und auf die Kur einer solchen verstehe auch ich mich nicht. Nein, dagegen weiß ich keinen Rath und darüber will und kann ich auch nicht mit ihm reden. Dergleichen muß man der Zeit überlassen, die hilft allein. Aber, freilich, wenn Sie sich darin nicht irren und ich glaube es kaum, dann wird der vorliegende Fall viel kritischer und man muß um so vorsichtiger zu Werke gehen. Doch – lassen wir die schwarze Dame einstweilen ganz bei Seite. Erst muß man ihm den verlorenen Muth wiedergeben und das gesunkene Selbstvertrauen aufrichten, und ist das geschehen, dann wird die Zeit vollbringen, was den Menschen bisher mißlang. Doch still – ich glaube, er kommt in's Haus, wenigstens hörte ich eben den Hund an der Thür bellen.«

»Ja,« entgegnete Vater D'Orelli und erhob sich, um der Thür zuzuschreiten. »Er ist es und Fingal kündet ihn uns auf seine gewöhnliche Weise an.«

Allein der Erwartete trat noch nicht sogleich in's Zimmer; er sprach noch vor der Thür mit der guten Wirthin, die das Hauswesen des Gasthauses leitete und die den jungen Mann nie an sich vorübergehen ließ, ohne ein paar freundliche Worte an ihn zu richten.

Unterdessen war der Nachmittag weit vorgerückt und die dicke neblige Luft, die draußen wogte und wirbelte, brachte den Anschein des Abends heran, noch lange bevor die eigentliche Zeit dazu gekommen war. Die Witterung hatte sich übrigens besser und angenehmer gestaltet, als am Tage zuvor. Zwar war der Himmel noch immer mit düsteren Wolkenschichten bedeckt, der Föhn blies nach wie vor in heulenden Stößen durch den Engpaß, aber der Schneefall hatte gänzlich aufgehört, es war kälter geworden und für die Nacht drohte ein recht tüchtiger Frost hereinzubrechen, der immer der Verbote eines Umschlags des Wetters zum Besseren ist.

Wenn es bei dem trüben Himmel und dem sich immer dichter zeigenden Nebel nun schon im Freien frühzeitig Abend zu werden schien, so war es im Zimmer des Geistlichen schon völlig dunkel geworden. Die kleinen Fenster ließen nur wenig Licht herein, die dicken Wandungen des schweren Steinhauses verhinderten den Eintritt desselben noch mehr und so hatten die beiden so eifrig redenden Männer schon lange, ohne es zu merken, in beginnendem Zwielficht gesessen. Jetzt erst bemerkte es Vater D'Orelli, als er seinen Neffen von der Arbeit im Freien zurückkommen hörte, und so begab er sich daran, seine kleine Lampe anzuzünden, die im vollen Winter oft

fast den ganzen Tag ihr dämmerigen Licht leuchten ließ, wenn der stille Bewohner im Hause war. Eben aber hatte er die Lampe angezündet, da ging die Thür auf und voran sprang Fingal mit freudigem Geknurr in das Zimmer, um zuerst Vater D'Orelli mit Schweifwedeln und freundlichen Blicken zu begrüßen, worauf er auch zu dem Luzerner Herrn kam, ihm die Hände leckte und sein Wohlgefallen verrieth, daß dieser ihn anredete und liebkosend den schönen Kopf streichelte.

»Guten Abend!« sagte da die leise Stimme des Eintretenden, der seinem Oheim einen freundlichen Blick und dem Fremden eine ehrerbietige Verbeugung zukommen ließ.

Beide erwiderten den Gruß und richteten dann mit einiger Spannung das Auge auf die elastische Gestalt und das edle Antlitz des jungen Mannes. Dieser, das sah man ihm wohl an, mochte in den Nachmittagsstunden wacker gearbeitet haben. Seine Stirn war mit großen Schweißperlen benetzt, als er die Mütze abgenommen, sein sonst bleiches Gesicht von der scharfen Luft geröthet und sein langes volles blondes Haar hing durchnäßt und vom Winde verworren bis fast auf seine Schultern herab. Nachdem er sich aber den Schweiß von der Stirn getrocknet, strich er sich im Schlafzimmer das Haar wieder glatt und trat nun, noch einmal dem Oheim zunicke, an den Tisch heran, auf dem die Lampe brannte und vor dem sowohl Vater D'Orelli wie Herr Irminger standen, um den besprochenen Vorsatz möglichst bald auszuführen.

»Nun, Werner, wie steht es da draußen?« fragte der Geistliche mit seiner warmen und herzlich klingenden Stimme.

»Es steht gut, Onkel,« lautete die ruhig gegebene Antwort. »Die schwierigste Arbeit ist gethan und morgen wird der Weg wieder frei sein. Einige Leute sind schon sowohl von Airolo wie vom Urserenthal heraufgekommen und sitzen bei Lombardi. Man hat auf beiden Seiten wacker geschaufelt und in einem Tage geschafft, was menschen möglich war. Lombardi hat mir gesagt, daß die telegraphische Nachricht eingegangen, daß morgen früh wahrscheinlich die Post von Airolo abgelassen werden wird, und Sie, mein Herr, können also morgen Abend in Luzern sein, wenn kein neuer Schneefall eintritt.«

»Gott sei Dank!« rief der Luzerner freudig aus, »das war eine gute Meldung, mein Freund, und ich sage Ihnen meinen herzlichen Dank dafür.«

Werner verbeugte sich stumm und ließ sich, sichtbar erschöpft, auf einen Stuhl nieder.

»Trink ein Glas Wein,« nahm da der Oheim das Wort, »Du wirst ermüdet und durstig sein.«

»Das war ein guter Vorschlag!« rief Herr Irminger aus, »Ja, lassen Sie mir eine Flasche Veltliner kommen, lieber D'Orelli, aber auf meine Rechnung, und wenn Ihr Herr Neffe nichts dagegen hat, bitte ich ihn, heute einmal mein Gast zu sein.«

Während Werner von Altstetten sich dankend und beistimmend gegen den Redenden verneigte, entfernte sich der Geistliche, der sehr froh war, auf diese Weise dem

Kaufherrn Gelegenheit bieten zu können, mit seinem Neffen ein Stündchen allein zu sein. Fünf Minuten darauf brachte eine Magd die erbetene Flasche Wein, zwei Gläser und etwas Brod und Käse, nach welchem letzteren der junge Mann rasch zuerst griff, während der Fremde bedächtig und seine Anrede schon im Stillen überlegend die Gläser füllte.

Als dies geschehen und nachdem er noch einen forschenden Blick auf das angenehme Gesicht seines jungen Gefährten geworfen, ergriff er sein Glas und hielt es demselben zum Anstoßen hin, was Werner sogleich mit dankender Kopfneigung that. Aber nachdem Beide getrunken und der Kaufherr das geleerte Glas des durstigen Arbeiters wieder gefüllt hatte, sagte er mit ruhiger Miene und Stimme:

»Während Sie draußen so fleißig gearbeitet haben, hat Ihr Onkel mich höchst angenehm unterhalten.«

»Also Sie wissen bereits, daß er mein Onkel ist?« fragte der junge Mann etwas verwundert und mit feinem Vorgefühl errathend, was nun noch kommen würde.

»Gewiß; wir sind ja alte Bekannte und wenn wir uns einmal treffen, was freilich leider sehr selten geschieht, pflegen wir unsere Herzen vor einander auszuschütten und uns unsere Erlebnisse mitzutheilen. So auch heute, und da hat er mir eine ganz wunderbare Geschichte erzählt, und der Held dieser Geschichte – waren Sie.«

»Ich? O, Sie irren; ich bin zu keinem Helden geboren, nicht einmal zu einem in einer Geschichte, und wenn dieselbe durchaus einen haben muß, so giebt es andere Leute – sie sind leider nicht hier – die sich besser dazu eignen als ich.«

»O, ich weiß!« erwiderte der Kaufherr rasch auf diese äußerst bescheiden vorgebrachten Worte. »Aber, mein junger Freund,« fuhr er gleich darauf in vertraulicher Weise fort, »ich bin ein alter und in Geschäften ergrauter Mann – dabei mehr ein Mann der That als des Worts, und so liebe ich es nicht, eine Sache nur von fern anzudeuten, die ich ehrlich beim rechten Namen nennen kann – und so sage ich Ihnen denn offenherzig, daß Ihr guter Onkel mir Ihre ganze Lebens- und Leidensgeschichte erzählt hat, die mir dadurch erst recht eine Leidensgeschichte wird, daß ich Sie hier in dieser von Menschen verlassenen Wüste so einsam und trübe sitzen sehe.«

Werner, durch diese freundlich gesprochenen Worte in sichtbare Verlegenheit gesetzt, schüttelte sich das lange Haar von der Wange und sah den wohlwollenden Mann mit großen schwimmenden Augen an, wobei eine tiefe Röthe sein Gesicht überzog und ein banges Staunen sich auf seinen Zügen malte. Dabei war er nicht im Stande, ein einziges Wort zu sprechen, aber er konnte nicht verhindern, daß alle seine Empfindungen sich in seiner aufhorchenden Miene verriethen.

So fuhr denn Herr Irminger nach einer kurzen Pause zu reden fort. »Ja,« sagte er, »er hat mir alle Ihre Erlebnisse in Rio erzählt und das Resultat davon ist, daß ich mich

freue, Ihnen so zufällig hier oben begegnet zu sein und mich so eben nicht enthalten konnte, dem guten Mann, der so wenig Freude im Leben hat, zu einem solchen Nefen zu gratuliren.«

»Zu gratuliren?« rief Werner fast erschreckt. »Aber mein Gott – was brauchen Sie da für einen wunderbaren Ausdruck? Zu gratuliren? Zu einem solchen Nefen? O mein Herr, wenn Sie mich beschämen wollen, so haben Sie Ihre Worte wohl gewählt, aber – verzeihen Sie mir meine Aufrichtigkeit – wenn Sie mich ermuthigen wollten, so haben Sie sie nicht gut gewählt, denn kein Mensch weiß besser als ich, was er selbst von sich zu halten hat.«

»O, o, junger Mann! Da stecken Sie doch etwas tief in einem Irrthum, den die Jugend leider nur zu oft begeht. Sie rühmen sich, sich selbst zu kennen und sich richtig zu beurtheilen und das ist ja, wie Sie wissen, selbst dem weisesten Menschen nie ganz gelungen. Nein, nein, lassen Sie alle falsche Bescheidenheit bei Seite und nehmen Sie meine Gratulation an, wie sie geboten ward, frank und frei, denn was Sie gethan haben, das hätten Wenige gerade so wie Sie gethan.«

»Aber mein Gott, was habe ich denn gethan?« rief Werner mit einem sichtbaren inneren Schauer den Staunens aus. »Sie scheinen ja das ganze Verhältniß zu verkennen oder es von einer falschen Seite aufzufassen. Was hat Ihnen denn mein Onkel gesagt? Hat er etwa mein Thun in Ihren Augen beschönigen wollen? O mein Herr, dann muß ich Ihnen aufrichtig bekennen, daß mein Onkel sowohl wie Sie mich ganz falsch beurtheilen und ich fühle

mich gedrungen, Ihnen zu erklären, daß ich in meinen eigenen Augen gar nicht zu entschuldigen bin. Ich habe ganz einfach das Unglück gehabt, durch eine Unvorsichtigkeit ohne Gleichen für mich und meinen mir vertrauenden Principal einen bedeutenden Verlust herbeigeführt zu haben, und wenn man einem Menschen dabei gratuliren kann, so ist es einzig und allein mein Freund, der diesen Glückwunsch verdient. So, so allein liegt der ganze Sachverhalt, mein Herr.«

»Ja, ja doch,« erwiderte der Luzerner, über den Eifer des sich selbst anklagenden jungen Mannes unwillkürlich lächelnd, »es mag schon so sein, wie Sie sagen und Ihr Onkel wie ich sehen ein, daß Ihr Freund groß und edel gehandelt hat und daß Sie einen großen Fehler begangen haben; aber erlauben Sie mir, Ihnen auch meinerseits zu erklären, daß Sie trotz Ihres begangenen Mißgriffs und Ihrer Unvorsichtigkeit auch in meinen Augen ein nicht wegzuläugnendes Verdienst besitzen und zwar das, daß Sie eine so tiefe Reue über diese Unvorsichtigkeit empfinden und wie ein wackerer Mann redlich daran gearbeitet haben, Ihrem edelmüthigen Principal das durch Ihre Schuld verloren gegangene Geld zu ersetzen, was Ihnen ja auch mit Gottes Hülfe so glücklich gelungen ist. Und das ist fürwahr in jedes redlichen Geschäftsmannes Augen kein kleines Verdienst!«

Werner schlug über das ihm so unvermuthet ertheilte Lob fast beschämt die Augen nieder und entgegnete dann sanft: »Ich sollte Ihnen danken für diese milde Auffassung meiner unglücklichen Handlungsweise, aber ich

kann es wahrhaftig nicht. Sie beurtheilen den Fall viel zu mild und schreiben mir ein Verdienst zu, das nur meinem edlen Principal und meinem großherzigen Freunde gebührt, ich wiederhole es. Sie übersehen dabei ganz die traurigen Folgen, die aus diesem meinem Irrthum für mich entspringen, denn meine kaufmännische Laufbahn hat dadurch einen verhängnißvollen Schiffbruch gelitten. Wenn ich überhaupt je wieder in ein solches Geschäft treten wollte, welcher Großhändler – ich frage Sie, und in ein Krämergeschäft mag ich nicht wieder zurückkehren – wird mich wohl, wenn er hört, was ich gethan, und das Erste, was ich thue, ist, daß ich ihm sage, was mir begegnet ist – wird mir jemals wieder ein unbegrenztes Vertrauen schenken, wie jener Mann in Rio es gethan?«

Nach diesen aus voller Seele strömenden Worten schaute der eben so kluge wie menschenfreundliche Luzerner Kaufherr den jungen Mann mit einem gerührten Blick an, denn er glaubte mit einem Mal den ganzen inneren Zwiespalt in dem Herzen des jungen Mannes zu lesen.

»Also das ist es!« sprach er wie zu sich selbst, »also darum der ewige Trübsinn! Nun, mein lieber Herr, da muß ich Ihnen doch sagen,« fuhr er unendlich gütig fort, »daß Sie nur in *einer* Beziehung die Welt und die Menschen, am wenigsten aber die kaufmännische Welt kennen. Wie können Sie sich einen so streng gebüßten Fehltritt nur so sehr zu Herzen nehmen? Wahrhaftig, solche Fälle kommen bei uns ja sehr häufig vor und nur sehr selten werden sie zu einem so guten Ende geführt. Bei Gott, wenn

jeder Buchhalter, der einmal einen Rechnungsfehler gemacht, gleich davonlaufen wollte, dann gäbe es am Ende keine Kaufleute mehr. Nein, nein, bemühen Sie sich, Ihren Fehler einmal objectiv zu betrachten und bringen Sie das gute Ende auch mit in Anschlag. Vor allen Dingen bleiben Sie standhaft bei der übernommenen Fahne und fassen Sie Muth zu einem neuen Unternehmen. Und damit Sie auch noch einen Rath von mir empfangen, so will ich Ihnen sagen. Kommen Sie einmal nach Luzern und sehen Sie sich unsere Handelswelt an. Wir verstehen auch Etwas davon und handeln, wie Ihr Principal in Rio, über den Ocean hinaus. Das wird Sie auffrischen, von Neuem beleben und vielleicht – ich hoffe das stark – gewinnen Sie neue Lust zu der gewohnten Arbeit, wenn Sie Andere mit Erfolg und Lust arbeiten sehen. Und wissen Sie was? Ihren Freund, den Halder aus Unterseen, dessen Vater ich kenne und schätze, den möchte ich auch persönlich kennen lernen. Stehen Sie noch mit ihm in Verbindung?«

Werner, dessen beklommen athmende Brust sich bei den gehörten Worten merklich gehoben, schlug jetzt die Augen rasch wieder auf und versetzte sogleich: »O ja, wir schreiben uns von Zeit zu Zeit. Er hält sich jetzt noch bei seinen Eltern auf und ruht eine Weile wie ich.«

»Das ist auch ganz recht so. Der Schiffer, der große Stürme auf dem Meere überstanden, will auch einmal ruhig im Hafen und am Lande leben. Aber das darf nicht zu lange geschehen. Zu viel Ruhe verweichlicht die Nerven und schwächt die Kräfte. So schreiben Sie also an

Ihren Freund und theilen Sie ihm mit, was wir gesprochen. Und, wie gesagt, wenn Sie Beide keine besondere Abneigung dagegen empfinden, so besuchen Sie mich einmal in Luzern – meinen Namen kennen Sie ja und nach meinem Leumund können Sie sich bei Jedermann erkundigen. Sind Sie schon einmal in Luzern gewesen?«

»Ich bin nur flüchtig vor acht Wochen durchgereist und habe nichts davon gesehen und gehört, denn mein Herz war zu voll von dem Erlebten und ich sehnte mich allein nach einem stillen Orte, wo Niemand mich kannte und nichts mich an die Vergangenheit erinnerte. So gingen wir rasch von London nach Ostende, von da nach Köln und in Basel trennten wir uns, mein Freund, um nach Unterseen zu gehen, und ich, um meinen alten Onkel auf dem Hospiz aufzusuchen, wo ich glücklicher Weise das erwünschte Asyl fand.«

»Hm, ja! das ist recht schön. Aber ob Sie daran Recht gethan, sich eine solche Wüstenei zum Asyl zu wählen, das bezweifle ich noch sehr. Doch, das werden Sie später selbst begreifen, wenn Sie erst wieder unter Menschen und in eine Ihnen zusagende Thätigkeit kommen. Also thun Sie, wie ich Ihnen gesagt und das Uebrige wird sich finden. Doch nun habe ich noch eine Bitte. Ihr Onkel hat mir gesagt, daß Sie eine Photographie von dem Mann besitzen, der Sie so arg betrog –«

»Ah, Pinto Machado!« rief Werner mit blitzenden Augen aus. »Ja, dessen Bildniß habe ich bei mir.

»So zeigen Sie es mir, ich bitte darum. Ich möchte auch einmal solchen Schurken sehen.«

Werner war sogleich bereit. Er stand auf, ging nach dem Schrank, worin er seine Sachen bewahrte, und holte eine Briefftasche hervor, aus der er eine sehr wohl gelungene Photographie nahm und sie, ohne nur einen Blick darauf zu werfen, dem fremden Herrn hinreichte.

Dieser hatte sich schon seine Brille aufgesetzt, hielt das Portrait gegen das Licht und betrachtete es lange und mit großer Aufmerksamkeit.

»Hm!« sagte er endlich, »das ist eben kein häßlicher Kerl, aber ein ächtes Gaunergesicht hat er doch. Das scheint mir ein Stutzer zu sein, wie wir alle Tage ein Dutzend sehen, aber solchen bösen Blick aus so schön geschlitzten Augen sah ich noch nie. Pfui, wie kann ein Mensch, den Gott so wohlgestaltet, so erbärmlich sein! Da – da haben Sie es wieder – ich mag es nicht mehr vor Augen haben. Solche Subjecte sind menschliche Scheusale und lieber will ich ein edles Raubthier im Käfig als solchen unedlen Menschen in freier Luft umherlaufen sehen.«

Werner griff hastig nach der Karte und im Nu war sie wieder in der Briefftasche verschwunden, die der Besitzer wie etwas Unreines verächtlich bei Seite warf. »Sie haben Recht,« entgegnete er. »Auch ich sehe ihn nicht mehr an und brauche es auch nicht. Sein Bild ist hier – hier, in meiner Stirn eingegraben und da sitzt es fest, unverwüsthlich, unzerstörbar. Wehe ihm, wenn ich ihm noch einmal im Leben wieder begegne, denn jetzt weiß ich bestimmt, daß er mich betrogen, und er sollte es nicht zum zweiten Mal versuchen.«

Der alte Herr fühlte sich versucht, über den Grimm, der sich dabei in den wohlgebildeten Zügen des jungen Mannes aussprach, zu lächeln. »Das hat gute Wege,« sagte er ruhig. »Er sitzt in Brasilien und Sie –«

»Nein, nicht mehr in Brasilien,« unterbrach ihn Werner rasch, »er ist aus jenem Lande entwichen und sucht sich in der weiten Welt wahrscheinlich einen zweiten Werner von Altstetten, um ihn eben so wie mich zu behandeln.«

»Lassen Sie ihn suchen; das Finden ist etwas Anderes. Ich bin der Meinung, daß solche verruchte Handlung immer auf ihren Rächer trifft, früher oder später, und so wird auch Pinto Machado seinem Schicksal nicht entlaufen. Doch nun still davon – jetzt wollen wir den Alten aufsuchen und mit ihm das Abendessen einnehmen. Da haben Sie meine Hand, junger Freund, vergessen Sie unsere Unterredung nicht; denken Sie an Luzern, auch ein wenig an mich dabei und dann – dann hoffe ich, nicht vergebens von Ihnen aus dem Schnee gerettet zu sein.«



Die späteren Abendstunden dieses nicht gerade ereignißreichem aber für Werner von Altstetten's Zukunft doch so bedeutungsvollen Tages brachten Onkel und Nefte in Gesellschaft Herrn Irminger's im Speisesaale des Wirthshauses zu; zwischen den älteren Herren war die Unterhaltung eine sehr lebhafte und angenehme und

auch Werner nahm zur Freude seines guten Onkels wenigstens mit einer sichtbar aufgeheiterten Miene daran Antheil, während er sich im Ganzen noch immer schweigsam verhielt. Jedenfalls hatte die Unterhaltung zwischen ihm und dem Luzerner Herrn gute Früchte getragen und das erkannte Vater D'Orelli schon am nächsten Tage, als er mit seinem Neffen wieder allein war und die althergebrachte Lebensordnung in aller Strenge fortsetzte.

Als die drei Männer endlich zur Ruhe gingen, denn sie mochten wohl sämmtlich von den Mühseligkeiten der vergangenen Nacht noch ermüdet sein, war es schon zehn Uhr und der so eben sternklar gewordene Himmel schien einen guten Tag zu versprechen.

Darin hatte sich Vater D'Orelli auch nicht getäuscht, denn als er am Morgen zeitig erwachte, sah er die Sonne scheinen und ein mäßiger Frost war an die Stelle des wilden Föhns getreten, der spurlos in seine Felsklüfte zurückgekehrt war.

Wie es in den Bergen immer geschieht und in so abgelegenen Bergen wie auf dem Gotthard erst recht, wo so selten im Winter die strahlende Sonne Auge und Herz des Menschen erfreut, so war auch heute schon alles Lebendige früh auf den Beinen. Freudig bellend stürzten die Hunde aus ihren Hütten und stoben spielend und sich jagend auf den wie von Diamanten blitzenden Schneewegen einher, um bald mit einigen Knechten den nach Nord und Süd abziehenden Wanderern eine Strecke weit das Geleit zu geben.

Nach dem Abgange derselben trat wieder die alte Ruhe ein und jeder Einzelne ging an seine gewohnte Tagesbeschäftigung. Nur in Vater D'Orelli's Zimmer saßen er und sein Freund aus Luzern, in stiller Unterhaltung begriffen, während Werner mit Fingal schon die freie Luft aufgesucht hatte, um einen lange entbehrten Ausguck in die Ferne zu halten, die Nebel und Schnee stets verschleiert und ein unerträglicher Wind ungenießbar gemacht hatten.

Wovon sich Herr Irminger und Vater D'Orelli augenblicklich so lebhaft unterhielten, lassen wir dahingestellt; nur so viel wollen wir erwähnen, daß Ersterer noch einmal seinen herzlichen Dank aussprach und dem Geistlichen eine sehr bedeutende Geldsumme zum Besten des Hospizes einhändigte. Als aber auch das abgemacht, traf der edle Mann seine Vorbereitungen zur Abreise, denn der Telegraph hatte die Nachricht gebracht, daß die Posten sowohl aus Airolo wie aus Amstäg abgegangen seien und daß die etwa auf dem Hospiz verweilenden Reisenden sich zum Aufbruch fertig halten möchten.

Indessen sollte die Geduld des einzigen auf die Post wartenden Reisenden auf dem Hospiz noch etwas lange auf die Probe gestellt werden, und erst gegen Mittag verkündete das laute Geheul aller Hunde, die mit ihren feinen Sinnesorganen die durch ihre Schellen sich schon aus weiter Ferne vernehmbar machende Post kommen hörten, daß dieselbe endlich im Auzuge sei.

Da kam sie denn auch allmählig und langsam und fast von beiden Seiten zugleich heran. Eine fast unabsehbare

Reihe einspänniger Schlitten, in denen je zwei Reisende saßen, arbeitete sich mühsam vom Thal aus die Paßhöhe hinan und weithin ihnen voran tönte das melodische Geklingel der Glocken und Schellen, welche die Pferde und Schlitten trugen. Als sie aber endlich hielten, entstand auf wenige Augenblicke ein lebhaftes Gewühl vor dem einsamen Gasthause, das in der Eile manchem frierenden Passagier ein Glas warmen Getränkes zu spenden hatte. Denn die böse Witterung hatte mehrere Reisende in Airolo und Amstäg einige Tage festgehalten und jetzt hatten sich ihrer so viele angesammelt, daß die vorhandenen Pferde kaum ausreichten, um das augenblickliche Bedürfniß zu befriedigen.

Herr Irminger, jetzt wieder ganz gesund, gestärkt und lebensfrisch, stand, in warme Röcke und Decken wohl eingehüllt, bereit und nahm ohne viele Worte zu machen, von sämtlichen Bewohnern des Hospizes, die sich herzlich theilnehmend um seinen Schlitten drängten, Abschied. Der gute Mann schien tief gerührt, als er von einem Hause scheiden sollte, in dem ihm ein so großes Heil widerfahren, und von Menschen, die ihm durch eigene Aufopferung das Leben und die Gesundheit gerettet hatten. Von Vater D'Orelli nahm er zuletzt nur durch einen herzlichen Blick Abschied, Werner von Altstetten schüttelte er warm die Hand und sagte leise und doch mit verständlichem Nachdruck: »Auf Wiedersehen in Luzern!« und Fingal, der dicht an Werner's Seite am Schlitten stand und, wohl wissend, was dieser Augenblick bedeutete, den Abfahrenden mit einem seltsam freudigen Blick

bis zum letzten Moment anstarrte, sagte er durch wiederholte Liebkosungen Lebewohl.

Endlich aber wurde das Zeichen der Abfahrt gegeben und nach Norden und Süden hin setzten sich die ersten Schlitten in Bewegung, die Peitschen knallten, das Schellengeläut begann an den Bergwänden zu widerhallen und alle anwesenden Hunde brachen wie auf Commando zugleich in ein langathmiges Geheul aus, als wollten sie den Reisenden damit Glück auf den Weg wünschen.

Nur noch wenige Minuten vergingen und da waren die letzten Schlitten den Augen der Nachschauenden schon entschwunden, nur ihr scharfes Gehör vernahm noch das matter und matter klingende Geläut aus der Ferne. Hinab nach Italiens und Deutschlands gesegneten Fluren, in die Mitte der Civilisation flogen die Reisenden; das alte Hospiz aber blieb in seiner trostlosen Schneewüste, auf der winddurchfurchten Höhe einsam stehen und die Menschen, die darin wohnten, blickten – mit einer einzigen Ausnahme vielleicht – ohne Neid den Reisenden nach, denn ihre Heimat lag in dieser trostlosen Schneewüste, auf dieser winddurchfurchten Höhe, und sie waren so selbstlose, so zufriedene, so glückliche Menschen, daß sie mancher in friedlicher Ebene Wohnende und in Ueberfluß und Glanz Lebende hätte beneiden mögen.

FÜNFTES CAPITEL. ES WIRD FRÜHLING.

Ruhig und durch kein Ereigniß, weder ein freudiges noch ein schmerzliches unterbrochen, verging den im

Gotthards-Hospiz Wohnenden ein Tag nach dem andern. Die gewöhnlichen Reisenden, arme Handwerksbursche, Arbeiter, die nach Italien, und solche, die nach der Schweiz wollten, kamen jeden Tag an und hielten sich eine Nacht daselbst auf, aber Fremde, die zu der Unterhaltung der gebildeteren Bewohner der einsamen Höhe beigetragen hätten, ließen sich in dieser Jahreszeit noch nicht blicken. Das Wetter blieb dann und wann einige Tage gut, das heißt sonnenklar, kalt und windstill, plötzlich aber brachen die Dämonen des Sturmes wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor und in einer kurzen Viertelstunde war die ganze Herrlichkeit wieder verschwunden: die Winde heulten, dichte Nebelkappen senkten sich von den höheren Bergkuppen in die Thäler und Schluchten und undurchdringbar für das Auge lag Alles wie ein wüstes, trauriges Chaos da.

Daß ein solcher Witterungsumschlag die Behaglichkeit der Menschen nicht sonderlich vermehrte, liegt auf der Hand und wieder wurden sie in die engen Mauern ihrer düstern Häuser zurückgedrängt und auf sich selbst und ihre gewöhnlichen Winterbeschäftigungen angewiesen.

Was die Wirkung betrifft, welche die kurze Anwesenheit des Luzerner Kaufherrn auf das Gemüth unseres Freundes Werner geübt, so war dieselbe allerdings zur besonderen Freude Vater D'Orelli's einige Tage sichtbar geblieben, aber sie war dennoch zu rasch vorübergerauscht und somit nicht im Stande gewesen, den alten

und so tief gewurzelten Trübsinn ganz auszurotten. Hätte Herr Irminger dem jungen Mann länger zur Seite gestanden und durch seine verständige und wohlwollende Rede mehr auf ihn eingewirkt oder wäre Werner selbst gleich darauf in die frische lebendige Welt zurück und mit heiteren Menschen in geistigen Verkehr getreten, so wäre diese Wirkung gewiß eine tiefer greifende gewesen, so aber war er allein auf dem Hospiz geblieben und sehr bald wieder in seine alten Träumereien und Selbstquälereien zurückgefallen.

Alle Unterhaltungen, die ihm zu Gebote standen, gingen fast nur von dem von seinen Berufsgeschäften vielfach in Anspruch genommenen Geistlichen aus; mit ihm sprach er freilich Morgens, bei Tisch und Abends, aber diese Unterhaltungen entbehrten der ermunternden Frische, deren Werner's gedrücktes Wesen gerade am meisten bedurfte. Die Unterhaltungen dagegen, die er mit den anderen Bewohnern des Hospizes pflegen konnte, waren nur sehr dürftiger Art und weckten keine in der Brust des Armen schlafende Stimme zur frohen Erwidernng. Spaziergänge in die benachbarte Felsgegend, im hohen Sommer oft so lohnend, waren gegenwärtig un-ausführbar oder mit den größten Gefahren verbunden, und so war er in den Stunden, die er einsam zubringen mußte, allein auf seine Bücher und das eigene Nachdenken angewiesen, und ach! das letztere war gerade am wenigsten dazu angethan, seinen Muth zu heben und seine Lebensgeister wieder in Spannung und Thätigkeit zu versetzen.

Kein Ort der Welt aber mag weniger dazu geschaffen sein, ein von verschiedenen Verstimmungen bedrücktes Gemüth aufzuheitern, als eine so einsame, von den Fesseln des Winters umspannte Gegend, wie sie ein hoher Gebirgspaß darbieten und gerade der Gotthard mit seinen trostlos enggezogenen Gränzen war so recht dazu geeignet, ein zur Melancholie geneigtes Gemüth noch mehr in düstere Schleier zu hüllen. Vom Morgen bis Abend in einem trüben Nebelmeer zu sitzen, Tag und Nacht nur die Winde seufzen und toben zu hören, nur wenige Menschen zu sehen, die fast alle von Natur schweigsam sind und von denen kein geistiges Licht ausstrahlt, kein dem Leben angehörender Frohsinn laut wird, nichts zu vernehmen, als nur die Kunde von einer eben glücklich beseitigten Gefahr, als die Nachricht irgend eines neuen zu erwartenden Unglücks, das ist fürwahr nicht ermuthigend und zu neuem Leben anfeuernd, und so sank auch Werner wieder immer mehr in sein trübes Schweigen, in sein unerquickliches brütendes Nachdenken zurück. Seine einzige Erholung bestand noch darin, in den Zeitungen, die von Deutschland und der Schweiz heraufkamen, das Neueste zu lesen, aber leider war die Politik der damaligen Zeit auch nicht dazu angethan, ein trauerndes Herz zu belebterem Schlage, einen umflorten Geist zu einem freieren Fluge anzuspannen und zu erheben, und so richtete der gute Vater D'Orelli oft mit Zittern und Zagen den Blick auf den jungen Mann, der in seiner nächsten Nähe seine schönen Tage vertrauerte und in den unzerreißbaren Banden

gefesselt blieb, die ihn nun schon so lange mit ihrer einschneidenden Schärfe bedrohten. Allerdings versuchte er es oft, den Geist des Neffen wieder auf das unten in der Ebene schon frisch pulsirende Leben zu richten, er sprach von dem nahen schönen Luzern, dem herrlichen Vierwaldstädter See, dem Handel und Wandel der jetzt bald sich belebenden Schweiz, allein Werner hörte ihm immer schweigend und trüb zu und nur selten entschlüpfte ihm ein Laut des Beifalls, und am wenigsten ward einmal der Wunsch laut, wieder unter die Menschen und in die Thätigkeit des Lebens zurückzutreten.

Allein bei dem immer gleichmäßig langsamen Fortschritt des eintönigen Lebens vergingen doch nach und nach die Tage und allmählig schwanden die Erscheinungen des Winters und die Verbote des nahen den Frühlings ließen sich in merklicher Folge blicken. Das geschah aber auf der kalten und den Winden ausgesetzten Höhe des Gotthardspasses bei Weitem nicht so rasch, wie in den warmen Thälern der Ebene, wo der Frühling, namentlich in der Schweiz, oft in einer Nacht, alle Fesseln des Winters mit Macht sprengend, urplötzlich, wie ein wunderbarer Bote vom Himmel gesandt, hereintritt und wo eine solche Nacht hinreicht, alle Knospen zu öffnen, die Blüten aus dem Nichts zu wecken und leuchtendes Grün auf Feldern und Wäldern hervorzulocken, die, eben noch grau und kalt, keine Spur von frischem Leben verriethen. Nein, auf der mit zwanzig Fuß hohem Schnee bedeckten Höhe des Gotthard ging das Alles sehr langsam

und fast unmerklich vor sich. Allerdings hatte die Kälte nachgelassen und die scharfe Frische der Winde viel von ihrer Rauheit verloren; auch die dicksten Schneedecken nahmen nach und nach an Tiefe und Umfang ab, aber der nackte Boden im Ganzen und Großen drang noch nirgends hervor und noch weniger sproßten Gräser und Halme auf, denn das eisige weiße Grabtuch verhüllte noch alle Wege und nur der scharfe Blick des kundigen Bergbewohners erkannte, daß die unerbittliche Strenge des starren Winters gebrochen sei.

Ganz allmählig nämlich begannen sich die Strahlen der höher steigenden Sonne wirksam zu erweisen und die natürliche Erdwärme half ihr die schweren Fesseln sprengen. An Stellen, die sonst eisig und starr waren, fingen ganz im Stillen kleine Rinnsale zu fließen an, die matt und grau erscheinende Schneedecke flimmerte wie mit glänzenden Diamanten übergossen und in den tiefer gelegenen Becken begann es zu tröpfeln, zu fließen und endlich auch dem Ohr vernehmbar zu rauschen. Wo früher die Kälte der Nacht mit unsichtbarer Hand Brücken gebaut und Stege gezimmert, da blieb die tiefe Kluft offen und schon dem Auge erkennbar, und endlich regte es sich auch auf den höher gelegenen Bergen und sie sandten ihre flüssigen Boten zu Thal, um den Menschen da unten zu verkünden, daß die Sonne von oben her ihre mächtige Einwirkung zu üben beginne. Zwar lagen

die Seen auf der Höhe des Gotthard, aus denen der Tesin und die wilde Reuß entspringen, noch träg und geschlossen da, aber die kalte weiße Decke, die sie verhüllte, nahm eine grämliche, dunklere Farbe an, zum Zeichen, daß das Leben darunter sich zu regen beginne und den Einfluß der Außenwärme verspüre. Zuletzt nun füllten sich die Schluchten mit murmelnden Bächen aus, die Tobel fingen an zu brausen und zu kochen und von allen Felsrücken sprudelte und sprühte der kalte Schnee in Tropfen nieder, bis plötzlich Alles zu rauschen und zu klingen begann und das so lange träg ruhende Chaos in eine lebendige Welt verwandelt schien.

Bedeutsamer und fast wunderbarer, als irgend Jemand vermuthet hatte, erwies sich die Wirkung aller dieser Erscheinungen auf das noch immer verdüsterte Gemüth des jungen Mannes, der da so still und zurückgezogen an der Seite des alternden Geistlichen vom Gotthards-Hospiz ausdauerte. Es war, als ob auch in ihm alle eingefrorenen Blüten mit einem Mal zu sprießen begännen, als ob auch sein Blut aus der Erstarrung erwachte und neue frische Quellen nach seinem Herzen sandte und als ob sein so lange ruhender Geist mit Gewalt die Fesseln bräche, die seine Gedanken und Empfindungen bisher in Banden gehalten hatten. Wenigstens wollte es den alten, ihn im Stillen beobachtenden Onkel also bedünken. Ihm kam es nämlich vor, als ob sein Neffe, wenn er von einem weiteren Ausfluge zurückkehrte, gesprächiger und seine Rede lebhafter geworden wäre. Auch der Blick seines umflorten Auges wurde freier und klarer und bisweilen

schon umspielte ein freundlicherer Zug seine geschlossenen Lippen. Auch seine Bewegungen däuchten dem Alten energischer und kühner zu werden, der Schritt, wenn er über den weich gewordenen Schnee trat, schien elastischer, und viel lieber als sonst blieb er mit dem Verwandten bei Tische sitzen und ließ sich den dunklen Veltliner Wein munden, als erwarte er dabei von dem stillen Mann etwas Neues oder wohl gar Tröstliches zu hören, wozu er doch früher so wenig geneigt gewesen war. In den mißmuthigsten Stunden sogar, wenn sein Geist recht düster umwölkt war, hatte er noch vor wenigen Wochen schon öfter die Neigung verrathen, sich ganz von dem Verkehr der Welt zurückzuziehen und an der Seite des Onkels sich allein dem Dienst des Hospizes zu widmen, wobei er bisweilen von dem Kloster auf dem St. Bernhard oder dem Simplon-Hospiz gesprochen, als ob das Treiben der Mönche dort durchaus kein verwerflicher Lebensberuf wäre – jetzt aber sprach er nie mehr davon, ja er vermied es sogar, auf die Unterhaltung darüber einzugehen, wenn der Geistliche versuchsweise wieder das Gespräch darauf zurückführen wollte. In den Abendstunden, wenn die kleine Lampe im warmen Zimmer brannte, holte er die vorhandenen Karten der Schweiz zusammen und studirte eifrig die Wege und Straßen, die nach allen Richtungen der Welt führten. Blieb die Post, die die neuesten Zeitungen aus Bern und Deutschland brachte, einmal länger aus, so ging er ihr stundenweit entgegen, und hielt er endlich zu Hause die glücklich angelangte Zeitung in der Hand, so las er so ämsig darin, daß der

geduldige Alte oft lächelnd neben ihm saß und sich über den Eifer freute, mit dem der Neffe jetzt die ihm früher so unbedeutend erscheinenden Neuigkeiten verschlang. Ja, wenn einmal ein gebildeterer Handwerker des Weges zog und bei Vater Lombardi einkehrte, so suchte er ihn auf und fragte ihn, woher er käme, ob er vielleicht Interlaken oder Luzern berührt und was dort die Menschen jetzt trieben. Wie weit das Frühjahr in der Ebene schon vorgerückt, ob die Bäume bereits grün und die Wiesen im Gedeihen wären, alles das begann ihn mit einem Mal zu interessiren und so nahm er im Ganzen und Einzelnen bei Weitem mehr Antheil an Allem, was in der Ferne und im Kreise der Menschen seiner Heimat vorging.

Alle diese Zeichen, die unverkennbar die im Innern des geliebten Neffen erwachende Lebens- und Triebkraft verriethen, sah der alte Pfarrer vom Gotthards-Hospiz mit geheimer und doch so natürlicher Freude an. Ohne zu drängen und zu treiben, zu fragen und Auskunft zu verlangen, beobachtete er den Fortschritt geistiger Genesung mit liebevoller Zärtlichkeit, bis er endlich überzeugt war, die Periode des so hartnäckigen Trübsinns sei nun wirklich an ihrem Ende angelangt und es werde nur eines neuen Zwischenfalles bedürfen, um die Hülsen des frisch knospenden Geistes ganz zu sprengen und den so lange Darbens den mitten in den Genuß blühenden Lebens zurückzusetzen.

Ob Werner ebenfalls einen solchen Zwischenfall erwartete, war ihm nicht ganz klar und doch wollte es ihn oft bedünken, als müsse es so sein und als zehre eine

geheime Ungeduld an dem Herzen des jungen Mannes, daß dieser Zwischenfall noch immer nicht eintreten wolle. Endlich aber, als der Mai bereits angebrochen war, nahm er noch viel sicherere Zeichen der wachsenden Ungeduld seines Neffen wahr. Denn so oft die Post kam, begab sich derselbe sogleich auf das Bureau im Hospiz und forschte mit lebhafter Miene, ob noch kein Brief für ihn angekommen sei, und in Erwartung eines solchen Boten ging er jetzt fast täglich, allein von Fingal begleitet, der Post entgegen, als könne er die Zeit nicht erwarten, bis der Conducteur den Briefbeutel abgeliefert habe.

Eines Abends, als wieder einmal recht trübes Wetter eingetreten war und der jetzt schon mildere Föhn stöhnend durch den Engpaß heulte, war die Post über Gebühr lange ausgeblieben und trotz des leichten Schneefalls war Werner den Postschlitten weit entgegen gegangen. Endlich kam er mit ihnen gleichzeitig auf dem Hospiz an und begab sich sofort auf das Bureau der Post, um seine Nachfrage nach dem Briefe zu wiederholen.

Diesmal hatte sich der schlaue alte Herr heimlich selbst nach dem Postzimmer begeben und so war er ein Zeuge von der kleinen sich fast alle Tage abspinnenden Scene. Auch heute war kein Brief für Werner von Altstetten gekommen, und sichtbar mißmuthig begab sich der junge Mann nach dem Wohnzimmer, wohin ihm der Onkel alsbald folgte.

»Erwartest Du denn so sehnsüchtig einen Brief?« fragte er hier den nach den Zeitungen haschenden Neffen.

»Ja, lieber Onkel, ich erwarte ihn sehnlich und begreife gar nicht, wo er so lange bleibt.«

»Von wem erwartest Du ihn denn?« fragte der alte Herr sanft und mit kaum seine Theilnahme verbergender Neugierde.

»Von wem sonst als von Arnold Halder aus Unterseen?« lautete die etwas hastig gegebene Antwort. »Ich habe ihm schon zweimal und ganz ausführliche Briefe geschrieben und er zögert diesmal ganz unerhört mit der Antwort, mit der er sonst doch so schnell bei der Hand war. – Wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist!« setzte er zögernd und mit leiserer Stimme hinzu.

»O, das glaube ich nicht,« tröstete der Geistliche. »In diesem Fall hätte gewiß sein Vater geschrieben, der doch sicher weiß, daß Du bei mir auf dem Hospiz weilst – nicht wahr?«

»Freilich wohl – es muß also ein anderer Hinderungsgrund vorhanden sein.«

»Ohne Zweifel. Aber was hast Du ihm denn so Ausführliches zu schreiben gehabt?« fragte der Onkel etwas zaghafte weiter.

Werner sah den Fragenden einigermaßen betroffen an. »O,« erwiderte er langsam, »habe ich ihm nicht Viel mitzutheilen gehabt? Ich habe ihm von meinem hiesigen Leben genaue Kunde gegeben, habe ihm erzählt, wie ich den *langen Winter*« – er betonte das Wort scharf – »ausgefüllt und habe ihm auch den Vorfall mit Herrn Irminger aus Luzern berichtet.«

»So, so, das ist recht. Hast Du ihm denn auch geschrieben,« forschte der Alte weiter, »was Dir Herr Irminger für einen Rath gegeben und was für Vorschläge er Dir gemacht hat?«

Werner senkte den Kopf und der Onkel sah, daß sein immer noch bleiches Gesicht eine dunklere Farbe überzog. »Gewiß,« sagte er zögernd, »ich habe ihm eben Alles geschrieben, ihn nach seinem Leben, seinen Absichten für die Zukunft gefragt und ob er vielleicht schon auf irgend ein neues Unternehmen sein Auge gerichtet. Darauf habe ich mir eine schnelle Antwort ausgebeten und daß diese ausbleibt, setzt mich eben in Verwunderung und macht mich unruhig und besorgt.«

Vater D'Orelli frohlockte über diese unerwartete Mittheilung so sehr, daß er augenblicklich nicht im Stande war, seinen Gefühlen einen hörbaren Ausdruck zu geben. Er nickte nur beistimmend mit dem Kopf und endlich sagte er:

»Ich würde an Deiner Stelle weder unruhig noch besorgt sein, denn dem Schweigen Deines Freundes wird kein schlimmer Vorfall zu Grunde liegen. Habe lieber Geduld und Ausdauer in Deiner jetzigen Lage. Hast Du so lange auf den beginnenden Sommer und eine neue Thätigkeit gewartet, so kannst Du auch noch einige Wochen länger warten. Wie ich Deinen Freund aus Deinen eigenen Schilderungen kenne, so wird er zur rechten Zeit seine Stimme hören lassen, denn wie mir scheint, ist er ein Mann, der Stunde und Gelegenheit am rechten Ende zu fassen weiß.«

»Ja, ein solcher Mann ist er!« rief Werner mit einem leuchtenden Blick aus. »Er ist ein ganzer Mann und von mir tausendfach erprobt. Du hast Recht, ich muß mich in Geduld fassen und die Stunde, die ich erwarte und, o Onkel, warum soll ich es Dir verschweigen – die ich mit Sehnsucht erwarte – sie wird mir gewiß auch noch einmal schlagen.« –

An diesem Abend legte sich Vater D'Orelli zum ersten Mal seit langer Zeit ganz glücklich zu Bett. Was er heute von seinem Neffen gehört, beruhigte und ermuthigte ihn auf eine unbeschreibliche Weise. Zum ersten Mal faßte er wieder eine ganz frische Hoffnung für die geistige Wiedergeburt des geliebten Sohnes seiner Schwester, denn er erkannte nur zu klar, daß mit dem nahenden Frühjahr, das ja so viele Keime, wie in der Natur, so in der Brust des Menschen entwickelt, der Drang nach Thätigkeit wieder in ihm erwacht und daß also der düstere Bann, der so lange schwer und drückend auf ihm gelegen, gebrochen sei.

Von diesem Tage schloß er sich wieder mehr denn je dem allmähig wie aus langem Schlummer Erwachen an, suchte ihn auf jede Weise zu ermuntern und zu spornen und ihm mit aller Macht seiner natürlichen Beredsamkeit die Süßigkeiten des thätigen Lebens mit den blendendsten Farben auszumalen.

Werner hörte ihm meist nur stumm, das heißt ohne hörbare Antwort zu, dagegen sprach sein Inneres laut und mächtig genug, denn er war, wie tief und fest sein Kummer ihm auch im Herzen sitzen mochte, doch immer

ein junger und dem Leben warm ergebener Mensch, die Welt hatte noch viel Schönes und Verlockendes für ihn und daß er mit ihr ein für alle Mal abgeschlossen haben sollte, war ihm selbst wohl noch nie im Traume eingefallen, obschon er allerdings Momente gehabt, in denen sein Gefühl und seine Theilnahme für die Außenwelt bedeutend gemindert und abgestumpft gewesen waren.

Allein die Geduld, die Vater D'Orelli jetzt alle Tage predigte und Werner auch gehorsam zu üben schien, sollte doch noch auf eine etwas lange Probe gestellt werden. Von Unterseen kam der so sehnlich erwartete Brief nicht. Eine Post nach der anderen schlittete am Hospiz vorüber, aber keine brachte ein Packet, dessen Aufschrift an Werner von Altstetten gelauret hätte.

Werner verrieth seine wachsende Ungeduld durch Miene und Wort und der alte Geistliche erhielt jetzt von Tage zu Tage mehr Gelegenheit, seine Beredsamkeit glänzen zu lassen und den ihm schon zur Gewohnheit gewordenen Trost zu sprechen. Und um ein Gegengewicht zu haben und die alle Tage bitterer nagende Ungeduld zu brechen, schlug er weitere Spaziergänge nach dem Süden und Norden vor, von denen aber Werner stets die letzteren wählte, als ob diese ihn seinem nächsten Ziele schneller entgegen führen könnten.

So war endlich die Mitte des Mai herangekommen und hatte schöne und verhältnißmäßig auch warme Tage gebracht. Schon trat das lichte Blau des Himmels öfter hervor, die Morgen- und Abendnebel wurden weniger undurchdringlich, Nachts funkelten oft die Sterne sichtbar

am Firmament und Mittags, wenn die Sonne auch nur stundenlang aus ihrer Wolkenhülle hervortauchte, flimmerte die höhere Atmosphäre in jener beweglichen Lebendigkeit, die uns verräth, daß die aus dem Thale aufsteigenden wärmeren Luftschichten mit den kälteren da oben in Kampf gerathen sind und daß mit jedem vorschreitenden Tage Wärme and Licht ihrem allmächtigen Siege näherrücken.

Noch acht Tage vergingen und der Schnee nahm überall sichtbar ab. An Stellen, wohin die Sonne drang, zum Beispiel auf der Straße des Passes, die nicht von hohen Seitenwänden ganz eingeschlossen war, kam schon allmählig der steinige Weg zum Vorschein und viele Berge, deren Oberfläche und Formen bis her ganz unter dem Schnee verborgen gewesen, wuchsen in ihren natürlichen Gestaltungen immer grüner und höher aus demselben hervor, so daß die Kühe mit ihrem Glockengeläut schon wieder hie und da zu hören waren und die so lange im Stall eingeschlossenen Ziegen meckernd und springend zum Vorschein kamen und mit ihren klugen Aeuglein nach den grasigen Flächen emporschauten, die ihnen nun bald das längst ersehnte Futter bieten sollten. Lebendiger aber als Alles rings umher bewies sich das aus dem Schnee hervorsickernde Wasser. Ueberall rieselte und flüsterte es in den Schluchten und Gräben, und tiefer unten

im Thale wurden die so lange schlafenden Bäche lebendig und das Rauschen und Brausen begann seine gewaltige Musik vernehmen zu lassen, auf die der fremde Wanderer so oft mit Staunen horcht und die eine der mächtigsten Naturstimmen ist, mit denen die Schweiz vor allen Ländern der Erde so reich und wunderbar gesegnet ist.

Und als die in den Bergen wohnenden Menschen den alle Tage frischer leuchtenden Teppich auf den Abhängen ihrer Berge sahen, als sie die lieblichen Wasser und Bäche wieder rinnen und flüstern hörten, da heiterten sich auch ihre im langen Winter erstarrten Gesichter wieder auf, denn sie gewannen jetzt die angenehme Ueberzeugung, daß die kurzen Freudentage, die ihnen der wenige Wochen dauernde Sommer bringt, in raschem Anmarsch seien. Vorüber waren nun die Mühseligkeiten, die Gefahren und Sorgen der kurzen düstern Tage und der kalten ewig langen Nächte; ihre Einsamkeit sollte nun nicht mehr lange dauern und Menschen aus allen Ländern der Erde sollten wieder als trauliche Gäste kommen, freundliche Gesichter und blinkende Goldstücke mit sich tragend, nach denen der Schweizer ja ein ihm angeborenes Verlangen im Herzen trägt. Ja, die große weite Welt war dem in enge Gränzen gebannten Bergvolke wieder geöffnet und Leben und Bewegung begann sich schon in der Tiefe da unten zu regen, um bald nach den Höhen hinaufzudringen und auch hierher den Frohsinn zu verpflanzen, der den leichtblütigen Bewohnern der Ebene immer, den ernsteren Bergleuten aber nur periodisch zu Gebote steht.

Auch in dem stillen Hospiz des noch immer mit Schnee bedeckten St. Gotthard begann sich allmählig ein munteres Leben zu entfalten. Hie und da hörte man schon von den bald da bald dort beschäftigten Wegarbeitern und den dienstthuenden Knechten einen leise jodelnden Gesang, den ein vom Süden heraufwandelnder Wanderer mit einem lauten Jauchzer beantwortete. Die Hunde, die den Wechsel der Jahreszeiten so gut kannten und ihren Einflüssen unterlagen, wie die Menschen, ließen in ihrer Wachsamkeit ganz unmerklich nach und blieben länger in ihren Hütten oder in den Häusern und gaben sich ungestörter einem wohlthuenden Schlummer hin, als wollten sie schleunigst nachholen, was sie im Winter darin versäumt.

So begann auch hier wieder das frischere Leben allmählig einzukehren und größere Karavanen von Arbeitern, die jetzt meist aus dem Süden nach dem Norden zogen, zeigten sich in dem Paß und kehrten fröhlicher und lebenskräftiger als im kalten gefährlichen Winter im Hospiz ein. Oft sogar waren so viele Menschen angekommen, daß ihre Unterkunft eine zweifelhafte wurde und, ohne zu zögern, zogen Viele wieder getrost den Berg nach Norden hinab, um so bald wie möglich an ihr Ziel zu gelangen, wo Arbeit und der so sehnlich begehrte Lohn derselben sie in reicher Fülle erwartete, denn die italienischen Arbeiter sind in der Schweiz gesucht und werden namentlich bei dem so wichtigen Straßenbau verwandt, der dort nie ein Ende nimmt, vielmehr alle Jahre einen

neuen Aufschwung erlebt, je nachdem die stetig wachsende Kultur sich immer mehr und bequemere Bahnen bricht und der begehrlische Mensch seine Wünsche nach allen Richtungen, sogar bis in die wüstesten Regionen der abgelegenen Berge und Thäler ausdehnt. –

Es war gegen Ende des Monats Mai, als man einmal einen recht anmuthigen Tag gehabt. Die Sonne hatte sich am Mittag siegreich durch die wallenden Nebel gerungen und ging nun purpurn hinter den Bergen unter, die Spitzen der Schneeriesen in ihr goldenes Abendkleid hüllend und so den rührendsten Abschied von der geliebten Erde nehmend. Werner hatte mit seinem Onkel einen weiteren Spaziergang an diesem Tage unternommen; sie hatten die Schutzhäuser besucht, die nach Airolo hin im Tremolothal errichtet sind und Vater D'Orelli hatte Umschau gehalten, ob auch Alles in dem Zustande sei, in dem es Jahr aus Jahr ein erhalten werden muß, um den wichtigen Zweck zu erfüllen, zu dem es dahin gestellt ist.

Es ging schon gegen Abend, als sie, von ihrer weiten Wanderung ermüdet, das Hospiz wieder erreichten und Beide begaben sich nach ihrem Zimmer, sobald Werner auf dem Postbureau gehört, daß auch heute kein Brief für ihn angekommen sei. Darüber etwas mißmuthiger als sonst, traf er wieder bei dem Onkel ein, der es sich schon bequem gemacht und seiner Magd den Auftrag gegeben hatte, ihm und dem Neffen recht bald eine kräftige Mahlzeit anzurichten. So saßen sie denn Beide auf dem kleinen Kanapee in der schon dunkel beschatteten Stube, und Fingal, der den Weg mit ihnen gemacht, lag zu ihren

Füßen und ruhte sich gemächlich vor dem warmen Ofen aus.

Beide Männer sprachen nicht, denn sie hatten unterwegs schon hinreichend ihre Herzen erleichtert.

Vater D'Orelli, der, etwas erschöpft, mit einiger Ungeduld auf die Nachricht wartete, daß das Essen bereit sei, saß still und träumerisch da; Werner, schweigsam, weil er seinen Gedanken über den nachlässigen Freund keinen weiteren Ausdruck geben wollte, saß eben so still neben ihm und trocknete sich sein langes Haar, denn sie waren etwas rasch vom Süden den Engpaß heraufgestiegen und dabei tüchtig in Schweiß gerathen.

In diesem Augenblick schlugen die vor dem Hospiz liegenden Hunde ein lautes freudiges Gebell an, ganz in der Art, aus der man zu schließen pflegte, daß Fremde gekommen, die wie gewöhnlich von den wachsamen Thieren zuerst begrüßt wurden.

Kaum aber machte sich dies Gebell hörbar, so sprang Fingal vom Boden auf und beantwortete dasselbe mit seiner tiefen Stimme, als ob auch er den draußen wachenden Gefährten die Kunde geben wolle, daß er auf dem Posten sei.

Werner blieb ruhig auf dem Kanapee sitzen, Vater D'Orelli aber erhob sich langsam, trat an das Fenster und schaute auf die Straße hinab, als wolle er sich von der Anwesenheit der angemeldeten Fremden überzeugen.

»Ich sehe Niemand,« sagte er vom Fenster her, »aber doch muß Jemand gekommen sein und wie mir scheint,

ist es ein Besuch für die Nacht, denn heute wird doch kein Mensch mehr seinen Weg fortsetzen wollen.«

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, trat auf die Treppe und stieg langsam hinab, da er schon unten einen Knecht mit Jemandem reden hörte, der sich dabei den Schnee von den Füßen stampfte und mit wohlklingender kräftiger Stimme eben eine Frage aussprach.

Er hatte sich nicht geirrt; es war wirklich ein Besuch für die Nacht und gewiß ein recht unerwarteter gekommen.

Als der alte Herr in die Thür trat, die in's Freie führte, sah er unten an der Treppe zwei Menschen stehen, von denen er nur den einen kannte. Es war ein siebzehnjähriger Bursch aus Amstäg im Reußthale, der dem anderen zum Führer diente und ihm sein Ränzel und ein dichtgefügtes graues Plaid trug. Der junge Bursch war schon oft in gleicher Eigenschaft auf dem Hospiz gewesen und hier oben Jedermann bekannt.

Nicht so der Herr, dem er für Geld und gute Worte heute von Amstäg her das Geleit gegeben. Dieser war eine so importirende Erscheinung, daß Vater D'Orellil gleich im ersten Augenblick, als er seiner ansichtig ward, betroffen still stand und ihn mit beifälligem Erstaunen vom Kopf bis zu den Füßen musterte. Es war ein etwa sechsundzwanzig Jahre zählender Mann, schlank und hoch gewachsen, mit kräftigen, wohlgefügtten Gliedern, die eine

ungemeine Rüstigkeit und jugendliche Elasticität verriethen. Sein blühendes, von der Sonne etwas dunkel angehauchtes Gesicht strotzte von Gesundheit und Lebensfrische. Die edle, hohe Stirn umwallte ein fast schwarzes üppiges und leicht gelocktes Haar und auf der Oberlippe trug er einen starken Schnurrbart, dessen lange Enden in sorgfältig behandelten geraden Spitzen ausliefen; das übrige Gesicht dagegen war vollständig bartlos.

Das charakteristischste Gepräge dieses eben so angenehmen wie entschlossenen und bedeutenden Gesichts aber lag in den lichtbraunen, fast flammenden Augen, die trotz ihres festen und scharfen Blicks gleichwohl einen ganz eigenen Ausdruck menschenfreundlicher Milde und gefühlsreicher Innigkeit abspiegelten, die man häufig bei Menschen von starkem Herzen und großer physischer Kraft findet.

Eine solche Mischung von Männlichkeit und Weichheit, von Kraft und Milde darf man aber nie für ein Zeichen von Schwäche oder gar Mangel an Character halten, nein, sie ist vielmehr gerade ein Resultat der in die richtige Bahn menschlicher Thätigkeit geleiteten Kraft und deutet uns nur an, daß es auch für ein starkes Herz Augenblicke geben kann, in denen es von sanfteren Gefühlen heimgesucht wird, ohne wie eine schwächere Organisation dabei von seinen Leidenschaften beherrscht oder gar unterjocht zu werden.

Diesem Blick der großen flammenden Augen nun entsprach auch der Ausdruck der einzelnen Züge des übrigen Gesichts vollkommen. Edle Kühnheit, entschlossene

Männlichkeit, herzgewinnende Güte drückten sich in jeder Linie um Mund und Nase aus, und fügen wir hinzu, daß in der Haltung des von so reichem Haar umwallten Kopfes etwas eigenthümlich stolz Erhabenes, fast Majestätisches lag, zu dem gerade jene weichherzige Milde so wohl paßte, so glauben wir den jungen Mann, der hier zum ersten Mal vor unser Auge tritt, genügend geschildert zu haben, zumal sich später noch Gelegenheit genug bieten wird, näher auf seine äußere Erscheinung einzugehen, wenn wir uns erst aus seiner Handlungsweise mit seinem Character und Wesen genauer vertraut gemacht haben werden.

Längere Zeit, als man sonst wohl bei der Begegnung eines Fremden zu thun pflegt, hafteten Vater D'Orelli's Augen verwundert und alsobald gefesselt auf dieser wahren Heldengestalt und er war im ersten Augenblick so sehr mit seiner Beobachtung beschäftigt, daß er sogar die sonst ihm so leicht von den Lippen fließende Begrüßung vergaß. Daß er aber in dieser schönen Gestalt, in diesem hochedlen Gesicht einen feingebildeten, durch Kenntnisse und Erfahrungen aller Art befähigten Mann vor sich habe, sagte er sich im Stillen sogleich selbst und wenn er auch nicht wußte, für wen er ihn halten solle, so wußte er doch durch eine Art Instinkt, daß er keinen gewöhnlichen und alltäglichen Menschen vor sich sehe.

Während nun aber Vater D'Orelli noch in seine stille Betrachtung verloren war und seltsame Gedanken seinen Kopf durchzogen, stand der junge Fremde schon mit lächelnder Miene vor dem alten Herrn, als schiene er zu

ahnen, warum derselbe ihn so lange und unverwandt mustere. Allein diesmal war er doch auf ganz falscher Fährte, denn dem Geistlichen vom Hospiz sagte bis jetzt noch keine innere Stimme, wer der so plötzlich und unerwartet vor ihm stehende junge Mann sei.

Da näherte sich indeß dieser dem alten Herrn und sagte, seinen grauen breitrandigen Hut ein wenig lüftend und nun erst die ganze Majestät und Schönheit seiner Stirn und seiner Augen zu erkennen gebend, mit einer Stimme, die einen ungemein kräftigen und gewinnenden Klang hatte:

»Guten Abend, mein Herr! Wenn ich nicht irre, so sind Sie Herr Giacomo D'Orelli, der Pfarrer vom St. Gotthard's-Hospiz, nicht wahr?«

»Guten Abend, mein Herr! Ja, der bin ich – und wen habe ich die Ehre, vor mir zu sehen?« fragte der gute Pfarrer fast schüchtern und doch einigermaßen von Neugierde geplagt.

Allein der Fremde ging nicht sogleich auf diese Frage ein, vielleicht überhörte er sie in seiner Freude, nun endlich das Ziel erreicht zu haben, das er so lange vor Augen gehabt. »Nun,« fuhr er in seiner schwungvollen Lebhaftigkeit fort und während seine flammenden Augen sichtlich vor froher Erregung blitzten, »wenn Sie der Pfarrer D'Orelli sind, dann sind Sie auch wohl der Onkel Werner von Altstetten's, nicht wahr?«

Jetzt erst begann ein neues Licht in dem Geiste Vater D'Orelli's zu tagen, oder vielmehr sein Herz war es, das zuweist errieth, wer der eben angekommene Fremde sei.

Und so stammelte er mehr als er sprach: »Ja, Herr, ich bin der Onkel Werner von Altstetten's und wer sind Sie?«

»Mein Name ist Arnold Halder aus Unterseen,« klang es fast bescheiden von den Lippen des jungen Fremden, der von diesem Augenblick kein Fremder mehr in den Augen und dem Herzen des alten Herrn war, »und ich komme eben direct aus meiner Heimat, um meinen Freund zu besuchen, der hoffentlich noch bei Ihnen im Hospiz weilt, nicht wahr?«

Dem Geistlichen versagte die Stimme vor tiefer Bewegung und Rührung. Fast bestürzt starrte er nur den ihm schon so wohlbekanntem Mann an und seine Hand ihm entgegenstreckend, flüsterte er kaum vernehmbar: »Willkommen im Schnee! O ja – Sie sind mir sehr willkommen!«

Rasch hatten sich die Hände der beiden Männer gefunden und ein warmer Druck von jeder Seite her sprach verständlicher die Gedanken aus, die sie Beide beseelten, als es viele Worte vermocht hätten.

Aber da stand der Pfarrer noch immer still und da eine Magd so eben ein Licht emporhielt, um die bereits dunkel beschattete Treppe zu erleuchten, betrachtete er noch einmal mit feuchtgewordenen Augen den Mann, von dem er so viel Gutes vernommen und den er als einen der wackersten Landsleute schon lange lieben und achten gelernt hatte.

»Wundern Sie sich nicht zu sehr,« sagte er endlich, nachdem er seine Gefühle wieder beherrscht und sich in den vorliegenden Augenblick gefunden hatte, »daß ich so

neugierig bin und Sie so oft und lange betrachte; allein Sie haben mich durch Ihre plötzliche Erscheinung ungemein überrascht und ich konnte mich nicht gleich in die Lage finden. Doch nun kommen Sie, o, kommen Sie. Er ist oben – er erwartet Sie gewiß nicht, so wenig wie ich Sie erwartet habe, aber er denkt nur an Sie und sein Herz fließt vor Sehnsucht über nach Ihnen. O mein Gott, was ist das für eine Freude, und nun wird Alles, Alles bald wieder in das richtige Geleise kommen.«

Arnold Halder nickte dem Alten herzlich zu, als habe er Alles verstanden, was dieser unausgesprochen gelassen, und folgte dann mit leisen Schritten dem ebenfalls leise die knarrenden Stufen ersteigenden Geistlichen. Allein dieser stand mitten im Gehen noch einmal still, drehte sich nach dem ihm Folgenden um und sagte:

»Noch Eins, mein Herr! Sie sind, ich weiß ja Alles und Alles, der Retter und Wohlthäter meines armen Neffen –«

»Still, still davon!« unterbrach ihn mit abwehrender Handbewegung der edle Mann.

– »Nein, erlauben Sie,« fuhr Vater D'Orelli noch leiser sprechend fort, »ich muß ja doch endlich meinem vollen Herzen etwas Luft machen. Ich wollte nur sagen: wenn Sie nicht Alles an Werner so finden sollten, wie Sie es wünschen, so lassen Sie es ihn nicht gleich im ersten Augenblick merken. Der arme Junge ist etwas scheu geworden und die Einsamkeit hier hat ihm weniger gut gethan, als er wohl gehofft hat.«

»Aha, das dachte ich mir wohl. Aber seien Sie außer Sorge. Ich kenne Werner, wie ich mich kenne, und Niemand versteht ihn so gut zu behandeln, wie ich. Schreiten Sie also dreist vor, ich bin auf Alles gefaßt, aber ich sehne mich außerordentlich, den alten Burschen wiederzusehen.«

Es war eine ergreifende Scene, die sich nun in dem stillen Zimmer des Geistlichen abspielte, und dieser, ein schweigsamer Zuschauer derselben, stand mit zitternden Gliedern und wogender Brust dabei und sah den nun sich entspinnenden Vorgang mit wunderbaren Empfindungen an.

Werner saß noch immer in dem halb dunkelen Zimmer auf dem alten Kanapee, sich die langen Haare trocknend, die verworren über seine von Schweiß benetzte Stirn fielen. Er konnte sich das lange Ausbleiben des Geistlichen gar nicht erklären, da es ja sonst gar nicht seine Gewohnheit war, sich sogleich mit einem fremden Gaste in eine Unterhaltung einzulassen, wozu die freundliche Wirthin und ihre Diener stets bei der Hand waren. Schon vermutheten daß ein alter Bekannter des Onkels eingetroffen sei und er erhob sich eben von seinem Sitz, um die kleine Lampe anzuzünden, die schon dazu bereit auf dem Tisch stand, als die Thür aufging und Vater D'Orelli zu einem ihm folgenden Manne sagte:

»Treten Sie herein, Herr, hier werden wir den Gesuchten wohl finden.«

Da trat der Fremde hinter dem Geistlichen in's Zimmer und stand dem das brennende Licht in der Hand haltenden Freunde gegenüber. Dieser hob verwundert das schon so lange umschleierte Auge auf und schaute dem Eintretenden starr in's Gesicht. Dann aber das Licht auf den Tisch setzend und die Hände zusammenschlagend, rief er nach kurzem Hinblick auf das warm geröthete Gesicht seines theuersten Freundes mit einem Aufschrei, in dem Verwunderung, Freude und Schmerz sich wunderbar mischten, das einzige Wort: »Arnold!«

»Werner!« jauchzte der also Begrüßte in lautem Jubel auf und gleich darauf lagen die beiden Freunde Brust an Brust, sich mit ihren Armen fest umschlungen haltend, denn nun wußten sie ja, daß sie wieder auf lange Zeit die ›Unzertrennlichen‹ sein und bleiben würden.

Vater D'Orelli, nachdem er Auge und Herz geraume Zeit an dem ihm so neuen Schauspiel geweidet, trat bei Seite und zerdrückte eine Thräne, die ganz schüchtern in sein altes Auge gekommen war; dann erst zündete er mit zitternden Händen die Lampe an und wandte sich nun nach den beiden jungen Leuten um, die, sich noch immer bei den Händen haltend, hinter seinem Rücken auf dem Kanapee Platz genommen hatten und nun, ohne für ihre Gefühle sogleich einen Ausdruck finden zu können, schweigend dasaßen und sich gegenseitig betrachteten, als hätten sie viel an einander zu prüfen und abzuwägen, was auch gewiß bei Beiden der Fall war.

Wer diesem gegenseitigen stummen Anstarrem in dem gleichwohl so viel Liebe und Hingebung lag, mit so

großer Aufmerksamkeit zuschaute, wie es Vater D'Orelli jetzt that, der hätte sogleich aus den verschiedenen Blicken der jungen Männer auf den in ihrem innersten Wesen und Character bestehenden Unterschied einen Schluß ziehen können. Aus Arnold Halder's braunen Augen blitzte eine unendliche Freude, dem geliebten Freunde wieder so nahe zu sein, aber es sprach sich auch ein frischer belebender Muth, das ganze feste Bewußtsein seiner starken Seele und die Herrschaft darin aus, die er bisher auf den Geist und das Herz Werner's unbeschränkt ausgeübt hatte, etwa wie ein kräftiger Vater mit Stolz und edlem Vertrauen auf sein schwächeres und schüchternes Kind niederblickt. Werner dagegen hing mit zärtlicher Ergebenheit und weicher Rührung an den markigem sonnenverbrannten Zügen seines Freundes, als fühle und wisse er, daß er nun wieder einen festen Halt im schweren Leben gefunden und als könne er jetzt getrost wieder vor sich in die eben noch dunkel verschleierte Zukunft schauen.

Aber da ging der gleichsam fühlende oder tastende Blick Arnold Halder's in sein gemüthliches Lächeln über, er nickte dem Freunde wohlwollend zu, seine Hand drückte die noch immer gefaßte Hand desselben fester und sein Mund brachte endlich die Worte hervor, die Werner wie labende Tropfen aus einer frischen Bergquelle wohlthaten:

»Also da haben wir uns wieder, mein Junge, und ich bin Gott dankbar dafür! Das war eine lange Trennung, die nur der böse Winter und Deine abgelegene Wohnung

verschuldet hat; nun aber wollen wir wieder zusammenbleiben und Meer und Land in redlicher Gemeinschaft befahren. Doch halt, mein Junge, ehe wir weiter von uns reden, laß mich Dir etwas wenig Schmeichelhaftes sagen. Wie siehst Du denn eigentlich aus und was ist mit Dir in den wenigen Monaten vorgegangen, seitdem wir uns nicht gesehen? Ei, Dein Haar ist ja ganz verwildert und gleicht mehr der Mähne eines Thieres als dem Hauptschmuck eines denkenden Menschen! Fürwahr, da werde ich morgen früh gleich meine alte Kunst üben müssen, um Dir wieder zu dem Ansehen eines civilisirteren Menschen zu verhelfen, sonst glauben die Leute in der Ebene, wenn sie Dich sehen, Du seiest ein Schneegräber geworden und habest hier um schnöden Tagelohn gewirkt.«

»Beinahe haben Sie das Rechte getroffen,« warf Vater D'Orelli schmunzelnd ein, »er hat auch oft genug im Schnee gegraben und Gottes Lohn hat er dabei gewiß verdient.«

»Na ja, ich sage es ja. Und wie bleich und abgehärmt Du aussiehst, Werner, o! Hat Dir denn Dein Onkel nicht satt zu essen gegeben oder hat er Dich böswillig in der Gefangenschaft gehalten und Dir Luft und Licht entzogen?«

Vater D'Orelli gab dem so heiter Redenden einen verstohlenen Wink mit der Hand, ohne noch die folgende Rede des Neffen abzuwarten, denn er ging gleich darauf hinaus, um die ersten Ergießungen der Freude nicht zu

stören, da er sich wohl vorstellen mochte, daß sie einander viel zu sagen und zu klagen haben würden, was ein Dritter niemals zu hören braucht.

Nach einer halben Stunde aber kam er wieder, Wein und Gläser in den Händen tragend, und fand die jungen Leute nun schon etwas ruhiger bei einander sitzend und sich gegenseitig ohne Ordnung und Zusammenhang bald Dies bald Jenes erzählend, wie es in der Regel geschieht, wenn zwei Freunde solange getrennt gewesen sind und sich ganz unerwartet wiederfinden.

»Ich will Sie nicht stören,« sagte der gute Vater D'Orelli, »aber ich glaube doch recht zu thun, wenn ich Ihnen ein kleines Labsal bringe, denn ich höre eben von Ihrem Amstätger Burschen, daß Sie von daher den ganzen Weg im Sturmschritt zu Fuß gemacht haben. Nun, da ist eine Herzstärkung gerade an der rechten Stelle und nun trinken Sie mit uns ein Glas von unserm besten Labewein und stoßen Sie auf das frohe Begegniß im Schnee an.«

Das geschah denn auch und bald saßen alle Drei nahe beisammen und es war nun endlich so viel Ruhe über die jungen Leute gekommen, daß sie in geordneter Reihenfolge ihre Gedanken austauschen und die richtige Antwort auf die gestellte Frage folgen lassen konnten. Dabei nahm der Geistliche zu seiner Genugthuung wahr, daß sein bisher so stiller und wortkarger Neffe ganz aufgelebt und redseliger denn je erschien. Sein Auge leuchtete

wieder hell wie in früheren glücklichen Tagen und seine umflorte Miene war so rein und klar geworden, als hätte ein mächtiger Wind alle Wolken weggenommen, die so lange und bang darauf gelegen hatten

»Nun,« begann Werner endlich nach längerem bunten Hin- und Herreden, »jetzt aber, mein lieber Arnold, laß mich endlich wissen, wie es Dir ergangen ist und was Dich so lange in Unterseen gefesselt hat. Warum hast Du mir vier Wochen lang nicht geschrieben?«

»Weil ich selbst kommen wollte, mein Lieber. Aber mein Vater, der die Berge und ihre Tücken kennt, sagte immer: bleibe noch im Thal, es ist noch nicht die richtige Zeit, um zu einem Besuch, der einen Genuß einschließen soll, auf den Gotthard zu klettern. Der Schnee liegt fest und tief und Du hast keine Freude, weder an Deinem Wege, noch von dem Aufenthalt in dem unheimlichen Hospiz. Na ja, so sagte er und ich gehorchte. Endlich aber, als die Sonne so warm in Interlaken schien und alle Bergwässer wild zu schäumen und zu fluthen begannen, da hielt ich es nicht länger aus. ›Ich muß schreiben oder selbst gehen,‹ sagte ich, ›denn ich weiß es, Werner erwartet mich mit schmerzlicher Sehnsucht.‹ – Da sagte mein Vater in seiner kurzen Manier: ›Dann los! Jetzt wird es schon besser gehen als vor zwei Wochen und Du wirst wenigstens mit heiler Haut vor die Augen Deines Freundes treten.‹ Nun denn, da packte ich mein Ränzel, fuhr über den Brüning nach Luzern, hielt mich gestern Nacht

dort auf, benutzte heute Morgen das Frühboot bis Flüelen und lief von dort schnurstracks in einem Tage hierher, nachdem ich in Amstäg einen Jungen genommen, da mir das Ränzel, die Gotthardstraße herauf, doch etwas zu schwer zum Tragen erschien. Und so bin ich denn bei Dir und da hast Du meine ganze Geschichte.«

»O, o,« rief Werner frohlockend, auf den die kräftige Stimme und die Erzählungsart des Freundes ungemein ermunternd wirkte, »noch lange nicht! Das war ja nur das Ende Deiner Geschichte und ich möchte sie gern von Anfang an vernehmen.«

»Das sollst Du auch, nachher. Da sie aber nicht Viel Wichtiges enthält, so will ich zuerst hören, wie es Dir ergangen ist und wie Du hier oben den Rest den Winters verbracht hast.«

Werner, der diese Frage nicht gleich erwartet haben mochte, noch dazu in Gegenwart des Onkels, sah diesen flüchtig an und senkte dann still den Kopf. Anstatt seiner aber nahm Vater D'Orelli das Wort und sagte in seiner gewöhnlichen Milde:

»Lasen Sie mich Ihnen diese Frage beantworten, Herr Halder, denn ich weiß damit besser Bescheid, als Werner selbst, da ich seine Lage mit objectiven Augen betrachte. Er selbst mag Ihnen später die Gedanken und Empfindungen mittheilen, die ihn hier oben heimgesucht, ich will nur das Resultat seines Aufenthalts bei mir kurz andeuten. Wie Sie selbst am besten wissen werden, kam der arme Junge eben in keiner heiteren Stimmung bei mir

an und wahrhaftig, ich selbst und mein Haus waren wenig dazu angethan, diese Stimmung zu heben. Allein, als der Frühling sich bemerklich machte und die Hoffnung wuchs, Sie wiederzusehen, da wurde es besser mit ihm und obgleich es noch *viel* besser gehen könnte und müßte, so bin ich doch schon damit zufrieden. Von heute an aber wird Alles anders werden, das sehe ich nun schon ein, trotzdem ich Sie erst eine halbe Stunde kenne, Herr Halder.«

Dieser nickte dem alten Herrn mit einer eigenthümlich lächelnden Miene zu und sich dann zu Werner wendend, sagte er: »Aha, also so ist es! Nun, ich dachte mir es wohl. Sie haben auch recht daran gethan, Herr Pfarrer, mir nichts Einzelnes aus den letzten Wochen zu erzählen, denn ich kenne meinen Patienten so genau, daß ich nicht nöthig habe, ihm den Puls zu fühlen, um meine gelehrte Ansicht kund zu thun. Nun ja, jetzt soll sich bald Alles ändern und auch bessern. Nun sind wir wieder zusammen, Werner, und für's Erste trennen wir uns nicht, wenn Du nicht eben anders willst als ich. Und um von diesem dürren Gespräch abzubrechen, will ich Dir lieber erzählen, wie es mir von Anfang an seit unserer Trennung ergangen ist. Ich flog wie mit Sturmesflügeln nach Unterseen, denn mich drängte die Sehnsucht nach den guten Eltern hin, die ich Gottlob gesund und munter fand. O Werner, Du wirst Dich freuen, sie kennen zu lernen; es sind ein paar prächtige alte Leute und sie freuen sich auch gar sehr, Dich wie einen zweiten Sohn willkommen zu heißen. Die Freude des Wiedersehens war

natürlich groß und ich fühlte mich in den ersten Tagen ganz unglaublich behaglich in dem netten Daheim. So habe ich denn in diesen Monaten zum ersten Mal wieder seit langer Zeit ganz still und gemüthlich das Muttersöhnchen gespielt. Na, das muß auch einmal sein und die gute Mutter, die so viele Sorgen ausstand, als ich jenseits des Meeres weilte, hat es wohl um mich verdient, daß ich diesmal so recht ihr Schatten in Haus und Hof war. Allein, mein Junge, auf die Dauer konnte ich es in der Trägheit doch nicht aushalten und namentlich hast Du mir ganz außerordentlich gefehlt. Sieh, das Sitzen im Hause, wenn man auch die köstlichste Aussicht vor Augen hat, kann doch mit der Zeit langweilig werden, und da mich das böse Wetter mehr als billig zwischen den Wänden hielt, sehnte ich mich oft ganz unbeschreiblich nach neuer Arbeit und Thätigkeit. Allein die war nicht zu finden und ich hatte mir ja auch nach so langer und ämsiger Arbeit da drüben gelobt, einmal eine längere Siesta zu halten. Aber als die Wege nun gangbar, die Alpen grün wurden und in Interlaken die Heerden mit ihren Glocken auf die nächstgelegene Alp wandelten, da bin ich mit ihnen gezogen und habe mir einmal meine Heimat von der Höhe angesehen. O Werner, und was habe ich da für Augen gemacht! Da habe ich ganz wider Erwarten erkannt, daß wir eigentlich – freilich waren wir nur junge und unerfahrene Leute, als wir gingen – recht thöricht gewesen sind, das Glück in der Fremde jenseits des Oceans zu suchen, da unsere Heimat – das weiß ich erst jetzt – so wunderbar groß und schön ist, daß ihr nichts, nichts

auf der Welt darin gleichkommen kann. Aber das Schöne, so magst Du freilich sagen, ist es ja nicht allein, was wir suchten und begehrten. Nun ja, das habe ich mir auch gesagt, aber gefreut habe ich mich darüber doch und dabei noch eine andere und nicht üble Entdeckung gemacht. Ich bin nämlich zu der Einsicht gekommen, daß unsere Heimat einem Manne, der arbeiten will und kann, auch reichliche Gelegenheit dazu bietet. Meine Sinne müssen damals, als ich mit Dir so leichten Gemüths in die Fremde ging, noch gar nicht entwickelt oder arg verschleiert gewesen sein. Denn jetzt kam mir Alles mit einem Mal ganz anders vor als früher und mir war zu Muthe, als ob mir plötzlich erst die Augen für die tausendfachen Reize aufgegangen wären, die unsere Heimat schmücken. Hier, wo Du mitten im Schnee sitztest, wie ich schon vor einigen Stunden zu meinem Erstaunen sah, siehst Du freilich von der Welt da draußen gar nichts. Hier ist sie Dir versiegelt und verschlossen mit unzerstörbaren Riegeln, so daß Du gar nicht weißt, was es heißt, in der Schweiz zu leben. Nun komm einmal mit mir hinunter nach den großen Seen, in deren Mitte das reizende Interlaken und meine eigentliche Heimat, der Wohnsitz meiner Eltern, das alte Unterseen liegt. Da sollst Du kennen lernen, was Berg und Thal, was Höhe und Tiefe ist. Ach, und der Frieden, der auf diesen Bergen und Thälern liegt – wenigstens in der nächsten Zeit noch, denn bis jetzt stört uns das Geräusch fremder Menschen, das Gewirr fremder Sprachen noch nicht – o wie ist der so wunderbar erbaulich, so süß und schön und doch so ermuthigend und belebend für

unsere zukünftigen Tage! Siehst Du, das Alles nun habe ich vorläufig nur für mich allein gesehen, aber ich habe es doch für Dich im Stillen mitgesehen und mir oft genug gesagt: hier irgendwo will ich mir mit Werner Hütten bauen, hier *können* wir nicht allein, nein, hier *wollen* wir auch tüchtig arbeiten, nachdem wir uns eine Weile geruht und von unsern Mühseligkeiten da drüben erholt haben. Und daß wir das thun, das schadet uns wahrhaftig nichts. Wir sind ja ganz entsetzlich thätig gewesen, sechs ganze Jahre hindurch, und dabei haben wir ein gut Stück Welt durchmessen, Erfahrungen gesammelt –«

»Ha, ja!« unterbrach den mit vollem Beifall Vater D'Orelli's so eindringlich Redenden der mit tausend Ohren aufhorchende Werner, »und was für Erfahrungen haben wir gesammelt! –«

»Laß mich ausreden, Junge. Und nicht Erfahrungen allein, sage ich, auch einen kleinen Schatz haben wir erworben –«

»Und auf welche Weise!« schaltete Werner wieder mit einem bitteren Lächeln ein.

»Still, Werner, so darfst Du nicht reden. Einen kleinen Schatz, sage ich, der uns schon erlaubt, einige Zeit als freie Männer zu leben, uns einen neuen Sitz, ein warmes Nest im alten treuen Vaterlande zu suchen und, mit unseren Kenntnissen ausgerüstet, Handel und Wandel in Gegenden zu tragen, die noch öde und brach liegen und der Welt da draußen noch immer verschlossen sind. Das ist auch eine schöne Aufgabe, mein Freund, und sie pocht mit gewichtiger Hand an unsere Herzen und mahnt uns,

auch in unserem Vaterlande treu und redlich zu dienen und zu arbeiten, wie in der Fremde. Meinst Du nicht auch?»

Werner's Gesicht hatte während dieser langen und lebhaft vorgebrachten Rede Staunen und Verwunderung verrathen, die aber mit einer sichtbaren Freude gemischt waren. Rasch wechselten die Farben auf seinem sprechenden Antlitz und bald sah er den entzückten Pfarrer, bald den siegesgewiß und froh redenden Freund an. »Was hast Du denn nun zunächst beschlossen?« fragte er, als Jener schwieg.

»Das will ich Dir ehrlich sagen,« fuhr Arnold Halder, ruhiger und langsamer sprechend, fort. »Ich habe mit meinem Vater recht oft Alles hin und her überlegt, aber trotzdem bin ich noch zu keinem unumstößlich festen Entschluß gelangt. Mein Vater aber hat mir den Rath gegeben, mich in nichts zu übereilen. Wir Beide hätten Zeit, sagte er wiederholt, und uns dränge ja jetzt keine äußere Noth. So will ich denn seinem wohl erwogenen Rathe folgen und eine Weile pausiren, um mich mit Bedacht auf das Kommende vorzubereiten. Ich will noch diesen Sommer hindurch ein freier Mann bleiben, mein Vaterland nach allen Richtungen kennen lernen, dann wird sich am Ende das Nöthige und allein Richtige von selbst finden lassen.«

»Das hoffe und glaube ich auch!« schaltete der Pfarrer mit fester Ueberzeugung ein.

»Gewiß,« fuhr Arnold Halder wieder lebhafter fort. »Und zu diesem Zweck bin ich hierher gekommen und

will Dich abrufen, mit mir in Gottes weiter Welt umherzustreifen, zu sehen und zu hören, was zu sehen und zu hören ist. Und zu sehen ist für's Erste sehr viel, mein Junge. Denn weißt Du, was für eine Erfahrung ich in Interlaken und auf der Reise hierher gemacht habe? Nun, diese Erfahrung ist eine sehr seltsame und mich, wie auch Dich gewiß überraschende. Wir kennen ja von der Schweiz eigentlich noch gar nichts. Zürich, St. Gallen – das war Alles, was wir von unsern Bergen, Thälern und Städten gesehen haben. Ehe wir von hier fortgingen, da waren wir noch dumme, unerfahrene Buben, die ganze Welt lag noch in Nebel und Wolken vor uns. Jetzt, da wir sechs Jahre lang die Welt durchstreift, das große Meer, das fremde Land und Gott weiß was noch gesehen haben, jetzt sind unsere Herzen weiter, unser Geist klarer und unsere Augen größer geworden und wir betrachten Menschen und Dinge aus einem ganz anderen Gesichtspunkt. Also wir wollen – ich wiederhole es Dir – zuerst als freie und unabhängige Männer umherstreifen, um zu sehen, was wir noch nicht kennen. Das ist auch ein Studium, und für Handelsleute, wie wir es sind, ein sehr bedeutendes und fruchtbringendes. Oder bist Du darin anderer Meinung, als ich?«

Werner wollte eben beistimmend antworten, als eine Magd in's Zimmer trat und die Meldung brachte, daß das Abendessen für die Herren bereit stehe.

»Das ist gut!« rief Arnold Halder, von seinem Sitze aufspringend. »Mein weiter Bergmarsch hat mir Appetit gemacht und ich bitte, Herr Pfarrer, unser Gespräch bis auf heute Abend oder morgen früh vertagen zu dürfen.«

Vater D'Orelli erhob sich sogleich und mit glücklich strahlenden Augen ging er den beiden ihm folgenden jungen Leuten voran, um ihnen den Weg zu weisen, da Werner jetzt für nichts Anderes Sinn hatte, als nur immer wieder seinen Freund zu betrachten, und die Worte, die er so bedeutsam gesprochen, in seinem Innern nachsummen zu lassen.

SECHSTES CAPITEL. DER ABSCHIED VOM HOSPIZ.

Mit Arnold Halder's Eintritt in das Hospiz schien ein ganz besonderes Leben daselbst eingekehrt zu sein. Nicht allein waren Vater D'Orelli und die beiden jungen Männer bis spät in die Nacht hinein und in munterster Laune zusammen geblieben, sondern alle Drei waren auch schon wieder zu ganz ungewöhnlicher Morgenstunde sichtbar, und heitere Reden, Fragen und Antworten allerlei Art wurden in dem Zimmer des alten Geistlichen laut, wo sonst um diese Zeit Alles in größter Stille hergegangen war.

Zeitiger denn je wurde an diesem Morgen das Frühstück eingenommen und da der alte Geistliche in seinem Zartgefühl einsehen mochte, daß die beiden Freunde wohl Mancherlei sich im Geheimen mitzutheilen haben würden, so ermunterte er sie, das anscheinend leidliche Wetter zu benutzen und einen weiteren Spaziergang in's Freie anzutreten.

Dazu waren denn Beide sehr bald bereit und rasch waren sie zum Ausgange gerüstet, wozu in dieser öden Wildniß nicht viele Vorbereitungen gehörten. Als sie Vater D'Orelli Lebewohl gesagt, drängte sich Fingal an Werner heran und dieser, an seine Begleitung ohnehin gewöhnt, forderte ihn laut zum Mitgehen auf, was der treue Hund mit einem freudigen Gebell erwiderte.

»Das ist ja ein prächtiges Thier,« sagte Arnold Halder, als sie vor der Thür waren und der Hund sie in gewaltigen Sätzen umsprang. »Er thut ja, als ob er Dein bester Freund wäre und wollte darin mit mir in die Schranken treten.«

Werner zeigte eine befriedigte Miene und rief Fingal zu sich heran. »Ja,« sagte er, »er ist auch mein treuester Begleiter auf allen meinen einsamen Wegen hier oben gewesen, auch ich kann den Gedanken kaum fassen, mich so bald von ihm ganz trennen zu müssen. Ja, streichele ihn nur, das hat er gern und er versteht Deine Liebkosungen wie ein Mensch. Sieh, Fingal,« fuhr er, zum Hunde gewendet fort, »dieser Mann ist mein Freund, mein bester Freund, und Du machst mir Freude, wenn Du ihn liebst wie mich.«

Der Hund, als verstünde er jedes Wort, sah bald den einen, bald den anderen der jungen Männer mit seinen großen frommen Augen an und sprang an ihnen wiederholt empor, während sie weiter schritten und Werner Arnold die herrlichen Eigenschaften und Fähigkeiten des treuen Thieres schilderte. Dann aber wandten sie sich dem Tremolothale zu, um einen Blick in das südlich gelegene Vedretto zu werfen, da der Weg bis dahin noch der gangbarste auf der schneereichen Höhe war.

Wie sich sehr bald erwies, zeigte sich der Himmel nicht eben allzu günstig zu der vorgesezten Wanderung. Der eine Stunde lang blaue Himmel umwölkte sich, die nackten Felsen rings umher nahmen eine düstere Färbung an und der Wind sauste wie gewöhnlich arg aus den Schluchten herauf, die vor den jugendlichen Wanderern geöffnet lagen.

Werner hatte die Absicht gehabt, seinen Freund wo möglich in die Nähe des eine halbe Stunde seitwärts vom Hospiz gelegenen Lucendrosees zu führen, um ihm die wilde Felsgegend in der Umgebung desselben und damit eine der größten Schönheiten des Gotthardspasses zu zeigen, allein nur zu bald erkannte er, daß das beabsichtigte Ziel noch unerreichbar wäre. Die Jahreszeit war noch nicht weit genug vorgerückt, der Schnee lag noch zu tief und die Hindernisse waren somit noch zu bedeutend, um ohne Gefahr und zu große Anstrengung an den See zu gelangen, dessen Oberfläche ja ohnehin noch nicht frei von Eis, mit Schnee bedeckt und also noch gar nicht zu sehen war.

»Höre, mein Freund,« sagte da unter Anderem Arnold Halder, als sie, von dem eingeschlagenen wüsten Wege ablenkend, wieder auf die ebenere Gotthardstraße gelangten, »hier oben gefällt es mir nicht sonderlich. Das ist eine unheimliche Gegend und ganz geschaffen, einen so schon trüben Geist vollends mit düsteren Gedanken zu füllen. Ich bedaure Dich wahrhaft, daß Du Dich freiwillig hierher verbannt hast und mahne Dich, einen raschen Entschluß zu fassen und mit mir in die Ebene zurückzukehren, wo schon Alles grünt und blüht und der neue Frühling seine Knospen treibt. Ja, laß uns bald aufbrechen, wo möglich morgen schon. Wir ziehen dann rasch nach Interlaken hinab, wo meine Eltern unserer mit Freude harren.«

Werner, der an seinen alten Onkel und an Fingal in diesem Augenblick denken mochte, schwieg eine Weile, dann aber nickte er und erwiderte: »Ich für mich bin bereit, Dir zu folgen, wenn mein Onkel nichts dawider hat; aber werden denn Deine Eltern mich in ihrem Hause aufnehmen können und wollen?«

»Welche Frage, Werner! Dazu bin ich ja eben hierher gekommen. Ich wollte Dich abholen und im Triumph nach Unterseen führen. Meine Eltern bewohnen daselbst ein großes geräumiges Haus und bei ihnen wird Dir bald das Herz aufgehen, denn eine lieblichere Lage, eine erfrischendere Umgebung kannst Du Dir kaum vorstellen. Es ist Alles in Allem ein Paradies, wohin ich Dich führe und jetzt, nachdem Du so lange in dieser Wüste verweilt, wird es Dir erst recht als solches erscheinen.«

»Du belebst mich von Neuem mit Deinen trostreichen Worten; wollen wir denn aber direct nach Unterseen gehen und uns nirgends unterwegs aufhalten, da wir doch, wie Du gestern sagtest, die Schweiz nach allen Richtungen wollten kennen lernen?«

Arnold Halder überlegte einen Augenblick, bevor er antwortete. »Du hast eigentlich Recht,« sagte er, »wir können uns unterwegs ein paar Tage aufhalten, um alles Schöne, was sich uns bietet, gehörig in Augenschein zu nehmen. Da liegt zum Beispiel zuerst der köstliche Vierwaldstädtersee an unserem Wege und das reizende Luzern. Ja, Luzern, – hast Du Dir denn den Löwen da selbst angesehen?«

»Nein! Ich bin durch Land und Stadt gereist, ohne mich nach irgend Etwas umzuschauen. Ich hatte ja keinen Sinn dafür und meine einzige Sehnsucht war nach einem stillen Asyl gerichtet, wo ich die Welt und all' ihr Ungemach vergessen konnte.«

»Du Thor! Wie kann man sich selbst so aus den Augen verlieren! Denn wenn man die Welt nicht sieht und sie vergißt, vergißt man sich selbst in der Regel zuerst. Doch das soll und muß nun bald anders werden. Ich werde schon dafür sorgen. Den Löwen aber mußt Du vor allem Uebrigen bald, recht bald sehen. Ich war gestern Abend kaum in Luzern angekommen, so ging ich dahin. Leider war es schon etwas dunkel und so habe ich mich nur halb an dem köstlichen Anblick gesättigt. Darum soll mein erster Gang, wenn ich die Stadt wieder berühre, mich abermals dahin führen. Ja, Werner, so viele Denkmäler wir

auch schon gesehen, diesseit und jenseit des Meeres, ein solches, wie dieser Löwe in Luzern ist, existirt nicht mehr auf der ganzen weiten Welt. Glaube nicht, daß ich übertreibe, sondern schließe auf den Werth desselben aus der erschütternden Wirkung, die es auf Dich übt. Es ist, mit einem Wort, ein wunderbares Gebilde und man könnte es mit Fug und Recht ein episches Gedicht aus Stein nennen. Selten wohl hat ein Menscheng Geist etwas Schöneres erdacht und eine Menschenhand etwas Ergreifenderes ausgeführt. Da Du schon davon gehört hast, so darf ich mir ja wohl erlauben, Dir im Voraus den Eindruck zu schildern, den es auch nur bei flüchtiger Betrachtung schon auf mich gemacht hat. Es ist wahr – dies Denkmal, welches man unseren in jener Schreckensnacht in den Tuileries zu Paris im Jahre 1792 gefallenen Landsleuten gesetzt hat, ist zwar nur ein Bild von Stein, aber wenn man es sieht, überkommt den Beschauer unwillkürlich der Gedanke, es lebe, und wenn nicht äußerlich, so lebt es doch wirklich innerlich und die furchtbaren Dinge, die in jener Nacht geschehen, treten zum zweiten Mal in ihrer ganzen Grausigkeit vor unser Herz, vor unsere Seele und wir sehen die entsetzliche Geschichte, wie sie sich zugetragen hat. Mich, das gestehe ich ganz aufrichtig, hat dieser Löwe und der Ausdruck seiner Miene wahrhaft gepackt, so daß mein Gemüth stundenlang davon erschüttert war. Ich bin wahrhaftig kein Kind, kein Weichling, der so leicht der Rührung verfällt, aber mir kamen augenblicklich die hellen Thränen in die Augen, als ob ich den Schmerz mit empfönde, den der edle, in

Ausübung seiner Pflicht verwundete und gefallene Löwe über den Stachel empfindet, der tief in seine Eingeweide gedrungen ist. Aber der Schmerz, der aus diesen, fast menschenartig gebildeten Zügen spricht, ist nicht allein ein körperlicher Schmerz; nicht der spitze abgebrochene Speer hat ihn veranlaßt, nein, *dieses* Löwen Schmerz sitzt tiefer. Es ist das innere, unauslöschliche Weh, daß sein Muth, seine Stärke, seine Ausdauer ihm nichts geholfen haben, daß seine Treue vergebens gewesen ist und daß mit ihm und unter ihm ein Thron gesunken ist, den einst ein heiliger König gegründet und der von jener Nacht an, einmal angetastet und gebrochen, nie mehr so fest wieder auferstehen wird, wie er Jahrhunderte lang zum Stolz und Ruhm aller Franzosen gestanden hat. So hat mich dies Gebild von Stein und von Menschenhand ausgeführt, ein Stück Weltgeschichte kennen gelehrt und ich habe einen tieferen Blick, als ich es für möglich hielt, hinter den Schleier geworfen, den die Franzosen heutigen Tages über sich selbst und ihr Geschick zu breiten lieben. Wir aber, wir Schweizer, sollen und müssen vor diesem Bilde, wenn wir es sehen, einen tiefen Blick auch in unser eigenes Leben werfen und das erhabene Gelübde wiederholen, was unsere Vorfahren in tausend Schlachten durch die That gesprochen: das heißt, uns geloben, unsere Schuldigkeit und Pflicht zu thun, im eigenen Herzen und im äußeren Leben, ob wir nun für uns selbst oder für Andere handeln, ob wir freie Männer in unseren Bergen sind oder ob wir unsere Kraft einem Anderen

außerhalb geliehen haben, der auf unsre Treue und Beständigkeit baut. Darum liegt in diesem Bilde eine Lehre für uns, mein Freund, und auch für Dich. Harre aus, so schwer Dir die Arbeit auch wird, die Du übernommen, thue Deine Pflicht, auch wenn Du dabei untergehst, und die Nachwelt wird, so klein oder so groß Du geendet, Dich rühmen, Deine Thaten nicht vergessen und von Dir sagen, was dieser Löwe aller Welt sagt: Es waren brave Männer, diese Schweizer, und Gott gebe, daß unsere Söhne unseren Vätern an Treue, Tapferkeit und Tugend in Ewigkeit gleich oder wenigstens ähnlich sind.«

Arnold Halder hatte laut und warm gesprochen und weithin trug der Wind den Klang seiner mächtigen, muthvollen Stimme. Auch in die Brust seines weicheren Freundes war sie gedrungen und hatte sein Gefühl mächtig ergriffen. Er stand einen Augenblick still, sah seinen wackeren Freund mit schwimmenden Augen an und sagte bieder und fest:

»Ich danke Dir, Arnold, denn ich habe Dich verstanden. O, ich wußte ja, daß nur Du mir fehltest, um aus dem Traumleben zu erwachen, welches ich in dieser Wüste, – ja, sie ist eine Wüste, jetzt sehe ich es, – so lange führte. Da hast Du meine Hand und ich will mit Dir, ewig und immer – ein wackerer Schweizer sein. Gebiete über mich, wie Du willst. Ich gehe mit Dir, sobald Du es verlangst, und von dieser Stunde an soll es mit mir anders werden und an Deiner Seite will ich ein neues und thatkräftiges Leben beginnen.«

Als die beiden jungen Männer gegen Mittag in das Hospiz zurückkehrten, glaubte Vater D'Orelli kaum seinen Augen trauen zu dürfen. Er wußte gar nicht, was seinen sonst so stillen, fast träumerischen Werner so ganz und gar umgewandelt hatte und auf welche Weise diese Umwandlung so schnell möglich gewesen war. Lebhaft, frisch, fast fröhlich in Bewegung und Sprache zeigte er sich ihm gegenüber gleich von Anfang an; seine schönen blauen Augen, die noch einmal so groß geworden zu sein schienen, sprühten einen ganz anderen und markigeren Geist aus und seine Lippen umspielte ein freier, gemüthlicher Zug, den sein Onkel nie vorher an ihm wahrgenommen. Auch sonst im Aeußeren schien er bei Tisch ganz verändert, denn Arnold Halder hatte die freie Stunde vorher noch dazu benutzt, ihm das viel zu lang gewachsene blonde Haar zu kürzen und den lockigen Kinnbart zu einer viel angenehmeren Form zuzustutzen, um ihn so, wie er gesagt, zu einem civilisirten Menschen umzugestalten, dem man in der menschenreichen Ebene nicht ansehen solle, daß er so lange wie ein träumender Einsiedler in der Wildniß gelebt.

Glücklicher als an diesem Tage war der gute Vater D'Orelli lange nicht gewesen und nie hatte ihm die Speise bei Tisch so trefflich gemundet, da heitere Gespräche das einfache Mahl würzten und ein behaglicher Geist auf allen Mienen der daran Theilnehmenden lag.

Indessen sollte die Freude des Pfarrers bald nach Tische wieder eine kleine Einschränkung erfahren. Denn als die drei Männer das Speisezimmer verlassen und sich in die Wohnung des Ersteren zurückgezogen hatten, führte Arnold Halder, der nach seiner Gewohnheit das Eisen gern schmiedete, so lange es warm war, das Gespräch mit der ihm eigenen Energie auf seine und seines Freundes zunächst bevorstehende Zukunft hin, legte noch einmal seine Absicht in Bezug auf den nächsten Sommer dar und ließ dann die Hoffnung durchblicken, mit Hülfe der Kenntnisse und Erfahrungen, die sie Beide gesammelt, sich für den Herbst eine passende Stelle zu suchen, und sollte diese sich nicht finden lassen, dann mit ihrem kleinen Capital ein eigenes Geschäft in einer der größeren Städte der Heimat zu begründen.

Als Vater D'Orelli diese Worte hörte, die ihm den naheliegenden Gedanken eingaben, daß die jungen Leute bereits ihren Entschluß gefaßt zu haben schienen und daß die Scheidestunde von seinem Neffen unerwartet schnell schlagen würde, seufzte er ganz leise auf, sagte aber doch, indem er an die letzten Worte Arnold Halder's anknüpfte:

»Was Sie da eben sagen, mein lieber Herr Halder, hat natürlich auch meinen Beifall, allein ein eigenes und größeres Geschäft aus Ihren und Werner's Mitteln zu begründen – sollte dazu wohl schon die Zeit und Gelegenheit gekommen sein? Allerdings weiß ich, daß Sie Beide sich redlich Etwas gespart haben und auch sonst ein

kleines Capital besitzen, allein reicht das zu einem bedeutenderen kaufmännischen Unternehmen aus, wie Sie es doch nur im Auge haben können? Ueberlegen Sie sich das recht wohl und richten Sie lieber Ihre Aufmerksamkeit noch einmal auf eine ähnliche Stelle, wie Sie sie mit Werner in Rio eingenommen haben. Und um diese meine unmaßgebliche Meinung auf etwas Reelles zu gründen, so will ich Ihnen gleich eine Richtung andeuten, in der Sie vielleicht, früher oder später, eine solche gewünschte Stelle finden können.«

Arnold nickte beistimmend, aber seine dunklen Augen vergrößerten sich doch merklich, da er am wenigsten erwartet haben mochte, daß der von aller Welt abgeschieden lebende Geistliche auf dem Gotthards-Hospiz ihm, dem so eifrig danach Strebenden, die gewünschte Stelle andeuten könne.

»Ei,« sagte er ruhig und bedachtsam, »Sie wären dazu im Stande, Herr Pfarrer? Das ist mir ja ganz neu und davon hat mir ja Werner noch gar nichts gesagt oder weiß er selbst etwa noch nichts davon?«

»Nein, so recht eigentlich weiß er davon noch nichts,« erwiderte der Geistliche mit einiger Verlegenheit, da er Werner nur oberflächliche Andeutungen über die Mittheilungen des Herrn Irminger hatte zukommen lassen, »und doch muß er jetzt bereits die Ahnung davon haben, was ich meine, und auch Sie sind durch seinen Brief eigentlich schon darauf vorbereitet worden und denken

jetzt nur nicht daran. Doch ich will nicht länger den Geheimnißvollen und Zurückhaltenden spielen, die Thatsache läßt sich ja nicht wegläugnen und was einmal geschehen ist, ist geschehen. Zur Sache also. Haben Sie die kleine Episode vergessen, die wir neulich hier erlebt und die Ihnen Werner, wie er mir sagt, treulich berichtet hat? Ich meine unsere Begegnung mit Herrn Irminger, dem Chef des Großhauses ›Irminger, Koch und Comp.‹ in Luzern. Das scheint mir jetzt in Bezug auf Ihre und Werner's Verhältnisse ein recht glückliches Zusammentreffen gewesen zu sein, denn der Mann ist nicht nur reich und überaus wohlwollend und menschenfreundlich, sondern er kennt auch alle Großhäuser der Schweiz, steht mit ihnen in naher Verbindung und genießt eines großen Ansehens in der kaufmännischen Welt. Nun, warum soll ich denn nicht davon reden – wir haben dem Mann in einer recht üblen Lage aus dem Schnee geholfen, wie Sie wissen, und das hat er so hoch aufgenommen, daß er uns sogar seine Lebensretter nannte und sich dafür dankbar erweisen wollte. Was mich nun selbst betrifft, so mache ich keine Ansprüche auf solche immerhin ehrenwerthe Dankbarkeit, ich bin mit meinem irdischen Loose zufrieden und trage kein Verlangen nach mehr; aber wenn er meinem Werner sich durchaus dankbar erweisen will, wie er mich wohl hat vermuthen lassen, so soll es mich freuen und er hat mir ganz ausdrücklich gesagt, was ich bisher für mich behielt, daß er gern bereit sei, Werner und Ihnen eine Stelle zu verschaffen, wenn Sie

einer solchen in Ihrem bisherigen Wirkungskreise nachgehen wollten.«

»Wie, mir – auch mir?« rief Arnold Halder verwundert aus. »Wie käme denn der gute Herr darauf, seine Dankbarkeit gegen Werner auch auf mich auszudehnen?«

»Ei, das ist sehr bald erklärt,« fuhr der Pfarrer fort, indem eine innere Rührung sein wetterbraunes Gesicht noch dunkler färbte. »Ich habe ihm in einer stillen Stunde Werner's Lebenslauf erzählt, da er mich fragte, wer er sei und warum er hier so still bei mir wohne, und in diesem Lebenslauf – Sie wissen es wohl – spielen ja auch Sie eine nicht unbedeutende Rolle. Nun, das habe ich ihm Alles der Wahrheit gemäß berichtet, wie ich es von Werner selbst erfahren, und da hat er auch an Ihnen ein sichtbares Interesse verrathen und mir gesagt, er würde sich freuen, wenn Sie ihn mit Werner in Luzern besuchen wollten, was dieser ihm auch mit Hand und Mund versprochen hat. Da mögen Sie nun mein und Werner's Versprechen erfüllen und zu ihm gehen, wenn Sie durch Luzern kommen; nach meiner Meinung kann sich nur Gutes an diesen Besuch knüpfen, denn der brave und angesehene Mann kann Ihnen jedenfalls eine Brücke zu einem neuen Lebenswege bauen.«

Arnold Halder hatte dem warm Redenden aufmerksam zugehört und wiederholt war ihm eine dunkle Blutwelle in das edle Gesicht gestiegen. Jetzt neigte er den Kopf nieder und man sah ihm deutlich an, wie es ihm einigermaßen peinlich sei, daß ein Fremder einen so tiefen Blick

in sein Freundschaftsverhältniß mit Werner geworfen. Allein, er war nicht der Mann, der sich mit falscher Bescheidenheit in den Hintergrund zieht, wenn das Schicksal ihm eine ernste Mahnung angedeihen ließ, und so fand er sich bald in das Unvermeidliche und sagte nur kurz, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte:

»Hm! Das wäre so ganz undenkbar nicht und auch ich sehe die Brücke sich schon vor uns aufbauen. Aber was sagst Du dazu, Werner, hast Du Neigung dazu, die so seltsam begonnene Bekanntschaft mit dem Luzerner fortzusetzen und siehst auch Du darin ein Licht in der Ferne, das uns auf den richtigen Weg leitet und unsere vorher besprochenen Pläne in keiner Weise kreuzt?«

Werner sah ihn ehrlich an und erwiderte mit edlem Freimuth: »Ja, aufrichtig gesagt, ich sehe darin ein Licht für die Zukunft und warum sollte ich nicht? Wären wir nicht thöricht, wenn wir eine Hand zurückweisen wollten, die uns der Zufall so günstig entgegengestreckt hat? Außerdem habe ich dem Mann versprochen, ihn zu besuchen und auch Dich mitzubringen, wenn wir zusammengetroffen wären; dies Versprechen zu halten aber wird uns ja wohl Beiden nicht schwer werden, wie?«

»Nein,« erwiderte Arnold Halder, »das ist nur eine leichte Mühe, denn wir gehen ja an seinem Wohnsitze

vorbei. Ueberdies sind wir ja zu nichts Ernstem verpflichtet und jedenfalls kann man sich den Mann und sein Geschäft ansehen. Ein anständiger Rückzug bleibt uns immer offen, zumal wir ja auf keine Weise gezwungen werden können, auf der Stelle uns in ein Comptoir einzuschließen, wozu ich, aufrichtig gesagt, für die nächsten Monate nicht die geringste Lust verspüre.«

»Ich auch nicht,« sagte Werner fest, »denn ich will, wie Du, erst meine Heimat von einer anderen Seite kennen lernen, als ich sie hier geschaut.«

»Nun, dann sind wir ja einig wie immer,« fuhr Arnold Halder fröhlich fort; »aber laß uns mit dieser Kenntnißnahme nicht lange säumen, mein Junge. Die Zeit verrinnt schnell und Du hast hier schon mehr Tage, als gut ist, verträumt.«

Bei diesen Worten, die mit der ihm stets eigenen Energie gesprochen wurden, erschrak Vater D'Orelli, denn er sah jetzt nur zu klar, daß die Trennungsstunde von seinem geliebten Neffen bald, sehr bald schlagen würde. »Wann wollen Sie denn fort?« fragte er, indem er sinnend mit der Hand über sein graues Haar strich. »Ich hoffe doch nicht, daß Sie schon heute aufbrechen und in dunkler Nacht nach Luzern hinabsteigen wollen?«

Arnold lachte fröhlich auf. »Nein,« rief er, »heute nicht, mein lieber Herr Pfarrer, aber morgen ganz gewiß, denn ich hätte Ihnen den Jungen da morgen doch entführt, wenn Sie uns auch nicht die verhängnißvolle Brücke in Luzern gezeigt hätten.«

Vater D'Orelli sann eine Weile still für sich nach, dann nickte er leise mit dem Kopf. »Es ist gut so,« sagte er fast traurig, »und kann eigentlich auch nicht anders sein. Ich habe mir gleich gedacht, als ich Sie kommen sah und sprechen hörte, daß geschehen würde, was nun wirklich geschehen soll. Mit Gott denn, mein Junge, Dein Stilleben hat ein Ende und die neue Handlung beginnt. Nun, es ist freilich trübe für mich, wenn Du gehst und ich wieder so ganz allein hinter meinem Lämpchen an diesem Tische sitze. Allein ich muß mich darin finden und so geleite Euch Beide Gott! Mit einem Wort, sagt es rasch, damit ich es weiß: wann wollt Ihr fort?«

»Morgen früh um fünf Uhr!« rief Arnold Halder, mit einer raschen Bewegung von seinem Sitze aufspringend, als fühle er, daß der Bann, der auf diesem einsamen Hause und auf seinem Freunde lag, so bald wie möglich gebrochen werden müsse. »Ja, morgen früh um Fünf, dann haben wir den ganzen Tag vor uns und können schon Abends um sechs oder sieben Uhr im ›Schwan‹ zu Luzern sitzen und uns den Pilatus und den Rigi aus der Ferne betrachten, da wir sie wegen des Schnees, der darauf lagert, doch noch nicht besteigen dürfen.«

»Also morgen schon!« sprach wie zu sich der alte Geistliche. »Gut! Ich bin es zufrieden. Dann aber haben wir nur noch wenige Stunden für uns, Werner, und ich weiche heute nicht mehr von Deiner Seite. Ich bin ein alter Mann und wer weiß, wann wir uns wiedersehen!«

»Bald, alter Herr, recht bald!« rief Arnold und dabei schüttelte er bieder und kräftig die Hände desselben, die er mit der ihm eigenen Raschheit ergriffen hatte.

Bald nach diesem Gespräch begannen die jungen Leute Vorbereitungen zum Abmarsch am nächsten Tage zu treffen und Arnold Halder half seinem Freunde, die demselben zugehörigen Sachen zu ordnen und in den bereitstehenden Koffer zu packen. Während sie aber so beschäftigt waren, fuhr dem Geistlichen, der ihrem Thun mit trauriger Miene zusah, plötzlich ein Gedanke durch den Sinn und auf der Stelle beschloß er denselben auszuführen, da er ihm gut dünkte. Ohne zu sagen, was er beabsichtige, setzte er sich an seinen Schreibtisch und verfaßte einen kurzen Brief an Herrn Irminger in Luzern, worin er ihm anzeigte, daß Arnold Halder aus Unterseen nach dem Hospiz gekommen sei, um seinen Freund abzuholen. Dieser sei durch den wackeren Helfer in der Noth sichtbar aufgeheitert und habe sich mit frischen Kräften wieder dem thätigen Leben zugewendet. Für jetzt beabsichtigten Beide nur, sich ihre Heimat anzusehen, indessen seien sie aufrichtig geneigt, im nächsten Herbst ihre verlassene kaufmännische Laufbahn von Neuem aufzunehmen. Schließlich empfahl er sie dem viel vermögenden Kaufherrn und bat, es nicht übel zu deuten, wenn Werner, seinem Versprechen Folge gebend, einen kurzen Besuch mit seinem Freunde abstattete.

Erst als dieser Brief zugesiegelt und mit einer Aufschrift versehen war, übergab ihn der Schreiber dem scheidenden Neffen, mit der Bitte, ihn nur persönlich in die Hände seines alten Bekannten zu liefern, was Werner auch versprach. Erst jetzt glaubte Vater D'Orelli sicher zu sein, daß die jungen Leute bei dem Kaufherrn vorsprechen würden, da sie, ohne durch den Brief an denselben erinnert zu werden, ihn vielleicht vergessen oder ihre Reise gar in einer anderen Richtung fortsetzen könnten.

Arnold Halder, immer die Mienen der Menschen richtig deutend und ihre etwaigen Absichten erkennend, durchschaute auch diesmal das heimliche Werk des guten alten Mannes und er lächelte still vor sich hin, als er hörte, wie angelegentlich derselbe seinem Freunde den Brief empfahl und seine Besorgung nicht außer Acht zu lassen bat.

»Glauben Sie etwa,« sagte er ehrlich, als Werner seine Versprechungen abgegeben, »daß wir Ihren Wunsch ohne den Brief nicht erfüllen würden? Seien Sie außer Sorge deswegen. Die Brücke, die Sie uns über einen unwegsamen Pfad gebaut, ist zu verführerisch und diesmal würden wir schon unseres eigenen Vortheils wegen die Thür des Luzerner Herrn nicht links liegen lassen, abgesehen davon, daß ich neugierig bin, wie ein Mann sich gegen meinen Werner benimmt, von dem Dieser selbst behauptet, daß er ihm das Leben gerettet habe.«

»Um Gotteswillen,« fuhr Werner auf, »Du darfst Dir keine Anspielung auf diesen Umstand in Luzern entschlüpfen lassen. Was in jener Nacht hier geschah, das

liegt eben in der Nacht der Vergangenheit begraben und ich würde der Letzte sein, der die Erinnerung daran auch nur mit einem Wort an den Tag zurückruft.«

»Habe keine Sorge um mich, lieber Junge!« lautete die schnell gegebene Antwort. »Wenn Du der Letzte bist, diese Erinnerung zu wecken, so weiß ich selbst gar nichts davon; nur bitte ich mir aus, daß dann auch nicht mehr von mir die Rede ist, wenn das Gespräch sich etwa nach Brasilien hinüberspielen sollte. Und das wird sicher geschehen, wenn der Herr nach unserer früheren Stellung und unseren Papieren fragt. Laß uns also die Uebereinkunft treffen: ich kenne die Ereignisse jener Schneenacht nicht und Du hast in Rio nichts der Erwähnung Werthes erlebt, was mich in den Mund der Leute bringt.«

Werner reichte ihm beistimmend die Hand; als er aber die letzten Worte vernahm, verfärbte sich sein blasses Gesicht und schnell wandte er es ab, um den scharfsichtigen Freund nicht wieder errathen zu lassen, welche Gedanken und Erinnerungen die Worte desselben in seinem Geiste heraufbeschworen hatten.

Unterdessen waren die Freunde schon übereingekommen, wie sie ihre Reise am bequemsten und angenehmsten zurücklegen wollten. Arnold Halder hatte den Vorschlag Vater D'Orelli's, mit der Post nach Flüelen zu fahren, rundweg abgelehnt, da er der richtigen Meinung war, daß sein Freund auf dem Postwagen wenig von den Reizen seines Vaterlandes wahrnehmen könne; auch werde ihm eine Fußreise sehr zuträglich sein, und so möchte der Koffer immerhin mit der Post nach dem ›Schwan‹ in

Luzern wandern, sie selbst aber wollten bis Flüelen zu Fuß gehen und dann das Dampfboot benutzen, um noch Abends zu guter Zeit in Luzern einzutreffen.

So war es beschlossen und so wurde es festgehalten und nur noch ein anderer Gedanke war es, der Werner schon lange im Stillen beschäftigte, während er mit dem Zurechtlegen und Packen seiner Kleider und sonstigen Besitzthümer fortfuhr.

Diesen Gedanken beschwor Fingal herauf, der, sobald der Koffer in's Zimmer gebracht wurde, eine ganz eigenthümliche Aufregung und Theilnahme am Vorgehenden zu erkennen gab. Er wich keinen Augenblick mehr von Werner's Seite, vielmehr legte er sich dicht neben den offenen Koffer und sah gleichsam mit Erstaunen und Angst, wie ein Stück nach dem andern in demselben zurecht gelegt wurde. Dabei ging sein Athem schnell und seine forschenden Blicke verließen keinen Moment das Gesicht des jungen Mannes.

Ging derselbe aber einmal bei Seite, so folgte ihn der Hund Schritt vor Schritt und hielt sich so dicht bei ihm, daß er fast seinen Körper berührte, als müsse er darüber wachen, daß er nicht vorzeitig das Haus verlasse.

Eine Weile betrachtete Werner den klugen Hund und dachte im Stillen über das Gebahren desselben nach. Endlich aber, als er seine liebevollen Blicke nicht mehr ertragen konnte, ohne Schmerz über die bevorstehende Trennung zu empfinden gab er seinem Gedanken Ausdruck und sagte:

»Ich weiß wahrhaftig nicht, Onkel, wie es mit dem Thiere werden und wie ich mich morgen von ihm fortstehlen soll. Sieh, Arnold, so anhänglich erwies er sich mir vom ersten Augenblick meines Eintritts in dieses Haus an, und treulich hat er mir Tag und Nacht bis jetzt Gesellschaft geleistet. Es wird mir unglaublich schwer, mich von ihm zu trennen und fast kommt es mir vor, als ob ich einen Verrath an ihm beginge, wenn ich mich heimlich von ihm entfernte. Was soll ich machen, Onkel, gieb Du in diesem Fall den besten Rath.«

»Das wird mir diesmal sehr schaden,« sagte diese, »denn ich kenne das Thier und sehe Alles voraus, wie es kommen wird. Diese Leonberger Hunde von ächter Race sind fast mit menschlicher Klugheit begabt und was ihre Empfindungen betrifft, so stellen sie darin manchen Menschen in Schatten. Ich habe seine Anhänglichkeit an Dich schon lange mit Besorgniß gesehen, da er sich ja doch einmal von Dir trennen muß. Er wird natürlich untröstlich sein, wenn Du fort bist, er wird nicht fressen und nicht saufen, und mich mit seinen klagenden Blicken in jeden Winkel verfolgen. Allein das läßt sich nicht ändern, er kann Dich ja nicht begleiten. Ich glaube, es wird am besten sein, wenn wir ihn mit einem Knechte morgen früh nach dem Süden schicken und wenn er zurückkommt, bist Du fort.«

»Willst Du nicht lieber selbst mit ihm ausgehen?« fragte Werner, »denn ich glaube schwerlich, daß er in seiner jetzigen Verfassung einem Anderen folgt.«

»Nein, mein Sohn, das entspricht meinem Wunsche nicht, denn ich habe mir vorgenommen, Euch eine Stunde weit das Geleit zu geben, wenn es Euch angenehm ist.«

»Ohne allen Zweifel!« erwiderten Beide einstimmig, »und so wollen wir es versuchen, ihn morgen früh bei Seite zu bringen,« fügte Werner mit einem wehmüthigen Blick auf das treue Thier hinzu.

»Wohl, und wenn er das Haus nicht verlassen will, ehe Du selbst gehst, so sperren wir ihn ein und legen ihn fest.«

»Lassen Sie ihn doch mit uns Dreien gehen,« sagte Arnold Halder gutmüthig, »und wenn Sie uns verlassen, kehrt er mit Ihnen um.«

»Ach, lieber Herr, Sie kennen den Fingal nicht. Wenn er sich in den Kopf gesetzt hat, Werner nicht zu verlassen, so bringe ich ihn auch nicht von ihm fort. Und dann stehen wir auf der Straße und wissen nicht aus noch ein. Nein, es bleibt bei dem ersten Beschluß und so wollen wir das Ende ruhig abwarten.«

Fingal, der bei allen diesen Reden die drei Männer einen nach dem andern aufmerksam angeschaut hatte, als verstehe er jedes ihrer Worte, senkte, als sie schwiegen, seinen schönen Kopf auf die langausgestreckten Vorderpfoten und schloß die Augen, als sinne er nach, was für einen Entschluß er selbst zu fassen habe. Und wahrscheinlich war er mit sich darüber auf's Reine gekommen, denn als der Koffer nun endlich gefüllt und verschlossen war, ging er von ihm fort, streckte sich aber

dicht neben dem Ränzel aus, das Werner zu tragen pflegte und welches er an einem Thürpfosten aufgehängt, nachdem es ebenfalls mit dem Nothwendigsten versehen war. –

Die letzte Nacht, die Werner von Altstetten im Hospiz bei seinem alten Onkel verbringen sollte, war verflossen und der zur Abreise bestimmte Morgen angebrochen. In der ersten Hälfte der Nacht hatte sich das Wetter sehr günstig gezeigt, die Sterne hatten gefunktelt und der halbvolle Mond hatte einmal freundlich auf die öde Wildniß herabgeblickt. Allein gegen Morgen waren wieder vom Süden her düstere Wolkenberge heraufgezogen und ihnen war der Nebel gefolgt, der so lange und so oft den ganzen Gotthardspäß in seinen düsteren Trauermantel hüllt.

Gegen vier Uhr Morgens, als die drei Männer sich von ihrem Lager erhoben, lag der Nebel am dichtesten auf Nähe und Ferne und kein einziger vom Hospiz aus wahrnehmbarer Berg oder Fels ließ irgend einen Umriß deutlich erkennen. Feuchtkalt wehte die Luft durch den immer noch hoch mit Schnee bedeckten Engpaß und eine unfreundliche Trübe senkte sich schwer und immer schwerer auf die kalte Erde herab.

Bald nach vier Uhr saßen die drei Männer still um den Kaffeetisch, um so stiller, als es allen ihren Mühen nicht gelungen war, den Hund zu bewegen, einen der Knechte auf seiner Bergfahrt zu begleiten, obwohl dieser ihm sehr zugethan war und es an all' den sonst bewährten Schmeichelworten nicht fehlen ließ. So lag das Thier denn jetzt,

nachdem es seine Milch und sein Brod genossen, unter dem Ränzel Werner's, das noch immer am Thürpfosten hing und hielt die Augen fest auf die drei Männer gerichtet, die kein Wort mehr sprachen, da ihnen allen aus verschiedenen Gründen das Herz recht schwer war. Endlich aber, als der Geistliche sich zuerst erhob, erhob sich auch der Hund, ging schweifwedelnd auf ihn zu, leckte ihm die Hand und sah ihn mit schmelzenden Augen an, als wollte er ihn bitten, von seinem einmal gefaßten Vorsatz abzustehen.

Vater D'Orelli, mit Gewalt seine Blicke von dem Thiere abwendend, ging in die Schlafkammer und machte sich reisefertig. Eben so die jungen Männer und so näherte sich endlich die schwere Abschiedsstunde vom Hospiz. Vom alten Lombardi und seinen Hausbewohnern hatte Werner schon am Abend vorher Abschied genommen, auch den Knechten und Mägden hatte er Lebewohl gesagt, aber als die drei Männer nun endlich die Treppe hinabstiegen, fanden sie alle Bewohner des Hospizes vor der Thür versammelt, da sie den jungen Mann so lieb gewonnen hatten und ihm noch einmal zuletzt die Hand drücken wollten.

Als auch das mit einigen herzlichen Worten geschehen, wandte sich Werner noch einmal nach den beiden Häusern um, um sich ihr stilles Gemäuer fest einzuprägen; nach Fingal aber blickte er nicht mehr hin, von ihm wollte er lieber ohne allen Abschied gehen, denn er konnte das treue Thier nicht mehr ohne Thränen betrachten.

Wohl hörte er, wie sein Onkel hinter ihm dem Hund gebieterisch zurief und ihm zu folgen befahl, und das geschah auch alsbald, wie der auf Alles achtsame Arnold seinem Freunde berichtete.

Vater D'Orelli war schweigend in sein Zimmer hinaufgestiegen, den widerstrebenden Fingal halb mit Gewalt hinter sich herziehend. Oben im Zimmer aber legte er ihm das Halsband um und band ein starkes Seil daran, welches er an einem in die Wand gefügten Riegel befestigte. Als er dies mit schwerem Herzen vollbracht, schloß er hinter sich die Thür, aber in diesem Augenblick verkündete den unten Harrenden lautes Geheul, das periodisch in ein wimmerndes Stöhnen überging, was oben geschehen sei.

Gleich darauf trat Vater D'Orelli mit hoch flammendem Gesicht aus der Hausthür auf die Straße und sogleich rief er: »Nun fort, schnell fort, dann hören wir ihn nicht mehr und es ist überstanden!«

Noch einmal drückte Werner den Zunächststehenden die dargereichten Hände, dann wandten die drei Männer sich zum Gehen um und bald lag das einfache stille Gemäuer hinter ihnen, das Werner von Altstetten eine so sichere Herberge geboten und ihm, wenn auch keine Freude, doch Ruhe und Bergessen gebracht hatte.

Aber noch keine dreihundert Schritte hatten die Gehenden langsam schreitend und schweigsam zurückgelegt, so vernahmen sie deutlich ein lautes, überfreudiges und bekanntes Geheul. In gewaltigen Sätzen, den Strick, womit er befestigt gewesen, hinter sich herschleifend,

kam Fingal ihnen nachgestürzt und als er sie erreicht, umkreiste er sie mit niederhängendem Schweif und halb zur Erde gebeugtem Leib, als wolle er ihnen so auf seine Weise Vorwürfe machen, daß sie ohne ihn die Reise angetreten und als bitte er sie flehentlich, von ihrem harten Vorsatz abzustehen.

Rathlos standen die drei Männer still und sahen sich betroffen an. Hatte der Hund sich selbst befreit oder hatte ein mitleidiger Knecht, der sein Geheul nicht ertragen konnte, seine Bande gelöst? So fragten sie sich im Stillen, während Werner sich schon zu dem Thiere niederbeugte und, fast vor Freude und Rührung weinend, ihn mit beiden Händen umfaßt hielt.

»So, so,« sagte Vater D'Orelli zuerst, »was fangen wir nun mit dem Hunde an? Ich weiß es wahrhaftig selbst nicht.«

»Dann weiß ich es,« nahm nun Arnold Halder entschlossen das Wort, »lassen Sie ihn mit uns gehen – wenn Sie sich von ihm trennen können. Ich sehe wahrhaftig nicht ein, warum man die Treue und Anhänglichkeit eines so braven Thieres wie eine knechtische Widersetzlichkeit auffassen und fesseln will. Wo wir ein Unterkommen finden, da findet er auch eins und er soll es gewiß nicht schlechter haben als bei Ihnen, wo ihn doch nur früher Rheumatismus und ein gebrechliches Alter erwarten.«

Vater D'Orelli wiegte bedenklich das graue Haupt. »Was mich betrifft,« sagte er, »so ist der Hund allerdings

mein persönliches Eigenthum und ich kann darüber verfügen nach meinem Gutdünken. Auch wird es mir nicht schwer werden, mir einen anderen jungen Hund zu meinem Dienst zu erziehen, wenn ich den alten Freund auch in der ersten Zeit schmerzlich entbehren werde. Allein, bedenkt, Kinder, es ist ein großes Thier und etwas kostbar zu unterhalten und er wird Euch auf Eurer Rundreise manche Schwierigkeit bereiten.«

»O, darum sorgen Sie nicht!« rief Arnold Halder, während Werner's Auge vor Freude blitzte, da er den Hund schon halb und halb als sein Eigenthum betrachtete. »Die Schwierigkeiten werden wir besiegen und verhungern soll er gewiß nicht, ich büрге dafür, denn wir – sind reich, mein lieber Herr Pfarrer. Also mit einem Wort: ich stimme dafür, daß Fingal uns begleitet. Was sagst Du dazu, Werner?«

Dieser, die rechte Hand auf den mächtigen Kopf des Hundes gestützt, stand lautlos da und sah nur voller Spannung auf den nachdenklichen Onkel hin. »Wenn mein Onkel ihn mir lassen will,« sagte er endlich, »so werde ich ihm auch dafür dankbar sein, wie für alles Uebrige.«

»Nun,« rief dieser kaum noch widerstrebend aus, »wenn die Sachen so stehen, dann darf ich wohl nicht auf meinem Vorsatz beharren. So nimm ihn denn hin und bewahre ihn gut. In keines anderen Menschen Hände würde ich ihn überliefern, denn er war mir ein treuer Freund und ein williger Begleiter auf schweren Wegen. So ist es denn abgemacht. Fingal, da ist Dein neuer Herr,

Dein Herz hat ja doch schon lange für ihn gesprochen – so fahre denn hin in Frieden!«

Fingal schien die Worte zu verstehen und umsprang jauchzend die wieder vorwärts schreitenden Männer; Werner aber sprach seinem Onkel auch für dieses Geschenk seinen herzlichen Dank aus und der Alte schloß das Gespräch darüber, indem er sagte:

»Es geht doch wunderbar im Menschenleben zu. Ich habe lange hin und her gedacht, welches Geschenk ich Dir mit auf den Weg geben sollte, da Du von mir gehest, mein Junge, aber ich bin so arm, daß ich nichts Wesentliches und Brauchbares entdecken konnte. Nun legt mir der Zufall eine Gabe in die Hand und die sehe ich von Herzen gern in die Deine übergehen. – So laßt uns denn davon abrechnen und einmal den Wind und das Wetter betrachten. Sieh' da, da haben wir Nordwind und nun wird es bald besser werden. Im Thale wird der Nebel verfliegen sein, wenn Ihr hinunter kommt und bald wird die gütige Sonne über Euren Häuptern glänzen. Guten Muth, Werner, der Himmel scheint Dir zu lächeln und dann wird ja wohl auch die Erde mit ihren Gaben nicht zurück bleiben!«

Langsam schritten die drei Wanderer nun durch den Schnee dahin, dessen Decke aber bald dünner und dünner ward, bis sie nach anderthalb Stunden von der Straße ganz verschwand und sich nur noch in dichteren Lagen an den Abhängen der Felsen und in den tiefer gelegenen Schneegruben zeigte. Als der Weg aber immer trockener

und ebener wurde und in der Tiefe im Thal schon die grünen Wiesenflächen auftauchten, da stand der Pfarrer mit einem Mal still, faltete die Hände und sprach mit tiefer und merklich ergriffener Stimme:

»Wir sind an unsere Schneegränze gelangt, meine Lieben, und hier scheiden sich diesmal unsere Wege. Ihr steigt in das grüne warme Land da vor Euch hinab und ich kehre in meine kalte und öde Heimat zurück, die mir auch lieb und theuer geworden ist. Gott geleite Euch denn auf allen Euren Wegen. Um Euch, das gestehe ich freudig, bange ich nicht, denn Ihr seid gewohnt, auf gerechten Wegen zu wandeln, aber ich werde Gott in meiner stillen Kammer bitten, daß er Euch kein Herzeleid mehr sendet, wie Ihr es schon so früh erfahren habt. So gehet und grüßet mir den alten Irminger. Den Brief an ihn hast Du, mein Sohn. Wie es Euch auch ergehen möge, laßt von Zeit zu Zeit von Euch hören. Auch ich werde zuweilen Nachricht von mir geben, wenn Ihr mich von Eurem Aufenthaltsort in Kenntniß setzen wollt. Und wenn Euch an dem Segen eines alten Mannes gelegen ist so nehmt ihn mit Euch, überall hin, so weit der Himmel reicht! Lebt wohl!«

Bei diesen Worten schloß er seinen Neffen fest in die Arme und küßte ihn. Dann gab er Arnold Halder die Rechte und schüttelte dessen Hand fest und warm.

»Onkel, theurer Onkel,« rief Werner, tief bewegt, »ich danke Dir nicht mit Worten, denn das kann ich jetzt

nicht. Aber mein Herz bleibt bei Dir zurück und ich werde nie vergessen, welch treuer und redlicher Hort Du mir in meiner Noth gewesen bist.«

»Das ist Alles, was ich von Dir wünsche,« sagte Vater D'Orelli weich, »und nun genug der Worte!«

Noch einmal bückte er sich dann zu dem Hunde nieder, legte seine Hand auf dessen Kopf und sah ihm tief wie einem scheidenden Freunde in die treuen Augen. Dann winkte er den beiden jungen Männern schweigend mit der Hand, ergriff seinen auf die Erde gefallenen Stab und drehte sich kurz um, mit langsamen Schritten und ohne sich noch einmal umzublicken seinen einsamen Weg den Schneefeldern entgegen weiter verfolgend. Die beiden Freunde und der zurückbleibende Hund aber sahen ihm lange nach, bis er um die nächste Biegung des Weges ihren von Wehmuth und Rührung überquellenden Augen entschwunden war.

SIEBENTES CAPITEL. RÜCKKEHR IN DIE WELT.

Wenn ein junger lebenskräftiger Mann Monate lang in tiefster Abgeschiedenheit von fast allem menschlichen Verkehr und noch dazu trüben und sein Innerstes verzehrenden Gedanken hingegeben wie in einem Gefängniß gelebt, gleichviel, welches Geschick ihn dahin gebracht hat, und er tritt nun plötzlich, noch dazu an der Seite eines geliebten und ermuthigenden Freundes, hinaus in die frische freie Welt, zumal wenn diese so schön und reizvoll ist, wie die Schweiz, wie muß ihm wohl zu Muthe sein, wenn diese Reize ihre erste Einwirkung auf ihn zu

üben beginnen? Gewiß, so reich unsere Sprache an Worten ist, sie reichen nicht hin, die Empfindungen zu schildern, die ihn durchwogen und den Gedanken, die ihn erfüllen, einen Ausdruck zu geben. Denn alle vertrockneten, erstarrten Lebensquellen in seiner Brust gerathen mit einem Mal wieder in frischen Fluß, das Gewoge des Lebens hebt ihn auf seinen Schaumperlen empor, er badet seine Seele, seinen freigewordenen Geist wie in einem neuen Lebenselemente und er ist noch einmal geboren mit dem herrlichen Bewußtsein, daß die Nacht seines früheren Lebens hinter ihm liegt und daß von jetzt anstatt der alten Schmerzen nur junge Freuden in sein Herz einziehen und es wonnig schwellen machen sollen.

Mit ähnlichen Empfindungen trat jetzt Werner von Altstetten in das Leben zurück, dem er, der düsteren Anschauungsweise seines Schicksals zur Beute verfallen und ihr fast wie einer inneren Naturnothwendigkeit seiner zu zart besaiteten Organisation folgend, seit beinahe vier Monaten den Rücken gelehrt hatte. Doch nicht auf der Stelle trat die Reaction des gesunden, neu quellenden Lebens bei ihm ein, vielmehr schritt er nur langsam und allmähig, wie die Außendinge ihn beeinflussten, durch die weite Pforte des Lebens in den Glanz und die Fülle desselben hinein.

Die erste halbe Stunde schritten die beiden Freunde, noch von den Eindrücken des eben erlebten Abschieds von einem biederem Mann und seinem stillen Asyl reichlich in Anspruch genommen, schweigsam neben einander her und wechselten wenige Worte, zu denen sie endlich

allein die sich vor ihren Augen neu aufrollende Naturscenerie veranlaßte. Viel mehr aber noch als an dieser hatten ihre Augen bisher an dem Hunde gehangen, der freudig vor ihnen hersprang, bald bellte, bald Werner mit strahlenden Blicken ansah, als wolle auch er seine Freude verrathen, daß er seiner kalten Heimat entronnen und es ihm gestattet sei, auch einmal in die lebensvolle warme Welt am Fuße der starren Berge zu treten.

Das erste Gespräch, welches die Freunde führten, regte denn auch Fingal an, indem Arnold Halder, seine beiden Gefährten und ihr Verhältniß zu einander aufmerksam beobachtend, sagte:

»Ja, Werner, nun sind wir zu Dreien, wo wir nur Zwei zu sein gedachten. So macht man sich oft von den nächstfolgenden Verhältnissen im Leben eine ganz falsche Vorstellung, indessen bin ich mit dieser Abweichung von unserem alten Bildniß zu Zweien ganz zufrieden. Der Fingal gefällt mir und er soll auch bald mein Freund werden, wie er der Deine ist.«

»Ich danke Dir für diesen neuen Beweis Deiner Liebe,« entgegnete Werner, den treuen Hund wiederholt an sich lockend, »und ich muß Dir offen gestehen, daß mir, da Fingal uns begleitet, die Trennung von meinem Onkel leichter geworden ist, als sie mir ohne diesen geworden wäre. – Doch sieh, mein Onkel hat in Bezug auf das Wetter Recht gehabt: der Nebel schwindet immer mehr und mehr, die Wollen verlieren ihre düstere Färbung und da und dort bricht schon ein Streifen bläulichen Aethers hervor.«

So war es in der That. Das trübe Nebelmeer senkte sich nur bis zur Hälfte der in vielfachen Krümmungen bergablaufenden Gotthardsstraße nieder und je tiefer die Wanderer kamen, um so mehr lichtete sich der Himmel, bis endlich eine halbe Stunde vor Hospenthal die Sonne strahlend durch den dünner gewordenen Nebelschleier brach und zum ersten Mal das Grün der Wiesen und Bergabhänge schimmernd hervortreten ließ.

Nur Eins fehlte der allmählig schöner werdenden Gegend und der so kunstvoll gebauten Straße noch – das Leben, welches die Menschen in sie hineintragen, wenn sie nach Norden und Süden pilgern und durch ihre Erscheinung dem großen Naturbilde Abwechslung und Heiterkeit verleihen, wie ein schönes Waldbild erst seinen rechten Glanz und Schimmer erhält, wenn bunte Gestalten darin auftauchen und so das unbelebte Chaos zum bewohnten Paradiese umbilden. Denn man befand sich noch im Mai und dieser gehört noch nicht zu den die Reisenden aus fernen Ländern nach der Schweiz lockenden Monaten. Die meisten Wege sind um diese Zeit noch ungangbar, die Alphütten noch unbewohnt und die gastlichen Häuser, welche die Fremden im Sommer so freundlich empfangen, halten ihre Thüren und Fenster noch verschlossen, als könnten sie sich ihrem Winterschlummer noch immer nicht entreißen, um den lebensheiteren Gästen den erwünschten Eingang zu gewähren.

Nur einzelne Arbeiter aus den nächstgelegenen Ortschaften sah man hie und da am Wege beschäftigt, bisweilen auch einen gebrechlichen Greis oder einen Geisbuben, die ihre meckernden Ziegen auf eine saftgrüne Wiese führten. Dann und wann kam auch wohl ein Gefährt den Berg heraufgezogen oder ein Packträger, der nach Italien zurückkehrte, schleppte mühsam seine Last den steilen Berg hinan. Im Ganzen aber waren die Wege noch öde und wenn der den beiden Fußgängern weit vorausseilende Bursche aus Amstäg nicht von Zeit zu Zeit einen jodelnden Gesang hätte vernehmen lassen, so würde nichts die tiefe Stille unterbrochen haben, die unsere Freunde in den ersten Stunden ihrer Wanderung umgab.

Das nächste größere Dorf, Hospenthal, war erreicht, aber die jungen Leute hielten sich nicht daselbst auf, da sie zu ihrem nächsten Rastorte das gemüthliche Amstäg erwählt hatten.

»Wonach siehst Du Dich so sehnsüchtig um?« fragte Arnold seinen Freund, als dieser hinter dem Dorfe stehen blieb und in das seltsam friedliche und stille Urserenthal vor sich hinabblickte.

»Mir ist eigenthümlich zu Muthe,« erwiderte Werner. »Das erste Grün dieser üppigen Thalwiesen wirkt ganz seltsam auf mich, nachdem ich so lange nichts als Schnee und grauen Fels gesehen habe. O, welche köstliche warme Luft strömt uns hier schon entgegen und wie sehne ich mich nach dem ersten Baum, der mir seine Blätter zum Gruß entgegenstreckt, denn Du sagst ja, daß wir schon grüne Bäume im Thale finden.«

»Da wirst Du Dich noch eine Weile gedulden müssen, denn von grünen Bäumen sind wir noch weit entfernt. Doch da hinten bei Andermatt, da kannst Du wenigstens den alten berühmten Bannwald sehen, der freilich nur aus riesigen Tannen besteht, die dem Lawinenschnee zu trotzen gelernt haben und das heimische Dorf vor dem Begrabenwerden schützen.«

Werner's Augen flogen entzückt in die allmählig näher rückende Ferne und er sah den ehrwürdigen Bannwald mit seinen schwarzen Tannen deutlich zur Rechten liegen, davor das stille Andermatt mit dem spitzen Kirchturm und seinen Häuserchen, die sich eng und fest zusammenfügen, wie eine Heerde Schafe, die sich fürchtet, daß der heranstürmende Föhn sie auseinanderwirft.

Auch Andermatt war bald erreicht und nachdem die Wanderer vor einem Hause ein Glas frischer Milch getrunken, setzten sie ihren Weg langsam fort, bis sie das berühmte Urner-Loch erreichten, das jetzt allen Wandernern Schutz und freien Durchgang durch die früher unahnbaren Felsen gewährt, die hier plötzlich in nächster Nähe riesengroß emporwachsen.

Als sie aber den düsteren Felsentunnel passirten, bot sich dem freier aufathmenden Werner die erste Ueerraschung dar. Die Reuß stürzte donnernd, wie immer, vor der Teufelsbrücke in die Schöllenschlucht hinab und hier standen die Freunde längere Zeit, um sich den brausenden Schneewirbel in der Tiefe anzusehen und ihre warmen Gesichter von dem kühlen Staubregen erfrischen zu lassen.

»Das ist wunderbar groß,« sagte Werner, als sie endlich zwischen den Felswandungen weiter schritten, »und ich fühle hier mit jedem Schritt, daß ich noch ein Mensch bin, der zum Leben und Genießen des Schönen auf Erden geboren ist.«

Arnold lächelte still vor sich hin; er hatte die Empfindungen des Freundes, die sich hier allmählig entwickelten, vorausgesehen und wollte seinerseits nichts dazu thun, sie zu noch höherer Flamme anzuschüren, da er die Welt mit ihren wunderbaren Erscheinungen allein auf den halb erstarrten Freund wollte wirken lassen, in der Ueberzeugung, daß ihre Einwirkung die reinste und zugleich gewaltigste ist.

So schritten sie denn mit behenderen Schritten auf den schlangenartigen Windungen der Gotthardsstraße durch das herrliche Reußthal hinab, dessen Reize bei jedem Schritt größer und mannigfaltiger wurden. Denn zur Linken zog sich die malerische Felskette des Schöllenthales hinab und zur Rechten in der Tiefe, wo die Reuß schäumend sich ihren Weg unter zahllosen Brücken und Stegen bahnt, dehnten sich saftige Wiesen aus, in denen die malerischen Hütten von Holz lagen, die die Schweizerthäler so wunderbar beleben und verschönern und das Auge des Reisenden wie lauter kleine ländliche Paradiese fesseln.

Werner, als ob er das Alles zum ersten Mal in seinem Leben sähe, da er doch schon denselben Weg nach dem Hospiz vor Monaten zurückgelegt, wurde wieder stumm vor Staunen und Bewunderung, während Arnold, leise

vor sich hinpfeifend, heiter und lebhaft rings umherblickte und sich bewußt war, daß sein Freund nun bald wieder ganz dem Leben gehören würde, dem er sich in seiner träumerischen Versunkenheit so lange entzogen hatte.

Auf diesem Wege war es auch, wo Werner die ersten grünenden und bereits mit Blüten bedeckten Obstbäume um die Alphütten sah. Sein Freund hatte also Recht gehabt, ja, der Frühling war im Thale schon angebrochen und je tiefer sie kamen, um so mehr machte sich seine siegreiche Herrschaft bemerklich, um so lieblicher wurde das Land, bis sie endlich in den reizenden Felsenkessel traten, wo das gastliche Dorf Amstäg mit seinen stattlichen Häusern lag, über denen sich der riesige Bristenstock und die Windgelle an der Mündung des Maderanerthales erheben und wo der weißschimmernde Kärstelenbach in die brausende Reuß stürzt.

In Amstäg hielten die Freunde die erste Ruhestunde bei einem wohlverdienten Frühstück im ›Kreuz‹, woran auch Fingal einen sehr lebhaften Antheil nahm.

Es war unterdeß warm geworden und die Sonne brannte an manchen Stellen, wohin der kühlende Schneebach keine Wirkung äußerte, recht heiß auf die Reisenden nieder. Beide waren erhitzt, denn wenn man so lange in kalter Schneegegend gehaust, glaubt man wenigstens die Einwirkung der Sonne viel mehr zu fühlen, als wenn man sich immer ihren Strahlen ausgesetzt.

So war es den Freunden denn auch ganz gelegen, daß, nachdem sie ihren Burschen abgelohnt, wofür sie von jetzt an ihre Ränzel und Plaids allein tragen sollten, der

Wirth an sie herantrat und meldete, daß ein leerer Wagen im Hause sei, der in einer halben Stunde nach Flüelen zurückfahren wolle. Arnold ließ den Kutscher kommen und fragte, ob er sie Beide nebst dem Hunde mit nach Flüelen nehmen wolle. Der Mann war gern dazu bereit, und so wurden sie einig mit ihm und die Fahrt konnte bald angetreten werden, nachdem auch Fingal in den Wagen gesprungen war und sich nun mit den beiden Freunden, so gut es ging, um den Platz vertrug.

Rasch genug ging diese drei Stunden lange Fahrt von dannen und ohne anzuhalten, rasselte das leichte Gefährt durch das weltberühmte Altdorf mit den erinnerungsreichen Tellbildern dahin, an Tell's Wohnort Bürglen vorbei, um endlich in den ersten Nachmittagsstunden in Flüelen anzulangen, wo der namenlos schöne und großartige Vierwaldstädter See seine Wunder zu entfalten begann, als er nun blau und hehr vor den staunenden Augen Werner von Altstetten's lag.

»Wo wollen Sie einkehren?« fragte der Kutscher, als man eben die ersten Häuser des im Sommer so belebten Ortes erreichte. »In der ›Post‹ scheint es mir heute nicht geheuer zu sein; da sehe ich eine große Gesellschaft von Damen und Herren sitzen, die gewiß eine erste Frühlingssfahrt über den See gemacht.«

»Um Gotteswillen nicht in die Gesellschaft hinein!« rief Werner hastig. »Wir wollen den See in aller Stille genießen und womöglich allein sein.«

»Dann will ich Sie vor den ›Wilhelm Tell‹ fahren,« entgegnete der Kutscher, »da sind Sie heute gewiß ganz allein.« Und er schwang seine Peitsche und knallte laut, wie es die Fuhrleute überall thun, wenn sie in einen bewohnten Ort einfahren, und lenkte die Pferde am ›Kreuz‹ vorbei, dessen schon mit Blumen geschmückte Terrasse in der That von einer ziemlich zahlreichen Gesellschaft besetzt war. Gleich darauf aber hielt er vor dem stilleren ›Wilhelm Tell‹ an, wo die Pferde nun, vom raschen Laufe erhitzt, und ungeduldig, in den Stall zu kommen, heftig ihr Geläut schüttelten und dadurch die Frau Wirthin und eine Magd herbeiriefen, die außerordentlich froh zu sein schienen, in dieser frühen Jahreszeit auch einmal zwei Gäste aufnehmen zu können.



Die beiden jungen Leute waren und blieben wirklich die Einzigen, die an diesem schönen Maitage die Dienste der Wirthsleute im ›Wilhelm Tell‹ in Anspruch nahmen. Bald hatten sie das ihnen vorgesetzte leidliche Mahl in dem großen nach dem See hinaus gelegenen Salon verpeist und ließen sich nun gemächlich auf dem Balcon nieder, um bei einer Tasse Kaffee und einer Cigarre die sonnige Frühlingsluft zu genießen und den Zauber des vor ihnen ausgebreiteten unvergleichlichen Naturgemäldes auf sich wirken zu lassen.

Vom leichten Südwinde bewegt, dessen Ungestüm die in dieser Richtung aufgethürmten Berge gebrochen hatten, rollte der grünblau schimmernde See seine Wogen dahin, aber sie prallten an den alsbald vorspringenden Klippen ab und flutheten so wieder zurück, wodurch sie jene gelinde Brandung am Kiesstrande hervorbrachten, die den Beschauer, zumal bei heftigerem Winde, an dieser Stelle in Gedanken an das Gestade des Meeres versetzt. Von den Strahlen der noch hochstehenden Sonne übergossen, leuchtete das anmuthig bewegte Wasser hell auf und in seinen unergründlichen Tiefen spiegelten sich bis in unabsehbare Ferne die gewaltigen Steincolosse ab, die das kreuzförmige Wasserbecken des schönsten aller europäischen Seen, des der Vierwaldstädte, umkreisen. Hoch über allen ragte die wolkenerstrebende Pyramide des Urirothstocks empor und seine nach Norden hin abfließenden Gletscher glitzerten wie silberne Lichtfelder in den Strahlen der Frühlingssonne herüber.

Dabei war die Luft würzig und warm und ergoß frisches Leben in die frei aufathmende Menschenbrust, so daß jedes Herz selbst voller und wärmer schlug und das Auge mit wonniger Labung durch den reinen Aether in die bunte und wunderbare Ferne schaute.

An der Landungsbrücke, dem Hafen von Uri, aber lag ein stattlicher Dampfer, fest gekettet am starken Bollwerk, jetzt ruhend von seiner Morgenarbeit, aber im Stillen sich schon wieder vorbereitend auf die Rückkehr nach Luzern, immer bereit, den Postdienst zwischen Italien und Deutschland zu vermitteln, sobald die Stunde

seiner Abfahrt gekommen war. Ringsum aber, auf dem Wasser und dem Lande war es traulich still; die Binnenländer hatten noch nicht ihre Tausende ausgesandt, die im Hochsommer die Gestade auch dieses Sees beleben, und nur dann und wann klang ein heiteres Stimmengewirr von der Terrasse des Posthauses herüber, wo heute eine Luzerner Gesellschaft, aus Damen und Herren bestehend, wie die Frau Wirthin ihren Gästen gleich mitgetheilt, irgend ein Familienfest in ausgewähltem Kreise beging.

Die beiden Freunde, in tiefes Anschauen der vor ihnen liegenden Reize versenkt, saßen lautlos neben einander und der große Hund lag dicht bei ihnen, von Zeit zu Zeit den Einen oder den Andern betrachtend, als ob er sie fragen wolle, ob es denn noch nicht bald wieder weiter gehen werde. Arnold Halder sprach nicht, weil er sich freute, wie die Wunder der Heimat so sichtbar auf Werner wirkten, und dieser war so ganz und gar seinen Betrachtungen hingegeben, daß er keine Zeit zum Reden fand.

Aber da brach Letzterer endlich das lange Schweigen und sich zu Arnold wendend, sagte er mit fast beklommenem Athem:

»Ich weiß gar nicht, wie mir ist, Arnold. Ich befinde mich hier wie in einer neuen, nie betretenen Welt. Wiederholt schon habe ich mich gefragt, ob denn das hier Alles plötzlich entstanden ist oder ob ich früher blind gewesen bin, denn ich kann mich mit dem besten Willen nicht besinnen, daß ich es schon einmal gesehen, obwohl ich

vor fast vier Monaten vielleicht auf demselben Dampfer dort die Reise von Luzern nach Flüelen gemacht habe.«

»Ich finde das sehr leicht erklärlich,« erwiderte der bedächtige Freund, während sein braunes Auge lächelnd auf den staunenden Zügen des Redenden haftete. »Es kommt dies allein daher, weil damals, als Du zum ersten Mal diese Felsen und dieses Wasser sahst, Deine Augen und Dein Herz verschlossen waren und Du erst jetzt wieder sehend geworden bist und damit zugleich Deine Gedanken und Dein Gefühl dafür wieder erlangt hast. So, gerade so, wie es Dir damals erging, wandelt mancher Mensch sein ganzes Leben lang mit verschlossenen Sinnen durch die Welt und wenn er endlich für immer das Auge schließt, hat er durch eigene Schuld nichts gesehen. Laß Dir das eine Lehre sein. Sieh, denke und genieße – *carpe diem*, wie Horaz sagt – und Du wirst dann finden, daß kein Kummer auf der Welt so groß und bitter ist, daß er nicht durch irgend eine nachfolgende Freude gelindert werden kann.«

Werner horchte aufmerksam auf und nach einigem Besinnen nickte er heiter seinem wackeren und thatkräftigeren Freunde zu. »Ja,« sagte er, »diesmal hast Du gewiß und ganz Recht. Ich sehe jetzt ein, daß ich lange schon geschlafen und dabei nur Schlimmes und Bitteres geträumt habe. Ist es denn wirklich wahr – o verzeih mir die einfältige Frage – daß wir sechs Jahre jenseits des Oceans gewesen sind, daß wir in Rio – in jenem Räuber-
nest – gewirkt und uns um das liebe Brod so mühselig abgequält haben?«

Arnold lachte heiter auf. »Ja, mein Lieber, das ist ganz gewiß wahr,« entgegnete er, »und in Rio, der trügerischen Hauptstadt Brasiliens war es, wo Dich der Schurke Pinto Machado betrog und wo wir dann in der Lotterie ein hübsches Stück Geld gewannen, so daß wir jetzt ganz wohlhabende Leute sind, die sich auch einmal die kleine Laune gestatten können, wie freie Herren im Lande umherzureisen und von Gesundheit und Lebenskraft überfließend, das süße Leben in vollen Zügen zu schlürfen.«

Werner's Stirn hatte sich bei Nennung des Namens jenes ihm so verhängnißvoll gewordenen Mannes verdunkelt und seine Faust sich dabei unwillkürlich geballt. »O, dieser Pinto Machado!« rief er jetzt. »Nenne mir diesen Schurken in dem gegenwärtigen Augenblick nicht, wo mein Blut wie Milch zu fließen beginnt und der lange vermißte Friede sich eben in meine zerrissene Brust senkt. Ha! wenn ich diesen Verräther noch einmal fassen könnte – mit dieser Hand – wie wollte ich meine Rache an ihm kühlen, da ich ja nun aus jenem Briefe bestimmt weiß, daß er mich den – deutschen Gimpel, wie er mich nannte – so niederträchtig hinter das Licht geführt hat.«

»Diesen Wunsch verbanne nur ein für alle Mal, lieber Freund,« beschwichtigte ihn Arnold. »Dein ränkevoller Feind wandelt auf einem anderen Erdtheil herum, betrügt nach viele andere Leute auf ähnliche Weise, und Du lebst wie ein freier Mann in Deiner stillen Heimat, der schönen Schweiz. Und was wolltest Du auch mit ihm beginnen, wenn Du ihn, wie Du sagst, fassen könntest? Hier kann er vor Jedermann beschwören, er kenne Dich nicht,

er habe Dich nie gesehen, und Du würdest bei uns keinen Richter finden, der Deine Sache gegen ihn in Schutz nähme. Ja, wenn er Dich hier betrogen hätte, dann wäre es etwas Anderes. Allein wozu das wiederkäuende Gerede darüber? Finde Dich endlich in das Vergangene und richte Deine Augen auf das Gegenwärtige. Im Ganzen, wenn ich die fatale Geschichte so recht objektiv betrachte, hast Du sogar Ursache, Herrn Pinto Machado einen gewissen Dank schuldig zu sein. Denn hättest Du nicht das Unglück mit ihm gehabt und hätte er Dir nicht Deinen leidigen Irrthum in's Gesicht geläugnet, dann fielen auch alle übrigen Thatsachen weg, die dem merkwürdigen Falle folgten. Wir säßen noch immer als arme Commis in Rio hinter unsern düsteren Schreibtischen und arbeiteten wie Slaven im Schweiß unseres Angesichts, während wir jetzt ganz wohlgemuth in Flüelen sitzen und den herrlichen Vierwaldstädter-See mit seinen himmelanstrebenden Bergen vor uns haben. – Doch, da fällt mir etwas Anderes ein. Wir sprachen eben von unserem Vermögen und ich habe Dir noch nicht einmal gesagt, wo und wie ich es untergebracht, wie Du es auch nicht einmal der Mühe werth gehalten hast, mich danach zu fragen. Nun denn, ich habe unsere Capitalien, Deine Ersparnisse mit eingerechnet, die Du mir bei unserer Trennung einhändigtest, in Bern sicher und zu guten Zinsen angelegt. Die Papiere darüber trage ich hier in meiner Tasche und Du kannst sie heute Abend oder morgen früh, wenn wir so ruhig im ›Schwan‹ sitzen, einmal durchlesen. Nur so viel Geld habe ich zurückbehalten, als wir füglich in diesem

Sommer verbrauchen dürfen, bis wir eine andere Einnahmequelle gefunden haben, und dies Geld werde ich noch heute Abend mit Dir theilen.«

Werner nickte zufrieden und wollte eben einige Worte erwidern, als die Glocke auf dem Dampfer geläutet wurde und zugleich die Wirthin mit der Rechnung erschien, um anzukündigen, daß der ›Winkelried‹ in einer Viertelstunde abdampfen werde.

Die Freunde erhoben sich und während Arnold die Rechnung bezahlte, ging Werner langsam mit Fingal voran nach dem Boot, an dessen Bord er bald wieder mit dem Freunde zusammentraf. Wie es ächte Schweizerkinder immer thun, die das Geld nicht so leichtsinnig wegzuworfen lieben, wie die Fremden, nahmen sie Billets für den zweiten Platz, der unstreitig, wenn die Sonne nicht zu heiß brennt, immer der beste ist, falls man eben Alles, was zu sehen, aus erster Hand und ungehindert betrachten will.

Bevor sich aber das nach Luzern gehende Boot in Bewegung setzte, kam noch das letzte an diesem Tage von Brunnen daher geschaufelt und legte bald darauf neben dem anderen am Bollwerk an. Es brachte nur wenige Passagiere mit, und doch schien man in Flüelen auf sehr viele gerechnet zu haben. Denn aus allen Gassen und Gäßchen kamen zu derselben Zeit zahllose Wagen, mit einem oder zwei Pferden bespannt, herbeigefahren und die stürmischen Kutscher drängten sich laut schreiend und ihre Gefährte empfehlend den eben angelangten Reisenden entgegen, um sie sogleich in die Ferne und in die

Berge zu bringen. Allein, wie gesagt, ihre Ausbeute war in dieser so frühen Jahreszeit noch gering und nur wenige waren so glücklich, einige Engländer zu erhaschen, die heute noch nach Andermatt oder Hospenthal wollten. Mißmuthig fuhr ein Kutscher nach dem andern seinen leer gebliebenen Wagen von dannen, und es entstand wieder einige Stille am Landungsplatz, wo es eben noch so lebhaft hergegangen war.

Gleich darauf läutete die Glocke des ›Winkelried‹ zum zweiten Mal und seine Mahnung war diesmal so laut und ernsthaft gemeint, daß sich jetzt auch die Gesellschaft auf der Terrasse im Postgasthause in Bewegung setzte und dem Boote zueilte, das sie in drei Stunden in die schöne Heimat zurückbringen sollte.

»Wir bekommen eine leidliche Reisegesellschaft,« sagte Arnold zu Werner, der bereits auf der Spitze des Bootes auf einer Bank saß und die Zeit kaum erwarten konnte, wo sich dasselbe in Bewegung setzen würde, um mit vollem Behagen die köstliche Seefahrt zu genießen.

»Uns wird sie weder belästigen, mein Freund, nach erfreuen,« entgegnete Werner, indem er sich eine frische Cigarre anbrannte. »Die Damen wie die Herren nehmen unter dem Sonnenzelt Platz und wir behalten den Vorderplatz fast allein für uns.«

Wie er gesagt, so geschah es auch. Die Luzerner Gesellschaft, aus etwa zwanzig Personen bestehend, die sämtlich, wie man wohl sah, den höheren Ständen angehörten, ließ sich unter dem ausgespannten Zelt auf Stühlen und Bänken nieder, denn die Sonne schien nach

mächtig, obgleich sie sich schon allmählig den Bergen zuneigte, hinter denen sie, früher als im ebenen Lande, bald verschwinden sollte. Der vordere Theil des Bootes dagegen blieb fast ganz leer und nur wenige Landleute aus der Umgegend nahmen neben den beiden Freunden Platz, die somit Raum zu freier Bewegung genug behielten. Indessen blieben sie vor der Hand auf ihrer Bank sitzen und Arnold begann seinem Freunde die Bergspitzen zu nennen, die immer klarer und gigantischer hervortraten, je weiter das endlich abschaukelnde Boot in den See vorrückte.

So blieben die beiden jungen Männer ungestört sitzen, bis sie an der Tellskapelle und am Grütli vorüber waren, und Werner's Herz schlug hoch auf, als er diesmal in Gesellschaft des theuren Freundes diese alle Welt entzückenden Wunder sah.

Nicht so Fingal. Anfangs hatte er ruhig neben Werner gesessen, die langen Ohren erhebend auf die tönende Glocke gehorcht und mit glänzenden Augen auf die ihm so neu erscheinende Welt geblickt. Er war noch nie auf einem schwimmenden Boot gewesen und die Vorgänge darauf mochten seine Neugier rege gemacht haben. Als er seinen Herrn und dessen Freund aber so ruhig auf ihrem Platze sitzen bleiben sah, wandelte ihn die Lust an, einmal auf eigene Hand einen kleinen Spaziergang zu machen und so schritt er leise und von Werner unbeachtet von diesem fort und begab sich, immer weiter

vorschreitend, nach dem Hinterdeck, wo er sich wohlgemuth die heiter plaudernde Herren- und Damengesellschaft betrachtete, in deren Mitte er endlich angekommen war.

Das Erscheinen des Hundes, wie man ihn so schön und groß sogar in der Schweiz selten sah, erregte unter der fahrenden Gesellschaft alsbald die größte Aufmerksamkeit, um so mehr, da der Hund sich ungemein zuthulich erwies und sich von den Händen einer Dame geduldig den mächtigen Kopf streicheln ließ.

Erst hinter Brunnen, wo einige Passagiere des Vorderplatzes abgestiegen waren, bemerkte Arnold Halder, daß Fingal abwesend sei und da er Werner in Ausschauen der reizvollen Gegend versunken sah, stand er still auf und ging über das Deck hin, um sich nach dem Hunde umzuschauen. Als er nun auf der Gränze angekommen war, bis wohin die Passagiere der zweiten Klasse des Dampfers nur gehen dürfen, sah er von Weitem Fingal mitten im Kreise der Damen stehen, und nachdem er das anmuthige Bild eine Weile betrachtet und vergeblich den Hund gerufen hatte, kam er lachend zu Werner zurück und sagte:

»Fingal besitzt in der That einen guten Geschmack. Er ist schon eine ganze Weile von unserer Seite gewichen und als ich ihn eben suche, finde ich ihn bei einer Dame stehen, deren Huldigungen er mit eben so viel Anstand wie Vergnügen entgegenzunehmen scheint. Du solltest einmal mit mir gehen und das Bild betrachten. Ich habe schon viele schöne Damen, gesehen, aber ein so schönes

Geschöpf wie das, mit dem Fingal so vertraulich verkehrt, ist mir lange nicht vorgekommen.«

Werner, der in diesem Augenblick an nichts weniger als an eine schöne Dame dachte und über den Vierwaldstädter See und seine Umgebung sogar seinen Hund vergessen hatte, erhob sich sogleich und schritt mit dem Freunde dem Hinterdeck des Bootes zu.

Arnold hatte ihm recht berichtet. Der Hund stand gemüthlich neben der vorher bezeichneten Dame, sah ihr zutraulich in's Gesicht und leckte ihr sogar die Hand, während sie die andere dreist auf seinen Kopf gelegt hatte. Sie wandte dabei das Gesicht zufällig den sie betrachtenden jungen Fremden zu und Werner mußte Arnold wiederum in der Schilderung dieser Dame Recht geben.

Es war eine hochgewachsene edle Gestalt von wunderbar schönen Formen, um die sich das schwarzseidene Gewand und die leichte Tüllmantille, die sie trug, fest und elegant anschmiegte. Zu dieser Gestalt paßte aber auch das ideale Gesicht und die anmuthige Haltung des mit einem kleinen Strohhut bekleideten Kopfes, mit der sie sich zu dem Hunde niederbeugte und freundlich lächelnd einige Schmeichelworte an ihn richtete.

Arnold und Werner standen geraume Zeit wie gebannt auf dem eingenommenen Platze und konnten sich so bald nicht von dem Antlitz wegwenden, das mit fast kindlicher Unschuld zu dem Hunde sprach und wiederholt mit der Hand über seinen Kopf strich.

»Nun, was sagst Du zu der junonischen Gestalt mit dem Gesicht einer Hebe, wie?« fragte Arnold leise seinen Freund. »Wahrhaftig, Fingal hat sich das Beste ausgewählt, was auf dem Boote zu finden ist und gleich im ersten Augenblick eine sehr angenehme Bekanntschaft gemacht.«

»Du hast Recht,« erwiderte Werner, ohne irgend einen wärmeren Antheil zu verrathen. »Sie ist sehr schön und ganz dazu geschaffen, die Blicke der Menschen von der schönen Natur fort und auf sich zu lenken. Doch bei mir gelingt ihr das nicht und ich möchte wünschen, Dir wäre kein so doppelter Reiz hier geboten, da Deine Gedanken dadurch nur zersplittert werden können.«

»Das weiß ich doch nicht,« erwiderte Arnold heiter. »Ein doppelter Reiz scheint mir noch angenehmer als ein einfacher zu sein. – Doch Du hast Recht – ich liebe solch Angaffen einer fremden Persönlichkeit auch nicht und will mich Deiner Leitung diesmal fügen. Rufe Deinen Hund und komm nach unserm Platz zurück, wir haben noch viel des Schönen in der großen Natur zu sehen.«

Werner folgte sogleich dem Rath und stieß seinen altgewohnten Bergpfeiff aus, der grell über das ganze Verdeck hintönte. Kaum aber vernahm Fingal diesen Ruf, so sprang er wie elektrisirt in die Höhe und eilte mit freudigen Sätzen auf seinen Herrn zu, an dem er leicht hinaufsprang und vor Freude, ihn wiederzusehen, seine breiten Pfoten ihm auf die Schultern legte.

Erst jetzt sah die Gesellschaft des Hinterdecks, die dem schnellen Lauf des Hundes mit lebhafter Theilnahme gefolgt war, wie groß und gewaltig das herrliche Thier war, und laute Bewunderung erhob sich, als sie bemerkten, wie anhänglich und gehorsam dasselbe war, indem es seinen Herrn fast mit Liebkosungen überschüttete.

Werner beruhigte Fingal mit einigen Worten, dann kehrte er der theilnehmenden Gesellschaft den Rücken, ohne sie bis Luzern weiter zu beachten, und nahm mit dem Freunde seinen Platz wieder auf dem Vorderdeck ein.



Lautlose Stille herrschte an Bord des Dampfers, noch viel lautloser aber ragten die himmelhohen Berge empor, zwischen denen er aus der blaugrünen Fluth pfeilschnell dahinschoß, die immer dunkler und unergründlicher wurde, je tiefer die Sonne sank und je breitere Schatten die endlosen Felsenketten über die ungeheure Wasserfläche warfen. Die Berge selbst aber hüllten sich allmählig in jenen blauen und geheimnißvollen Dämmerduft, mit dem die Nacht diese Riesen der Natur bekleidet und nur die höchsten Kuppen erglühten noch im rosigen Schimmer, den die langsam und schwer von ihnen scheidende Sonne liebevoll über sie ausgoß.

In der That, diese allmählig hereinsinkende abendliche Färbung und dieses hehre Schweigen in der gigantischen Natur, die sonst doch so viele Stimmen hat, um

sich vornehmlich zu machen, ist eine der großartigsten Erscheinungen auf dem Vierwaldstädter See; es erhebt das Gemüth, es stärkt das Herz und wäscht die belästigte Seele von allen ihren Kummernissen rein. Wie zwischen den mächtigen Hallen eines ungeheuren Tempels, dessen Wölbung der mattblaue Himmel bildet, fährt das gelenke Schiff, immer gehorsam und dienstbereit, auf seiner ebenen Spiegelfläche dahin, und in keinem Tempel, den Menschenhände erbaut, ringt sich eine reinere Andacht zum erhabenen Weltenlenker empor, der alle diese Wunder mit seiner allmächtigen Hand erschaffen hat.

Auch Arnold und Werner fühlten diese Andacht heute in ihren Herzen auflodern und sie gaben sich derselben mit ganzer Seele hin. Namentlich auf Letzteren wirkte sie am stärksten und wohlthätigsten ein, denn die trübe Erinnerung an hinter ihm liegende Zeiten, der er noch kurz vorher zur Beute gefallen war, sank immer tiefer in die Schatten zurück, die die lichte Gegenwart warf, und er war im Innern fast schon ein so heiterer Mensch geworden, wie er es vor Jahren gewesen war, ohne sich dessen gerade bewußt zu sein. Wohl aber erkannte sein Freund diese rasch vor sich gehende Veränderung, denn wenn das Herz des Menschen im Stillen frohlockt, so leuchten auch seine Augen heller und heller auf und schon in der unbewußt stolzeren Haltung seines Körpers spricht sich der Triumph über die Sorgen des alltäglichen Erdenlebens aus.

SO geschah es auch hier und jetzt, und ohne ein Wort darüber laut werden zu lassen, verriethen sich Arnold

Halder die Empfindungen der auflebenden Jugendkraft seines Freundes und in dem freundlichen Zunicken seines Kopfes und in seinem klareren Blick las er zu seiner höchsten Befriedigung, daß endlich Friede und Ruhe in die Seele des eben nach so sehr Bedrängten eingekehrt seien.

Lange schon war das eilende Boot an Brunnen vorüber gedampft und strebte nun dem breiteren Wasserbecken des Sees zwischen Gersau und Beckenried zu. Dann zeigte sich das im Sommer so belebte Wäggis mit seinen luftigen Pavillons in der Ferne und fuhr unter dem Rigi dahin, dessen Kappe, eben so wie der noch ferne Pilatus, die riesigen Wächter des strahlenden Luzern, heute Abend nicht das kleinste Wölkchen beschatten. Endlich aber ließ es auch die große nach Küßnacht führende Bucht hinter sich und in rosiger Abendbeleuchtung tauchte die schöne Stadt mit ihren vielen Thürmen, ihren alterthümlichen Brücken, ihren modernen Villen und dem terrassenförmig sich erhebenden Häusermeer vor den Augen der Schauenden auf.

Allein auch hier, das gewahrte man sehr bald, war das eigentliche Sommerleben noch nicht eingekehrt. Wohl piffen die auf und nieder fahrenden Locomotiven auf den nahen Eisenschienen, wohl rasselten die gewaltigen Waggon hinterher, aber unter den frischbelaubten Kastanienbäumen der Promenade vor den großen Hotels

wogte noch keine glänzende Schaar aus aller Welt hierher gepilgerter Reisender und die vom Kai aus in die Höhe führenden Straßen waren nur schwach von Menschen belebt.

Da legte der ›Winkelried‹, nachdem er noch einmal seine schrillende Glocke hatte ertönen lassen, an der Landungsbrücke dicht vor'm ›Schwan‹ an und die heitere Gesellschaft, die das Hinterdeck eingenommen, trat zuerst auf das Ufer, wo sie sich in einzelne Gruppen trennte und dann von einander schied, um in der muntersten Stimmung in die heimischen Häuser der Stadt zurückzukehren.

Die beiden Freunde, die keine Eile hatten, unter Dach zu kommen und sicher waren, im jetzt noch nicht von Menschen überfüllten ›Schwan‹ eine gute Unterkunft zu finden, gaben einem Hausknecht dieses Hotels ihre Sachen und bewegten sich dann den Kastanien zu, da Werner sich vor allen Dingen nach grünen Bäumen sehnte. Arnold befriedigte so seinen Wunsch und erst nachdem sie wohl eine Stunde langsam auf und ab gewandelt und die köstliche Abendluft am leuchtenden See und die unvergleichliche Fernsicht seiner nächsten Umgebung genossen, suchten sie den ›Schwan‹ auf, wo sie sich bald nach Wunsch untergebracht fanden, um nun erst, als sie ihr Zimmer erreicht, zu fühlen, daß die tagelange Reise und das viele Sehen und Aufmerken sie doch einigermaßen ermüdet hatten.

ZWEITER BAND.

ERSTES CAPITEL. HERR IRMINGER UND SEINE FAMILIE.

Vom Speisesaale im ›Schwan‹ zu Luzern aus hat der Reisende, wenn er müde ist oder sonst keine Lust hat, sich noch einmal auf die Straße zu begeben, eine so lohnende Aussicht auf das vor ihm liegende Naturbild, daß auch ein verwöhnter Mensch damit zufrieden sein kann. Nachdem aber unsere Freunde ihr Abendbrod daselbst verzehrt, zogen sie es doch vor, sich auf ihr Zimmer zu begeben, das noch höher als jener und glücklicher Weise auch nach dem See hinaus lag, und hier erst machten sie es sich bequem, nachdem Werner bald nach seiner Ankunft den mit der Post vorausgesandten Koffer in Empfang genommen hatte.

Den Abend verbrachten sie in ernsteren Gesprächen über ihre persönlichen Angelegenheiten, dann begaben sie sich zeitig zur Ruhe, nachdem sie den Plan entworfen, wie sie den nächsten in Luzern zu verbringenden Tag benutzen wollten.

Als sie sich frühzeitig von ihrem Lager erhoben, leuchtete ihnen schon der herrliche See in smaragdenen Farben entgegen, die einen wunderbaren Glanz von der golden darüber thronenden Sonne empfangen. Alles lag klar und überschaulich vor ihren Augen, der breite Kai, die schönen Gasthäuser der Promenade, die violett angehauchten Berge, und nur der vielzackige Pilatus, eigensinnig und starr, wie so oft, hatte seine höchsten Spitzen mit einer weißen Nebelkappe verschleiert. Auf der nahen

Eisenbahn aber rollten die Locomotiven schon fleißig hin und her und die Dampfer flogen auf dem See in allen Richtungen dahin, um ihre Insassen nach Alpnach, Küßnacht und Flüelen zu tragen und sie von da aus in verschiedene Cantone der Schweiz sich zerstreuen zu lassen.

Alle diese großartigen und schönen Bilder bewundernd, nahmen die Freunde ihr Frühstück am Fenster ihres Zimmers ein, dann aber rüsteten sie sich, um ihren ersten Gang anzutreten, der sie nach dem Glanzpunkt von ganz Luzern, dem berühmten Löwendenkmal führen sollte. Allein da sollte ihr so schön angelegter Plan gleich die erste und eben nicht angenehme Abänderung erleiden. Von dem Portier des Hauses, der zufällig hörte, wohin sie gehen wollten, erfuhren sie, daß der Zugang zum Löwen auf einige Tage gesperrt sei, und auf näheres Befragen ward ihnen die Kunde zu Theil, daß Arbeiter an dem Denkmal beschäftigt seien, die endlich nothwendig gewordenen Röhren in die Felsspalten zu legen, um das aus dem Felsen sickernde Quellwasser abzuleiten, das leider dem wunderbaren Kunstwerk mit allmäliger Zerstörung droht.

»Das ist sehr schlimm,« sagte Arnold zu Werner, als sie, durch diese Nachricht in trübes Staunen versetzt, langsam unter den Kastanien am See entlang wandelten, »und es wird uns länger an Luzern fesseln, als es in unserer Absicht lag, da ich Dir durchaus diesen Löwen zeigen will. Allein, was hilft's, man muß sich in das Unabänderliche fügen, und da die Röhrenlegung nur einige Tage fortnehmen wird, wie der Portier sagt, so läßt

es sich hier schon ertragen. Vielleicht können wir doch schon durch den Schnee zum Rigi hinauf und dann haben wir gleich einen Tag gut angebracht. Doch jetzt laß uns einmal durch die Stadt wandern und die Reuß von der Brücke betrachten; die Aussicht soll schön sein und ich habe sie auch noch nicht gesehen.«

Werner, immer zu Allem bereit, wozu der umsichtige Freund ihn zu stacheln verstand, wandte sich sogleich mit ihm um und so schritten sie nun in die Kapellgasse hinein, um ihr nächstes Ziel zu erreichen. Als sie aber auf der großen Brücke standen, die schöne blaue Reuß bewunderten und die Namen der Schilder lasen, die auf der Wasserfront der Häuser angebracht sind, fiel Werner plötzlich Herr Irminger ein und zugleich der Brief, den er mit einem Gruß von dem Onkel überbringen sollte. Er theilte seine Gedanken dem Freunde mit und dieser bedachte sich einen Augenblick, ehe er antwortete.

»Willst Du denn schon heute Morgen Deinen Besuch bei dem Herrn abstaten?« fragte er endlich.

»Ich denke, es wird das Beste sein; ich habe ihm und meinem Onkel ja das Versprechen gegeben, daß mein erster Gang mich zu ihm führen soll, und da wir gerade nichts Wichtiges zu thun haben, wollen wir sogleich unserer Pflicht nachkommen.«

»Wir?« fragte Arnold Halder. »Ich dünke, Du gingest zuerst allein zu ihm und überhaupt weiß ich nicht, ob ich Dich begleiten darf. Ich habe nur einen einfachen Reiseanzug bei mir und in solchem Aufzuge tritt man nicht gern zu einem Fremden in's Haus, zumal da derselbe in

der Laune sein könnte, gleich aus der ersten Erscheinung des sich Vorstellenden auf sein Wesen und seine Bildung zu schließen.«

»In dieser Beziehung brauchst Du nichts von dem guten Kaufherrn zu fürchten. Er ist ein so einfacher und schlichter Mann, wie mir selten einer vorgekommen ist und ich habe auch ihn im Reisekleide kennen gelernt; er weiß also, daß man auf einer Fußwanderung, wie Du sie vorhattest, weder Frack noch Lackstiefel bei sich führt.«

»Das mag sein, aber es wäre mir doch jetzt lieber, Du hättest ihm nicht das Versprechen gegeben, mich mit zu ihm zu bringen – ich bin in der That nicht recht darauf eingerichtet und noch weniger dazu gestimmt, wie ich jetzt erst merke.«

»Dann thu' es mir zu Gefallen,« erwiderte Werner und legte seinen Arm vertraulich in den des Freundes.

»Das ist etwas Anderes und nun will ich mit Dir gehen, damit ich Dir die gute Laune nicht gleich wieder verderbe. Noch aber ist es zu früh zu solchem Besuch, wir können indeß die Gelegenheit benutzen, uns nach seiner Wohnung zu erkundigen. Sieh, da steht ein freundlicher Mann in der Thür, der sieht uns und unsern Fingal schon lange mit einem Blick an, als ob er gern bereit wäre, uns eine etwa erwünschte Auskunft zu geben. Komm, wir wollen ihn nach dem Hause Herrn Irminger's fragen.«

Der freundliche Mann, der vor der Thür seines Hauses stand und die beiden Freunde beim ersten Blick als unschlüssig hin- und hergehende Fremde erkannt hatte, war ein Parfümeriehändler, und da er glauben mochte,

er könne hier gleich ein kleines Morgengeschäft machen, bot er ihnen, als sie näher kamen, einen ›Guten Morgen‹ und fragte, womit er ihnen dienen könne.

Werner stellte ihm die vorliegende Frage und da zeigte es sich, daß er sich gleich an den rechten Mann gewandt hatte.

»Ja wohl kenne ich Herrn Irminger,« sagte er lächelnd, »und welcher Mensch in Luzern sollte den überhaupt nicht kennen? Er ist ja einer der reichsten Kaufherrn bei uns und zugleich der Chef des größten Bankhauses in der Stadt. Und Sie befinden sich gar nicht weit von seinem Geschäftshause. – Bitte, treten Sie einmal hierher – sehen Sie dort die Ecke von dem hellgrauen Gebäude? Nun ja, das ist sein Stadt- und Geschäftshaus und die Hintergebäude gehen bis auf die Reuß hinaus. Im Sommer freilich wohnt er nicht immer darin, da geht oder fährt er fast alle Tage nach seinem Landsitz, der da oben über dem See jenseits der ›Drei Linden‹ liegt. Es ist das ein sehr nettes Landhaus, das können Sie glauben, und es muß sich im Angesicht unserer Berge und unseres Sees recht hübsch darin wohnen. Nun, er kann's ja, denn er hat die Mittel dazu.«

»Ob man den Herrn wohl um diese Zeit sprechen kann?« unterbrach Arnold den redseligen Parfümeriehändler.

»O, was das betrifft, so kann man Herrn Irminger zu jeder Tageszeit sprechen,« fuhr dieser eifrig fort, »er ist immer und Jedermann zugänglich, wie es sich für einen solchen Geschäftsmann gebührt – wenn er nämlich zu

Hause ist,« setzte er gleich darauf hinzu. »Augenblicklich aber ist er nicht zu Hause, denn ich habe ihn vor zehn Minuten die Straße hinunter gehen sehen. Indessen bleibt er gewiß nicht lange aus, heute ist ja Sonnabend und das ist ein wichtiger Geschäftstag für alle Geldmänner.«

»So danken wir Ihnen für Ihre gefällige Auskunft und wünschen Ihnen einen guten Morgen!« brach Arnold das Gespräch ab und setzte mit Werner seinen Weg weiter fort, während der Parfümeriehändler nach freundlichem Gruße in seinen Laden zurücktrat.

Beide Freunde hatten aber noch keine große Strecke zurückgelegt, als Werner wieder sinnend stehen blieb und sich die Front des ansehnlichen, wiewohl etwas alterthümlich gebauten Hauses, in welchem Herr Irminger wohnte, noch einmal ansah.

»Ich weiß nicht, ob es nicht dennoch besser wäre, ich ginge in das Haus hinein und gäbe meinen Brief in der Abwesenheit des Herrn ab?« sagte er. »Dann habe ich vor der Hand meine Schuldigkeit gethan und nun ist es an dem Herrn, mit uns zu thun, was ihm beliebt. Will er uns durchaus sehen und sprechen, so wird er uns zu finden wissen und wir haben uns ihm nicht persönlich aufgedrängt. Meinst Du nicht auch?«

»Das ist ein vernünftiger Gedanke,« stimmte Arnold Halder sogleich bei. »Geh' Du hinein, ich erwarte Dich hier draußen und patrouillire indeß mit Fingal auf und ab.«

Werner bedeutete dem folgsamen Hund, daß er bei seinem Freunde bleiben solle, und verfügte sich rasch

nach dem Hause zurück, dessen Thür sich alsbald hinter ihm schloß. Es dauerte aber nur wenige Minuten, als er wieder heraustrat und seinem Freunde schon von Weitem einen zufriedenen Blick zuwarf.

»Das war eine leichte Mühe,« sagte er nähertretend, »der Brief ist abgegeben. Der Mann dort hat uns recht berichtet, Herr Irminger ist auf eine Viertelstunde ausgegangen. Ein gefälliger Commis fragte mich, wer ich wäre und wo ich Wohnung genommen. Ich habe ihm Beides gesagt und hier bin ich. Nun sind wir wieder freie Herren und können über unseren Tag nach Belieben schalten.«

Bei diesen Worten legte er seinen Arm in den Arnold's und Beide schritten, von Fingal gefolgt, ruhig nach dem Dampfschiff-Kai zurück.

Sie kamen gerade daselbst an, als der ›Winkelried‹ sich wieder zu einer Fahrt über den See anschickte. Das Wetter war so schön, der See unter dem goldenen Morgensonnenglanz so durchsichtig klar und ruhig, daß sie alsbald Lust zu einem kurzen Ausflug bekamen, und rasch sich entschließend, nahmen sie Billets bis Wäggis, um eine Recognoseirungstour in Bezug auf den lockenden Rigi zu unternehmen.

Auf dieser Fahrt wollen wir sie nicht begleiten. Es genüge, zu erwähnen, daß sie gegen Mittag in Wäggis ankamen und dort von kundigen Männern erfuhren, daß der Weg nach dem Rigi hinauf noch nicht einladend genug wäre, um die Besteigung wünschenswerth erscheinen zu lassen. So nahmen sie denn ihr Mittagsbrod in dem reizenden Gasthause am Strande ein und fuhren mit

dem Nachmittagsboot nach Luzern zurück, wo sie, leidlich von ihrem Anflug befriedigt, gegen Abend wieder anlangten.

Als sie aber in den ›Schwan‹ eintraten, kam ihnen der Portier schon entgegen und überreichte ihnen eine Karte mit dem Namen ›Nicolaus Irminger‹. Der Herr sei zweimal im ›Schwan‹ gewesen, berichtete der Portier, um den Herren seinen Besuch abzustatten, und habe sehr bedauert, sie wiederholt verfehlt zu haben. Er lasse daher die *beiden* Herren bitten, ihm den folgenden Tag zu schenken, den er gänzlich frei habe, und sie möchten sich um elf Uhr bei ihm einfinden, um später ›eines Suppe‹ bei ihm zu essen. Das Uebrige werde sich dann schon finden.

»Nun, das ist sehr höflich von dem Mann,« sagte Arnold Halder, sichtbar erfreut, als sie wieder auf ihrem Zimmer angekommen waren, »ich hätte ihm eine solche Aufmerksamkeit kaum zugetraut. Die reichen Herren von der Bank sind sonst nicht so zuvorkommend gegen feiernde Commis. Indessen mag hier die Sache doch etwas anders liegen und Du kannst schon etwas Artigkeit von ihm verlangen.«

»Ich verlange gar nichts von ihm,« lautete die Gegenrede, »doch muß ich seine Höflichkeit anerkennen, die übrigens ganz und gar seinem Wesen entspricht, das ich auf dem Hospiz in einer ernsten Stunde kennen gelernt habe. Jedoch – *einen* Haken hat diese freundliche Einladung denn doch.«

»Was denn für einen?«

»Ei, siehst Du das nicht? Was fangen wir mit dem Hunde an? Mitnehmen kann ich ihn doch nicht, die Einladung erstreckt sich nicht auf ihn und ich mag nicht beim ersten Schritt unbescheiden erscheinen. Den ganzen Tag ihn hier lassen und einsperren aber kann ich ihn nach weniger; ich müßte befürchten, er springt mir durch das Fenster nach und bricht sich das Genick. Leider ist er zu sehr an mich gewöhnt, Du hast es ja auf dem Hospiz gesehen. Sieh, wie mein Onkel also Recht hatte! Die Schwierigkeiten fangen schon an sich zu zeigen und gleich in den ersten Tagen wird mir das gute Thier unbequem.«

»O, das mag wohl hier in der Stadt, in Luzern, der Fall sein,« tröstete Arnold, »doch das ist ja vorübergehend und lange halten wir uns hier nicht auf. In Unterseen ist es etwas ganz Anderes; dort auf dem Lande – denn das ist meine kleine Heimat ja eigentlich – hast Du keine solche verfänglichen Einladungen zu befürchten. – Indessen fällt mir da ein scherzhaftes Auskunftsmittel ein und ich schlage es Dir redlich vor. Laß uns damit einen Versuch machen und vielleicht führt es zu einem guten Ende.«

»Was ist das für ein Mittel?« fragte Werner, den Kopf des treuen Thieres streichelnd, das schon wieder neben ihm saß, ohne zu ahnen, welche Verlegenheit es seinem jungen Herrn bereitete.

»Wir wollen ganz einfach morgen früh mit dem Hunde auf die Promenade gehen,« fuhr Arnold fort. »Wir schlagen dann vor der Zeit unseres Stelldicheins den Weg nach der Straße ein, wo Herrn Irminger's Haus liegt. Vielleicht sieht er uns, erkennt den Hund – der ihm ja auch eine

Wahlthat erwiesen hat, und er ruft oder läßt uns anrufen. Dann ergiebt sich die Folge von selbst und Du hast nur für Deinen vierbeinigen Begleiter um Entschuldigung zu bitten.«

Dieser Vorschlag gefiel dem Freunde und seine Miene bewies es zur Genüge. Er nickte Arnold beistimmend zu und rief:

»Was Du doch für ein Schlaukopf bist! Ja, ja, wenn ich Dich nicht hätte! Du weißt für Alles Rath. So wollen wir denn Deinen Vorschlag ausführen und sehen, ob der Mann auch ein Herz für das Thier hat, wie das Thier es für ihn hatte. Das kann uns gleich ein Prüfstein für seine Gesinnung in anderen Dingen sein. Abgemacht!«

Die zehnte Morgenstunde des folgenden Tages war herangekommen. Es war ein Sonntag und dabei wieder ein schöner, sonnig warmer Tag, der die Bewohner Luzerns frühzeitig aus den Häusern lockte und die anwesenden Fremden trieb, nach allen vier Himmelsgegenden ihren verschiedenartigen Vergnügungen nachzugehen. Auch die Bänke auf dem Kai unter den frischblühenden Kastanien waren besetzt, der Schauenden, Neugierigen gab es überall und die Straßen waren von den frommen Kirchgängern belebt, die der tiefe harmonische Klang der großen Domglocken auf die Höhe unterhalb der ›Drei-Linden‹ rief, wo das stattliche Gotteshaus mit

seinen zwei Thürmen inmitten seines schönen Friedhofes in die sonnenklare Luft ragte.

In der Straße, in welcher das Haus des reichen Banquiers Irminger lag, ging es verhältnißmäßig ruhig her. Alles war bereits nach dem Ufer des schönen Sees geströmt, die Geschäftslocale waren geschlossen und nur die vornehmeren Leute wie die Arbeiter saßen noch in ihren wohnlichen Häusern, um den Sonntagmorgen in gemächlicher Ruhe zu begehcn.

Auch in Herrn Irminger's Haus war heute Alles ungewöhnlich still; die Geschäfte ruhten gänzlich und die unteren Räume des alten Gebäudes, worin dieselben gehandelt wurden, lagen hinter ihren halb verrosteten Riegeln in tiefster Dunkelheit da.

Begeben wir uns nun in das erste Stockwerk desselben, so finden wir es auch da sonntäglich und fast feierlich still. Die lange Reihe der vorderen Zimmer war geöffnet und man konnte eine ziemlich kostbare Einrichtung darin wahrnehmen, obgleich der fast fürstliche Luxus, der in die großen Kaufhäuser anderer Städte gedrungen ist, sich hier noch keineswegs eingebürgert hatte. Nein, im Ganzen war hier Alles noch leidlich einfach und nach altem gemüthlichen Styl eingerichtet; nur die an den Wänden hängenden Gemälde waren zum Theil sehr kostbar und die übrige Ausstattung gediegen, wiewohl mehr auf Bequemlichkeit als auf Glanz berechnet.

Herr Irminger hatte sein Sommerhaus noch nicht bezogen, dazu war seine Zeit noch nicht gekommen und er hielt sich auch gern so lange wie möglich in der Stadt

auf, weil seine vielfachen Geschäfte seine Anwesenheit daselbst nöthig machten. Nur des Nachmittags, wenn er gerade besondere Neigung dazu empfand, fuhr er auf ein paar Stunden hinaus, aber er war immer froh, wenn er wieder seine Räumlichkeiten in der Stadt betrat, an die er nun schon so lange gewöhnt war, die ihm lieb und theuer geworden und an die sich so manche Erinnerung aus seinem früheren Leben knüpfte, als er noch die geliebte Gattin an seiner Seite hatte, die ihm seit mehreren Jahren durch den Tod entrissen war. Ueberhaupt unterhielt er sein Landhaus mehr aus Luxus – und davon war er gerade kein Freund – als aus Liebhaberei. Auch hatte er es nicht gekauft oder selbst gebaut, sondern es erst vor einigen Jahren von einer alten Tante seiner verstorbenen Frau geerbt. Allerdings war er gegen die schöne Lage desselben nicht unempfindlich, denn sie beherrschte ja den malerischen großartigen See und die herrlichen Gebirge lagen ihm dort so nahe vor Augen, daß er sie bei der klaren durchsichtigen Luft der Berge fast, wie man sagt, mit den Händen erreichen konnte. Allein, wenn er sich einmal an dem schönen Anblick gelabt und die frische Luft des Sees eingesogen, dann sehnte er sich bald wieder nach seinem städtischen Stübchen, nach seinem Comptoir und seinen Büchern zurück und so hielt er es nie länger daselbst aus und stets kehrte er früher wieder heim, als seine Dienerschaft es erwarten mochte.

An dem gegenwärtigen Sonntage nun finden wir ihn in dem einfachsten Zimmer seines Hauses, seiner gemüthlichen Arbeitsstube auf einem Divan sitzend, einen Tisch

vor sich, der mit Zeitungen und Brochüren aller Art bedeckt ist, von denen jedoch sogar die beliebtesten heute seine Aufmerksamkeit weniger als sonst in Anspruch nahmen.

Herr Irminger, auch an diesem Morgen wie alle Tage schon frühzeitig angekleidet, sieht etwas anders aus als damals, da wir zum erstenmal seine Bekanntschaft auf dem schneereichen Hospiz des St. Gotthard machten. Freilich, sein friedliches, gutmüthiges Gesicht ist dasselbe geblieben, nur blickt er heute etwas heiterer und glücklicher vor sich hin, denn er ist nicht mehr ermattet, nicht mehr geistig und körperlich angegriffen, wie nach jener schrecklichen Sturmnacht, sondern er ist ganz gesund, daheim und wohlgelaunt, weil die Geschäfte gut gehen, weil er Sonntags in seinem Privatzimmer immer vergnügt ist und endlich weil – ja, weil er einen Besuch erwartet, auf den er sich lange gefreut und dem er sogar mit großer gemüthlicher Spannung entgegengesehen hat.

Nur seine Kleidung ist heute eine ganz andere, als neulich auf der Winterreise. Seine Wäsche ist ungemein sauber und fein und über der hellen Sommerweste und den gleichfarbigen Beinkleidern trägt er einen leichten bequemen Hausrock von schwarzem Sammet, mit Seide gefüttert, der den alten Mann mit dem ehrwürdigen grauen Haar gar stattlich kleidet. Auf seinem feinen und intelligenten Gesicht ruht eine zufriedene Behaglichkeit und bisweilen blickt er voller Spannung durch die goldene Brille von seiner Zeitung auf und richtet das dunkelblaue Auge wiederholt auf die altmodische große Uhr, die ihm

gerade gegenüber und oberhalb seines Schreibtisches auf einer vergoldeten Console steht.

Endlich aber scheint sein mäßiger Leseeifer ganz erkaltet zu sein und gerade als die Uhr halb Zehn schlägt, steht er auf, wirft die Zeitung auf den Tisch, tritt an's Fenster und nachdem er einige Secunden auf die stille Straße hinabgeblickt, geht er, die Hände reibend, auf dem weichen Teppich im Zimmer hin und her und richtet dabei wiederholt seine Blicke auf eine Thür, die in ein hinteres Gemach des geräumigen Hauses führt und in der Regel nur durch faltenreiche Portieren von dunkler Farbe geschlossen ist.

»Es ist halb Zehn,« sagte er laut zu sich, »und nun muß Adele bald kommen. Vor einer Stunde saß sie noch an ihrer Staffelei, aber sie versprach mir, sich frühzeitig anzukleiden und mir Gesellschaft zu leisten. Hm, ja, das ist heute ein herrlicher Tag, in doppelter Beziehung. Erstens haben wir einen Sonntag, wo man sich ruhen und gemüthlich denken kann, dabei ist es so schönes Wetter, daß man es kaum in der Stube aushält. Dann aber, dann – erwarte ich einen Besuch, der mir werth, ja, und theurer ist. Ich soll ja einen meiner Lebensretter bei mir sehen, und das ist eine große Freude für mich. Und nun bringt er gar noch seinen Freund, diesen braven Sohn meines alten Freundes, diesen Halder mit! O, was ich neugierig bin, diesen Menschen zu sehen, der in Rio eine für jeden Geschäftsmann meines Schlages so interessante Rolle gespielt hat! Bei Gott, das sind ein paar seltene Menschen – schon ihrer noch selteneren Freundschaft wegen

– und wenn es mir gelingt, ihnen mein Haus angenehm zu machen – weiter will ich ja für's Erste nichts – so soll mir das ein Genuß sein, wie ich lange keinen in meinem stillen Leben gehabt habe. Ja. Hm! ich sehe noch immer das leidende Gesicht des armen Jungen, wie es sich über mich niederbeugte, als ich halb erfroren in dem Bette des Hospizes lag – Irminger! vergiß das nicht! Ohne ihn, ohne seinen Onkel und ohne seinen prächtigen Hund – wo wäre ich da! – Doch still, keinen trüben Gedanken heute! Heute ist ein großer Festtag für mich und bei Gott! wenn diese jungen Leute wollen, wie ich, so soll es auch für sie ein Tag sein, an den sie künftig noch mit Freuden denken werden. Doch halt – ich höre ein seidenes Kleid tauschen und – da ist sie, mein Kind – guten Morgen, Adele, guten Morgen – ei, wie Du prächtig und schmuck aussiehst – das habe ich gern!«

Schon während er sprach, hatte eine leichte Hand schnell die Thür geöffnet und herein flog ein junges hochgewachsenes Mädchen, das in seiner reizvollen Erscheinung wie der junge Mai selbst aussah, der soeben da draußen die ganze Natur vergoldete und seine duftigen Blüten über Land und See austreute. Es war die einzige Tochter des reichen Kaufherrn, Adele, die wir hier zwar nicht zum ersten Male sehen, die uns aber heute in ganz anderen Verhältnissen und in bequemerer Weise vor Augen tritt, als damals, wo wir sie vor wenigen Tagen in einer uns fremden Gesellschaft auf dem ›Winkelried‹ von Flüelen nach Luzern fahren und Fingal lieblosen sahen.

Fräulein Irminger war heute nicht schwarz wie auf der Lustfahrt über den See, sondern so frisch und dabei zierlich gekleidet, wie es sowohl die Jahreszeit, wie der feine Geschmack, die Jugend und Schönheit des jungen Mädchens verlangten. Sie trug eine grüne Seidenrobe ohne Schleppe und darüber war ein noch kürzeres Spitzenkleid, blüthenweiß und aus durchsichtiger Stickerei bestehend, geworfen, eine eben so elegante, wie schöne Tracht, die ihr vortrefflich stand und vollständig mit dem Frühling harmonirte, der über die nymphenhafte Gestalt und das rosige Gesicht dieses reizenden Wesens ausgebreitet war.

Haben wir schon früher auf dem Dampfer angedeutet, daß die Gestalt dieser Dame von auffallender Formenschönheit und ihr Gesicht edel gebildet war, so können wir das heute, wo wir sie ruhiger und länger betrachten, nur bestätigen. Aber die Reize eines schönen Mädchens, so getreu sie der Pinsel eines kunstgebildeten Malers wiedergeben kann, lassen sich ja so schwer, wenn überhaupt, mit Worten beschreiben, daß wir von vornherein darauf verzichten, uns in die besonderen Einzelheiten einzulassen. Nur das glauben wir erwähnen zu dürfen, daß mit der körperlichen Schönheit Adele Irminger's, die man dreist eine idealische nennen konnte, der geistige Ausdruck ihrer Züge wetteiferte, daß ein frisches munteres Leben aus ihren großen blauen Augen sprühte und daß die schöpferische Hand ihr ganzes Füllhorn jugendlichen Reizes und weiblicher Anmuth über ihre Erscheinung ausgegossen zu haben schien.

Ihr lichtbraunes Haar trug sie, darin nicht der heutigen unnatürlichen Mode folgend, an den Seiten des kleinen ovalen Kopfes einfach und wellenartig gescheitelt; daß dies Haar aber reich, fast üppig war, bewiesen die natürlichen starken Flechten, die ihr Hinterhaupt in großen Ringen umschlossen, aus denen nur zwei glänzende Locken hinter den Ohren hervor und über die schwellenden Schultern fielen und kaum die Brust berührten, die sich von kindlicher Freude und Lust hob, als sie soeben ihrem gütigen Vater mit glücklichem Lächeln entgegentrat.

Mit eben so glücklichem Lächeln trat ihr auch der Vater entgegen, und nachdem er sie geküßt und ihr beide Hände gereicht, rief er freudig aus:

»Es ist gut, daß Du kommst, mein Kind, ich hatte Dich schon sehnsüchtig erwartet. Also es ist Dir wirklich möglich geworden, heute so früh Deine Staffelei zu verlassen? Ich glaubte schon, Du könntest mich über die Bäume und Felsen vergessen, die Du so künstlich auf die Leinwand zu zaubern verstehst.«

»Das hattest Du gar nicht zu befürchten, Väterchen,« lautete die mit glockenreiner Stimme und süßem Schmeichelblick gegebene Antwort, »denn heute sollte nur eine Stunde gemalt werden, da es ja ein Feiertag ist, den ich Dir allein zu widmen versprochen, da Du heute ja auch einmal ruhen und froh und glücklich sein willst.«

»O, o, Adele!« rief der Vater, seine schöne Tochter vom Kopf bis zum Fuß musternd und ihr dabei scherzhaft mit dem Finger drohend, »sage das nicht, mein Kind, und

noch dazu mit so verschmitztem Gesicht, sonst kann ich Dir ja nicht danken für Deine Liebe, was ich so gern möchte. Denn Du weißt es so gut, wie ich, und hast es gewiß nicht vergessen, daß Du Deinen heutigen Tag nicht mir allein, sondern auch zwei fremden Männern widmen wirst, deren Besuch wir um elf Uhr erwarten und von denen ich dem Einen so tief verpflichtet bin – ohne Zweifel Du auch – daß ich kaum weiß, wie ich ihm hier in meinem Hause danken soll.«

»Danke ihm recht herzlich, lieber Vater, er verdient es gewiß um Dich, da er ja mit geholfen hat, Dir das Leben und die Gesundheit zu retten; ich aber, ich werde ihm auf meine Art danken, das heißt, eine recht aufmerksame Wirthin spielen, so daß Du alle Ursache hast, mit mir zufrieden zu sein.«

Der Vater streichelte liebkosend ihre blühende Wange und ergriff dann die weiße Hand, um an der Seite der Tochter langsam in dem großen Zimmer auf und nieder zu wandeln. »Ich danke Dir für Deinen guten Willen,« fuhr er fort, »und Du wirst dafür auch einen recht angenehmen jungen Mann kennen lernen. Er hat mir von Anfang an behagt und ich habe den innigsten Antheil an seinem erfahrungsreichen Leben genommen, nachdem ich nach der Ursache seines sichtbaren Kammers gefragt und von seinem braven Onkel die Erzählung seines seltsamen Schicksals gehört hatte. Heute indessen werden wir ihn wohl nicht mehr so kummervoll finden, denn er hat ja jetzt seinen wackeren Freund bei sich, wie ich aus dem Schreiben D'Orelli's vernommen und der soll ihn ja

schon auf einen ganz anderen Weg gebracht haben. – Höre, Adele, auf diesen Mann bin ich außerordentlich neugierig geworden. Wenn er so aussieht, wie er zu handeln versteht, dann muß es ein wahrer Prachtmensch sein; mir wenigstens ist, so lange ich ein Geschäftsmann bin, noch kein solcher Mann vor Augen gekommen.«

Er schwieg und auch seine Tochter erwiderte kein Wort darauf. Nachdem sie aber eine Weile schweigend neben einander hergegangen erhob Adele plötzlich den etwas niedergesenkten Kopf und rief:

»Weißt Du denn auch bestimmt, daß sie Deine Einladung angenommen haben und um die bestimmte Stunde erscheinen werden? Sie sind auf der Reise und junge Leute haben ihre Launen, so gut wie die alten. Es wäre nicht ganz undenkbar, daß sie bereits abgereist sind oder das schöne Sonntagswetter zu einem anderen Ausfluge benutzt haben.«

Herr Irminger stand einen Augenblick, sichtbar betroffen, vor seiner Tochter still. »Wie kommst Du darauf?« fragte er leicht erröthend. »Das wäre freilich ein Strich durch meine heutige Rechnung, und so ganz unmöglich wäre es nicht. Aber nein, ich glaube es doch nicht. Meine Bitte, mich heute zu besuchen, haben sie gewiß nicht ohne Weiteres in den Wind geschlagen, und wenn sie hätten abreisen wollen, so hätten sie mir gewiß eine absagende Botschaft zukommen lassen. – Aber Du hast mich doch mit Deiner Rede beunruhigt, Kind. Soll ich vielleicht noch einmal nach dem ›Schwan‹ senden und fragen lassen, ob

ihnen mein Besuch mitgeteilt und meine Botschaft ausgerichtet ist?«

Beide waren, während der Vater sprach, an das Fenster getreten und Letzterer, der nur das Gesicht seiner Tochter durchforschte, um ihre Antwort auf seine Frage zu vernehmen, bemerkte nicht, wie Adele aufmerksam und endlich sogar mit merklicher Spannung auf die Straße hinabblickte und irgend einen daselbst wahrgenommenen Gegenstand fest im Auge behielt.

»Sieh doch, Väterchen,« rief sie plötzlich, »sieh den schönen großen Hund da drüben. Ach, es ist gewiß ein Bernhardiner Schneehund – doch wie?« unterbrach sie sich und schaute noch eifriger auf die Straße hinab – »sehe ich recht? Nein, nein, ich irre mich nicht, das ist derselbe Hund, der vorgestern auf dem Boot war, als wir von Flüelen zurückfuhren und der mir so freundlich die Hand leckte – und wahrhaftig, da sind auch die beiden Herren, die bei ihm waren – den Einen erkenne ich an seinem grauen Reiserock – und den Andern – nun, der sieht freilich heute anders aus, da er einen schwarzen Frack und Hut trägt.«

Herr Irminger, die mit geflügelter Eile gesprochenen Worte seiner Tochter fast überhörend, hatte schon längst ebenfalls auf die Straße hinabgeblickt und den Hund und seine beiden Begleiter in genaueren Augenschein genommen. Plötzlich aber, wie von einer großen Freude ergriffen, rief er lebhaft aus.

»Adele, bei Gott – ja! Das ist ja der junge Mann vom St. Gotthard und der Hund – der Hund – das ist Fingal, der

mich zuerst im Schnee auffand und die Anderen zur Hülfe herbeirief. O, o, er hat das edle Thier mitgebracht, und das ist eine doppelte Freude für mich. Ha – der Andere aber – der Tausend, das ist eine schöne stolze Gestalt – das ist gewiß, nein, das kann kein Anderer, als meines guten Berg-Halder's Sohn aus Unterseen sein.«

Bei diesen Worten hatte er unwillkürlich die Hand an den Fensterriegel gelegt und während Adele aus natürlicher Scheu, sich schon vom Fenster aus den jungen Männern zu zeigen, davon zurückgetreten war, dasselbe rasch geöffnet und winkte nun mit der Hand hinab.

Die beiden Freunde, die ihre Gesichter schon lange nach dem Hause erhoben und den freundlichen Wink aus dem Fenster bemerkt hatten, zogen ehrerbietig ihre Hüte. Werner von Altstetten aber deutete mit der Hand auf den neben ihm stehenden Hund, als ob er die Anwesenheit desselben entschuldigen und seinen Eintritt in das Haus in solcher Begleitung für unstatthaft bezeichnen wolle.

»Mein lieber Freund,« rief nun Herr Irminger laut hinab – »o, gehen Sie nicht also meinem Hause vorbei! Und den Fingal, den bringen Sie mir nur herauf, ich freue mich sehr, auch ihn wiederzusehen. Nur herauf, immer herauf – es ist schon Alles zu Ihrem Empfange bereit.«

Der alte Herr, dessen gutmüthiges Gesicht vor Freude und Eifer ganz roth geworden war, trat vom Fenster zurück und schloß es wieder. »Na, das ist eine angenehme Ueberraschung!« sagte er zu seiner Tochter, »der gute Hund ist auch dabei. Und Du kennst die beiden Herren also schon?«

»Ich kenne sie nicht, Väterchen, ich habe sie nur einmal und sehr flüchtig auf dem Schiffe gesehen; den Hund aber – den habe ich auf der Stelle wiedererkannt. Doch ich will Dich mit Deinem Besuch in den ersten Minuten allein lassen und sehen, wie weit man mit dem Frühstück ist. Adieu, bis nachher!«

Mit diesen Worten war sie flüchtig wie eine Elfe in das nächste Zimmer geschlüpft und hatte beide Thürflügel desselben rasch hinter sich geschlossen. Herr Irminger aber, vor Freude strahlend, trat eben so rasch auf den Corridor hinaus, um den Ankommenden entgegen zu gehen, hinter denen sich eben die Hausthür mit lautem Glockengeläut schloß.

Ja, Arnold und Werner waren bereits in den breiten Hausgang getreten und hatten nur noch Zeit, sich befriedigt anzulächeln, daß die von Arnold Halder vorgeschlagene Kriegslist so wohl gelungen und Fingal in das Haus des Banquiers mit eingeschmuggelt war, als ihnen dieser schon auf der Treppe entgegen kam und den voranschreitenden Neffen Vater D'Orelli's mit den freundlichsten Worten begrüßte.

Während Werner nun die Hand des alten Herrn hielt und den herzlichen Druck derselben erwiderte, deutete er mit den Augen schon auf Arnold Halder, der hinter ihm kam und etwas zaghafter die Treppe heraufstieg.

»Das ist mein Freund, Arnold Halder,« sagte Werner, denselben vorstellend, »und hier, Arnold, hast Du Herrn Irminger, der so freundlich gewesen ist, uns heute in sein Haus einzuladen.«

»Mein Herr!« begann nun Arnold mit seiner tiefen und klangvollen Stimme zu reden – »ich muß um Verzeihung bitten, daß ich in dieser Kleidung Ihrer gütigen Einladung folge. Aber ich war nur auf einer Fußwanderung begriffen und habe meinen Gesellschaftsfrack zu Hause gelassen.«

Herr Irminger stand unbeweglich und von sichtbarem Staunen ergriffen vor dem jungen Mann. Der Anstand, die Haltung, die imposante Gestalt und das feste, kühne Gesicht desselben, von dem dunklen dichten Haar umwallt und mit dem männlichen und doch so eigentümlich milden Ausdruck hatte ihn auf der Stelle gefesselt und er mußte sich Mühe geben, die Anrede desselben mit den Worten zu erwidern.

»Mein Herr, seien Sie mir von Herzen willkommen! Bei mir gilt der Rock nicht mehr als der Mensch. Wir sind im Schweizerlande und Sie sind bei einem Landsmann. Es bedarf also Ihrer Entschuldigung nicht und eben so wenig meiner Erwiderung darauf. Doch nun kennst Du mich auch?«

Diese Worte galten Fingal, der ohne Zweifel den alten Herrn auf der Stelle wiedererkannt hatte.

Denn noch während derselbe sprach und Arnold Halder die Hand reichte, war er dicht an ihn herantreten, bewegte seinen mächtigen Schweif hin und her und hob seinen Kopf in die Höhe, um freudig die Hand zu lecken, die ihm schon liebkosend entgegenkam.

»Gewiß kennt er Sie wieder,« nahm Werner das Wort; »er hat ein gutes Gedächtniß, Herr Irminger.«

»So, hat er das? Nun, mein lieber junger Freund, *ich habe es auch* und hoffe es Ihnen beweisen zu können. Doch nun, denke ich, haben wir genug auf der Treppe geredet und jetzt lassen Sie uns einmal erst in das Zimmer gehen. – So, da sind wir, und nun reichen Sie mir Beide noch einmal Ihre Hände – so und seien Sie mir herzlich willkommen! Ei, Fingal, ja, Du bist ein prächtiger Kerl, beruhige Dich, auch Du bist mir so willkommen wie Dein Herr! Bitte, setzen Sie sich, meine Herren, und nehmen Sie an, wir seien allerseits alte Bekannte und jederzeit zu Hause, wo wir uns auch befinden mögen.«

Die Freunde kamen der so einfach und bieder gesprochenen Aufforderung nach und bald fühlten sich Beide, ohne zu wissen, wie und woher es kam, von dem so überaus freundlichen Empfang in dem traulichen Gemach wie von heimischer Luft angeweht, was sich denn auch in kurzer Zeit auf ihren Gesichtern abspiegelte und aus ihren Worten deutlich vernehmbar hervorklang.

»Also Sie sind Herr Arnold Halder?« fragte der Hausherr nach einigen Worten weiter, sein Auge abermals auf dem Angeredeten ruhen lassend. »Nun, da muß ich Ihnen sagen, daß ich Sie aus doppelten Gründen gern bei mir sehe. Zuerst sind Sie ja der Freund – der *wirkliche* Freund dieses jungen Mannes, dem ich so tief verpflichtet bin, und dann sind Sie auch, wie ich höre, der Sohn eines Mannes, den ich schon lange kenne und der mir so lieb und werth ist, wie uns im Leben nur wenige Menschen sind. Sehen Sie, da stehen wir uns ja schon ziemlich nahe, und ich denke, bei längerer Bekanntschaft werden

wir uns noch näher stehen. Doch – zuerst sagen Sie mir, was macht Ihr Herr Vater und Ihre gute Mutter, die ich leider nur zweimal in meinem Leben zu sehen das Vergnügen hatte – befinden sich Beide wohl?«

Ueber Arnold Halder's männliches Gesicht ergoß sich bei diesen ihm so wohlthuenden Worten ein warmer Strahl herzlicher Dankbarkeit und er sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe und Sicherheit:

»Wenn mein Vater nur die geringste Ahnung gehabt hätte, daß ich die Ehre haben würde, Sie kennen zu lernen und Eingang in Ihr Haus zu finden, so würde er mir gewiß die herzlichsten Grüße aufgetragen haben. Allein er weiß nichts von unserem Zusammentreffen und so konnte er mir keine Botschaft anvertrauen. Was sein Befinden betrifft, so geht es ihm trefflich, eben so meiner guten Mutter. Beide sind gesund und mein Vater sogar so rüstig und guter Dinge, daß ihm das Leben leichter denn je wird, obwohl sein Haar so weiß wie Schnee geworden ist.«

»Ah, also auch er – na, da geht es ihm wie mir. Wir Schweizer haben alle mit dem fünfzigsten Jahr Schnee auf dem Haupte – das thun wir unseren Bergen nach, die trotz ihres Alters doch immer jung und rüstig bleiben, ja! Also es geht dem alten Burschen gut, na, das freut mich. Nachher wollen wir noch weiter darüber reden. Aber erst muß ich mich doch nach dem St. Gotthard erkundigen,« wandte er sich zu dem aufmerksam ihn beobachtenden Werner, »geht es auch dort gut mit dem alten Vater D'Orelli?«

»Gott sei Dank, ja, und Sie haben das gewiß aus seinem Briefe erkannt, Herr Irminge?«

»Ja wohl, ja wohl – aber der Brief, mein junger Freund, handelte eigentlich mehr über einen Anderen als über den Pfarrer selbst – hm! und Sie – Sie haben sich doch endlich von dem guten Alten getrennt?«

»Ich mußte es wohl,« erwiderte Werner, die Augen etwas verlegen niederschlagend. Gleich darauf aber deutete er auf Arnold und fügte lächelnd hinzu: »Dieser Mahner trat mit ernster Miene an mich heran und trieb mich wie ein Sturmwind in die Ebene zurück, wo ich jetzt wieder schaffen und wirken will.«

»Das ist recht, das ist sehr recht. Sie sind lange genug da oben in der Wüste geblieben, nach meiner Meinung eigentlich schon viel zu lange. Doch das beiläufig. Sagen Sie mir lieber, wie hat sich Ihr Onkel von dem Hunde trennen können, der ja sein Liebling war und den ich nun zu meiner Verwunderung in Ihrer Gesellschaft sehe?«

Beide jungen Männer lächelten sich an und da Werner einen Augenblick mit der Erklärung zögerte, nahm Arnold das Wort und sagte:

»Er ließ den Hund seiner Neigung folgen, Herr Irminge, und da mein Freund sein bevorzugter Liebling geworden war, so verließ er seinen alten Herrn, um sich an die Fersen des jüngeren zu heften.« Und nun erzählte er mit kurzen Worten, wie Fingal sich dem Scheidenden ganz gegen die Absicht Vater D'Orelli's angeschlossen hatte.

»Ei, das ist ja eigenthümlich,« erwiderte der alte Herr nachdenklich. »Nun, er ist dem Zuge seines Herzens gefolgt und das ist ein Vorzug, den er vor vielen Menschen voraus hat, die oft mehr den Umständen und Schickungen der Welt als ihrer Neigung gehorchen müssen. Na, mir ist es lieb, daß ich das treue Thier wiedersehe und er soll es gut haben, so lange er unter meinem Dache ist.«

In diesem Augenblick ließ sich in einem der Nebenzimmer der Klang einer silbernen Glocke hören. Herr Irminger horchte rasch auf, dann sagte er aufstehend:

»Dies Zeichen, meine Herren, gilt uns. Mir wird damit angezeigt, daß man uns erwartet und nun muß ich Sie bitten, mir in ein anderes Zimmer zu folgen, damit ich Gelegenheit finde, Sie – auch meiner Familie vorzustellen.«

Die jungen Leute erhoben sich und folgten ihrem höflichen Wirthe durch einige Nebengemächer, von Fingal begleitet, der auch schon that, als ob er hier zu Hause wäre. Zuletzt traten sie in einen Speisesaal, auf dessen großem runden Tisch ein reichliches Frühstück aufgetragen war, und hier empfing den Besuch die schöne Tochter des Hauses, die sich in Gesellschaft einer älteren Dame befand, welche dem Hauswesen des Kaufherrn vorstand und stets in der Begleitung Adele's gesehen wurde.

Als Herr Irminger über die Schwelle dieses Zimmers getreten war, blieb er, anfangs ohne ein Wort zu sprechen, zwischen seinen Gästen und seiner Tochter stehen. Offenbar wollte er abwarten, ob auch die Herren die Dame wiedererkennen würden, die sie auf den ersten Blick

erkannt hatte. Und da sollte ihn seine Erwartung nicht täuschen, denn kaum hatten Arnold und Werner einen Blick auf das anmuthige Wesen geworfen, dem sich Fingal sogleich vertraulich näherte, so standen sie staunend still und nachdem sie sich ehrerbietig verneigt, blickten sie fragend auf den Hausherrn hin, der bereits sah, daß ihm die Ueberraschung seiner Gäste gelungen war.

»Ich habe wohl kaum nöthig, Dich mit diesen Herren bekannt zu machen,« sagte er lächelnd, »denn ich sehe, daß sie sich auch Deiner erinnern, wie Du sie vorher als Dir bereits bekannt bezeichnet hast. Nur die Namen will ich miteinander austauschen, damit Du nicht den Sohn meines alten Berg-Halder's für meinen jungen Freund vom Gotthard's-Hospiz hältst. Und nun stellte er die vier Personen einander beim Namen vor und fügte hinzu:»Oder irre ich mich, meine Herren, und hat Ihr Hund ein besseres Gedächtniß gehabt als Sie?«

»Nein, Sie irren sich nicht, Herr Irminger,« nahm Werner zuerst das Wort, da Arnold sich ganz wundersam schweigend verhielt und sich im Stillen wiederholt eingestand, daß er lange nicht eine so schöne Person vor Augen gehabt wie jetzt, eine Bemerkung, die auch Adele in Bezug auf ihn zu machen schien, denn auch sie hatte wohl wenige Männer in ihrem Leben gesehen, die sich mit dem jetzt so stillen Sohn des Berg-Halder's vergleichen ließen. »Nein, Sie irren sich nicht, ich glaube wenigstens die Dame vom Dampfboot zu erkennen, die in der Mitte einer frohen Gesellschaft doch Zeit und Neigung

genug hatte, meinem Fingal ein freundliches Gesicht zuzuwenden.«

»Na, dann haben Sie Alle gute Augen gehabt,« rief der alte Herr munter, »nun aber mag es der Vorstellung genug sein und jetzt wollen wir Platz nehmen. Hast Du bereits über unsere Stühle verfügt, mein Kind?«

Adele, flüchtig erröthend, verneigte sich gegen die Fremden und wies ihnen ihre Stühle neben sich an, während der Hausherr und die Gesellschafterin, Fräulein Dubs, wie sie vorgestellt war, ihnen gegenüber Platz nahmen. Gleich darauf erschienen zwei Mägde in Oberländer Tracht und servirten die Speisen.

»Unsre erste Bekanntschaft auf dem Schiff war nur eine sehr flüchtige,« nahm nun Adele das Wort, »und ich hätte mir nicht träumen lassen, daß der schöne Hund dort das edle Thier sei, welches sich gegen meinen Vater so brav erwiesen hat. Aber eine gewisse Sympathie muß doch wohl zwischen den auf dieser Erde lebenden Geschöpfen herrschen, die sich in irgend einer Beziehung nahe stehen, denn wie wäre mein Auge sonst wohl sogleich mit solcher Vorliebe auf den Hund gefallen, als er in meine Nähe trat?«

»Ach was,« rief Herr Irminger. »Ich erkläre mir die Sache viel einfacher. Der Hund ist auffallend schön und darum hat er Dir gefallen. Das ist freilich auch eine Sympathie, aber eine ganz andere Art, als die von Dir citirte. Ihr Wohlsein, meine Herren, und noch einmal mein Wort,

daß ich mich herzlich freue, Sie in Luzern und in meinem Hause zu sehen. Weiß es Gott, hier lebt es sich doch behaglicher und gefahrloser als auf dem kalten Hospiz.«

Das Gespräch wurde nun von allen Seiten mehr oder minder lebhaft fortgesetzt, nur wollte es Werner bedünken, als ob sein Freund heute viel weniger gesprächig als sonst sei und als ob ein ganz eigenthümlicher Glanz in seinem dunklen Auge läge, das mit scharfem und tiefem Blick bald den Wirth und bald dessen anmuthige Tochter musterte. Zumeist drehte sich das Gespräch um das einförmige Leben im Hospiz und Werner mußte umständlich erzählen, wie er den langen harten Winter zugebracht und was für Abenteuer er in dem Schnee erlebt. Ein anderer Gegenstand aber, der doch so nahe lag, wurde nicht in Betrachtung gezogen und der aufmerksame Wirth vermied es mit leicht begreiflichem Zartgefühl, die Unterhaltung darauf zu lenken. Von Rio nämlich sprach er kein Wort, obgleich die beiden jungen Männer doch gewiß sehr viel über das dortige Leben zu erzählen gehabt hätten, und eben so wenig that seine Tochter, die von allen Ereignissen daselbst bereits unterrichtet war, eine Frage, die den Uebergang auf Brasilien hätte vermitteln können. Sie sowohl wie ihr Vater hörte nur aufmerksam und mit vollem Antheil Werner von Altstetten's Mittheilungen zu, die Arnold von Zeit zu Zeit mit einigen Bemerkungen vervollständigte. Im Ganzen jedoch verhielt sich Letzterer auf eine seltene Weise zurückhaltend und da der Wirth und dessen Tochter ihn nicht näher kannten, so nahmen sie sein Verhalten als ein ganz natürliches

und durch die Umstände gebotenes auf. Daß aber doch ein feuriger Geist in dem Kopf des jungen Mannes lodere, das sahen Beide wohl, wenn sie es nicht bereits gewußt, an dem leuchtenden Glanz seiner dunklen Augen, und das bestätigte auch Arnold später selbst, als er sich erst in die neue Lage gefunden, und nachdem er seine Betrachtungen beendet hatte, sich allmählig mehr und mehr den einander folgenden Gesprächen hingab.

So wurde das Frühstück rasch und angenehm beendet und man verfügte sich darauf in ein anderes Zimmer, an dessen Wänden allerliebste Gemälde in vergoldeten Rahmen hingen, die sämtlich malerische oder berühmt gewordene Punkte aus der Umgegend von Luzern darstellten.

»Sie besitzen eine schöne Sammlung heimatlicher Portraitlandschaften,« sagte Arnold, indem er an eines der Gemälde herantrat und es aufmerksam betrachtete.

»O ja,« ließ sich Herr Irminger vernehmen, »und sie kosten mir gar nicht viel Geld,« setzte er mit einem heimlichen Lächeln hinzu.

»Die Schweizer Maler sind weniger unverschämt als die Franzosen,« fuhr Arnold fort, »denn in Paris muß man ein reicher, ein sehr reicher Mann sein, um solche hübsche Galerie zu besitzen.«

Herr Irminger machte ein ungemein schlaues Gesicht und nickte befriedigt seiner Tochter zu, die sich bescheiden zurückzog, als sie nun schon merkte, was kommen würde. »Gewiß,« sagte er scherzhaft, »das habe ich auch

gehört. Aber mein Hof- und Hausmaler fertigt mir diese Bilder sehr billig an.«

»Halten Sie einen solchen immer bei der Hand?« fragte Werner in voller Unschuld.

»Da steht er, mein Herr, und nun lauf' nicht davon, Adele, und höre Dein Lob ohne Ziererei an.«

Die beiden jungen Männer drehten sich staunend nach dem hold erröthenden Mädchen um, das sich ihnen nun näherte und eingestand, daß sie selbst eine Dilettantin sei und diese Bilder nach und nach gefertigt habe.

»Was Dilettantin!« rief Herr Irminger. »Du bist in Deiner Art eine ganz respectable Künstlerin, und wenn die Bilder auch keinen großen Kunstwerth haben, so gefallen sie mir und ich danke Gott, daß er meiner Tochter ein so hübsches Talent verliehen hat.«

»Also wirklich?« fragte Arnold mit leuchtendem Auge. »Sie besitzen in der That dies schöne Talent?«

»Wenn Sie es dafür halten wollen, ja!«

»So machen wir Ihnen unser Compliment.«

»Da hast Du es!« rief der alte Herr fröhlich, »und nun sei einmal geschickt und führe uns in Dein Atelier und zeige, was Du kannst.«

Adele, freudig erregt, lud ohne Weiteres die Herren ein, ihr zu folgen und diese traten mit Vater und Tochter in einen allerliebsten, für den vorliegenden Zweck eingerichteten Raum, wo sie denn allerdings sahen, daß Fräulein Adele Irminger ein größeres Talent besaß, als sie selbst dem Vater und anderen Leuten zugestehen wollte.

Nachdem man sich geraume Zeit in der Malerstube aufgehalten und Verschiedenes mit lauterem oder stillerem Beifall bewundert hatte, ergriff Herr Irminger ein großes, auf einem Tische liegendes Album und fing darin zu blättern an. Werner trat bald an seine Seite und erstaunte über die Fülle der Skizzen, so wie über die ausgezeichnete Ausführung einiger Aquarellen und Bleistiftzeichnungen. So gerieth er, ein Blatt nach dem andern umschlagend, auch auf die vortreffliche Darstellung eines verwundeten und sterbenden Löwen, dessen wunderbarer Gesichtsausdruck ihn auf der Stelle fesselte und sein Gemüth ganz eigenthümlich bewegte.

»Was ist das?« fragte er laut, während so eben Fräulein Adele mit Arnold Halder in die Nähe der beiden Männer trat. »O, das ist ja ein seltsames, aber gewiß ein herrliches Bild!«

»Wie,« rief Adele verwundert und leicht erröthend, »Sie kennen das nicht? Haben Sie denn das Bild noch nicht in Stein ausgeführt gesehen?«

»Nein, ich kenne es nicht,« rief Werner, mit einiger Verlegenheit Arnold's lebhaftes Mienenspiel betrachtend, der ihm wiederholt einen ihm unverständlich bleibenden Wink gab. »Was ist es denn?«

»O, o,« drohte Adele mit ihrem rosigen Finger, als wollte sie ihm einen leisen Vorwurf angedeihen lassen. »Sie wollen ein Schweizer sein und kennen unsern schönen Löwen von Luzern nicht einmal?«

»Der Löwe von Luzern?« rief Werner staunend. »Wie, ist er das? Und ich sehe ihn also endlich? O mein Fräulein, Sie dürfen mir nicht zürnen und meine Unwissenheit verurtheilen, denn ich bin ja jetzt zum ersten Mal in Luzern und habe so lange im Auslande gelebt, daß mir die Reize und Schönheiten meiner Heimat fast alle neu und unbekannt sind. Uebrigens waren wir schon gestern Morgen auf dem Wege nach dem herrlichen Denkmal, als wir die Kunde erhielten, daß es wegen einer Ausbesserung des geborstenen Felsens nicht zugänglich sei.«

»Das ist mir lieb,« rief Adele mit einem sie herrlich kleidenden Triumph auf dem rosigen Gesicht, »dann will ich die Erste sein, die es Ihnen zeigt und Sie müssen mir das Versprechen geben, daß Sie sich von Niemandem ohne mich dahin führen lassen. Spätestens in zwei Tagen wird die Röhrenlegung beendet sein, wie ich bestimmt weiß, und Sie haben also Ihre Geduld nur auf eine kurze Probe zu stellen.«

Bei diesen Worten gab Arnold seinem Freunde wieder einen geheimen Wink, den dieser abermals nicht verstand; als aber die scharfblickende Tochter des Hauses denselben auffing, nahm Arnold Halder das Wort und sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe, die seinen Worten immer einen besonderen Nachdruck verlieh:

»Geduld haben wir schon oft im Leben gezeigt, mein Fräulein, aber diesmal wird selbst der berühmte Löwe von Luzern sie nicht auf die Probe stellen können, da es

nicht in unsrer Absicht liegt, noch einige Tage hier zuzubringen. Wir haben beschlossen, schon morgen nach Interlaken aufzubrechen und Werner muß sich daher den Anblick des Löwen auf eine künftige Zeit versparen, da ich schon so glücklich gewesen bin, das herrliche Denkmal vor acht Tagen zu bewundern.«

Nach diesen so bestimmt gesprochenen Worten schauten alle drei Personen ihn einigermaßen verwundert an. Werner wußte es sich nicht zu erklären, warum sein Freund, der sonst immer die Wahrheit sprach, heute seine Abreise so bestimmt an den folgenden Tag festsetzte, da er mit ihm selber ja noch gar nicht darüber gesprochen hatte. Vater und Tochter aber mochten bei den gehörten Worten von ziemlich gleichen Empfindungen heimgesucht werden, denen der Erstere dadurch einen Ausdruck gab, daß er etwas hastig rief:

»Wie? Sie wollten morgen schon fort? O, damit machen Sie mir gerade keine große Freude und hoffentlich wird die Ausführung dieses Vorsatzes nicht ganz allein von Ihnen abhängen. Ich wenigstens werde Alles aufbieten, Sie noch einige Tage länger zu fesseln, und ich erkläre Ihnen ganz offen, daß ich es nicht dulden werde, daß Gäste, die ich so herzlich gern bei mir sehe, mich schon wieder verlassen, nachdem sie eben erst angekommen sind.«

Nach diesen Worten folgte eine beinahe peinliche Stille. Arnold Halder, der seine edle Gestalt hoch aufgerichtet hatte und dem so herzlich redenden Wirth energisch

in's Auge blickte, wandte langsam seinen Blick auf Werner hin, als wolle er ihn zu seinem Beistunde aufrufen. Dieser aber, der sich in der Nähe des ihm schon bekannteren Kaufherrn ganz behaglich fühlte, verstand ihn diesmal wieder nicht und sagte, da sich auch Adele's Blicke nun fragend auf ihn wendeten:

»Hast Du denn so große Eile, zu Deinen Eltern zurückzukehren? Ich dünkte, wir hätten Zeit genug für uns und ich wenigstens würde von dem freundlichen Anerbieten des Fräuleins« – hier verneigte er sich vor der Tochter des Hauses – »sehr gern Gebrauch machen und lieber einen Tag länger verweilen, wenn ich dadurch zu dem lange ersehnten Anblick des Löwen gelangen kann.«

»Na, das war doch einmal vernünftig gesprochen,« frohlockte der alte Herr laut auf. »Abgemacht! Sie sind überstimmt, Herr Halder, und Sie bleiben wenigstens so lange bei uns, bis Sie den Löwen gesehen haben. Nicht wahr?«

Arnold, der sich von den vereinigten Kräften dreier so schwer in's Gewicht fallenden Personen besiegt sah, zuckte innerlich und kaum den Augen der Anderen bemerkbar zusammen, gleich darauf aber erhob er seinen stolzen Kopf und mit stillem Lächeln seinen Freund anblickend, sagte er ruhig:

»Ja, ich sehe es, ich bin überstimmt. Nun, ich füge mich gern, wenn ich die Ueberzeugung hegen darf, daß wir Ihre Gastfreundschaft nicht von vornherein auf eine zu harte Probe stellen.«

»Hoho, was das für Reden sind, Adele, hast Du es gehört?« rief Herr Irminger aus. »Fast ist mir zu Muthe, als hätte das gar kein Landsmann gesprochen oder als hätte der Herr die Sitten der Schweizer durch seinen langen Aufenthalt im Auslande vergessen. Doch nun genug davon und morgen oder übermorgen wollen wir von Ihrer Abreise weiter reden. Heute nun, denke ich, meine Herren, haben wir Malerei und Kunst in Fülle genossen und wenn Sie wollen wie ich, dann setzen wir uns in einen Wagen und sehen uns bis fünf Uhr, wo wir zu speisen pflegen, ein wenig in der schönen Natur um.«

»Das ist ein guter Vorschlag!« rief Adele freudig aus, »und ich werde mich sogleich fertig machen und den Wagen bestellen!«

Hurtig flog sie zum Zimmer hinaus und die Fremden folgten ihrem Wirthe in dessen Wohnstube, wo sie sich so lange aufhielten, bis ein alter Diener kam und meldete, daß der Wagen bereit stehe.

Als die drei Männer am Fuß der Treppe ankamen, sahen sie die Tochter des Hauses mit ihrer Gesellschafterin schon am Wagen stehen, der auf dem Corridor hielt. Fräulein Dubs, die zu Hause blieb, hatte so eben noch einige Aufträge von ihrer Freundin erhalten und half dieser in den großen Wagen steigen. Ihr mußten die beiden Freunde folgen, die aber durchaus den Rücksitz einzunehmen verlangten, was denn Herr Irminger auch endlich zugab und sich nun selbst neben seine schöne Tochter setzte.

In diesem Augenblick ließ Fingal, der noch auf der Treppe stand, ein lautes Gebell hören, als freue er sich, dem Wagen folgen zu dürfen.

»Halt!« rief da Adele dem Kutscher zu, der schon davonfahren wollte. »Wo bleibt der Hund, meine Herren?«

»Der läuft dem Wagen zur Seite mit,« erwiderte Werner.

»Nein, das gebe ich nicht zu. Ich mag es nicht sehen, daß ein so edles Thier in der Sonnenhitze mit lechzender Zunge neben dem Wagen im Staube läuft und sehnsuchtsvolle Blicke auf die bequem darin Sitzenden wirft. Er muß mit auf den Wagen. Vorn beim Kutscher ist Platz genug.«

»Aber er läuft lieber zu Fuß,« sagte Werner lächelnd, »und er braucht Raum für sich.«

»Ich bitte – lassen Sie ihn vorn sitzen!« bat Adele, einen Blick auf den sie aufmerksam betrachtenden Hund werfend.

Werner rief Fingal auf die andere Seite des Wagens, der Kutscher öffnete das große Spritzleder und schlug es zurück. Auf einen Anruf seines Herrn und mit einem ungeheuren Satz sprang der Hund auf den ihm bereiteten Platz und da saß er nun ganz behaglich zu den Füßen des lachenden Kutschers und sah sich die davon stiebenden Pferde mit einem so zufriedenen Gesicht an, als gewähre ihm die so selten gebotene Spazierfahrt ein großes Vergnügen.

Nicht minder vergnügt sah Herr Irminger aus. »Ja, ja,« sagte er heiter, »Kinder wollen ihren Willen haben, doch

hat sie Recht; es wäre schade, wenn der Hund sich überliefe und meine Pferde laufen schnell.

So will ich Sie denn einmal nach meinem Landhause führen und wir haben zwei volle Stunden Zeit, uns den See und die Berge hüben und drüben mit aller Behaglichkeit zu betrachten. Wahrhaftig, das ist ein schöner Tag heute und ich bin so recht aus ganzer Seele vergnügt.« –

Die Spazierfahrt wurde zu allgemeiner Befriedigung ausgeführt und die beiden Freunde lernten den herrlichen Landsitz ihres reichen Wirths mit seiner unvergleichlichen Aussicht in jeder Beziehung kennen und würdigen. Dabei war das Wetter so schön, die Luft auf dem Berge so wunderbar frisch und süß, daß Alle dadurch erheitert wurden und selbst der vorher so ernst gewordene Arnold Halder wieder von Neuem aufzuleben und den Genuß der Uebrigen mit gleicher Hingebung zu theilen schien.

Gegen fünf Uhr langte man, nachdem man durch den Park des Landsitzes stundenlang umhergewandert war, wieder vor dem Stadthause an. Nach dem nun eingenommenen Diner aber setzte man sich in eine Gondel und fuhr über den blauen See, dessen Wogen unter den Strahlen der untergehenden Sonne blitzten, bis die Nacht hereinsank und die Schatten der Berge das Wasser in ihren dunklen Mantel hüllten.

Als man die Gondel verließ, die in der Nähe des ›Schwans‹ gelandet war, spazierten Herr Irminger und seine Tochter mit ihren Gästen noch einige Mal auf dem belebten Kai auf und nieder und erst als die Freunde ihm

für den wohlverbrachten Tag gedankt hatten und sich ihm empfehlen wollten, sagte er, indem er beider Männer Hände ergriff:

»So, meine Herren, das war der erste Tag, den Sie bei uns in Luzern verlebt und ich hoffe, es wird Sie nicht gereuen, mir so viel Zeit gewidmet zu haben. Ich habe mich ganz erstaunlich gut unterhalten und es ist daher nur ein natürlicher Wunsch meinerseits, daß Sie mir noch öfter einen solchen Tag bereiten. Ich lade Sie nicht ein, Ihr Gasthaus zu verlassen und in mein Haus zu ziehen, wo ja Raum genug für gute Freunde ist, denn ich möchte Ihnen in keiner Weise Zwang auferlegen und Sie in Ihrer gewohnten Selbstständigkeit beschränken. Wollen Sie nun morgen Vormittag meine Tochter besuchen, so werden Sie ihr gewiß angenehm sein, haben Sie dagegen etwas Anderes vor, so handeln Sie ganz nach Belieben. Morgens finden Sie mich nicht zu Hause, denn ich bin bis fünf Uhr im Geschäft und dahin zu kommen, möchte ich Sie *jetzt noch nicht* einladen. Später dürfte sich dazu schon eher eine Gelegenheit finden, für's Erste jedoch müssen Sie uns kennen lernen und sich wohl fühlen in dem schönen Luzern. Um fünf Uhr aber erwarte ich Sie ganz bestimmt zum Essen und für den Abend werde ich mich frei zu machen suchen, um Ihre Gesellschaft zu genießen und von Dingen zu reden, die wir heute noch bei Seite haben liegen lassen. Gute Nacht, meine Herren, noch einmal meinen Dank für Ihren freundlichen Besuch.«

Er schüttelte ihnen wiederholt die Hände, dann empfahlen sich die Freunde mit dankenden Worten ihm und

seiner Tochter und beide Parteien trennten sich, um jede nach ihrer nahegelegenen Wohnung zurückzukehren. –

Vater und Tochter gingen, da es noch immer sehr warm war, langsam nach Hause, ohne unterwegs ein Wort zu sprechen, als ob sie Beide ungewöhnlich viel über den eben beendeten Tag zu denken hätten. Erst als sie in ihrer Wohnung wieder angekommen waren und Adele sich von ihrem Vater trennen wollte, sagte dieser:

»Ich denke, Du wirst noch nicht zu Bett gehen wollen, und ich will es auch nicht. Mache es Dir also bequem und komm noch ein Viertelstündchen zu mir hinüber, ich möchte wohl noch ein wenig mit Dir plaudern. Willst Du?«

»Gern, Väterchen, und ich werde bald erscheinen.«

»Das ist mir lieb. Ja, ja, das war ein hübscher Tag, nicht wahr?«

»Davon nachher – jetzt aber mache auch Du es Dir recht bequem, denn Du bist ja den ganzen Tag nicht auf Deinen Sorgenstuhl gekommen.«

»O, o, nichts von Sorge, nichts von Sorge, mein Kind, heute nicht! Allerdings habe ich meine Mittagsruhe versäumt, aber dafür werde ich die Nacht um so süßer schlafen. Doch nun geh und laß mich nicht allzulange warten. Adieu bis nachher!« –

Als Adele eine halbe Stunde später in einem zwanglosen und reizenden Negligée in das Zimmer ihres Vaters trat, fand sie den alten Mann wieder im Hausrock und behaglich eine Cigarre rauchend auf einem Lehnstuhl am

offenen Fenster sitzend. Hinter ihm in der Mitte des Zimmers auf dem Tische brannte eine Moderateurlampe und erleuchtete das große Gemach nur mit einem matt dämmerigen Schein, der so recht zu einer gemüthlichen Plauderei aufzufordern schien.

»Nun, da bist Du ja,« rief Herr Irminger seiner Tochter entgegen; »nun komm und setze Dich zu mir – da habe ich Dir schon einen Sessel herangerückt. – Ja, mein Kind,« fuhr er behaglich fort, als Adele ihm gegenüber saß und ihm freundlich in das leutselige Gesicht blickte, »das war einmal wirklich ein recht angenehmer Tag, ich komme noch einmal darauf zurück, denn es liegt mir Alles klar in Gedanken, was ich heute gesehen und gehört habe. Jetzt will ich nun auch von Dir hören, wie Du darüber denkst, und so sage mir zunächst, wie hat Dir mein Lebensretter und sein hochherziger Freund gefallen?«

Adele blickte einen Augenblick sinnend zu Boden, dann erhob sie ihre klaren Augen zu dem forschenden Gesicht des Vaters und sagte mit ihrer gewöhnlichen Offenheit, wobei ein schelmischer Zug um ihre Lippen spielte: »Soll ich ganz aufrichtig sprechen und willst Du aus meinem weisen Munde das Urtheil hören, welches ich mir bereits nach dem ersten Tage unserer Bekanntschaft über die beiden Herren und ihr Verhältniß zu einander gebildet habe?«

»Natürlich, Kind, ganz aufrichtig, wie wir immer mit einander reden und ich bin recht neugierig, was mir Dein ›weiser‹ Mund sagen wird.«

»Ach Du lieber Gott, Du wirst nur eine sehr einfache Weisheit hören, Väterchen, denn was kann ein so unerfahrenes Ding wie ich in einem solchen Urtheil leisten. Aber was Deinen ›lieben‹ Lebensretter betrifft, denn den müssen wir doch wohl zuerst abhandeln, so hast Du mir ihn so richtig geschildert, daß ich darin nur ganz Deiner Meinung bin. Herr Werner von Altstetten ist ein recht gebildeter Mann und von ganz angenehmem und gewinnendem Aeußern. Das sind, wie Du merken wirst, fast dieselben Worte, die ich aus Deinem Munde über ihn gehört habe. Auch stimme ich Dir darin bei, daß er ein Mann von weichem Gemüth, fast zu weich für einen Mann ist, der von dem Schicksal, welches ihn betroffen, noch immer etwas niedergedrückt scheint und den Schlag nicht ganz überwinden kann, den er sich durch seine Unvorsichtigkeit zugezogen. Das Bewußtsein davon, die Erinnerung daran zehrt sichtbar an ihm und es wird noch mancher Tag vergehen, bis er frank und frei die Dinge und Menschen in der Welt, wie sie wirklich vor ihm liegen, wird betrachten und beurtheilen können.«

»Richtig, sehr richtig!« warf hier der Vater ein. »Sieh da, ich habe mich doch nicht in Dir getäuscht, mein Kind, Du bist wahrhaftig schon in jungen Jahren eine vortreffliche Menschenkennerin. Aber nun weiter, Du bist noch nicht fertig mit ihm, wie ich merke.«

»Noch lange nicht! Aber in einem Punkte hast Du ihn mir doch nicht ganz richtig geschildert –«

»Nun, in welchem denn nicht?«

»Er ist bei Weitem nicht so still und trübselig, wie Du gesagt; ich habe ihn im Gegentheil sogar munter und gesprächig gefunden, wenigstens war – sein Freund, wie mich dünken will, viel stiller und schweigsamer als er und es wollte mir manchmal scheinen, als ob dieser nicht immer so wäre, wie er sich heute gerade bei uns gezeigt hat.«

»Hm, hm!« machte der Vater mit nachdenklicher Miene. »Das scheint mir ebenfalls richtig,« fuhr er fort, »und was den Altstetten betrifft, über den wir jetzt allein sprechen wollen, so habe auch ich mich heute über ihn gewundert und ihn ganz anders, viel heiterer und lebensfrischer gefunden als neulich. Indessen finde ich dafür einen sehr vollwiegenden Grund auf: er hat einen geliebten und bewährten Freund an seiner Seite, der allein ihn in's Leben und zur Thätigkeit zurückzuführen im Stande ist, und das hat auf ihn so vortheilhaft gewirkt.«

»Das mag wohl der Fall sein,« fuhr Adele ruhig fort, »und auf dieses Verhältniß wollte ich eben übergehen. Weißt Du, wie mir die beiden Menschen vorkamen? Ich will es Dir sagen, aber Du mußt nicht lachen, denn ich kann mich nur in halb zutreffenden Vergleichen ausdrücken. Obgleich nämlich der Herr Halder heute sehr still und fast zugeknöpft war, so scheint er mir doch das einzige Licht auszustrahlen, das auf dem Gesicht des Anderen glänzt. Dieser kam mir also fast wie der bleiche Mond vor, der von der Sonne sein Licht erhält, und darum hing der bleiche Mond auch immer an den Augen

der Sonne, als ob er aus ihnen die Billigung seiner Ansichten und Gedanken ablesen wolle. So. Und willst Du noch einen anderen Vergleich, so will ich Dir sagen, daß mir der heute so schweigsame Herr trotzdem wie das Activum in Person und der Andere wie das duldende Passivum erschien. Wie, Du lachst?«

Herr Irminger lachte in der That laut auf, denn Adele hatte ihre Ansicht über die beiden jungen Leute so humoristisch vorgebracht, daß der alte Herr sich gar sehr davon angeregt fühlte. »Ja, ich lache,« sagte er, »denn es liegt unzweifelhaft etwas Wahres in Deinen Vergleichen. Ganz ähnlich wie Du habe auch ich das Verhältniß zwischen den Beiden aufgefaßt und es ist augenscheinlich, daß der Sohn des alten Berg-Halder das Geschick seines Schützlings in Händen hält. Doch nun laß mich Deine Meinung auch über diesen hören, obgleich ich schon aus Deinen bisherigen Worten schließen kann, daß Du ihn für bedeutender als seinen Freund hältst, der ihm nur in der gegenseitigen Neigung und im Vertrauen auf seine Freundschaft gleich kommt. Meinst Du nicht auch so?«

»Gewiß meine ich so. Ich halte ihn jedenfalls für einen bedeutenderen Mann –«

»Aha! Schon was seine äußere Erscheinung betrifft, nicht wahr? Ist er nicht ein schöner Mann?«

Adele besann sich eine Weile. »Ein schöner Mann?« wiederholte sie zögernd. »Nun, das will ich gerade nicht sagen, aber edel ist sein Gesicht – ja edel gewiß, und groß und ausdrucksvoll – namentlich wenn er das wallende dunkle Haar so stolz über die Stirn zurückwirft etwa so!«

Und sie wiederholte eine Bewegung des Kopfes, die Arnold Halder eigenthümlich war und die man sehr oft an ihm sehen konnte.

Herr Irminger lachte wieder über sein schönes Kind, das so heiter, unschuldsvoll und unbefangen war und doch, wie ihm schien, schon so haarscharfe Beobachtungen anstellen konnte. »Ja, ja,« sagte er, »Du hast Recht, aber ich halte ihn doch für einen schönen Mann, was man so nennt. Wenigstens insoweit eine männliche, ausdrucksvolle und thatkräftige Persönlichkeit auf solche Bezeichnung Anspruch machen kann. Doch Du bist noch nicht fertig mit Deiner Schilderung, wie ich glaube. Nur immer frisch mit der Sprache heraus, wir sind unter uns. Was willst Du also sagen?«

»Hm, ja!« Und sie stockte schon wieder und räusperte sich; plötzlich aber schien sie neuen Muth zu fassen, und mit einer raschen Bewegung sich vor dem Vater auf ihre Kniee niederlassend und seine nicht widerstrebenden Hände ergreifend, sagte sie mit einem schmelzenden Ton, wie sie ihn dem Vater gegenüber so gut anzuschlagen wußte, wenn sie ihn zu ihrer Meinung bekehren wollte.

»Sag, Väterchen, ich will ja Deiner Meinung über diesen vortrefflichen Mann nicht vergreifen – ist Dir nicht etwas ganz Besonderes an ihm aufgefallen?«

»Etwas Besonderes? Daß ich nicht wüßte! Was meinst Du immer heraus mit der Sprache!«

»Ich meine,« drang es sehr langsam und vorsichtig über Adele's Lippen – »eine gewisse Aehnlichkeit mit – mit – nun, mit irgend Etwas.«

»Mit irgend Etwas? Das verstehe ich nicht – drücke Dich deutlicher aus.«

Adele brach unwillkürlich in ein heiteres Gelächter aus, das ziemlich natürlich klang und doch vielleicht eigentlich nicht war.

»Du lachst? Ha! Dann ist es wieder ein spaßhafter Einfall von Dir!«

»Nicht so ganz! Es ist sogar etwas Ernstes damit verbunden.«

»Nun, dann sage es: mit Wem soll er Aehnlichkeit haben?«

Adele erhob sich von ihren Knien, ließ die Hände des Vaters los und setzte sich wieder auf ihren Stuhl. Dann sagte sie fest und klar: »Ich weiß es, ganz bestimmt, aber ich sage es nicht, wenn Du es nicht selbst findest.«

»Du bist närrisch, Adele –«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht!« Und dabei senkte sie den herrlichen Kopf und sprach wie zu sich selbst hinein: »Ich möchte diesen Herrn Halder, der jetzt so fest, so männlich und stark aussieht und es gewiß auch ist, einmal weinen oder wenigstens recht traurig oder an einem großen Schmerze leidend sehen, dann, dann« – und sie schwieg plötzlich still, als hätte sie schon zu viel gesagt.

Herr Irminger wurde sehr ernst und nachdenklich, erst nach einer Weile versetzte er:

»Dann, dann was dann? Du machst mich besorgt.«

»O nein, das wollte ich nicht. Ich meine nur, dann würdest Du die Aehnlichkeit, die ich jetzt schon sehe, mit *einem* Blick gewahren. Ja,« fuhr sie lebhafter fort, »Du hast immer meinen Scharfblick im Auffinden von Aehnlichkeiten gerühmt – es beruht dies ganz allein auf der Gewohnheit, die Gegenstände und Personen, die mir aufstoßen, mit künstlerischem Auge anzusehen und an ihnen das Darstellbare, das am meisten Auffallende zu erfassen – nicht?«

»Ja, ja, das kannst Du, ich weiß es, aber fahre fort.«

»Nun, wenn ich eine Person oder einen Gegenstand, der mir behagt, scharf ansehe und im Stillen überlege, ob es mir wohl gelingen werde, ihn zu portraitiren und ihn mit dem Bleistift oder der Farbe kenntlich wiederzugeben, dann – dann sehe ich solche Einzelheiten, wie ich sie eben jetzt andeute und auch in dem Gesicht – dem ganzen Habitus – dieses Deines hochherzigen jungen Mannes erkannt habe.«

»Aha, jetzt verstehe ich!« rief der alte Herr lächelnd. »Du bist etwas vorsichtig – entschuldigt das dumme Wort – wie die Katze um den Brei herumgegangen und gestehst mir so indirect ein, daß Dir diese Persönlichkeit behagt?«

»Aufrichtig, ja, mein Vater!« sagte Adele ehrlich.

»Nun, siehst Du,« rief er fröhlich, »da stimmen wir einmal ganz genau mit einander überein. Mir behagt er auch, das muß ich Dir sagen, trotz seiner heutigen

Schweigsamkeit, da ich mir ihn viel lebhafter und feuriger gedacht habe; ja, er gefällt mir sogar ganz außerordentlich, und an mir soll es nicht liegen, wenn es mir nicht gelingt, ihn und seinen Freund auch zu meinen – zu unseren Freunden zu machen. Nein, nein, diese beiden ›Unzertrennlichen‹, wenn ich auch höchst langsam und bedachtsam zu Werke gehe, um sie nicht zu überstürzen, die lasse ich meiner Hand so leicht nicht wieder entschlüpfen. Solche gewissenhafte, edle Naturen kann ich gebrauchen, sie passen zu den schwierigen Unternehmungen eines großen und rechtlichen Kaufmannes, denn leider Gottes, unter den jungen Männern, die sich unter den verführerischen Stab Mercur's beugen, findet man nicht oft die Ehrlichkeit, die Großmuth, die Hochherzigkeit in so greifbarer Gestalt. Und nun kennst Du meine Ansicht über unsre Gäste und ich die Deine – unsere Unterhaltung ist also zu Ende und ich will schlafen gehen!«

Adele erhob sich, küßte den Vater auf Stirn und Mund und wünschte ihm vom Grunde ihres Herzens eine recht gute Nacht, worauf sie leicht und beweglich wie eine Elfe das halbdunkle Zimmer verließ.

Der Vater blieb noch einige Minuten in seinem Sessel sitzen und schaute der schönen Erscheinung gedankenvoll nach. »Sie ist wie ihre Mutter!« sagte er leise seufzend – »und die war ein Engel – darum ist sie auch so früh zu den Engeln gegangen – mir *viel zu früh!*«

Und er erhob sich, trat an das noch offene Fenster und schaute mit feuchten Augen zu den blinkenden Sternen

hinauf, die glühend roth, wie sie in der feinen Luft der Schweizer Berge so oft erscheinen, schon lange aus den Fernen des Aethers an dem mattblauen Himmelsgewölbe sichtbar geworden waren. Aber nachdem er im Stillen seine Gedanken zu ihnen erhoben, kehrte er damit wieder zu der Erde zurück und nun summte ihm, ohne daß er sich darüber ganz klar werden konnte, manches Wort im Ohre wieder, was er so eben aus seiner Tochter Munde gehört.

»Hm!« sagte er zu sich, »was sie doch eigentlich für ein närrisches Mädchen ist! Sie möchte einen jungen, fröhlichen Mann traurig, ja, weinen sehen, blos damit ich die von ihr entdeckte Aehnlichkeit auffinden kann. Na, das begreife Einer! Was mag das nur für eine Aehnlichkeit sein? Daß sie eine solche gefunden hat, ist sicher, sie sprach zu ernst und wenn sie so spricht, dann fühlt sie auch tief. – Ja, ja, es ist seltsam – doch, ich will mir heute den Kopf nicht darüber zerbrechen, denn der heutige Tag – ich irre mich gewiß nicht darin – hat eine gute Saat in mein Haus gebracht, und ich will Gott bitten, daß er Regen und Sonnenschein zur rechten Zeit sende, um ihn zeitig aufgehen zu lassen. Pflegen will ich ihn schon, denn diese jungen Männer – die muß ich mir erobern – sie versprechen das Beste – und ich – werde alt und ein alter Mann bedarf einer wackeren Stütze, damit er nicht wanke, wenn einmal ein kleiner Sturm kommt – ja!«

Und noch einmal ließ sich der gute Herr Irminger in seinen Sessel fallen und träumte noch eine ganze Weile

in ähnlicher Weise fort, ohne daran zu denken, daß er schon lange habe zu Bett gehen wollen.

ZWEITES CAPITEL. DER LÖWE VON LUZERN »VON STEIN.«

Noch viel langsamer als Herr Irminger und seine Tochter, aber eben so einsylbig waren Arnold Halder und Werner von Altstetten an diesem Abend nach ihrem Zimmer im ›Schwan‹ emporgestiegen und ganz gegen seine Gewohnheit war Ersterer heute nicht Derjenige, der die Unterhaltung zu beginnen und in munterem Gang zu erhalten suchte. Ja, wenn man seine Haltung und sein Gesicht heute einer genaueren Prüfung unterwarf, so schien es, als ob er mit seinem Freunde einmal die Rolle getauscht hätte und, um uns eines Ausdrucks Adele Irminger's zu bedienen, auch einmal das Passivum statt das Activum geworden wäre. Denn seine Augen, die sonst so frank und frei, so stolz und kühn in die Welt hinaus und in Gegenwart seines liebsten Freundes diesem immer in's Gesicht schauten, waren jetzt sinnend zu Boden gerichtet und auf seiner sonst so lebensfrohen Miene war nicht die geringste Spur von Heiterkeit zu entdecken.

Werner dagegen schien geweckter und heiterer als sonst, seine Brust hob sich frei und voll, als ob alle frühere Beklommenheit davon gewichen wäre, und er hätte gar zu gern eine Reihe von Fragen an seinen Freund gerichtet, wenn er diesen nicht so verschlossen gesehen und gefürchtet hätte, ihn in einem ganz besonderen Gedankengange zu stören.

Endlich aber konnte er den in ihm wogenden Drang persönlicher Mittheilung nicht länger zurückhalten und so sagte er, sich auf ein Sopha setzend und von da aus Arnold mit Verwunderung betrachtend, der mit gesenktem Kopf und unterschlagenen Armen vor ihm auf und niederschritt:

»Arnold! Was ist Dir? Warum sprichst Du nicht und läufst wie ein widerwillig eingesperrtes Thier im Käfig herum? Du kommst mir ganz seltsam vor und ich bin dergleichen gar nicht an Dir gewohnt.«

Als der Angeredete die weiche Stimme des Freundes vernahm, aus der eine so milde Theilnahme klang, richtete er sein dunkles Auge langsam auf ihn hin, sah ihn eine Weile ruhig an und sagte dann mit einiger Kraftanstrengung, als ob es ihm Mühe koste, sich aus seiner Versunkenheit aufzuraffen:

»Ja, Du hast Recht, sehr Recht und ich komme mir selbst etwas seltsam, das heißt diesmal, kindisch vor. Laß uns also reden, kurz und ehrlich – das Schweigen und Nachdenken über einen und denselben Gegenstand, ohne daß man einen vernünftigen Grund dazu hat, macht einen nur dumm und unverständlich. Also sprich und frage, was Du wissen willst.«

»Gern. So sage mir denn zuerst, was Deine verstohlenen Winke heute bei unserm Wirth bedeuten sollten. Ich verstand sie wahrhaftig nicht und so habe ich vielleicht gerade das Gegentheil von dem gesagt, was Du wünschen mochtest.«

»Gewiß, doch ich beklage mich ja darüber nicht. Meine Winke sollten Dich ganz einfach nur auffordern, nicht so ganz bestimmt ein längeres Verweilen zu versprechen, da ich mich nicht gern wider meinen Willen gebunden gesehen hätte. Es liegt nämlich nicht in meinem Plan, hier länger als durchaus notwendig zu verweilen, denn ich habe aufrichtig gesagt – Sehnsucht nach meinen heimatlichen Bergen und der Behaglichkeit meiner elterlichen Wohnung.«

Werner schaute immer verwunderter auf. »Wie,« rief er, »mit einem Mal? Was treibt Dich denn so plötzlich fort? Du sagtest ja auf dem Hospiz, der ganze Sommer gehöre uns und wir hätten Zeit, uns das Heimatland, seine Menschen, seinen Handel und Wandel mit vollster Ruhe zu betrachten? Ist es nicht so?«

»So ziemlich wenigstens, nur meinte ich – meinte ich mit der Heimat – das Berner Oberland, das schönste der ganzen Schweiz, und hier – hier sind wir ja in Luzern.«

»Wie? Ich wundere mich mit Recht immer mehr über Dich. Gefällt es Dir in Luzern und an dem schönen Vierwaldstädter See nicht?«

»Das ist eine sehr allgemeine Frage – drücke Dich etwas specieller aus, damit wir bald zum Zweck kommen.«

»Aha, nun verstehe ich Dich schon besser, Du führst mich auf den richtigen Weg und nun sehe ich, was Du hören willst. Also vorwärts! Dir scheint es in dem Hause des alten Herrn Irminger nicht sonderlich gefallen zu haben, wie?«

»In seinem Hause? O ja – und Dir gewiß auch?«

»Ganz gewiß!« rief Werner in so lebhafter Weise, daß Arnold auf der Stelle sah, wie wahr und tief die Empfindung seines Freundes in dieser Beziehung war. »Es hat sogar einen sehr günstigen und belebenden Eindruck auf mich gemacht. Der alte Herr ist ein prächtiger Mann, gut, brav, rechtschaffen und wohlwollend, das sieht man auf den ersten Blick. Uns hat er so außerordentlich freundschaftlich aufgenommen wie ich es gar nicht erwarten konnte, zumal er Dich gar nicht und mich erst so wenig kannte. Ich sollte meinen, Du bist viel zu gerecht und von zu dankbarem Gemüth, um das nicht anzuerkennen.«

»Oho! An meine Gerechtigkeit und Dankbarkeit brauchst Du hier gar nicht zu appelliren – ich gestehe Dir gern Alles zu, was Du so eben an ihm rühmtest.«

»Nun, was weiter? Hat Dir sonst Etwas bei ihm *nicht* gefallen? Sprich aufrichtig und laß mich alle Deine Nebengedanken kennen lernen, hinter die ich bei'm besten Willen nicht gleich kommen kann.«

»Warum nicht? Aber es behagt mir gerade, auf einem kleinen Umwege an mein Ziel darin zu gelangen. So will ich denn damit beginnen, daß ich Dir sage, daß, wenn man einen Blick in dies Hauswesen geworfen und den alten würdigen Herrn kennen gelernt hat, man von seiner Persönlichkeit auch auf sein Geschäft zurückschließen und so Lust bekommen könnte, in ein solches Geschäft zu treten und also mit zu dem liebenswürdigen Hausstande desselben zu gehören.«

Werner war es nicht ganz klar, ob sein Freund es mit diesen gleichsam tastend hingeworfenen Worten ernstlich meine, oder ob er sie nur gebraucht, um mit stiller Ironie ihn selber auszuforschen und dadurch den eigentlichen Grund seiner Verstimmung zu verdecken. So ging er denn, da er seinen Freund genau zu kennen glaubte, gerades Weges auf dessen eben enthüllten Gedanken ein und erwiderte:

»Wenn Du das wolltest und wirklich eine Neigung für *dies* Geschäft verspürtest, so bin ich überzeugt, es würde Dir nicht schwer werden, in dasselbe Eintritt zu erlangen. Sprich ehrlich mit Herrn Irminger und trage ihm Dein Anliegen vor.«

Arnold richtete sich hoch auf und seine breite Brust dehnte sich weit aus. Jeder Anflug von Ironie war aus seiner Miene verschwunden und er sah seinen Freund jetzt so ehrlich und aufrichtig, aber auch so fest und willenskräftig an, daß dieser merkte, jetzt werde sich der geheime innere Gedanke Arnold's enthüllen.

»Ja,« sagte er, »das könnte ich wohl thun, wenn ich eben wollte. Aber nun höre und begreife mich wohl, Werner: in *dies* Geschäft zu treten, dazu hätte ich am allerwenigsten Trieb und Neigung, ja, wenn es mir wie eine schöne Morgengabe des reichen Herrn Irminger in den Schooß geworfen würde, so würde ich mein Gesicht seitwärts wenden und meinen ergebensten Dank mit einem ganz entschiedenen Nein! zu erkennen geben.«

»Wie?« rief Werner staunend und sah seinen Freund ungläubig an – »sprichst Du das im Ernst oder Scherz?«

»Im Scherz? Gott soll mich in diesem Augenblick davor bewahren! Nein, ich rede sehr im Ernst, denn in *diesem* Geschäft drohen ernstlichere Gefahren als in Rio.«

»Arnold! Ist es möglich! Was meinst Du? Welche Gefahren könnten Dir in diesem Geschäft drohen?«

»Seht bedeutsame!« sagte Arnold ruhig und mit starkem Nachdruck. »Die Klippen, die dies Geschäft gefährlich machen, sind um so schwerer zu umgehen, weil man sie im ersten Augenblick nicht sieht, da sie von goldenem Schaum verdeckt unter der Oberfläche liegen.«

»Klippen? Von goldenem Schaum verdeckt? Ich verstehe Dich wahrhaftig nicht.«

»Nun denn,« rief Arnold mit sichtbarer Hast, indem er sich mächtig zusammennahm, »soll ich denn wirklich geradeheraus, ohne alle Umschreibung sprechen?«

»Gewiß, ich bitte Dich darum.«

»Nun denn mit einem Wort: ich meine die Tochter dieses Mannes, die sehr schön, sehr liebenswürdig, sehr begehrenswerth ist, mein Freund, und wenn Einem bei der das Unglück begegnete, einen Wechsel auszustellen – ich rede jetzt ächt kaufmännisch – der mit Protest zurückgewiesen würde – wie dann?«

Werner's Augen vergrößerten sich wunderbar, als er Arnold so sprechen hörte und dabei seine Augen seltsam aufflammen sah. »Man muß eben keinen Wechsel auf sie ausstellen!« sagte er fast schüchtern, um Arnold noch weiter sprechen zu lassen, da er sehr begierig war, dessen Gedanken näher kennen zu lernen.

»Du Thor! Und wenn man nun in – Geldverlegenheiten käme und dieses schöne Mädchen den Anschein gewönne, als wolle es diese Verlegenheiten uns erleichtern –«

»Arnold,« unterbrach Werner den sehr vorsichtig und wieder in kaufmännischen Bildern sprechenden Freund – »laß diese Umschreibungen und nenne das Kind bei seinem richtigen Namen. Sage mir also aufrichtig, ist diese schöne Tochter unsers heutigen Wirthes die Person, die Dir das Geschäft des Vaters so widerwärtig macht? Sage mir nur das eine Wort: hat sie Dir etwa nicht gefallen?«

Arnold nahm seine ganze Kraft zusammen, und wie einen inneren Widerspruch mit Gewalt zurückdrängend, rief er beinahe heftig aus: »Nein, nein, nein, sie gefällt mir ganz und gar nicht!«

»Wie,« rief Werner staunend, »dies liebliche, anmuthige, kluge und talentvolle Wesen gefällt Dir nicht?«

»Nein, nein, ich sage es Dir ja – sie beunruhigt mich – da hast Du es – und darum, darum allein gefällt sie mir nicht. Denn ich will nicht beunruhigt sein, durch Niemanden, durch Nichts, ich will frei denken und handeln, und wenn ich dies Gesicht – dies köstliche Gesicht noch öfter anzusehen gezwungen würde, so könnte ich das nicht.«

Werner senkte wieder den Kopf und sann einige Augenblicke nach; er begriff seinen Freund immer noch nicht ganz. »Wie kann Dich nur ein so holdes Wesen beunruhigen?« sagte er wie zu sich. »Das ist mir eben das Unbegreifliche.«

Ueber Arnold's dunkles Gesicht flog es wie ein heiterer Strahl. »Soll ich es Dir begreiflich machen?« fragte

er, sich neben Werner setzend und seine Hand auf dessen Arm legend. »Nun denn, Du bist selbst schuld daran, wenn Dir meine Beweisführung nicht behagt und ich Dich einen Augenblick aus Deinem Freudentaumel reiße, warum bist Du heute so schwer von Begriffen. Also sage mir ehrlich: hast Du wohl schon wieder einmal an jenes schöne spanische Mädchen gedacht, welches wir im Dom zu Rio trafen und welches Dir ein so großes Vertrauen erweckte, daß Du –«

Weiter kam er nicht. Werner preßte seine Hand fest und sah ihn bittend, fast flehend an. »Arnold!« rief er, »laß die Todten ruhen! Erwinnere mich bei dem jetzigen friedfertigen Zustand meiner Seele nicht an jenen schrecklichen Moment, wo ich unter dem Einfluß eines mir ganz unerklärlichen Verhängnisses handelte und die Vorsehung mir jene wunderbare Gestalt vor Augen führte, die ich nimmer wieder aus meinem Gedächtniß verbannen kann und die mir in ihrer ganzen Herrlichkeit vor der Seele steht, obgleich sie mir allmählig wie in einen Nebel gehüllt erscheint, der leider von Tag zu Tag dichter wird. O Arnold, warum erinnerst Du mich an jene Zeit – ich war so ruhig geworden, ich –«

Er schwieg, denn Arnold wandte sein Gesicht dicht zu dem seinen hin und sah ihm tief in das flimmernde Auge. »Warum siehst Du mich so seltsam an?« fuhr er fort.

»Jene Erscheinung hat Dich also beunruhigt?« fragte Arnold mit leuchtendem Blick, während es schon wie ein sanftes Lächeln um seine Lippen zuckte.

»Gewiß hat sie das!«

Hier konnte sich Arnold nicht länger bemeistern. Er brach in ein schallendes Lachen aus, sprang von seinem Sitze auf und lief lebhaft im Zimmer hin und her, und mit einem Schlage war er wieder der alte heitere, lebensfrohe Mensch geworden, der er immer gewesen.

Werner starrte ihm sprachlos nach und sein Freund wurde ihm plötzlich noch unbegreiflicher als vorher.

»Warum lachst Du so entsetzlich,« fragte er staunend, »was ist geschehen?«

»O, o,« rief Arnold und kehrte zu seinem Freunde zurück, dessen Haar er liebevoll von der gerötheten Stirn strich. »Warum ich lache? Das merkst, das fühlst Du nicht? Nun denn, ich lache, weil wir ein paar rechte Narren sind und durch ganz unberechtigte Träumereien uns unsern Genuß zerstören, weil wir Vergangenheit und Zukunft heraufbeschwören und darüber ganz die Gegenwart vergessen, die uns allein gehört. Und das soll nicht zum Lachen sein? Ja wahrhaftig, Werner, ich war diesmal dumm, wie es alle Menschen einmal im Leben sind, ich habe gefaselt. Nein, freuen wir uns lieber, daß uns der reiche Kaufherr so gastlich aufgenommen und daß uns seine schöne Tochter so freundlich angelächelt hat, das begegnet nicht allen Leuten, die mit ihnen so kurze Zeit oder gar nicht bekannt sind. Ja, freuen wir uns und setzen wir in aller Gemüthsruhe unsere Besuche fort, und nun, da ich wieder so vernünftig hin, will ich Dir sagen, daß ich so lange mit Dir in Luzern bleiben will, wie es Dir selbst gefällt, und daß Du mich nicht wieder als einen solchen Träumer sehen sollst, wie ich mich heute – ich

fühle es jetzt selber – den ganzen Tag gezeigt habe. He-da, Freund, munter und frisch in's Leben hinein – es blüht uns – wir sind jung – sind kräftig und gesund und – sind reich. Bei Gott, nun gefällt es mir ganz gut in Luzern, da ich weiß, daß ich meine Vernunft wieder erlangt habe.«

Werner schaute seinen mit einem Mal so umgewandelten Freund ganz verdutzt an und er schien durch dessen von einem zum andern Extrem springendes Wesen ganz kleinlaut geworden zu sein. Aber endlich glaubte er ihn zu verstehen, wie er ihn immer verstanden, und als er sich später zu Bett legte, wiederholte er sich in Gedanken das so seltsame Gespräch und glaubte daraus entnehmen zu dürfen, daß Arnold ihn nur habe prüfen wollen, was er von dem Gedanken halte, wieder in ein großes und vielversprechendes Geschäft zu treten.



Am nächsten Morgen durchstreiften die beiden Freunde, ohne noch einmal auf das Gespräch des letzten Abends zurückzukommen, die nächste Umgebung der schönen Seestadt. Von Berg zu Berg schweiften sie unermüdlich umher und genossen den prachtvollen Anblick, der sich dem Reisenden darbietet, der nicht die Mühe scheut, die grasigen Höhen zu erklettern, die in so mannigfacher Gestalt und Schönheit Luzern umgeben. Erst kurz vor fünf Uhr begaben sie sich in das gastliche Haus

Herrn Irminger's und wurden hier mit derselben Freundlichkeit empfangen, die sie am vorigen Tage genossen hatten.

Seinem Vorsatz getreu, hielt sich Herr Irminger von allen Anspielungen fern, die seine Gäste zu dem Glauben hätten veranlassen können, daß er die Absicht hege, sie auf irgend eine Weise für seine geschäftlichen Verhältnisse zu gewinnen, nur forschte er sie mit Vorsicht aus, was sie zu thun und zu treiben in der nächsten Zeit entschlossen wären. Da er vor Tische nicht genügend damit zum Zweck kam, so leitete er bei Tische noch einmal das Gespräch auf diesen Punkt zurück und da Arnold es für unhöflich hielt, ihn auch jetzt ohne bestimmte Antwort zu lassen, so gestand er offen ein, daß er mit seinem Freunde übereingekommen wäre, vorläufig durch das Berner Oberland zu streifen, um die ihnen gebotene Zeit zu benutzen, das Land und seine Bewohner kennen zu lernen, was sie bisher, durch ihre Stellung in Zürich und ihr späteres Verhältniß in Rio vollständig in Anspruch genommen, ganz außer Acht gelassen hätten.

»Da haben Sie auch Recht,« erwiderte der alte Herr in leutseligster Weise. »Wenn der Mensch lange gearbeitet hat und der gehorsame Diener eines Anderen gewesen ist, dann will er auch einmal ruhen und sich vergnügen, will sich frei bewegen und sich Mensch unter Menschen fühlen. Nachher schmeckt die Arbeit um so besser und man fügt sich willig in beschränktere Verhältnisse.«

»Wir wollen auch arbeiten in der Zeit unserer Ruhe,« nahm darauf Werner das Wort. »Unsere Ausflüge in die

Gebirge und unser Verkehr in den größeren Städten soll auch von Studien begleitet sein, deren ein verständiger Kaufmann, der sich endlich selbst eine Heimat gründen und einen eigenen Heerd bauen will, eben so nothwendig bedarf, wie der Künstler, der Gelehrte von Fach und überhaupt der Mann von höherer Bildung. Wir wollen vor allen Dingen uns von den Handelsbeziehungen unserer näheren Heimat unterrichten und zu erfahren suchen, was einem Anfänger ersprießlich und namentlich dem Bürger der Schweiz zu wissen nothwendig ist.«

Herr Irminger sah dem Redenden befriedigt in das ehrliche Gesicht, der ihm unwissentlich mit dieser Erklärung in die Hände gearbeitet hatte. »Das ist sehr weise von Ihnen,« sagte er rasch, »das kann ich nur billigen; auf diese Weise werden Sie gerade durch Ihre Reisen und durch den Verkehr mit den verschiedensten Menschen sehr bald zu einer richtigen Einsicht unserer eigenthümlichen Verhältnisse gelangen. Na, auch bei uns, wo Alles so langsam geht, mit einziger Ausnahme unserer großartigen Straßenbauten, weil wir ihrer vor Allem bedürfen, und wo Alles so lange wie möglich an althergebrachter Gewohnheit klebt, hat sich in der letzten Zeit so Manches zum Besseren gestaltet und Vieles hat Fortschritte erlebt, die man sich vor wenigen Jahren noch nicht träumen ließ. Wir müssen eben mit der Welt da draußen mit, und diese Welt schreitet rasch, oft leider nur zu rasch vor, so daß wir älteren Leute kaum noch mit den jüngeren Schritt halten können. Doch was ich sagen wollte – wenn Sie bei diesen Ihren Studien vielleicht irgend einmal eines alten

Wegweisers bedürfen sollten – so stelle ich mich Ihnen mit meiner ganzen Erfahrung und meinen weitläufigen Verbindungen zu Gebote. Verfügen Sie dreist über mich, ich bin Ihnen immer gern mit meinen schwachen Kräften zu dienen bereit. Und da wir doch einmal davon reden und Sie unseren Handel nach den verschiedensten Richtungen kennen lernen wollen, so erlaube ich mir die Frage: sind Sie vielleicht geneigt, schon jetzt hier in Luzern einige einflußreiche Bekanntschaften zu solchem Zweck zu machen? In diesem Fall brauchen Sie nur *ein* Wort zu sprechen und ich will morgen Abend einen ganzen Kreis von Männern in meinem Hause versammeln, bei denen Sie Belehrung und Unterweisung in Fülle erhalten können.«

Bei diesen so freundlichen Worten, die Arnold Halder ruhig und gewiß im Stillen dankbar anhörte, malte sich eine sichtbare Befangenheit auf dem Gesicht des in geselliger Beziehung überaus schüchternen Werner ab. Er rückte verlegen auf seinem Stuhl hin und her, seine Wangen nahmen eine höhere Färbung an und er sagte nach einigem Besinnen:

»Sie sind außerordentlich gütig, Herr Irminger, »und ich fühle mich Ihnen für Ihr hochherziges Anerbieten un-
gemein dankbar verpflichtet. Allein verzeihen Sie, wenn ich für meine Person noch jeden größeren Verkehr in einem bestimmten Kreise ablehnen muß. Ich habe mich kaum in mein gegenwärtiges Verhältniß zu der Welt und den Menschen gefunden. Sie wissen, was mir begegnet

ist, und es wäre mir höchst peinlich, zu denken, daß irgend Jemand auf den Gedanken gerathen könnte, mich über meine frühere Stellung in Brasilien auszuforschen, mit der mein Unglück so nahe zusammen hängt. Lassen Sie mich lieber noch eine Weile mit meinem Freunde allein und auf eigene Hand durch die Welt streifen, mit der Zeit wird sich das Gleichgewicht meiner Seele wieder herstellen und ich werde geeigneter sein, den Ansprüchen zu genügen, die dieser oder jener Unbekannte mit seinen zufälligen Fragen an mich stellen möchte.«

Herr Irminger sah bei dieser mit Gefühl vorgebrachten Rede keinen Augenblick von seinem Teller auf. Er war davon nicht allein betroffen, sondern sogar gerührt. Die schüchterne Zurückhaltung, das bescheidene Wesen des jungen Mannes imponirte ihm, wie ihm die männliche Haltung Arnold Halder's schon lange imponirte, und so nickte er nur beistimmend und sprach einige Worte, die fast die Bitte um Verzeihung enthielten, daß er das Gespräch in diese Richtung gelenkt habe. Allein die Bahn zu einer freieren Unterhaltung und zu einer genaueren Besprechung der Erlebnisse der beiden Freunde in Rio war dadurch gebrochen und Beide ergingen sich nun weitläufiger über die dortigen Verhältnisse und Vorgänge, so daß das Gespräch heute ein viel belebteres als am vorigen Tage wurde.

Namentlich Arnold Halder war dadurch munterer und lebhafter geworden und er sprach lange und viel über

kaufmännische Dinge, die dem alten Herrn die Ueberzeugung beibrachten, daß er gut geschulte und wohlunterrichtete Collegen vor sich habe. Allerdings vermied es der heute so Redselige dabei, seine Augen zu oft und zu lange auf die schöne Tochter des Hauses zu richten, die aufmerksam dem ernstesten Gespräch zuhörte und fast kein Wort einflocht, da ihr die verhandelten Gegenstände, wenn nicht fremd, doch gewiß nicht so zugänglich waren wie den drei anwesenden Männern.

So war das Verhältniß der beiden Freunde unter einander heute denn wieder ganz anders als am vorigen Tage und entsprach mehr ihrem früheren und natürlichen Wesen und Verhalten. Werner verhielt sich im Ganzen weit weniger mittheilsam und dazu hatte gewiß das Gespräch beigetragen, das er am Abend vorher mit Arnold geführt; es wirkte im Stillen noch jetzt nach und die durch des Letzteren seltsame Stimmung heraufbeschworene Gestalt der unbekanntenen frommen Beterin erfüllte ihn noch ganz und gar, wogegen Arnold seinem Vorsatz treu blieb, sein offenes, kerngesundes Naturell unbeschränkt walten ließ und sich frei von jedem Anflug vorübergehender Sentimentalität hielt, die auch ihn, den starken und willenskräftigen Mann, am vorigen Abend auf einen Augenblick übermannt zu haben schien, die das reichhaltige Gespräch heute sehr in die Länge gezogen, und im Nebenzimmer den Kaffee trank, wo die Tochter vom Hause den Herren erlaubt hatte, sich die beliebten Cigarren anzuzünden, sagte sie, nachdem sie einen Augenblick das Zimmer verlassen:

»Die Herren haben in ihrem redseligen Eifer gar nicht bemerkt, daß sich unterdeß das Wetter etwas ungünstig gestaltet hat. Der Himmel über dem See hat sich unmerklich bezogen und es fängt eben leise an zu regnen. Wir werden also zu Hause bleiben müssen und können heute nicht die frische Luft genießen. Nun, hoffentlich wird es morgen um so klarer sein und ich will nicht wünschen, daß mein Vorhaben durch schlechtes Wetter getrübt werde.«

»Was hast Du denn vor?« fragte Herr Irminger erstaunt, der von diesem Vorhaben jetzt zum ersten Mal Kenntniß erhielt.

»Für Dich leider nichts, Väterchen, denn Du wirst Dich uns morgen wahrscheinlich doch nicht anschließen, da das Comptoir Dich in Anspruch nimmt. Für die Herren aber habe ich etwas Erfreuliches im Sinn und sie mögen mir immerhin dankbar sein, daß ich mich ganz im Stillen um die Sachlage bemüht habe.«

Arnold und Werner richteten ihre Augen forschend auf das schelmische Gesicht des lieblichen Mädchens und dieses schien Freude daran zu haben, ihre Spannung noch höher zu treiben.

»So sprich endlich,« mahnte der Vater, »und laß uns nicht zu lange auf die Lösung des Räthsels warten.«

»Nun denn,« fuhr Adele ernster fort, »ich habe mich bei dem Baumeister des Denkmals erkundigen lassen und in Erfahrung gebracht, daß die Rinnenlegung bei'm Löwen heute Abend beendigt wird. Morgen früh soll er enthüllt

werden, und so wird er sich wieder den Blicken der Neugierigen zeigen. – Damit wir nun in unserer Betrachtung nicht gestört werden,« fuhr sie nach kurzer Pause fort, »wollen wir so früh wie möglich hingehen, und da ich wahrscheinlich die einzige Person in Luzern bin, die von diesem Ereigniß Kunde hat, wird noch Niemand an Ort und Stelle sein. Wenn die Herren also mit mir übereinstimmen, werde ich sie morgen in aller Frühe benachrichtigen lassen, wann wir den Weg dahin antreten wollen. Sind Sie bereit, mit mir und Fräulein Dubs den kurzen Weg dahin zu unternehmen?«

Werner und Arnold statteten lebhaft ihren Dank für diese Freundlichkeit ab und verhiessen von ganzem Herzen ihre Bereitwilligkeit, den so angenehmen Besuch bei'm Löwen abzustatten. Der alte Herr aber rief frohlockend aus:

»Das ist recht, Kind, und so liebe ich es. Ja, gehen Sie mit ihr hin, Sie werden Genuß davon haben, denn es ist ja außer unserm See und unsern Bergen das Beste, was wir Ihnen zeigen können. Ich freilich kann nicht mit von der Partie sein und die Herren werden mich entschuldigen. Dafür hoffe ich mich aber morgen um fünf Uhr zu entschädigen und zu hören, welchen Eindruck unser größtes Nationalkunstwerk auf Sie gemacht hat.«

Die beiden Freunde verneigten sich dankbar und Beide freuten sich wahrhaft, daß ihr sehnlicher Wunsch nun endlich und noch früher erfüllt werden sollte, als sie anfänglich erwartet hatten.

Adele Irminger's Wunsch war erhört; am nächsten Morgen zeigte sich das Wetter dem beschlossenen Spaziergange so günstig, wie man es nur hoffen konnte. Ein leiser wohlthätiger Regen hatte die ganze Nacht hindurch angehalten, am frühen Morgen dampfte der große See leichte Nebelgebilde aus, aber bald drang die Sonne siegreich durch und um sieben Uhr schon glitzerte die ganze herrliche Umgebung des schönen Luzern unter ihren warmen Strahlen, als wäre sie eben erst frisch und jung aus den Wogen des wunderbaren Sees hervorgegangen.

Schon gegen acht Uhr erschien ein Diener Herrn Irminger's im ›Schwan‹ mit der Botschaft: die Herren möchten die Güte haben, sich einige Minuten vor neun Uhr im Kaufmannshause einzufinden, um die Damen abzuholen und mit ihnen den verabredeten Spaziergang anzutreten.

Mehr still gefaßt als freudig bewegt traten diese, treulich wie immer von Fingal begleitet, um die bestimmte Zeit denn auch ihren Gang an und fanden Fräulein Adele und deren bescheidene schweigsame Gesellschafterin schon ihrer wartend.

»Wir dürfen uns nicht lange aufhalten,« sagte Adele, schon ihre Handschuhe anziehend, nach den ersten Begrüßungen, »wenn wir allein bei dem Löwen sein wollen.« Bis zehn Uhr verbreitet sich gewiß die Kunde, daß er sichtbar ist und dann werden sich Menschen genug finden, die unsern Genuß theilen wollen. Also kommen

Sie schnell, unterwegs habe ich Zeit genug, Ihnen mitzutheilen was nothwendig ist.«

So verließ man denn das Haus und trat den kurzen Weg über die Promenade nach dem Wäggiser Thor und durch die Züricherstraße an. Die beiden Damen nahmen auf dem Gange die Mitte ein und die jungen Männer, Werner an Adele's Seite, gingen auf den Flügeln.

»Der Weg, der nach dem Löwen führt,« nahm Adele das Wort, als man von der Ecke der Züricherstraße rechts abbog, »ist eben nicht besonders einladend. Hier ist, wie Sie sehen, Alles erst im Werden und Entstehen. Alte Hütten werden umgerissen und neue Häuser gebaut, die auch nicht immer dem feinsten Geschmack entsprechen, und es scheint kein von vornherein bedachter Plan dabei zu Grunde gelegen zu haben. Auch diese winkligen Gassen mit ihren erst halb gebrochenen Wegen, ihren Bausteinen und Kalkgruben verheißen nicht viel Gutes und es könnte noch Manches geschehen, um den Zugang zu dem schönen Werke, an dem sich drei Männer verewigt, erfreulicher zu machen. Indessen – *per aspera ad astra* – sagen nicht so die Gelehrten? Nun, das müssen Sie auch hier gelten lassen und uns armen republikanischen Luzernern schon verzeihen, daß sie nicht, wie die großen Könige anderer mächtigerer Staaten, auch die Wege so glatt und eben bahnen, die zu ihren künstlerischen Palästen und Kunstdenkmälern führen.«

»Um so größer ist die Ueberraschung,« nahm Arnold das Wort, »wenn man so plötzlich aus dieser wüsten Trümmerwelt in den grünen Waldplatz tritt, auf dem das

Denkmal liegt. Auf mich, als ich zum ersten Mal hier war, hat dieser Gegensatz gerade um so wohlthuender eingewirkt.«

»Das mag sein, aber was wollten Sie bemerken, Herr Altstetten?« wandte sich das junge Mädchen an Werner, der seinen Freund nur aussprechen ließ, um eine Frage zu thun, deren Gegenstand ihm wichtig zu sein schien.

»Ja,« erwiderte er, »Sie sagten so eben, drei Männer hätten sich durch dieses Werk verewigt, – wie soll man das verstehen?«

»Das hängt ganz einfach so zusammen,« belehrte Adele. »Unser guter Oberst Pfyffer, dem der Grund und Boden gehört, auf dem das Denkmal steht, hat die erste Idee dazu angeregt und viele Opfer für dieselbe gebracht. Er ist also der erste Urheber unsers vaterländischen Stolzes. Sodann hat der edle Thorwaldsen in Rom das Modell angefertigt, indem er ungesäumt und mit seinem bewährten künstlerischen Sinn auf die Idee unseres Landsmanes einging. Endlich aber hat der Bildhauer Ahorn aus Constanz nach diesem Modell den Löwen aus dem Felsen herausgearbeitet und so die Ideen der beiden ihm vorgegangenen Männer so wunderbar schön ausgeführt, daß diese auf seine That nur mit höchster Genugthuung herabblicken können. Wem gebührt nun von diesen Dreien der Preis? In meinen Augen ist Einer von ihnen so ehrenwerth wie der Andere und wo Einer genannt wird, darf gewiß auch der Andere nicht fehlen. Meinen Sie nicht auch?«

»Ja,« sagte Arnold mit seiner festen Entschiedenheit, »Sie haben Recht. Ein Jeder hat das Seine gethan und so wollen wir, die das Kunstwerk besitzen und genießen, sie alle Drei gleich achten und lieben, denn ein Jeder von ihnen hat nicht nur Großes gewollt, sondern auch Schönes ausgeführt, zum ewigen Ruhm und zur Freude unseres ganzen Volkes.«

Während dieser Unterhaltung hatte man sich durch die winkligen und engen Gassen und Gäßchen hindurch gezwängt und selbst vor dem eben neu erstandenen großen Hause mit den vielen Läden und Schaufenstern, deren Besitzer alle mit speculativem Sinn, aber leider nicht all zu lobenswerthem Kunstsinn, die Nähe des Löwendenkmals auszubeuten trachten, konnte Niemand, der noch nicht an Ort und Stelle gewesen, errathen, zu welchem Ende das Labyrinth menschlicher Speculation führen würde. Erst kurz vor dem Denkmal selbst ragten plötzlich grüne Tannenwipfel aus, in denen der leichte Mergenwind ein leises Flüstern unterhielt, und plötzlich wurde der schmale Weg breiter und man sah den stillen Naturtempel von ferne sich öffnen, in dessen Hintergrund das Denkmal eingegraben ist.

Die vier Personen, wie durch einen inneren Antrieb dazu gestachelt, standen still, denn die schnelle Wandlung der Scenerie überraschte Werner von Altstetten, der einen lauten Ruf der Verwunderung hören ließ.

»Lassen Sie uns einen Augenblick hier verweilen,« sagte nun Adele; »man muß langsam vorschreiten und ehe man das Ganze überschaut, sich des Einzelnen bewußt

werden. In dieser kleinen Kapelle sind die Wappen der sechsundzwanzig Schweizer Offiziere aufgehängt, die am 10. August 1792 in den Tuilerien gefallen sind, als sie ihre Schuldigkeit thaten, was der französische Adel unterließ, und den König und seine Familie gegen den wüthenden Pöbel vertheidigen wollten. Zur Erinnerung an ihre That, die freilich eine so verschiedene Beurtheilung gefunden, hat das Vaterland, welches so tapfere Söhne erzeugte, dieses kleine Bauwerk errichtet und an ihrem Todestage jedes Jahres wird hier noch immer eine religiöse Erinnerungsfeier abgehalten.«

Nach diesen Worten und nachdem man der Kapelle einen Blick geschenkt, führte Adele ihre Gäste weiter vor und bald traten diese in den erwähnten Naturtempel selber ein, der auf das Gemüth des Beschauers, noch bevor sein Auge die Einzelheiten erfaßt, stets schon im Ganzen eine tiefe Wirkung übt.

Wie man weiß, hat man künstlich eine graugrüne Sandsteinwand, senkrecht emporsteigend wie eine kleine Fluh, geebnet und darin eine 44 Fuß lange Nische ausgehauen, aus deren Mittelgestein der 28 Fuß lange Löwe herausgearbeitet ist. Die hohe Felswand ist oberhalb mit Eichen und Buchen gekrönt und in einem großen Halbkreis davor gruppiren sich reichbelaubte Kastanien Lärchen und Tannen um die ganze Steue, so daß der Löwe im tiefen Schatten eines kleinen Waldes ruht und sich ganz eigenthümlich malerisch in einem Wasserbecken spiegelt, welches von einer Quelle gefüllt wird, die aus der Fluhwand leise hervorträpfelt. Der Löwe selbst aber,

aus dessen Leib der Schaft einer eingedrungenen Lanze hervorsteht, ist dem Verscheiden nahe und senkt, eben seinen letzten Seufzer aushauchend, den mächtigen Kopf in stolzer und doch wehmüthiger Resignation zu Boden, sogar im Todeskampf noch mit der rechten Vordertatze den königlichen Schild umklammernd, der die bourbonische Lilie zeigt, die heutigen Tages nur noch eine historische Bedeutung hat, ehemals aber das stolze Wappen großmächtiger französischer Könige schmückte.

Lautlos standen die vier Personen geraume Zeit in dem von Menschen ganz leeren Raum und schauten auf das eben so seltsame wie wunderbar schöne Kunstwerk hin, nicht nur zur bewundernden Betrachtung, sondern sogar zu einem der Andacht verwandten Gefühle geneigt. Aber nachdem sie es längere Zeit stehend beschaut, deutete Adele auf eine Bank, die dem Steinbilde gegenüber stand und auf der sie nun, durch nichts von außen her gestört, ruhig neben einander Platz nahmen.

Am meisten von Allen war natürlich Werner von dem Anblick ergriffen, denn ihm war das Schauspiel vollkommen neu, da er es zum ersten Mal sah. Eine tiefe Rührung spiegelte sich in seinem blauen Auge ab und ob er seinen Empfindungen auch gern einen Ausdruck gegeben hätte, so war doch der erste Eindruck zu mächtig, so daß er lange stumm blieb, wie die Anderen, die nur bisweilen sich gegenseitig ansahen, um die Wirkung wenigstens durch das Auge wahrzunehmen, die das Bildwerk auf sie hervorbrachte. In letzterer Beziehung war Adele Irminger die aufmerksamste Beobachterin und wiederholt schaute

sie das Gesicht Arnold's, der ihr zunächst saß, und dann wieder den Löwen an, als wolle sie so genau wie möglich die Züge des jungen Mannes studiren, die in der That ebenfalls eine tief innere Bewegung verriethen.

Endlich aber vermochte Werner wieder zu Worten zu kommen und er sagte leise, als ob er die tiefe Stille ringsum nicht unterbrechen wolle und zu sich allein spreche:

»Ja, das ist groß, das ist schön und solches Kunstwerk habe auch ich noch nie gesehen. Keins hat mächtiger gleich im ersten Augenblick auf meine Seele gewirkt, keins mich tiefer gerührt. Vielleicht – ich sage vielleicht – trägt der Umstand dazu bei, daß es ein Thier ist, welches der Künstler gewählt hat, um durch seine Miene und Haltung, seine Größe und Kraft alle die Eigenschaften anzudeuten, die auch der Mensch am Menschen bewundert und die ihn schmücken und adeln, weil sie die erhabensten und edelsten sind, die man an seines Gleichen wahrnehmen kann.«

Adele lächelte den so warm und herzlich Redenden freundlich an und nickte beistimmend mit dem Kopf. »Ja,« sagte sie, »Sie haben wohl Recht und auch ich habe das schon oft gedacht, wenn ich, wie ich es so häufig thue, auf dieser Bank vor unserm Löwen sitze. Es ist ganz unglaublich, wie der Künstler es verstanden hat, aus dem so rauhen und schwer zu behandelnden Material ein solches sicht- und fühlbares Leben hervorzuzaubern. In den Zügen des Thieres prägen sich haarscharf und doch weich – es ist eben ein sterbendes Thier und der Tod

glättet ja alle scharfen Linien – die königlichen Eigenschaften der Majestät, der Größe und Stärke, aber auch das Gefühl und Bewußtsein treu durchgeführter Pflichterfüllung aus, auf wunderbare Weise mit dem tiefsten Schmerz vermischt, daß es ihm nicht gelungen ist, mit aller seiner Kraft und Macht den Sieg über das Gemeine zu erringen. So lebt dieser Löwe, obgleich er eben stirbt, doch wieder in dem Gedanken des Beschauers auf, denn man muß unwillkürlich wünschen und hoffen, daß das edle Geschlecht nie ausstirbt, welches sein Blut und sein Leben preis giebt und opfert für Das, dem es sich einmal zu eigen gegeben hat. – Bezweifeln Sie, Herr Halder, was ich so eben sage, oder haben Sie einen Nebengedanken? Denn ich glaube in Ihren zuckenden Mienen Etwas wahrzunehmen, was wie ein kleiner Widerspruch auszusehen scheint.«

»Sie sind eine scharfe Beobachterin,« sagte nun Arnold Halder, »und ich will ehrlich sein und meinen *kleinen* Widerspruch – wie Sie schon im Voraus meinen Gedanken zu nennen belieben – laut werden lassen. Zunächst aber muß ich Ihnen sagen, daß ich dies Menschenwerk, in dem eine heilige Begeisterung für das Schöne, Große und Edle so ganz zum vollen Ausdruck kommt, eben so sehr bewundere wie Sie und ich habe meinem Freunde schon früher meine Meinung darüber zu erkennen gegeben. Es ist wirklich so groß, wie es schön ist, aber ich kann bei seinem Anblick doch nie einen Nebengedanken unterdrücken, vielleicht, weil ich gerade ein Schweizer und

in den staatlichen Principien unseres Vaterlandes auferzogen bin.«

»Aha!« rief Adele lebhaft aus, »ich weiß schon, was Sie sagen wollen und auch darauf wird mir eine Antwort zu Gebote stehen. Reden Sie dreist, wir sind ganz unter uns.«

Arnold nickte ihr freundlich zu und fuhr dann mit halblauter Stimme zu reden fort. »Ja,« sagte er, »Eins fällt mir bei diesem Kunstwerk doch auf und das betrifft seine politische Seite. Es erscheint wirklich wunderbar, daß gerade die republikanische Schweiz den Vertheidigern des Königthums ein solches Denkmal gesetzt hat. Widerspricht das nicht allen unsern mit theurem Blute erkauften Traditionen? Dürfen wir uns noch für wahrhafte Republikaner ausgeben, nachdem wir so viel Kraft, Mittel und Geist an die Verherrlichung einer längst der allgemeinen Beurtheilung verfallenen That verwendet haben?«

Er sah Adele bei diesen Worten mit festem Blick an, der aber allmählig einen verwunderten Ausdruck annahm, als er bemerkte, daß sie ihn mit einem beinahe triumphirenden Lächeln betrachtete.

»Ja,« sagte sie, holdselig nickend, »das ist es, ich habe mir gleich gedacht, daß dieser Einwand von Ihnen erfolgen würde. Allein dies Denkmal athmet bei Weitem mehr den alten ächten Schweizer- also auch den republikanischen Geist, als es im ersten Augenblick erscheinen mag. Lesen Sie nur recht aufmerksam die kurze und doch so schöne Inschrift darüber, und wenn Sie diese beherzigen

und in ihre innere Bedeutung eindringen, dann werden Sie anders und – schweizerischer urtheilen.

›*Helvetiorum fidei ac virtuti!*‹

lautet sie. Und das heißt, wenn man den Sinn dieser Worte allgemein auffaßt, wie ich es thue: die Schweiz, also unser theures Vaterland, hat hiermit nicht nur den Verteidigern des Königthums ein Denkmal gesetzt, sondern überhaupt der Treue, der Ausdauer, der Tapferkeit und Mannestugend aller seiner Söhne. Sie bezieht sich also ganz gewiß nicht allein auf die Kämpfer in jener ereignißreichen Nacht, sondern auf alle Schweizer, in welcher Richtung und zu welcher Zeit ihre *Fides* und *Virtus* auch in Anspruch genommen werden mag. Allerdings mag dem kalt und lieblos urtheilenden Ausländer hier das oft mißbrauchte Wort einfallen: ›Kein Geld, kein Schweizer!‹ allein das kommt mir eben so vor, als ob man bei Betrachtung irgend eines schönen, einem sterblichen Menschen gesetzten Denkmals nicht allein an seine Tugenden, sondern auch an seine Schattenseiten erinnern wollte, deren er gewiß auch wie jeder Mensch gehabt hat. Das aber nenne ich: sich jeden schönen und erhebenden Genuß durch einen düsteren oder bitteren Nebengedanken verkümmern und so weit darf der gerecht und billig urtheilende Kritiker niemals gehen, wenn er sich nicht selbst beschädigen und die Göttlichkeit der Kunst in den irdischen Staub ziehen will. Wenn Sie also die Sache aus diesem Gesichtspunkt auffassen,« fuhr sie mit wärmerer Lebhaftigkeit und stärkerer Betonung fort, »dann, hoffe ich, werden Sie auch als Schweizer mit der Bedeutung

dieses Denkmals zufrieden sein, denn Sie sind gewiß mit mir einer Meinung, daß die *Fides* und *Virtus* der Schweizer noch nicht ausgestorben ist und daß die Söhne jener in Erfüllung ihrer Pflicht untergegangenen Männer jederzeit bereit sein werden, sie zu üben, wo sich Gelegenheit dazu bieten mag. So hat denn auch jene Augustnacht in Paris nur die Gelegenheit zu diesem Denkmal, unsere wackeren Landsleute überhaupt aber haben durch ihr Verhalten zu allen Zeiten und an allen Orten den Stoff dazu geliefert, nicht wahr?«

Arnold war schon lange erröthet und hatte das flammende Auge vor sich hin auf den sterbenden Löwen gerichtet. Es war ihm in diesem Augenblick, wo er Gefühl und Gedanken vollkommen Eins mit der schönen Landsmännin war, nicht möglich, das Auge zu ihr zu erheben, und so sprach er nur mit einem wunderbar sanften Ausdruck der Stimme die einfachen Worte:

»Sie brauchten nicht so viel Kunst aufzuwenden, um mich zu der Erklärung zu bewegen, daß ich mit Ihnen in diesem Punkt vollkommen übereinstimme, denn in Wahrheit bin ich, ein Schweizerkind, schon lange im Stillen von dem Sinn und der Bedeutung dieses Denkmals überzeugt, wie Sie sie eben selbst vor uns entwickelt haben. Ja, Sie haben Recht, auch ich hoffe zu Gott, daß diese *Fides* und *Virtus* unter uns nicht aussterben wird und daß wir Alle, wo wir auch sind und was wir auch leisten mögen, unsere Schuldigkeit nach allen Richtungen erfüllen werden. – Und nun lassen Sie mich noch Eins

bemerken und noch einmal auf die Ursache der bedeutenden Wirkung dieses Bildes von Stein zurückkommen. Ich glaube jetzt zu wissen, worin sie hauptsächlich beruht.«

»Nun,« riefen Adele und Werner zugleich lebhaft aus, »worin beruht diese Wirkung?«

»Sie beruht in der Einfachheit, nicht sowohl der Auffassung des Gedankens, sondern auch der Ausführung desselben, sowie in dem Mangel aller in die Augen fallenden Mittel zum Zweck. Wo eine solche Einfachheit vor unser Auge tritt, da ergreift, da packt sie uns immer, denn mit der Einfachheit geht die Erhabenheit und die Majestät Hand in Hand. Sehen Sie da, jene Fluhwand hat die Natur geschaffen und die künstlerische Menschenhand ist einfach an sie herangetreten und hat aus ihr heraus das herrliche Bild gemeißelt. Da ist kein neben-sächlicher Schmuck vorhanden, jede überflüssige Zierath vermieden, alles irdisch menschliche Beiwerk, was den Haupteindruck so oft stört, ja beseitigt, ist weggefallen und wir sehen geradeaus und allein die Hauptsache, das heißt das, was wir sehen sollen und was den Künstler so göttlich beseelt und begeistert hat. Und damit harmonirt auf das Vollkommenste die einfache Natur, die es umgiebt, denn wie Gott den Fels geschaffen, aus dem das Werk gebildet ist, so hat er auch seine grünen Bäume aus dem Erdboden wachsen lassen, und das ist immer ein Schmuck, der das Menschenherz ergreifen und erheben muß, nie aber jenen ernsten Eindruck, den das Ganze macht, vermindern kann. Indessen . . . «

»Nun, fahren Sie fort,« bat Adele mit Lippen und Augen, da Arnold plötzlich lächelnd schwieg, »Sie sind noch nicht zu Ende – haben Sie doch noch einen Widerspruch?«

»Ja, ich habe einen und diesmal einen gewiß recht begründeten. Denn die eben gerühmte Einfachheit wird, für mich wenigstens, doch durch etwas sehr Ueberflüssiges und Unästhetisches gestört. Drehen Sie sich einmal um und sehen Sie, was da hinter unserm Rücken vorgeht. Passen etwa die Krämerbuden mit ihren Würsten, Liqueuren und Limonaden an einen solchen Ort?«

»Ja, da haben Sie sehr Recht!« rief Adele lebhaft aus, als sie und alle Uebrigen die Köpfe nach den angedeuteten Boutiken zurückgewandt. »Ja, das ist wirklich ein böser Fleck auf das reine Blatt unseres schönsten Kunstwerks. Doch, die Menschen sind einmal daran gewöhnt, überall da dergleichen hinzusetzen, wohin die Kunst oder die Natur eine Menge Zuschauer lockt. Denken Sie einmal an unsere malerischen Berge und Schluchten – finden Sie nicht auch da die Speculation thätig, jeden interessanten Ort auf ähnliche Weise auszubeuten?«

»Ach, unsere Berge!« rief Arnold mit einem sehnsüchtigen Seufzer, »die mögen immerhin eine solche materielle Verzierung entschuldigen, denn wenn man im Schweiß seines Angesichts sich nach einer bedeutenden Höhe emporgearbeitet hat, dann mag eine Erquickung oder sogenannte Herzstärkung wohl nothwendig sein – hier aber, hier braucht kein Mensch eine Wurst zu essen oder ein

Glas Branntwein zu trinken, damit kann er bis zu Hause warten, wohin es Niemand, mag er ein Fremder oder Einheimischer sein, von hier aus weit hat. Nein, ich bin auf das Höchste erstaunt, daß die Obrigkeit von Luzern solchen Makel duldet und daß der ästhetische Sinn der Bewohner sich nicht dagegen sträubt.«

Adele senkte das schöne Haupt und man sah, daß sie sich widerstandslos gefangen gab. Ihre bisher so schweigsame Gesellschafterin aber nahm hier zum ersten Mal das Wort und sagte:

»Sie haben sehr Recht, mein Herr, und wir Luzerner beklagen diese abscheuliche Krämerei tief. Wenn ich darüber zu gebieten hätte, so triebe ich mit scharfer Geißel jene Krämer aus diesem Tempel, wie es einst ein Besserer und Göttlicherer in einem anderen Tempel gethan.«

Die beiden Männer lächelten über den Eifer der liebenswürdigen alten Dame und der Zauber, der alle Herzen und Geister so lange und andachtsvoll an diesen Ort gefesselt, schien gebrochen. Man erhob sich alsbald und wandte sich dem Ausgange zu, als Werner's Auge plötzlich an einem der so mit Recht geschmähten Läden ein Conterfei des Löwen unter Glas und Rahmen am Schaufenster hängen sah.

»Ah,« sagte er halb im Scherz, »essen und trinken will ich hier nicht, aber ein solches Bild will ich mir doch zur Erinnerung an diese schöne Stunde mit nach Hause nehmen.«

Er wollte so eben dem Laden näher gehen, als er sich leise am Arm zurückgehalten fühlte. Betroffen blickte er

sich um und sah nun Adele Irminger's Auge bittend auf sein Gesicht gerichtet.

»Halten Sie ein,« sagte sie leise und winkte dem jungen Mann, mit ihr weiter zu schreiten; »nicht aus dieser Krämerbude, über die wir eben den Stab gebrochen, sollen Sie eine Erinnerung an diese schöne Stunde mit sich nehmen, sondern ich selbst will Ihnen ein Blatt mit dem von meiner eigenen Hand gezeichneten Löwen mit in Ihre Heimat geben.«

»Mein Fräulein,« rief Werner hocheufreut, »Sie überschütten mich mit Güte, womit habe ich eine so große Aufmerksamkeit verdient?«

»Still, still von meiner Güte und Aufmerksamkeit,« lautete die mit holdseligem Lächeln gegebene Antwort, »sonst nöthigen Sie mich, von etwas ganz Anderem zu reden.« Und da Werner sie bei diesen Worten fragend anblickte, weil er nicht verstand, was sie damit meinte, fuhr sie fort, indem sie den Uebrigen voraus mit ihm in die zunächst liegende Gasse schritt: »Haben Sie schon von mir ein Wort über jene Nacht auf dem St. Gotthards-Hospiz gehört? Ich glaube nicht; doch denken Sie darum nicht, daß sie aus meinem Gedächtniß verschwunden ist. Ach nein! Ich liebe eben so wenig wie mein Vater, viele Worte über etwas Geschehenes zu machen, aber Ihnen durch irgend eine That zu danken wahrhaft und ehrlich zu danken, dazu werden Sie mich immer bereit finden. Und nun nehmen Sie zuerst das von mir gezeichnete Portrait unseres Löwen und wenn Sie es einmal im Stillen betrachten, denken Sie – nicht an uns – sondern – an jene Nacht und

dabei sagen Sie sich, daß auch in Luzern zwei Menschen leben, die Alles, was in jener Nacht geschah, niemals – niemals aus ihren Gedanken verlieren werden.«

Als Adele aber eine halbe Stunde später nach Hause kam, nachdem sie sich von den beiden Freunden unter der bestimmten Voraussetzung getrennt, daß sie pünktlich um fünf Uhr zu Tische erscheinen würden, trug sie Fräulein Dubs die Bitte vor, sie bis vier Uhr Nachmittags ganz ungestört zu lassen. Darauf aber begab sie sich in ihr Malzimmer und schloß sich darin ein. Und als sie nun überzeugt sein konnte, daß Niemand sie bis zu der bestimmten Stunde unterbrechen würde, nahm sie ein großes Blatt starken Zeichenpapiers aus ihrer Mappe und begann mit kunstfertiger Hand eine Zeichnung zu entwerfen. Sie mußte den Gegenstand fest im Geiste tragen, denn es gelang ihr jeder Zug und jeder Strich meisterhaft. Ihre Bleistifte fuhren schnell und sicher über das glatte Papier und noch lange vor vier Uhr hatte sie die Zeichnung so ziemlich beendet und beschaute nun mit bescheidener Selbstkritik ihr heimliches Werk.

Es mußte sie wohl sehr befriedigen, denn wiederholt nickte sie mit dem Kopf dazu und ihr rosiges Gesicht nahm einen fast schelmisch lächelnden Ausdruck dabei an.

»Es ist mir gelungen,« sagte sie zu sich, »was ich anfänglich für so überaus schwer hielt. Aber daß ich mich nicht geirrt, beweist dieses Blatt, und nun will ich geschwind das Seitenstück dazu beginnen, um damit die

Probe zu liefern, daß mein Auge gut und meine Hand leidlich geschickt ist.«

Uud abermals nahm sie ein eben so großes Blatt und begann eine neue Zeichnung, die der ersten im Ganzen sehr ähnlich und doch im Einzelnen bei Weitem von derselben verschieden war. Auch diese Zeichnung, obwohl sie fast noch schwieriger zu vollenden schien, brachte sie noch bis gegen vier Uhr zu Stande und auch sie prüfte sie mit haarscharfem Auge, indem sie dieselbe wiederholt mit der ersten verglich.

»Es ist noch nicht ganz so gut, wie jenes da,« sagte sie wieder, »aber ich habe keine Zeit mehr, es heute noch besser zu machen. Indessen soll es morgen geschehen und dann will ich ruhig die Zeit abwarten, bis ich beide Blätter den Augen und dem Urtheil meines Vaters verlegen kann. So, genug für heute, und das war einmal ein recht kunst- und genußreicher Tag.«

Als aber Werner von Altstetten um fünf Uhr mit seinem Freunde zu Tische erschien, überreichte sie ihm das versprochene Bild des Löwen, dasselbe, welches bisher in ihrem Album gelegen. Von den zwei neu gefertigten Zeichnungen aber sprach sie nicht und Niemand hatte eine Ahnung davon, denn sie verschloß sie in ihren Schreibtisch, für jetzt und fernerhin, und von dem Schlüssel dazu pflegte sie sich niemals zu trennen.

DRITTES CAPITEL. DER ABSCHIED.

Nicht weniger von dem gehabten Kunstgenuß beim Löwendenkmal befriedigt als die schöne Tochter des

Herrn Irminger, kamen heute gegen Mittag auch Arnold und Werner zu Hause an. Namentlich konnte Letzterer über das zum ersten Mal Gesehene nicht genug reden und immer wiederholte er seinen Beifall, wobei er in seinem Eifer ganz übersah, daß Arnold nur ein sehr schweigsamer Theilnehmer seiner Lobeserhebungen blieb. Endlich aber, als er zu sprechen aufhörte und das Auge zufällig auf seinen Freund fallen ließ, glaubte er zu bemerken, daß dieser wieder in eine ähnliche Stimmung wie am vorigen Tage gerathen war und sinnend auf und ab schritt, ohne bisher nur ein einziges Wort der Erwiderung hören zu lassen.

»Nun,« sagte Werner da einigermaßen verwundert, obgleich er diesmal schon fast bestimmt wußte, was nun kommen würde, »was hast Du denn schon wieder? Mit welchem neuen und wichtigen Gedanken geht Dein Hirn jetzt um? Denn daß Du etwas dergleichen für mich in Bereitschaft hast, das sehe ich Dir an; dazu kenne ich Dich zu gut.«

Arnold nickte blos, stand plötzlich still, sah seinen Freund durchdringend an und rief dann laut:

»Werner, bester Werner – wann reisen wir?«

Werner lächelte. »Aha,« sagte er, »ich wußte es fast. Also, wann wir reisen? Nun, kurz gesagt, sobald Du willst und wenn es sein muß, noch heute. Auch ich habe nun meine Schuldigkeit gegen Luzern und Luzern hat sie gegen mich gethan.«

»Nein, heute nicht!« erwiderte Arnold nach kurzem Besinnen. »Wir würden ja damit unser Wort brechen, da

wir zu Tisch zu kommen versprochen haben. Aber bald muß es geschehen und so laß uns gleich jetzt den morgenden Tag zu unserer Abreise festsetzen.«

»Gut, ich bin bereit. Aber was treibt Dich denn eigentlich von hier so stürmisch fort? Ist es wieder die Dame, welche Dir – so wenig gefällt?«

Arnold's Miene wurde durch diese verständliche Anspielung auf einen Augenblick zu einiger Heiterkeit bewegt, dann aber sogleich zu seinem vorigen Ernst zurückkehrend, sagte er: »Ja und nein, wie Du willst; sie ist es wenigstens nicht allein, die mich fortreibt. Mir ist zu Muthe, als ab wir etwas Wichtiges versäumten, wenn wir so lange von meiner Eltern Hause entfernt bleiben, und darum reißt es mich fast mit Gewalt von hier fort. Ah, diese Stadt kommt mir beinahe wie eine Art Menagerie vor. Gefährliche Raubthiere, zum Beispiel Löwen, hausen darin und erregen dem Beschauer Zagen und Angst . . . «

»Sind nicht auch einige *Löwinnen* dabei?« warf Werner scherzend hin.

»Ja, ja, auch die – doch scherze nicht mehr damit. Laß uns lieber fort, recht bald, Werner; ich muß zur Ruhe kommen, wieder gescheidte Gedanken fassen können, und in meinem stillen Unterseen werde ich die ganze Luzerner Faselei, die mir hier ein böser Dämon angeweht, bald wieder vergessen haben. Dann sollst Du sehen, wie ich auflebe, wie ich wieder der Alte bin, denn die Luft hier – die abscheulich weiche Seeluft – gefällt mir gar nicht und bekommt mir noch weniger.«

»Nicht, sie bekommt Dir nicht? O, daß Du Dich nur nicht darin täuschest. Andere Menschen gehen ja gerade her, weil sie so frisch und kräftig ist und sie sich darin erholen wollen?«

»Die sind im Irrthum, mein Junge, glaube mir, Sie täuschen sich arg, weil ihnen das faule Schmarotzerleben hier gefällt und eine Art großstädtischen Verkehrs ihrem übersättigten Geist und ihren Gewohnheiten schmeichelt. O, Du wirst ja bald erfahren, wie ganz anders unsre Bergluft im Bernerland ist – komm nur hin, Du wirst Dich über den Unterschied wundern.«

»Gut denn, ich gehe mit Dir. Wann wollen wir fort – ich meine, zu welcher Stunde?«

»Mit dem zweiten Boot, dann sind wir Abends sieben Uhr zu Hause, denn unterwegs halte ich mich nicht mehr auf; die auf unserm Wege liegenden Stationen, zum Beispiel den köstlichen Gießbach am Brienzer See, können wir später noch zur Genüge bewundern.«

»Ich bin mit Allem einverstanden wie immer – also fort, und so packen wir heute Abend.«

»Gott sei Dank!« rief Arnold erleichtert, »daß wir schon an das Packen denken können. Ich dachte wahrhaftig, Du würdest mir Widerstand leisten und das hätte mir doch wehe gethan, da ich Dir so gern gefällig bin.«

»Nicht den geringsten und ich folge Dir gern. Wir werden also heute noch Abschied von dem guten Herrn Irmingier nehmen?«

»Ja, ja, ja! Ich wünsche, er wäre erst genommen und wir Beide wären wieder allein.«

»Das sind wir ja auch schon jetzt –«

»Zum Teufel, nein, das sind wir nicht. Diese Menschen, diese guten, herrlichen, liebenswürdigen Menschen, sind noch bei uns – sie stehen zwischen uns, unter uns, ganz nahe und immer – und das – das muß einmal ein Ende nehmen.«

»Sei nur ein wenig geduldig. In zehn Stunden liegt der Abschied von diesen – zwischen, bei und unter uns stehenden herrlichen Menschen hinter uns und Deine Berge liegen vor uns –«

»Gott sei Dank – meine Berge! O Werner, Werner, mein theurer Freund, wie sehne ich mich nach diesen meinen Bergen!«

Werner sah wohl ein, daß der biedere ehrliche Arnold augenblicklich in einer Stimmung war, der man, schon wegen ihrer Seltenheit, etwas zu Gute halten mußte. Denn in der That hatte er ihn noch nie so gesehen und es mußte irgend Etwas unglaublich schnell und tief auf sein Gemüth eingewirkt haben. Daß er dabei auf der rechten Spur war, glaubte er nur zu leicht zu erkennen und eben so, daß Arnold sich des ihm innewohnenden Gefühls noch nicht klar war und daß sein instinktartig Vorgefühl ihn nur warnte, keine Thorheit zu begehen, die für ihn von bedauerlichen Folgen sein und ihm das ganze Leben verbittern konnte. Und dieser inneren Warnung zu gehorchen, dazu war er Mann genug und so gab er sich alle Mühe, die in ihm aufkeimenden Gefühle zu unterdrücken, sich zu beherrschen und allein die Vernunft walten zu lassen. Die aber trieb ihn vor allen

Dingen von der gefährlichen Klippe fort, in ein glatteres Fahrwasser hinein, und darum eben drang er so lebhaft in seinen Freund, mit ihm so bald wie möglich in seine ruhigen Berge zurückzukehren, da er wußte, daß die Heimat, seine Eltern und die ihn daselbst erwartenden Eindrücke ihn bald wieder auf den richtigen Weg nüchterner Lebensanschauung zurückführen würden.

Um fünf Uhr Nachmittags – und der gefürchtete Abschied war also schon wieder um einige Stunden näher gerückt – begaben sich die Freunde in Herrn Irminger's Haus und wurden wie immer freundschaftlich, ja herzlich aufgenommen. Werner, um seinem Freunde nach Kräften in allen Nöthen beizuspringen, wollte sogleich mit der auf morgen festgesetzten Abreise zum Vorschein kommen, aber es gelang ihm das noch lange nicht. Der alte Herr hatte sie so viel über Dies und Jenes zu fragen, er wollte ganz genau ihre Meinung über den Löwen hören und was sie von den gefährlichen Rissen und Spalten dächten, die mit ihren verborgenen Quellen das schöne Denkmal schon allmählig zu zerstören begannen, daß sie gar keine andere Unterhaltung beginnen konnten, und erst als sie bei Tische saßen und gerade einmal eine Gesprächspause eingetreten war, rückte Werner mit seiner Ankündigung heraus, die auf der Stelle das höchste Erstaunen bei dem alten Herrn hervorrief, während sich seine Tochter, ohne irgend eine innere Regung zu verrathen, ruhig darin zu finden schien.

»Wie,« rief der alte Herr, rasch das Glas wegsetzend, welches er eben zum Munde führen wollte, »Sie wollen

wirklich und nun doch so rasch fort? Also blos der Löwe hat Sie so lange gefesselt? O, ich hatte gehofft, daß unsere Wünsche Sie auch etwas fesseln würden und nun sehe ich, daß ich mich darin getäuscht. Das betrübt mich, meine Herren, in Wahrheit, das betrübt mich sehr.«

Arnold wurde durch diesen die Gefühle des alten braven Herrn so natürlich verrathenden Ausbruch sichtlich gerührt und um den Schlag zu pariren, den er damit gegen seine so bestimmt ausgesprochene Absicht gerichtet sah, sagte er schnell:

»Herr Irminger, verkennen Sie uns und den Entschluß nicht, der uns zu dem Aufbruch morgen bewogen hat. Wir sind Ihnen gewiß sehr dankbar für Ihre uns so vielfach erwiesene Güte und Gastfreundschaft, aber ich habe einen Grund, der mich diesmal rascher als sonst nach Hause zieht. Meine Mutter ist eine ängstliche Frau und ich hatte ihr versprochen, nur zwei oder drei Tage von Hause fortzubleiben. Nun sind es wider Erwarten doppelt so viele Tage geworden und da ich nicht geschrieben habe, was meine Rückkehr verzögert, so möchte sie einen Unfall besorgen, denn Sie wissen ja, die Frauen in unseren Bergen sind immer um ihre Männer und Söhne besorgt, wenn sie irgend einen Gang in die Ferne unternehmen.«

»Ei, da hätten Sie doch an die Mutter schreiben und ihr den Grund Ihres längeren Ausbleibens mittheilen sollen!« versetzte Herr Irminger mit ganz unverholener Aufrichtigkeit.

»Allerdings,« erwiderte Arnold lächelnd, »das hätte ich thun sollen, allein ich war so sehr von allem Neuen und Schönen in Anspruch genommen, daß ich es eben unterlassen habe.

»Ich lasse den Grund, den Herr Halder anführt, gelten,« nahm nun Adele das Wort. »Eine sorgsame Mutter mag die nächsten Ansprüche an ihren Sohn haben, obgleich wir gewiß gern die Herren noch eine Weile in Luzern behalten hätten, wo es noch so manches andere Neue und Schöne zu sehen giebt.«

»Auch Sie sind sehr gütig, mein Fräulein, doch treffen Sie als Frau diesmal das Richtige. Bedenken Sie, Herr Irminger, wie lange meine Mutter mich entbehrt hat und wie weit ich von ihr fortgewesen bin!«

»O, o, ich bedenke es schon!« sagte Herr Irminger, mit einem Male beruhigt und seine Gedanken schon wieder auf einen anderen Punkt richtend. – »Also Sie gehen von hier nur nach Unterseen und in Ihr elterliches Haus?«

»Ja, Herr Irminger, und da wollen wir uns einige Wochen aufhalten, ehe wir weiter ziehen.«

»Nun, dann will ich nichts dawider haben. Da sind Sie ja nicht aus der Welt. Da kann man Sie ja immer finden. Ich werde Sie einmal dort besuchen. Adele hat schon lange Interlaken und die Jungfrau sehen wollen und ich muß nächstens in Geschäften nach Bern reisen. Da giebt es vielleicht recht bald eine Gelegenheit, uns wiederzusehen. Ich werde darüber nachdenken, wie wir das anfangen wollen. Nur um Eins bitte ich Sie Beide. Sollten Sie von Unterseen fortgehen – das kann ja plötzlich kommen

und – eine ängstliche Tante könnte Sie ja auch wo andershin rufen – so bitte ich um eine gefällige Mittheilung Ihres neuen Aufenthaltsortes. Ich habe es dem alten Vater D'Orelli auf dem Hospiz versprochen, seinen Schützling und Neffen nicht aus den Augen zu verlieren, und mein Versprechen pflege ich unter allen Umständen zu halten. Vor allen Dingen aber – und das, meine Herren, bitte ich im Gedächtniß zu bewahren – nehmen Sie keine andere Stellung in irgend einem Geschäft an, als bis Sie mir Ihren Entschluß mitgetheilt und ich Ihnen darauf meine Antwort habe zukommen lassen. Auch dazu habe ich meine Gründe, denn ich kenne alle großen Häuser im Lande und möchte nicht, daß Sie Etwas unternähmen oder begönnen, was gegen Ihren künftigen Vortheil ist. Am liebsten wäre es mir, wenn Sie Ihrem mir mitgetheilten Vorsatz getreu blieben und einstweilen als freie Weltbürger ein Bischen Ihr Leben genössen. Ja, thun Sie das, das ist nützlich und schützt Sie vor allen immerhin möglichen Uebereilungen. Doch nun sagen Sie mir: wann und wie wollen Sie denn nach Unterseen reisen?«

»Morgen früh mit dem zweiten Boot, also um zehn Uhr, fahren wir nach Alpnach,« erwiderte Arnold, auf das Höchste erfreut, da er nun seinem Wunsch so nahe gekommen war. »Von da gehen wir per Post oder sonst wie über den Brüning, steigen in Brienz wieder in's Boot, und so gelangen wir zu guter Stunde nach Hause.«

»Morgen früh mit dem zweiten Boot?« sagte Herr Irminger nachdenklich vor sich hin. »Ei, Adele, fuhr er plötzlich schmunzelnd auf, »wir ist mir denn? Habe ich

morgen früh nicht ein paar Stunden Zeit? Ja, ich glaube es wohl. Nun, Kind, wie wäre es denn, wenn wir eine kleine Spazierfahrt machten und die Herren bis Alpnach begleiteten? Es ist eine ganz hübsche Fahrt bis dahin und gegen ein Uhr sind wir wieder zurück, dann kann ich noch drei ganze Stunden im Comptoir zubringen.«

»Ich habe nichts dagegen,« erwiderte Adele ruhig, so daß nichts an ihr verrieth, ob sie gern oder ungern den Vorschlag des Vaters annahm, »auch ich habe Zeit und fahre recht gern Morgens auf dem See.«

Dabei erhob sie die Augen nicht von ihrem Teller, was recht gut war, denn Arnold warf seinem Freunde eben einen so seltsamen Blick zu, daß dieser beinahe laut gelacht hätte und wider Willen an die gefährlichen Raubthiere in der bekannten großen Menagerie denken mußte.

–

Gegen sieben Uhr, so lange hatte sich das Mahl durch heitere Plauderei hinausgezogen, erhob man sich endlich vom Tisch, dann machte man noch einmal eine angenehme Spazierfahrt wie am ersten Tage und so war endlich die Zeit gekommen, wo die Freunde von dem gastlichen Hause Herrn Irminger's scheiden konnten.

»Ich lasse Sie heute nur so früh gehen,« sagte dieser zum Schluß, »weil wir uns morgen doch noch sehen; ich kann mir denken, daß Sie noch Ihre Koffer in Ordnung zu bringen haben. So leben Sie denn wohl und morgen treffen wir uns am See, da es denn doch einmal geschieden sein soll.« –

Arnold Halder stieß einen tiefen Seufzer aus, als die Thür des Hauses hinter ihm zufiel, und legte seinen Arm fest in den seines Freundes, als sie stumm nach Hause schritten. Am nächsten Morgen aber waren sie schon früh auf den Beinen und nachdem Werner seinen Koffer und Arnold sein Ränzeli in Ordnung gebracht, bezahlten sie ihre Rechnung im »Schwan« und schlugen noch einmal den kurzen Weg nach dem Löwen ein, um auch von ihm auf voraussichtlich lange Zeit Abschied zu nehmen.

Da saßen sie nun wieder auf derselben Bank, auf der sie auch am Tage vorher gesessen, aber das reizende Wesen, mit dem sie gestern so traulich gesprochen, war nicht in ihrer Nähe. Und doch, wer mag es ergründen, wer bezweifeln, war sie ihnen vielleicht näher, als Jemand vermuthen mochte, wenigstens tummelten sich ihre Gedanken oft um sie, mit denen gewiß auch einige Empfindungen verbunden waren.

Lange indessen verhielten sie sich schweigsam, bis Werner laut zu seufzen begann, so daß Arnold verwundert den Kopf nach ihm herumwandte.

»Was hast Du?« fragte er, »wem galt dieser lange Seufzer?«

»Dem armen Löwen natürlich, denn der arme Kerl thut mir leid. O, wie lange mag ihm schon dieser verrätherische Pfeil oder Lanzenschaft im Herzen sitzen und wie lange wird er ihn noch zu tragen haben!«

»O, Du bedauerst ihn ganz vergebens, er fühlt nichts davon, obwohl es so aussieht. Du, obwohl man Dir nichts

anmerkt, trägst einen ähnlichen Pfeil in Deinem Herzen und leidest mehr darunter als er. Habe ich nicht Recht?«

»Du sollst diesmal Recht haben, wenn Du mir gestattest, auch Dich mit zu den Verwundeten zu zählen, der eigentlich am schwersten leidet, da die Wunde so frisch ist und ganz unvermuthet kam.«

»Wenn es so ist und dieser Ort denn doch immer zu so wunderbaren Vergleichen verführt,« sagte Arnold, indem er sich rasch erhob, »so laß uns schnell aufbrechen und in das bunte Leben der Welt zurückkehren, wo die Luft nicht mit so bösen Pfeilen angefüllt ist. Auf, Werner, auf, lassen wir die Pfeile ein für alle Mal in diesem mysteriösen Schatten zurück und lassen wir lieber das Licht des goldenen Tages auf uns wirken. So sage ich Dir denn Lebewohl, Löwe, ertrage geduldig Deinen Schmerz – ich aber, ich, ich will als braver Schweizersohn auch meine Pflicht thun, und wenn ich auch keine Lilien zu vertheidigen habe, wird sich ja wohl etwas Anderes finden, wofür ich kämpfen und bluten kann. Leb' wohl!« –

Als Beide gegen zehn Uhr an die Anlegestelle des Bootes traten und eben ihre gebrachten Koffer und Taschen in Empfang genommen hatten, fand sich Herr Irmingen mit seiner Tochter ein und begrüßte die beiden befreundeten Männer mit aufrichtiger Herzlichkeit. Man sah dem alten Herrn an, daß er sie nur ungern scheiden sah und er war von seinen Empfindungen darüber so in Anspruch genommen, daß er stiller als sonst war und mehr mit liebevollen Blicken als Worten sprach. Seine Tochter dagegen erschien heiter wie immer und so

unterhielt sie zumeist das Gespräch, nachdem sich das Boot in Bewegung gesetzt hatte und in westlicher Richtung dem Alpacher See zusteuerte.

Es war ein herrlicher Morgen. Spiegelglatt lag die blaugrüne Fläche des Sees vor ihnen ausgebreitet, denn nicht der leiseste Luftzug der auf dem Vierwaldstädter See oft so verrätherisch bläst, setzte seine Wogen in Bewegung. Noch viel blauer und eben so klar wölbte sich der Himmel darüber und die Häupter der umliegenden Riesen, vor Allem der sonst fast stets mit Nebel umhüllte Pilatus, blickten unverschleiert von ihren duftigen Höhen herunter, als wollten sie sich den Scheidenden noch einmal in ihrer ganzen Glorie und Schönheit zeigen.

Das Boot war nur mäßig besetzt und so hatten die vier Personen Raum genug, im kleinen Kreise beisammen zu bleiben, in dessen Mitte Fingal aufrecht saß und aufmerksam bald den Einen, bald den Anderen betrachtete, als wolle er fragen, wohin die Reise nun führen werde, die ihn so ganz und gar aus seinen altgewohnten Verhältnissen gerissen hatte und ihm doch nicht übel zu behagen schien.

Wenn man einen Abschied von lieb gewonnenen Bekannten oder Freunden vor sich hat, pflegt man in der Regel stiller als sonst zu sein, da die bevorstehende Trennung immer schon ihre Schatten voraussenden liebt, und hegt man den Wunsch, so lange wie möglich beisammen zu sein, so fliegen die Stunden wie Minuten dahin und die gefürchtete Stunde schlägt, noch ehe man das Ausheben des Seigers vernommen hat.

Von den vier Personen, die sich heute von einander trennen sollten, trennten sich offenbar zwei am wenigsten gern, und das war der alte Herr Irminger und Werner, die sich augenscheinlich lieb gewonnen hatten und sich, ohne es besonders zu äußern, viel näher getreten waren. Sie verhielten sich auch heute am stillsten und gaben sich fast ungestört ihren Gedanken hin, während die beiden anderen Personen, von denen wenigstens eine, wie wir wissen, gern die andere verließ, sich unbetwußt einer größeren Lebhaftigkeit als sonst befleißigten und in der letzten Stunde mehr Stoff zum Reden zu haben schienen, als ihnen seither in einem Tage vorgelegen hatte. Dennoch aber fesselten sie damit die kurze ihnen noch überlassene Stunde nicht, und man war, ohne daß Jemand es zu bemerken schien, schon durch die bewegliche Achenbrücke gefahren und hatte Stanz passirt, als in der Ferne bereits die Häuser vom Alpacher Hafen sichtbar wurden, wo man sich endlich gänzlich trennen mußte.

Da läutete auch schon die Glocke auf dem Schiff und bald darauf lag das schöne Boot fest gekettet am Bollwerk und die vier Personen schritten langsam mit den übrigen Passagieren dem Lande zu.

Arnold und Werner hatten eigentlich die Absicht gehegt, mit der Post über den Brüningpaß bis Brienz zu fahren; hier aber am Hafen stellte sich ihnen ein Kutscher mit einem eleganten Wagen vor, der leer nach Brienz zurückfahren wollte und nicht mehr Lohn beanspruchte, als auch die Post verlangte. Da sie diese Gelegenheit für

überaus bequem hielten, so wurden sie schnell mit dem Kutscher einig und dieser bemächtigte sich mit der solchen Leuten eigenen Hurtigkeit der Reiseeffecten seiner neuen Herren, um sie sorglich auf den Wagen zu packen, ein Vorgang, dem Fingal mit großer Aufmerksamkeit zuschaute, um die seinem Herrn gehörigen Sachen nicht aus dem Auge zu verlieren.

Während dies geschah und Herr Irminger, da das Beisammensein nur noch wenige Minuten dauern konnte, schon Abschied von den jungen Leuten zu nehmen anfang, wandte sich Adele abseits zu Fingal, streichelte ihm den Kopf und sagte so auch ihm ein freundliches Lebewohl.

»Na,« begann der edle Kaufherr seine Rede, »so sind wir also in Alpnach; da steht Ihr Wagen und wir müssen uns schon wieder Lebewohl sagen, da wir uns doch so eben erst willkommen heißen haben. Aber so ist es ja immer im Leben. Doch, machen wir nicht so viele Worte. Grüßen Sie Ihren wackeren Vater, Herr Halder, und sagen Sie ihm, daß er bald von mir hören und, so Gott will, mich auch sehen soll. Und Sie, mein lieber Altstetten, haben Sie tausend Dank für – na, Sie wissen schon – und zuletzt dafür, daß Sie mir Ihren Besuch geschenkt und Ihren wackeren Freund zugeführt haben. Leben Sie wohl und kommen Sie gesund in der Heimat an.«

Er schüttelte Beiden warm die Hände und trat nun bei Seite, dem Wagen zu, um auch seiner Tochter Raum zum Abschied zu lassen.

Sie wandte sich zuerst an Werner und reichte ihm die Hand. »Leben Sie wohl,« sagte sie mit herzlich mildem Ton. »*Meinen* Dank, den auch ich Ihnen schulde, habe ich Ihnen noch nicht abgetragen, aber ich denke, Gott schickt mir noch eine Gelegenheit, daß ich es so vermag, wie ich gern möchte. Lassen Sie es sich gut gehen und bleiben Sie so heiter, wie Sie in den letzten Tagen waren.«

Darauf sich zu Arnold wendend, der mit halb gesenktem Kopfe daneben stand und einem über den See fliegenden Raubvogel nachbltckte, reichte sie auch ihm die Hand, die er auffallend rasch ergriff, und sagte:

»Auch Ihnen wünsche ich eine recht glückliche Reise. Grüßen Sie Ihre Eltern und besonders Ihre gute Mutter von mir und sagen Sie ihr, daß sie künftig nicht in Sorge zu sein brauche, wenn Sie ein paar Tage länger in Luzern bleiben. Sollten wir uns in diesem Sommer noch einmal wiedersehen, so seien Sie überzeugt, daß dies mit derselben Freude von meiner Seite geschehen wird, wie ich mich jetzt selbst bei'm Abschiede freue, Sie kennen gelernt zu haben.«

»Und was soll ich sagen?« fragte Arnold mit einem ganz seltsamen irren Blick.

»Sagen Sie nichts,« rief Herr Irminger, sich wieder nähernd, »und sparen Sie sich Alles bis dahin auf, wo wir uns wieder sehen werden.«

»Da haben Sie Recht!« rief Arnold aufathmend aus, »und glauben Sie mir, daß ich dann einen eben so großen Vorrath von Worten haben werde, als ich jetzt arm an

denselben bin. Leben auch Sie wohl und haben Sie tausend Dank für Ihre Freundlichkeit. Adieu!« –

Sie stiegen rasch in den bereitstehenden Wagen und Fingal, nachdem er den Zurückbleibenden noch einmal die Hand gelect, sprang ihnen nach, denn auch diesmal sollte er, wenn es nicht gerade langsam bergan ging, den weiten Weg nicht zu Fuß zurücklegen.

Vater und Tochter dagegen blieben auf der eingenommenen Stelle stehen und sahen mit wohlwollenden Empfindungen den Reisenden nach, deren Kutscher die kräftigen Pferde zum raschen Laufe antrieb. Als der Wagen sich aber allmählig entfernte, nahmen Beide eine ganz entgegengesetzte Haltung an. Adele, als wolle sie ihren Gedanken so rasch wie möglich eine andere Richtung anweisen, wandte sich nach dem See um, vielleicht um dem Vater dadurch den Ausdruck ihrer bewegten Mienen zu entziehen, vielleicht aber auch, um den Blick mit stiller Bewunderung über den heute so ruhigen Spiegel des blaugrünen Alpnacher Sees schweifen zu lassen, der wie in einem ungeheuren Kessel tief zwischen den ihn umkränzenden Felsketten lag. Ihr Vater dagegen blieb wie angewurzelt an der Landstraße stehen, schaute dem im Staube dahinrollenden Wagen noch immer nach und winkte so lange mit seinem Hute, als er die jungen Männer dasselbe thun sah. Endlich aber, als der Wagen um die erste Wendung der Straße gebogen und so seinen Augen entschwunden war, drehte sich der alte Herr langsam nach seiner Tochter um und indem er mit ihr ruhig nach dem Dampfer zurückschritt, der sie sogleich wieder nach

Hause bringen sollte, sagte er mit einer so wehmüthigen Stimme, daß man ihr anhörte, wie tief seine Empfindungen in diesem Augenblick waren:

»Sie sind fort, Adele, und das thut mir leid, recht leid. Aber es freut mich wieder recht sehr, daß ich mir die Meinung, die ich gleich anfangs von ihnen gewonnen, bestätigen kann: diese beiden jungen Leute rechtfertigen nicht allein das Lob des Geistlichen auf dem Hospiz, sondern sie sind noch mehr werth, als er denkt, denn sie wachsen von Augenblick zu Augenblick, je länger man sie betrachtet. Das ist ein gutes Zeichen und schon darum haben mir Beide außerordentlich wohl gefallen, so daß ich sie am liebsten gleich bei mir behalten hätte. Solche zuverlässige und redliche Menschen findet man nicht alle Tage und überall, und jetzt gestehe ich mir ein, daß ich mich nach ähnlichen schon lange gesehnt habe. Ja, solche Gehülfen könnten mir das Geschäft, das mir alle Tage schwerer wird, bedeutend erleichtern und ich könnte mich, wenn ich sie zur Seite hätte, noch auf meine alten Tage freuen, an meine Ruhe denken und einer heiteren Zukunft entgegensehen. Das ist meine aufrichtige Meinung, mein Kind, und Dir kann ich dieselbe ja wohl anvertrauen.«

Adele hatte sich, diesen Worten ruhig zuhörend, an die Seite des Vaters auf eine Bank im Schiff gesetzt, das so eben seine Glocke wieder zur Abfahrt läuten ließ.

»Wenn Du sie durchaus haben willst,« antwortete sie, unwillkürlich nach der Fahrstraße hinaufblickend, auf der sich die Freunde mit jeder Minute weiter entfernten, »so kannes Dir ja gar nicht schwer fallen, ihrer wieder

habhaft zu werden. Schreibe nach einiger Zeit an sie oder an Deinen alten Freund Halder und theile ihm aufrichtig Deinen Wunsch mit, oder – noch besser – reise selbst nach Interlaken und baue auf dem Grund weiter, den Du in Luzern, wie mir scheint, recht gut zu legen begonnen hast.«

»Ja, ja, das kann ich schon thun und ich werde es auch thun, aber sieh, mein Kind, ich möchte gern ganz sicher gehen, denn eine abschlägige Antwort würde mich schmerzen, wenn ich mit meinem Antrag vor sie hinträte und ehrlich gestehen müßte, daß mein eigener Vorteil mich dazu veranlaßt hat. Aber was meinst Du dazu? Glaubst Du wohl, daß sie geneigt sein würden, meinen Vorschlag oder Antrag mit günstigen Ohren aufzunehmen? Natürlich,« setzte er rasch hinzu, »muß ich ihn an Beide zugleich stellen, denn die trennen sich nicht mehr von einander, so viel habe ich wohl gemerkt. Nun, was meinst Du?«

»Wie kann ich das wissen!« sagte Adele ziemlich leise.

»Wissen! Das glaube ich selbst nicht, aber wie denkst Du darüber?«

»O, ich zweifle kaum, daß sie Deinen Antrag annehmen, wenn Du ihnen eine anständige Stellung bietest. Irgend eine Stelle müssen sie doch endlich annehmen, denn sie können nicht ewig im Lande als Touristen umherschweifen.«

»Hm, hm! Ja, das meine ich auch. Und wie steht es nun damit, Adele – würdest Du mir nöthigen Falles helfen, sie für meine Absichten zu gewinnen? Du weißt ja, wie ich

den Gedanken schon lange gehabt, mein großes Geschäft mit einem jüngeren Compagnon, der mir einen Theil der Arbeit abnimmt, zu theilen, um mich allmählig auf meinen Ruheposten vorbereiten zu können.«

Adele sann sehr ernstlich nach, was sie auf diese seltsame Frage erwidern solle; ehe sie aber eine Antwort gab, that sie noch eine andere Frage, um nachher um so sicherer gehen zu können. »Würden Dir denn diese beiden jungen Männer,« sagte sie; »für die Zukunft zu Compagnons genügen, nachdem Du sie eine Zeit lang etwa als erste Buchhalter beschäftigt und erprobt hast? Du hast mir einmal gesagt, daß Du einen wohlhabenden, ja reichen Compagnon gebrauchst, weil Deine eigenen Mittel einen solchen erheischen, und diese Männer sind ja gewiß nicht reich, denn Du weißt, wie Du mir ebenfalls gesagt, ziemlich genau, wie hoch sich ihr kleines, so seltsam erworbenes Capital beläuft.«

»Ja, ja, Du hast Recht, und ich sage es auch noch, daß es sehr wünschenswerth wäre, wenn mein einstiger Compagnon ein Vermögen hätte, das sich mit dem meinen vergleichen läßt. Aber bedenke, Adele, wo findet sich Reichthum immer mit Fähigkeit, mit Arbeitskraft und gutem Willen zusammen? Und wenn diese Leute, obwohl gerade nicht arm, doch im Verhältniß zu mir unbemittelt sind, so haben sie gerade alle übrigen Eigenschaften, die eine Verbindung mit ihnen äußerst ersprießlich erscheinen lassen. Außerdem aber sagen sie meiner Anschauungsweise vom Leben zu, mit einem Wort – warum soll ich es läugnen – sie stehen meinem Herzen nahe, soll ich

also nicht einmal mein Heil mit ihnen versuchen, da ich mich doch einmal zu irgend einem Gehülften entscheiden muß? Würden sie Dir denn – und ich bitte mir eine ehrliche Antwort aus – für die Zukunft – von den nächsten Tagen ist ja noch keine Rede – würden sie Dir als Hausgenossen zusagen, wenn sich ein günstiges Verhältniß zwischen uns anknüpfen sollte?«

Adele schien einen Augenblick über die zu gebende Antwort mit sich zu Rathe zu gehen; da sie aber fühlte, daß ihr Vater sein offenes Auge fest auf sie gerichtet hielt, so erhob sie das ihre schnell, blickte ihn ruhig an und sagte mit ehrlicher Miene:

»Ja, mein Vater, sie würden mir zusagen und ich habe Dir das neulich schon auf andere Weise angedeutet.«

»Gut, damit bin ich zufrieden – und Du würdest mir auch Deine Hülfe, wenn ich ihrer dazu bedürfen sollte, nicht versagen?«

Jetzt war die Frage nicht länger zu umgehen und so faßte sich Adele kurz und sagte rasch:

»Nein, ich würde sie Dir gewiß nicht versagen, wenn Du mir gestatten willst, daß ich diese Hülfe auf *meine Weise* an den Tag lege.«

»Auf Deine Weise? Was heißt das?«

»Das heißt, daß Du mich schalten und walten lässest, daß Du nichts übereilst, daß Du mich nicht im Geringsten mit in das Spiel bringst und daß Du endlich, wenn ich den besten und leichtesten Weg – etwa zufällig zum Ziele – zu *Deinem* Ziele gefunden haben sollte – auch auf

meine Wünsche ein wenig achtetest und, wie bisher, immer mein guter Vater bleibst, zu dem ich mit eben so viel Achtung wie Liebe von Kindheit an emporgeblickt habe.«

Der Vater hatte die Hand seiner Tochter ergriffen und warm gedrückt; jetzt glänzte eine Perle der Rührung in seinem redlichen Auge und er sagte herzlich:

»Ich verstehe Dich, wie Du mich verstehst, und so haben wir uns ja immer Beide verstanden. Nun ist es gut und nun mag kommen was will, ich bin zufrieden, daß ich wieder mit Dir allein bin, denn nun kann ich mit Dir, wie mit einem alten Freunde, von *unseren* Plänen sprechen und getrost der Zukunft entgegen sehen. O, das ist ein schöner Abschluß von ein paar herrlichen Tagen. Ah, bei Gott – da sind wir schon wieder bei Stanz – sieh, wie schnell die Zeit und der Dampfer läuft!«

Unterdessen hatten die beiden Freunde schon eine ziemliche Strecke ihres Weges zurückgelegt, ohne die geringste Ahnung davon zu haben, was so eben hinter ihrem Rücken über sie verhandelt wurde. Sie saßen ganz gemächlich in ihrem bequemen, so glücklich erhaschten Reisewagen und eben so gemächlich auf dem Rücksitz vor ihnen lag Fingal ausgestreckt, dem es an seinem früheren Wohnort nie so wohl ergangen war wie jetzt. Aber die Freunde verhielten sich merkwürdig schweigsam während des ersten Theils ihrer Fahrt und Beide mochten wohl innerlich bedenken, daß sie so eben einen

recht angenehmen Lebensabschnitt hinter sich gelassen hätten und daß das Freundschaftsband, das sie unvermuthet geschlossen, ein im Ganzen sehr angenehmes und für die Zukunft vielleicht sogar sehr nützlich sei. Doch nein, an diese Zukunft dachte in diesem Augenblick höchstens nur Einer von ihnen, denn Arnold Halder war sogar sehr weit davon entfernt, seine Zukunft mit der des Kaufmannshauses in Luzern in irgend eine Verbindung zu bringen, nachdem er sich in seiner festen männlichen Weise gelobt, für jetzt nur der Gegenwart zu leben und Alles aus seinen Gedanken zu verbannen, was seinen Geist trüben und sein Gemüth beunruhigen könne.

So gab er sich denn auch jetzt schon dem Genuß dieser in der That sehr erfreulichen Gegenwart hin und als er die Berge an seiner Linken sich erheben und die Reize der Gegend, durch die sie fuhren, sich immer deutlicher entfalten sah, raffte er sich, plötzlich wie aus einem Traume erwachend, auf und rief:

»Gott sei Dank! Nun ist mir wieder wohl! Ich glaube, ich bin halb und halb krank gewesen. Ich muß irgend Etwas bei dem leckeren Herrn Irminger genossen haben, was mir geschadet hat aber nun habe ich es ein für alle Mal überwunden und mein Blut strömt frisch und rein wie in früheren Tagen. Ja, Werner, da hast Du Deinen alten lebenslustigen Kameraden wieder und nun schlage die Augen auf, Junge, und sieh Dir einmal so fröhlich wie ich diese herrliche Gotteswelt aus.«

Werner, durch diese Worte ungemein erfreut, reichte dem Freunde die Hand und sagte: »Wenn es so mit Dir steht, dann gratulire ich Dir; solche ungewohnte Krankheit ist unangenehm, ich kenne sie aus eigener Erfahrung. Aber Du hast Recht, die Welt um uns her ist wunderbar reich und schön; sieh doch diese niedlichen Gärten mit ihren blühenden Obstbäumen, und dort die Wiesen mit den wohnlichen Landhäusern – aber halt, was ist das für ein spitzer Berg, der so hoch in die Wolken ragt und so stolz und kühn auf die unter ihm liegenden Häupter herabsieht?«

Arnold schüttelte lächelnd den Kopf. »Wie kann ich Dir alle die Namen dieser Halbgötter nennen,« sagte er scherzend, »ich bin ja hier so wenig bekannt wie Du. Aber im Berner Oberlande, wo die Olympier erster Gattung dicht gedrängt zusammenstehen, da will ich Dir jeden einzelnen Berg nennen, so oft Du mich fragen magst. Und was ich nicht weiß, das wird mein Vater wissen, der steht mit allen Bergen dort auf Du und Du und ich glaube, es giebt ihrer nur wenige, deren schneeige Scheitel oder blanke Eisspitzen er nicht mit seinen Füßen betreten hat.«

»Das ist ja herrlich. O, wie freue ich mich darauf, endlich Deinen Vater und Deine gute Mutter zu sehen! Es muß köstlich sein, sich sagen zu können: siehe, das ist mein Vater und das meine Mutter! Und ich, ich kann das leider schon lange nicht mehr sagen, und meinen Vater habe ich sogar kaum gekannt.«

In diese Richtung wollte der völlig wieder aufgelebte Arnold das Gespräch nicht kommen lassen, und nachdem er nur kurz bemerkt, daß sein Vater ein sehr einfacher Mann und seine Mutter eine ganz schlichte, aber liebevolle Frau sei, lenkte er Werner's Sinn wieder auf die sie umgebende Natur zurück, und die war allerdings schön und großartig genug, um ein empfängliches Gemüth dafür zu gewinnen.

So fuhren sie eben auf der ebenen und oft sich schlängelnden Landstraße längs des stillen und friedlichen Sarner Sees dahin und munter trabten ihre Pferde, denn sie waren frisch und hatten die ganze Nacht in Alpnach geruht, was man nicht oft in der von Reisenden ohne Zahl durchzogenen Schweiz findet. Führte der Weg aber einmal steil bergan, dann verließen die jungen Männer den Wagen und Fingal schloß sich ihnen stets freudig bellend an, als ginge es wieder auf den Schnee und gelte, verirrte und erstarrte Reisende zu finden und zu erquicken.

Aber auch der Sarner See blieb hinter ihnen zurück und der noch viel kleinere und zierlichere Lungern See mit seinen grünen Wiesenmatten schaute blau und still aus seinem tiefgelegenen Thalkessel herauf. Endlich lag auch er schon wieder hinter ihnen und man fuhr mit lautem Schellengeläut und Peitschengeknall in die engen Straßen des stets belebten Dorfes Lungern ein. Hier hielten sie eine Stunde an, um die Pferde sich verschnaufen zu lassen, denn nun ging es schwer den steilen Weg bis zum Brüningpaß hinan. Nachdem sie ihr Mittagmahl verzehrt, das ihnen junge Mädchen in schmucker

Oberländer Tracht auftrugen, und eben als auch die ihnen nachgekommene Post sich schon wieder reisefertig machte, mit der sie zugleich in Brienz eintreffen wollten, um den Postdampfer nicht zu versäumen, stiegen sie wieder ein, bis der steilere Weg sie nöthigte, den Wagen zu verlassen, und so schritten sie langsam den durch grüne Waldungen führenden Weg nach dem Brüning empor, den sie endlich, ganz leidlich erhitzt, erreichten und Arnold nun seinem Freunde die Stelle bezeichnete, wo der so sehnlich erstrebte Canton Bern begann.

»Nun sind wir im Oberlande,« rief er freudig aus, »also in der Heimat! Willkommen, Werner, bei uns! Hier bist Du noch nie gewesen und nun sieh mich einmal an – sehe ich nicht wieder ganz wie der alte Arnold Halder aus, über dessen braunes Gesicht nie eine Wolke von Zweifel und Mißmuth geflogen ist, he?«

»Ja, so siehst Du wieder aus,« entgegnete der Freund, ebenfalls ganz frisch belebt, »und auch ich fühle mich wieder an Deiner Seite recht beglückt.«

»Dazu hast Du auch alle Ursache, und nun soll das rechte Leben erst beginnen, gieb Acht! Du wirst Großes sehen, viel Größeres als bisher und der Löwe – der Löwe von Luzern – wird bald ganz vergessen sein.«

»Aber er kommt wieder in Sicht,« versetzte Werner, leicht auf den Scherz eingehend – »wenigstens die Löwin!«

»Still! Laß sie immerhin kommen! Diesmal trifft sie mich in der Heimat und da soll sie mich gewappneter finden als in der Fremde!«

Werner verzog sein Gesicht zu einem zweifelhaften Lächeln, aber er sagte nichts, um den kaum erwachten natürlichen Frohsinn des Freundes nicht wieder herabzustimmen. –

Vor dem Wirthshause auf der Höhe des Brüning stiegen sie, nachdem der Kutscher die Pferde getränkt, wieder in den Wagen und nun ging es rasch den steilen, immer am Abhange im Zickzack laufenden Weg hinab, so daß es dem unerfahrenen Fremden nicht zu verargen ist, wenn ihn ein Schwindel auf dieser bedenklichen Fahrt überkommt. Weit und immer weiter öffnete sich jetzt zur Linken das schöne grüne Meyringer Thal, durch dessen Mitte die sich überstürzende Aare strömt, die es wie eine blaue Schlange in anmuthigen Windungen durchzieht, und von den altersgrauen Felsen da drüben rauschten aller Orten die Bäche herab, in der Ferne wie silberne Fäden in der Sonne glitzernd, und diese selbst strahlte in voller Glorie auf alle Herrlichkeit nieder, auf die Dörfer und Alphütten, auf die Felsen und Bäche, die Wiesen und Triften, und überall, all überall tönte und sauste ein Klingen und Brausen durch die ätherreine Luft, als ob man in eine neue Welt getreten wäre und ganz neue Stimmen laut würden, die Werner noch nie in seinem Leben vernommen und die sein Ohr berauschten, wie jene Fernsicht sein Auge, so daß er unendlich glücklich wurde und wiederholt seinem frohlockenden Freunde die Hand drückte, um ihm die Empfindungen, von denen seine Brust überschwohll, zu erkennen zu geben.

Da aber schimmerte es mit einem Mal hell wie flüssiges Gold aus der Tiefe herauf. Auf, weit auf that sich das strahlende Wasserbecken des schönen Briener Sees und zu seiner Linken stiegen die riesigen Susten- und Trifthörner mit ihren urewigen Gletschern und daneben das herrliche Haslithal und die althehrwürdigen grauen Felsmassen des weltbekannten Grimselpasses in die Höhe. Geradeüber aber thürmte sich die Faulhornkette mit ihren vielzackigen Gipfeln empor, die sich, allmählig an Höhe abnehmend, nach Interlaken hinabzieht, bis sie an den Fuß der noch viel gewaltigeren Jungfrau und deren riesige Nachbarn stößt, die alle bis tief an die Brust hinab, gleich unbesiegligen Rittern der Natur, mit Schnee und Eis gepanzert sind.

Von nun an ging die Fahrt wie durch ein irdisches Paradies, dem man immer näher kam, bis der Wagen endlich in das Mehringer Thal und auf die gleichnamige Straße gelangte, auf der er in einer kleinen halben Stunde Brienz erreichte, das winzige und doch so betriebsame Oertchen, wo hundert Hände Tag und Nacht beschäftigt sind, jene feinen Holzarbeiten zu schnitzen, die man überall in der Schweiz, an jedem Fenster, in jedem Zimmer, auf jeder Straße sieht. Als der Wagen vor dem Posthause in der Nähe des Bollwerks der Dampfer hielt und die Freunde eben ihren Kutscher ablahnten, trat Arnold Halder schon der ihm bekannte Capitän des Postschiffs entgegen, ein freundlicher intelligenter Mann, den alle Reisenden in der Schweiz, wenn sie ein Herz für wohlwollende Menschen haben, bald kennen und lieb gewinnen lernen. Er

begrüßte den Sohn des hier allbekannten ›Berg-Halder's‹ mit großer Herzlichkeit und er war der Erste, der demselben verkündete, daß zu Hause in Unterseen Alles wohl sei, da er am Tage vorher noch Arnold's Vater zufällig in Interlaken gesprochen, der sich am Hafen alle Tage nach dem sehulich erwarteten Sohn umgesehen hatte. Gleich nach ihnen kam auch die Brüninger und Mehringer Post an, die beide freilich nur erst schwach besetzt waren, da der zugvogelartige Strom der Schweizer Reisenden noch lange nicht zur sommerlichen Ueberfülle angeschwollen war. Alle Reisenden, zusammen höchstens zwanzig an der Zahl, begaben sich nun an Bord des ›Gießbach‹ genannten Dampfers und bald tönte die Glocke und wieder schwammen die beiden Freunde auf dem herrlichen See, nun schon ganz nahe an ihr Ziel gerückt, das da im blauen Duft der Ferne ziemlich erkennbar vor ihren Augen lag. Bald war auch die kurze Strecke nach dem Landeplatz des vielbewunderten Gießbachs zurückgelegt, und hier staunte Werner mit großen Augen einen alten Mann an, der auf dem schneelockigen Haupt einen Schützenhut mit Gemsbart und Adlerfedern trug, im Uebrigen aber in dunkelbraune Bergtracht gekleidet war und um die Schultern, wie die Römer einst ihre Toga trugen, ein prachtvolles Gemsfell geschlungen hatte.

»Was ist das für eine seltsame Gestalt?« fragte Werner seinen Freund, der dem originellen Mann, der den Reisenden Alpenveilchen und Edelweißkränze zum Kauf anbot, mit freundlichem Gruß zunickte. »Wenn er roth

gekleidet wäre, würde ich ihn für Samiel, den Fürsten der Finsterniß halten.«

»Ha, das ist der älteste Gemsjäger im Oberlande,« erklärte Arnold. »Der alte Bursche lebt immer noch und treibt sein Wesen wie in meinen Kinderjahren und dabei putzt er sich noch immer wie ein alter Stutzer der Berge heraus. Gut Glück, alter Freund!« rief er dem greisen Gemsjäger zu, und in demselben Augenblick stieß der Schornstein seinen schwarzen Dampf aus und wieder ging es vorwärts, dem Ende des Sees und dem herrlichen Mittelpunkt des Berner Oberlandes, dem vielgerühmten Interlaken entgegen.

Lustig schaufelte der rüstige Dampfer, von seinem umsichtigen und gefälligen Capitän geführt, am Fuß des schäumenden Gießbachs vorbei in den blaugrünen Kesselsee hinaus und bald schwebte er mitten zwischen den prachtvollen Bergketten dahin, die ihn von beiden Seiten umkränzen. Alles an Bord war durchdrungen von Lust und Freude, alle Augen schauten bewundernd rings umher, und unsere Freunde waren vielleicht die Glücklichsten von Allen, da sie wieder allein beisammen waren und mit warmen Herzen der schönen Heimat Arnold Halder's sich näherten, die sie nun schon dicht im blauen Bergduft vor sich liegen sahen.

VIERTES CAPITEL. DER ›BERG-HALDER‹ UND SEIN HAUS.

Ungefähr in der Mitte des Bödels, dieses lieblichen und fruchtbaren zwischen dem Brienzer- und Thunersee gelegenen Thalbodens, unmittelbar an dem belebten Fahrwege, der durch das alterthümliche Unterseen und das neue prachtvolle Dorf Interlaken von einem See zum andern führt, liegt am Eingang erstgenannten Städtchens ein ansehnliches, rings von Gärten und Obstbäumen umgebenes Haus. Nach alter Schweizerart ist es, obwohl erst seit einigen Jahren erbaut, nur in seinem Untergeschoß aus Steinen aufgeführt, das Stockwerk darüber aber ist ganz aus Holz gezimmert, mit Schindeln belegt, mit einem Ziegeldach versehen und auf allen Seiten mit Balconen, Veranden und Lauben geschmückt, wie es die Schweizer lieben und wie man es in so unnachahmlich idyllischer Weise nur innerhalb ihrer Landesgränzen findet.

Was nun die Lage dieses gemüthlichen Hauses betrifft, dessen Fenster gegen die Sonnenhitze durch grüne Jalousien geschützt werden, so möchte sie an Reiz wohl von wenigen selbst in der Nähe des damit so reich begabten Interlaken übertroffen werden. Betrachten wir zuerst die Seitenfronten, von denen nur die westliche keine Eingangsthür hat, so sieht die südlich gelegene in ein einfaches Gärtchen, das nur wenige Blumenstücke innerhalb grüner von Kieswegen eingefasster Rasenflecke zeigt; die östlich gelegene Thür aber führt, nachdem man einen schmalen nach dem Hardegebirge laufenden Weg überschritten, zu einem benachbarten alten Schweizerhause

und dann durch einen damit verbundenen Garten in die oft genannte und überall wohlbekannte Pension Beausite.

Vor der nördlichen Rückwand dagegen dehnt sich ein weiter mit üppigem Rasen bedeckter Obstgarten aus und im Hintergrunde desselben ragt ein Theil des schönen Hardergebirges mit seinen dunklen Waldungen, seinen Alpen und Sennhütten auf; dem Hause gerade gegenüber aber öffnet sich die trauliche Habkerenschlucht, durch die der stillere Arm der wunderbar blauen Aare rauscht.

Darf man diese Aussicht schon mit Recht schön nennen, so kommt sie doch der der Vorderfront in keiner Weise gleich, denn diese ist in Wahrheit unvergleichlich, sowohl was ihre Großartigkeit wie ihre Schönheit betrifft. Ueber langgedehnte Wiesengründe fort, die nicht allzu reich mit Hütten und Obstbäumen besetzt sind, sieht man drei oder vier mal den blaugrünen Spiegel der gewaltig rauschenden Aare, die vom Briener See her ungestüm ihr Ziel zum Thuner See verfolgt. Jenseits der Aare öffnet sich das Geberg und man sieht in die Wagnerschlucht hinein, die die herrlich bewaldeten Vorberge der Jungfrau, den Rugen von dem Abendberge trennt; hinter dieser Schlucht und zu beiden Seiten von ihr aber steigen nun, wie die Coulissen eines ungeheuren Theaters, die größeren Vorberge der Jungfrau auf; zur Linken die schynige Platte und dahinter der Männlichen, der auf

seiner breiten grünen Fläche hoch erhaben die Wengernalp birgt; zur Rechten der schöne Abendberg, die eiserne Fluh und das Vreneli, hinter deren dunklen Tannenwäldungen sich das im Berner Oberlande höchst gelegene Dorf Mürren versteckt. Mitten zwischen allen diesen steigt, in gigantischen Verhältnissen beginnend, der ungeheure Sockel der königlichen Jungfrau empor, die sich allmählig zuspitzt und mit ihrem schönsten Schmuck, dem ewig weiß glänzenden Silberhorn, so wie mit dem riesigen Gipfel selbst, von dem sich vier ungeheure Gletscher zu Thal ringeln, stolz, erhaben und doch so lieblich in ihrem unnahbaren Trotz in das lachende Thal niederschaut.

In diesem so reizend gelegenen und so wohl gestalteten Hause nun wohnten die Eltern unsers Freundes Arnold Halder; in diese stille und hehre Einsamkeit hatte sich sein Vater, nachdem er manchen Lebensdruck und Drang rühmlich bestanden, zurückgezogen. Hier waltete die sorgsame Hausfrau, die liebevollste Mutter und Gattin, immer bereit, zu helfen und zu dienen, mit Rath und That, wo sie nur konnte, und selten verließ sie ihr Haus, das auch in allen Winkeln und Ecken ihre stetige Anwesenheit verrieth, denn nirgends wohl konnte man einen so sauberen Haushalt und eine in ihrer Einfachheit doch so schmuckvolle Einrichtung sehen, wie bei ihr.

Die Eltern Arnold's waren noch nicht gar alt, der Vater einige fünfzig Jahre, die Mutter um einige Jahre jünger. Sie war eine feine, schlanke Frau, zart gebaut, etwas bleichen Gesichts und anscheinend so schwächlich, daß

Niemand, der sie zum ersten Mal und neben ihrem Sohn Arnold sah, glauben konnte, daß sie die Mutter eines so heldenmäßig gebildeten, so kräftigen und hochgewachsenen Sohnes sei.

Der Vater Arnold's, bei dem wir wohl etwas länger verweilen müssen, war auch kein allzu robust aussehender Mann, im Gegentheil, er sah auf den ersten Blick und wenn er ruhig saß und arbeitete, etwas angegriffen aus, wozu vielleicht sein bereits schneeweißes Haar beitrug, das er aus dem ganz glatt rasirten Gesicht kühn emporgestrichen trug. Allein sobald er sich regte und bewegte, und namentlich wenn er ging und dabei sprach, nahm seine mittelgroße Gestalt eine unerwartete Rüstigkeit an. Sein Schritt war so elastisch und frisch wie der eines Jünglings, seine offenherzige Rede munter und lebhaft, leicht zum Humor geneigt, und wer dann sein braunes Auge unter den starken Brauen lebhaft blitzen sah, der erkannte wohl, daß ein kühner und lebhafter Geist in diesem Kopfe wohnte und daß sein weißes Haar keine Folge des Alters oder irgend einer leiblichen Gebrechlichkeit war. Ja, dieser Mann war, wenn er sich bewegte, wie aus stählernen Springfedern zusammengesetzt; wohl entbehrten seine Glieder alles überflüssigen Fleisches und Fettes, aber seine Muskeln und Sehnen waren gehärtet und so war es natürlich, daß Keiner wie er die Strapazen des Bergsteigens überwinden konnte, was ihm schon in früherer Zeit den Namen des ›Berg-Halder's‹ eingetragen hatte.

Was die Vergangenheit dieses seltenen Mannes betrifft, so war er früher eidgenössischer Kriegs-Commissair zu Bern mit dem Range eines Oberstlieutenants gewesen, welches Amt er mit vielem Geschick verwaltet und in dem er sich eine große Zahl von Freunden erworben hatte. Gegenwärtig hatte er den Dienst mit dem Character eines Obersten quittirt und sich, wie so viele Schweizer Militairs, einem gewerblichen Fache gewidmet. Er war erster Buchhalter in einer Parqueteriefabrik und in derselben von fünf Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends thätig, wobei er noch viele andere Geschäfte besorgte, womit ihn das unbedingte Vertrauen seiner Landsleute und Nachbarn beehrte.

Nur Sonntags war Arnold Halder – denn diesen Namen führte der Vater wie der Sohn – ein durchaus freier Mann und diese Freiheit, in der er sich durch kein Geschäft stören ließ, benutzte er in einer Richtung auf das vollkommenste. Denn des Sonntags, im Sommer wie im Winter, im Frühjahr wie im Herbst, ergab er sich mit ganzer Seele seiner leidenschaftlichen Liebhaberei, dem Bergsteigen und Wandern, und bei jedem Wetter, dem er ohne Nachtheil für seine Gesundheit trotzen gelernt, sah man ihn in den Bergen umherklettern, von den höchsten Punkten seiner Heimat die große Gottesnatur bewundernd und neue Stellen aufsuchend, die er seinen Landsleuten und Fremden als erfreulich und lehrreich schildern konnte.

Als Bergsteiger war er daher in seiner Heimat und noch weiter hinaus berühmt geworden, und das mit Recht. Er hatte ganz wunderbare Touren in die Gebirge

unternommen, meist allein oder nur von seinem kleinen schwarzen Wachtelhunde Ami begleitet, und es klingt unglaublich, daß er die Fähigkeit besaß, dreißig Stunden hinter einander und nur kurze Zeiten dazwischen ruhend, über Berge zu klettern und durch Thäler zu dringen, wozu ein geübter Tourist oft vier oder fünf Tage gebrauchte.

Durch diese anhaltenden Fußtouren hatte er sich eben so gegen alle Einflüsse der Witterung abgehärtet, wie sich rüstig und jugendfrisch erhalten, und diese Jugendfrische lag in dem Ausdruck seines kühnen Gesichts, seiner klugen Augen und der etwas tief gefurchten, von der Sonne verbrannten Wangen – ein Gesicht, das wir ein ächtes Berg- und Schweizergesicht nennen möchten, da ihm der freie Character und das markig energische Wesen seiner Heimat in unanslöschlichen Zügen ausgeprägt war.¹

So also waren die Eltern Arnold Halder's, des Freundes Werner von Altstetten's beschaffen, und nachdem wir

¹Wenn es einer Entschuldigung bedarf, daß wir längere Zeit mit sichtlicher Vorliebe bei der Schilderung dieses Mannes verweilten, der eigentlich nur eine unbedeutende Rolle in der Entwicklung unserer Erzählung spielt, so glaubten wir dazu verpflichtet zu sein, weil der Oberst Halder ein Mann ist, der aller Beachtung der nach Interlaken Reisenden werth ist. Er ist daselbst so mit seinen Bergen und ihren sehenswürdigen Schönheiten verbrüdet, daß wenigstens wir uns Interlaken nicht ohne ihn zu denken vermögen. Er ist nicht allein der Schöpfer, wenigstens der intellectuelle Urheber so vieles Schönen daselbst, nicht nur der Anreger zu neuen Niederlassungen in der reizvollen Umgegend, wie er denn auch den herrlichsten Punkt in der

dieselben dem Leser im treuen nach der Natur gezeichneten Conterfei vorgeführt, wollen wir in unserer Erzählung weiter vorschreiten.

Es war an dem von uns bezeichneten schönen Maitage Abends kurz nach sechs Uhr, als wir den Oberst Halder, der eben sein Berufsgeschäft beendet, mit seiner Frau Susan in der gemüthlichen Laube, dem aus Holzgetäfel bestehenden Anbau seines Hauses, am Tische sitzen und sein einfaches Abendbrod verzehren sehen.

Die beiden Gatten waren wie gewöhnlich allein, nur der unzertrennliche Gefährte des Obersten, sein kleiner

Nähe, die Heimwehfluh auf seinen Streifereien entdeckt und mit Hülfe des einsichtsvollen Oberforstbeamten geschmückt und für bequeme Fußgänger gebahnt hat, sondern er ist zugleich auch ein sinniger Naturfreund und allbekannter Bergsteiger, der mit Aufopferung seiner kostbaren Zeit immer bereit und willig ist, Jedermann Auskunft oder Rath zu ertheilen, der nur desselben zu seinen Zwecken bedürfen mag. Ueberdieß ist er des Schreibers dieser Zeilen lieber Freund, und wie wir ihm zumeist den Stoff zu dieser Erzählung verdanken, so verdankten wir ihm schon früher eine Fülle von Genüssen und Erfahrungen, die uns ohne ihn ewig unzugänglich geblieben wären. So wird auch jeder Gebildete, der in seine Berge kommt und sein trauliches Haus an der von uns bezeichneten Stelle besucht, ihn immer bereit finden, ihm in jederlei Noth mit Rath und That beizustehen, und darum ist er wohl einer so umständlichen Erwähnung werth, zumal ja so viele Leser dieses Buches, die Interlaken besuchen, in die Lage gerathen könnten, sich eines Mannes zu erinnern, der wie kein Anderer geschaffen und geschickt ist, den Fremden zu belehren und ihm mit der gemüthlichsten Liebenswürdigkeit in allerlei Dingen nützlich zu sein.

schwarzer Wachtelhund Ami, saß zwischen ihnen und in ihrer Nähe auf einer Kletterstange ein buntgefiederter Papagei, den ihm sein Sohn erst vor wenigen Monaten aus Rio zum Geschenk mitgebracht und der mit leiser Stimme fortwährend seinen: »Guten Abend, Herr Oberst!« in portugiesischer Mundart vor sich hin plauderte.

Die beiden einsamen Gatten hatten so eben ihr Abendbrod verzehrt und tranken nur noch ein Gläschen vaterländischen Weins, wobei die Mutter sinnend vor sich niedersah, der Oberst aber in einer Zeitung las, die er eben durch den Postboten erhalten hatte.

Wiederholt hatte das sanfte Gesicht der Frau Halder sich zu dem kräftigen Antlitz ihres Mannes emporgehoben, als erwarte sie, daß er von seiner Lectüre aufblicken und mit ihr reden werde, allein da der Hausherr ein eifriger Politiker, wie fast alle Schweizer, war und eben eine interessante Nachricht gefunden zu haben schien, so regte er sich nicht von der Stelle und setzte ununterbrochen seine Beschäftigung fort. So mußte denn die Hausfrau, der nur ein einziger Gedanke jetzt schwer auf der Seele lag, schon zu anderen Mitteln greifen, um die Aufmerksamkeit des Lesenden zu erregen, und das that sie, indem sie sich räuspernd sagte:

»Es sind doch keine Unglücksfälle in der Zeitung mitgetheilt, Halder?«

Der Oberst schlug sein intelligentes braunes Auge auf und sah seine Frau groß an. »Unglücksfälle?« fragte er, sich dabei, wie er immer im Hause und im Kreise der

Seinigen that, der ländlichen Schweizer Mundart bedienend. »Wie kommst Du darauf? Gottlob, es fallen bei uns weniger Unglücksfälle als in anderen Ländern vor, obwohl die Gelegenheit dazu viel häufiger geboten ist als anderswo.«

»Das meine ich eben – und ich dachte dabei an unsern Arnold, Halder. Denn es ist mir unbegreiflich, wo er so lange bleibt, da er doch nur höchstens drei Tage fortbleiben wollte. Nach Luzern kann er in einem halben Tag und nach dem Gotthard auch in so viel Zeit kommen – und zurück kann er doch auch nur eben so viel Zeit gebraucht haben.«

Kaum hatte die Mutter den Namen ihres Sohnes genannt, so erhob sich der Oberst, ging einige Schritte in dem engen Raum hin und her und sagte, als jene ausgesprochen:

»Du hast schon Recht, Susan, aber Du bedenkst nicht, daß er sich auf dem Hospiz von seiner Wanderung ausruhen muß. Ueberdies kann man nicht wissen, wie dort das Wetter ist und ob sein Freund sogleich reisefertig und Willens war, ihn hierher zu begleiten.« Und dabei trat er an's Fenster und blickte nach dem Wolkenzug über der Jungfrau und dem Mönch, dem zunächst gelegenen Nachbar jener hinauf, als wolle er darauf auf das Wetter im Südwesten schließen, was, wie er selbst am besten wußte, ein sehr kühner und wenig zuverlässiger Schluß war.

»Eben, an das Wetter auf dem schneeigen Gotthard dachte ich,« erwiderte die Mutter, »und darum eben ängstige ich mich.«

»Das ist eine unnütze Sorge,« lautete die mit Zuversicht gegebene Antwort; »überall, wo er auch sein mag, unser Junge, ist er in Gottes Hand, Susan, und mich will es bedünken, als ob Du weniger Sorge gehabt hättest, da er jenseits des Meeres war, als jetzt, wo er uns so nahe ist.«

Frau Halder, schon durch diesen Zuspruch halb beruhigt, seufzte leise aus, bevor sie erwiderte:

»Wie ich mich damals geängstigt, weißt Du nicht und ich habe es Dir mit vieler Ueberwindung standhaft verborgen; jetzt aber kann ich nicht mehr schweigen, denn meinen Sohn jetzt zu verlieren, nachdem ich ihn erst mit Gottes Beistand aus großen Gefahren wiedergewonnen, das ist ein Gedanke, den ich nicht fassen kann.«

»Aber Susan, so sei doch vernünftig! Was für Gefahren bedrohen ihn denn im Mai und in der Heimat? Das Bischen Berg da hinauf ist doch wahrhaftig nur Kinderspiel –«

»Für Dich, ja, aber nicht für ihn, der an das Gebirge und seine Schrecken nicht gewöhnt ist.«

»Sorge ohne Noth, ohne alle Noth, Susan! Mir ist gerade sehr freudig zu Muthe und ich denke immer, heute muß der Junge mit seinem Freunde kommen. Lore,« rief er den Papagei an, indem er ihm näher trat, »sprich, kommt heute Dein Herr?«

»Guten Abend, Herr Oberst!« krächzte der Vogel und schlug hastig die schönen grünen Flügel zusammen.

»Da hast Du es!« rief der Oberst gut gelaunt. »Er läßt ihn schon guten Abend sagen und nun ist er gewiß nicht weit von uns entfernt. – Sind Deine Vorbereitungen in Betreff der Wohnung der jungen Leute beendet?«

»Schon lange, Arnold, und sie können sich gleich zu Bett legen, wenn sie kommen und sonst der Ruhe bedürfen.«

»Oho! Das wäre nicht nach meinem Geschmack! Erst müssen sie erzählen und ich muß mir den Altstetten einmal durch die Lupe besehen. Ich bin ganz erstaunlich neugierig auf den weichherzigen Menschen!«



Der brasilianische Papagei hatte mit seinem »Guten Abend, Herr Oberst!« nur um eine Viertelstunde zu früh die Ankunft seiner halben Landsleute verkündigt, denn während die Eltern so liebevoll über den erwarteten Sohn und seinen Freund sprachen, waren diese gar nicht mehr weit von ihnen entfernt. Um aber zugleich mit ihnen in die schöne Heimat einzuziehen, kehren wir auf einige Minuten zu ihnen zurück und zwar in dem Augenblick, als der Dampfer, der sie von Brienz brachte, am Ausgang des Brienzer Sees wendete und nun langsam mit seinem Steuerende zuerst in die blaue Aare einfuhr.

Werner stand dicht neben seinem Freund und betrachtete mit hochschlagendem Herzen die wunderbaren Naturgemälde, die sich ihm hier in rascher Aufeinanderfolge eines nach dem saubern entwickelten Rechts zogen ihn zumeist die schöne Ruine von Golzwyl auf kegelförmig grüner Felsspitze und dann gleich darauf das idyllisch gelegene Schweizerhaus Felsenegg an. Links aber baute sich das ganze große Bergpanorama auf, welches wir schon bei dem Hause des Obersten beschrieben haben. Nur entwickelte sich, vom Schiff aus gesehen, das Ganze allmählig, und als ob es lebendig wäre und Eins aus dem Andern hervorginge, rollte sich die reizende Scenerie wie in Bewegung begriffen ab. Zwar waren die ungeheuren Schneefelder der Jungfrau und ihr klar in den Abendhimmel ragender Gipfel nur einen Augenblick sichtbar, aber dafür hafteten der malerisch bewaldete und grün beraste Abendberg und der liebliche Rügen, auf dem sich das herrlich gelegene Gasthaus ›Jungfraublick‹ erhebt, um so länger vor ihren Augen.

Aber da läutete die Glocke des Dampfers schon, die Landestelle war erreicht und kräftige Hände waren in Fülle bereit, ihn am Bollwerk festzulegen und die Brücke nach dem Lande herzustellen.

Werner schaute lächelnd in das vor seinen Augen sich alsbald zeigende Gewühl hinein. Zahllose Wagen standen am Platze vor der Landestelle bereit, bunte Schilder an allen Seiten zeigend, um auf die Gasthäuser und Pensionen hinzudeuten, denen sie angehörten. Indessen diese

sowohl, wie auch anderes Fuhrwerk hatten sich in Erwartung vieler Fremden bedeutend getäuscht. Der ›Gießbach‹ hatte nur wenige mitgebracht und von diesen wenigen gingen sogar noch ein gut Theil zu Fuß nach dem nahegelegenen Ort.

Arnold übergab sein und Werner's Gepäck einem ihm bekannten Träger, dann nahm er des Letzteren Arm und, von Fingal ruhig gefolgt, dem alle Hunde respectvoll aus dem Wege gingen, leitete er ihn nach der schattigen Allee, die nach Interlaken hineinführt und wie die alten Nußbäume des berühmten Höheweges eben im frischesten Frühlingskleide prangte. Zum Sprechen war noch nicht viel Gelegenheit, denn die betrübt vorüberfahrenden Kutscher ließen ihren ganzen Groll über das Mißlingen ihrer Mühe durch ein unaufhörliches Peitschengeknall aus und erst als die lange Reihe an den Fußgängern vorüber geeilt, sagte Arnold zu dem sich eifrig umschattenden Freunde:

»Ich mache Dich darauf aufmerksam, daß Du Interlaken noch fast gänzlich leer findest und so bekommst Du heute keinen Begriff von dem Getümmel, welches in einigen Wochen hier herrschen wird. Erst im Juni rücken die Gäste merklich an und im Juli und August sogar erst erreicht Interlaken seinen sogenannten Glanzpunkt in Bezug auf die Geselligkeit und Fülle seiner zeitigen Bewohner. Sieh, alle diese großen Gasthäuser haben bereits ihre

Salons geöffnet und ihre Blumen vor den Thüren hauchen schon ihre aromatischen Düfte aus, aber die Zimmer sind fast alle noch leer und die armen geplagten Kellner können sich noch behaglich im Schatten der Bäume ruhen.«

Wie Arnold sagte, so verhielt es sich fast durch das ganze reizende Interlaken hindurch, nur einzelne bevorzugte Gasthäuser, vor allen das große Victoria-Hotel, gerade der Jungfrau gegenüber, zeigte bereits einige Dutzend Gäste, die in den Gartenanlagen davor lustwandeln und die prachtvolle Aussicht in größter Bequemlichkeit genossen.

Etwas eiliger gehend, je näher er dem elterlichen Hause kam, zog Arnold Werner durch diese in der That grandiose Straße, die immer zur Linken die Aussicht auf die Riesenberge behält, vorwärts. Werner war über Alles, was er sah, auf das Höchste erstaunt, denn so große und prachtvolle Häuser, wie in dieser Straße standen, hatte er nie auf einem so engen Raum beieinander gesehen.

So erreichten sie allmählig das Ende des »großstädtischen Darfes,« überschritten die Aarbrücken und bogen endlich in das alterthümliche Unterseen ein, das sich mit seinen verfallenen, ruinenartigen Markthäusern in ganz seltsamem Contrast unmittelbar an das prächtige Interlaken anlehnt.

Gleich hinter dem Marktplatz kamen sie an einem großen Steinhouse mit grünen Fensterläden vorbei und dies bezeichnete Arnold seinem Freunde als das Geschäftslocal seines Vaters und er zeigte ihm das Zimmer

zu ebener Erde, in welchem der fleißige Mann zu arbeiten pflegte. Rasch aber weiter vorschreitend, traten sie nun auf die nach dem Thunersee führende Straße und bald standen sie vor der mit Weinlaub und Schlinggewächsen bedeckten Pension Beausite, deren Vorgarten auch schon im blühendsten Flor war, aber ebenfalls erst wenige Gäste zeigte.

Vor dieser Pension stand Arnold eine Weile still und begrüßte den vor der Thür stehenden Wirth, Ruchi *senior* oder *père*, wie er hier heißt, da sein ältester Sohn der zeitige Besitzer des großen Victoria-Hotels ist.

»Es ist Alles bei Ihnen wohlauf, Herr Halder,« sagte der freundliche Wirth, »und Sie werden auch den Vater zu Hause finden, der um sechs Uhr hier vorübergegangen ist.«

»Liegt Deines Vaters Haus denn so nahe?« fragte Werner den froh blickenden Freund, als dieser jetzt rasch weiter schritt.

»Du hast es schon vor Dir – sieh da! Erkennst Du unsern Papagei am Fenster der Laube nicht, den wir selbst mit über das Meer gebracht?«

Werner verstummte und blickte erfreut auf das reizende Schweizerhaus, in dem er nun selber wohnen sollte; aber da stand Arnold schon wieder still und hielt ihn am Arm.

»Warte einen Augenblick,« sagte er. »Noch hat mich Niemand gesehen, aber sie sollen mich gleich hören.« Und laut »Ami!« rufend, sah er nach der Thür des Hauses

hin, aus der auch sogleich der kleine schwarze Hund hervorgesprungen kam, zuerst den zurückgekehrten Sohn des Hauses mit lautem Gebell begrüßend und dann auf der Stelle mit Fingal Freundschaft schließend, der großmüthig wie immer mit der ihm angeborenen Grandezza auf den kleinen Landsmann niederblickte.

Jetzt dauerte es nur noch wenige Secunden, da kam, schnell wie ein Pfeil vom Bogen fliegt, die Mutter, die mit einem Schlage alle ihre Sorgen schwinden fühlte, die Treppe herunter geeilt und stürzte sich dem geliebten Sohn in die Arme, herzliche Worte sprechend und ihn mit Liebkosungen überschüttend, wie damals, als er eben aus Rio zurückgekehrt war. Bedächtiger hinter ihr her aber, das männliche Gesicht gleichwohl von Freude überstrahlt, kam der Oberst in seinem gewöhnlichen leichten Sommerrock geschritten, und während die Mutter noch den Sohn begrüßte, streckte er seine Rechte dem Freunde desselben entgegen und schüttelte die ihm dargereichte Hand kräftig und warm.

»Seien Sie uns willkommen Herr Altstetten!« lautete seine erste Anrede. »Von ganzem Herzen willkommen! Wir haben Sie schon lange erwartet. Und nun – da haben Sie auch meine Frau und verzeihen Sie ihr, daß sie sich zunächst ganz allein mit ihrem ›Jüngsten‹ beschäftigt, der zugleich auch ihr ›Aeltester‹ ist.«

Werner, sobald er den freundlichsten Gegengruß gesprochen, stand freudig bewegt vor der zärtlichen Scene zwischen Sohn und Mutter, und jetzt trat auch diese zu ihm heran und sprach herzlich begrüßende Worte. Dann

aber lief sie hastig in die Wohnung zurück und nahm dem die Freunde begleitenden Träger den Koffer und die Ränzel ab, um sie sofort, wie es einer die Ordnung liebenden Hausfrau geziemt, an Ort und Stelle unterzubringen.

Unterdessen aber hatten die beiden jungen Männer schon mit dem Hausherrn am Tisch in der oberen Laube Platz genommen, der bald mit Speisen und Wein besetzt wurde, denn nach solcher Reise, meinte die von Freude lebhaft erröthete Mutter, werde ein kleiner Imbiß wohl-schmecken.

Das bewiesen sie denn auch durch die That und bald kam das Gespräch dabei in flüssigen Gang, wie es natürlich war, wo so viel zu erzählen und zuhören vorlag. Erst als Arnold und Werner Alles berichtet, was vorläufig zu berichten war und auch die freundlichen Grüße von dem so zufällig mit ihnen bekannt gewordenen Herrn Irming-er aus Luzern überbracht hatten, die der Oberst mit be-haglichem Lächeln entgegennahm, und nachdem er seine Freude ausgedrückt, daß er den alten Freund bald einmal wiedersehen werde, sagte er zu Werner:

»Nun also, mein lieber Freund, – denn da Sie der beste Freund unsers Sohnes sind, sind Sie in gleicher Weise der unserige, – sind Sie bei uns und da sollen Sie bleiben, so lange es Ihnen gefällt. Wie Sie sehen, machen wir keine Umstände, überhaupt lebt hier Jeder nach seinem Ge-schmack – wir, und so auch Sie. Allerdings müssen Sie sich in unsere regelmäßige und einfache Hausordnung fügen lernen und das hat auch Arnold gemußt, als er

neulich kam, denn bei uns geht Alles nach dem Schnürchen, weil ich viel auf meinem Comptoir zu thun habe. Nun, das kennen Sie ja aus eigener Erfahrung. Nur Sonntags stehe ich Ihnen den ganzen Tag zu Diensten und da, hoffe ich, werden Sie und Arnold mit mir oft in die Berge wandern, wo ich alsdann zu Hause bin, wie hier in der Wache. Leider muß ich des Mittags Punkt zwölf Uhr essen, weil ich nicht anders Zeit habe und mein Comptoir mich schon um ein Uhr wieder verlangt; und da das keine passende Speisestunde für Sie und meinen Sohn ist und Sie es Beide anders und gewiß auch besser gewohnt sind, als wir es Ihnen bieten können, so haben wir das Uebereinkommen getroffen, daß Sie und Arnold um zwei Uhr in Beausite an der Wirthstafel speisen. Da haben Sie überdies mehr Unterhaltung als hier, es kommen bald von allen Seiten die Fremden an und da giebt es Augenweide und Herzstärkung in Fülle. So also lautet unsere Verabredung in Bezug auf das Mittagessen. Das Frühstück aber nehmen wir hier gemeinschaftlich ein, wenn Sie so früh aufstehen wie ich, denn ich wandere Winter und Sommer um fünf Uhr schon über die Berge dort nach meinem Comptoir, da ich doch einige Bewegung im Freien haben und frische Luft schöpfen muß. Abends aber können Sie mit uns oder wo anders speisen, wie es Ihnen beliebt und ich sehe es voraus, daß Sie mit Arnold tüchtig umherstreifen werden, was ich nur billigen und wünschen kann. So sind Sie also durch nichts gebunden und wir eben so wenig. Freiheit muß sein auf den Bergen wie im Haus und das soll das Motto unserer näheren

Verbindung sein. So werden Sie sich bald in Ihre neue Lagen schicken lernen und wieder ein freier Schweizer unter Schweizern sein. Und was nun das Andere betrifft« – und hierbei nahm sein braunes Auge einen ernsteren Ausdruck an – »ich meine, was Sie sonst noch auf dem Herzen haben, und was eigentlich nicht mehr dahin gehört – Sie verstehen mich – so soll der kleine Rest von dem alten Kummer bald gehoben sein. Denn wenn Sie einmal erst mit mir in die Berge gestiegen sind und Gottes große und reiche Welt in ihrem vollen Glanz gesehen haben, dann werden Sie sich wundern, wie rasch das alle Flecken aus der Seele wäscht und alle irdischen Sorgen mit dem Winde verweht. Anfangs machen wir natürlich nur kleine Touren da und dort hinauf, allmählig aber gehen wir zu größeren über und im Juli und August, wenn erst die Schneeberge gangbar sind, dann wollen wir auch diesen einen Besuch abstatten, damit Sie die Ueberzeugung erlangen, daß Ihr Gotthard nicht allein damit gesegnet ist. – Aber sehen Sie doch Ihren prächtigen Hund da – kaum spreche ich vom Schnee und vom Gotthard, so sieht er mich groß an mit seinen frommen Augen, als ob er verstände, was ich spreche. Haben Sie den vom Gotthard mitgebracht?«

Die Freunde berichten, was sich zunächst auf den Hund bezog und Werner bat um Entschuldigung, daß er das große Thier mit in das gastliche Haus gebracht.

»Darüber verlieren Sie kein Wort,« sagte der Oberst. »Ich bin ein Freund der Thiere wie der ganzen Natur und einen solchen Hund habe ich mir lange gewünscht. Heda,

Fingal, Du bist mir auch willkommen, und nun laß uns gute Freunde sein!«

Fingal erhob sich, als ob er ihm antworten wolle, aus seiner ruhenden Lage, legte eine seiner Vorderpfoten auf das Knie des weißköpfigen Mannes, und dieser streichelte ihm leise den Kopf, wodurch die neue Freundschaft besiegelt war.

Als nun der Oberst aber einige Minuten sich entfernte, um aus seiner Wohnstube Cigarren für die Männer zu holen, da er als Nichtraucher nie damit versehen war, wandte sich Werner an Arnold's Mutter, während Letzterer zu seinem Papagei trat, und sagte:

»Sie sind also wirklich so gütig, mich auf einige Zeit in Ihrem Hause aufnehmen zu wollen, Frau Halder? Werde ich Ihnen denn damit keine zu große Sorge machen?«

Frau Halder's feines Gesicht röthete sich bei dieser Frage, die sie kaum erwartet hatte, da ihr der Besuch des Freundes ihres einzigen Sohnes das natürlichste Ding von der Welt schien. »Wie,« versetzte sie, »und darüber verlieren Sie nach Worte? Haben wir uns nicht schon auf Sie gefreut, als Sie noch in Rio waren und Arnold's Brief uns hoffen ließ, daß Sie mit ihm herüber kämen? O mein lieber Herr Altstetten, hat Ihnen mein Sohn keine bessere Kenntniß von unseren Ansichten beigebracht? Nun, so will ich Ihnen denn fügen, daß ich Ihnen sogar Dank, heißen Dank schuldig bin und daß ich Sie schon deshalb wie meinen zweiten Sohn betrachte.«

»Dank?« fragte Werner, »mir Dank? Wofür denn?«

»Nicht allein für Ihre Freundschaft, die Sie an Arnold bindet, sondern auch dafür, daß Sie ihn so bald wieder in die Heimat zurückgebracht haben, denn ohne Sie wäre er gewiß noch länger in Rio geblieben, wo ich ihn von Anfang an so ungerne sah und nur dem Zureden meines Mannes folgte, als ich ihn von mir ließ. Nein, Sie, Sie allein haben mir meinen Sohn endlich wiedergegeben, und dafür sollte ich Ihnen nicht dankbar sein?«

»Ich bitte Sie,« rief Werner beinahe ängstlich aus, daß sein Unglück und dessen Folgen in Rio ihm hier sogar nach einen unverhofften Dank eintragen sollten, »schweigen Sie davon still, daß ich Ihren Sohn von Rio hierher gebracht. Das hängt ja Alles ganz anders zusammen ... «

»O, ich weiß ganz genau, wie es zusammenhängt ... «

»Nun also, dann wissen Sie auch, daß Arnold mir ein größeres Opfer gebracht, als ich ihm je zu bringen im Stande bin.«

»Jetzt schweigen Sie still, mein lieber Freund. Freunde bringen sich gegenseitig nie Opfer, wenn sie handeln wie Arnold und Sie gehandelt haben, und was sie sich einander thun, das thun sie aus Liebe, und was man aus Liebe thut, das nennen wir Schweizer kein Opfer. So, nun haben wir uns begriffen und davon lassen Sie uns nie wieder reden.«

Werner wollte dennoch etwas entgegenen, als der Oberst wieder eintrat und rief:

»Kinder, macht Euch fertig! Es ist ein herrlicher Abend und die Bergspitzen fangen an, sich im letzten Sonnenstrahl zu baden. Laßt uns noch einen kleinen Spaziergang unternehmen und unsere Augen und Herzen an Gottes großer Schöpfung weiden!«

Alle, bis auf die Hausfrau, waren sogleich bereit. Auch die Hunde sprangen schon mit einander spielend voran und so traten die drei Männer auf die stille Straße hinaus und wandten sich der Aare zu, die der südlichen Thalgränze zunächst laut brausend durch das Bödeli rauscht. Auf diesem ersten Spaziergange lernte Werner schon Mancherlei von dem schönen Interlaken und seinen nächsten Umgebungen kennen. Er sah die einzelnen Berge und Schluchten und hörte ihre Namen nennen und wie sich sein Auge an dem herrlichen Ganzen und Einzelnen weidete, so weidete sich auch sein Herz und an diesem ersten Abend, als man, erst während die Sterne am Himmel blinkten, nach Hause zurückkehrte, legte er sich mit heißem Dankgebet zu Gott nieder, daß er ihm abermals ein trauliches Asyl gegeben, in dem er ruhig und zufrieden glückliche Tage verleben und der Zukunft hoffnungsvoll entgegen sehen könne.

FÜNFTES CAPITEL. DER SOMMER KOMMT.

Werner war erst wenige Tage ein Gast im Hause der Eltern Arnold's, da fühlte er sich daselbst schon so heimisch, als ob er Jahre lang bei und mit ihnen gelebt hätte. Ein Grund davon war, weil er der beste Freund des

Sohnes und mit demselben für ein wohlberechtigtes Mitglied der Familie gehalten wurde, und der andere, weil die einfachste Natürlichkeit in dem gastlichen Hause waltete und nur diese im Stande ist, einen von Natur reinen und harmlosen Menschen rasch ganz und für immer zu gewinnen.

Zum großen Theil trug zu der Behaglichkeit der jungen Leute gewiß ihre Wohnung bei, denn so freundlich nach außen und innen hatten sie Beide noch nie gewohnt. Frau Halder hatte ihnen ihr größtes Zimmer und zwei daneben gelegene Schlafcabinete eingeräumt. In diesen Räumen herrschte kein Luxus und kein Glanz, wohl aber, wie im ganzen Hause, eine überaus große Sauberkeit und Nettigkeit. Die festgefügtten Holzwände waren mit weißer Oelfarbe gestrichen und diese mit einem glänzenden Firniß überzogen. Ueber den Boden breiteten sich weiche Teppiche aus und vor den Fenstern hingen schneeweiße Tüllgardinen, so daß das Ganze einen lichten Ton hatte und aussah, als ob es so eben erst aus den Händen des Baumeisters hervorgegangen wäre. Die Möbel waren sämmtlich alt, aber von frisch aufpolirtem Nußbaumholz und die Sophas und Stühle mit grünem Plüsch überzogen. Das Anmuthigste aber in ihrem ›Salon‹, wie die Freunde ihr gemeinschaftliches Wohnzimmer nannten, war der große mit Schlinggewächsen bezogene Balcon vor den Fenstern desselben, auf den

man nur hinauszugehen brauchte, um alle Herrlichkeiten, womit die Umgegend von Interlaken so reich gesegnet ist, unmittelbar vor Augen zu haben. Allerdings hielten sie sich auf diesem Balcon nur bei günstigem Wetter und in den frühesten Morgenstunden auf, denn fast den ganzen übrigen Tag streiften sie zwischen den Bergen, in den Thälern, an der Aare und in Interlaken selbst umher; wenn sie aber einmal ermüdet nach Hause kamen und ihr Auge in Ruhe an etwas Schönerm erquicken wollten, so war ihnen jederzeit die Gelegenheit dazu geboten und es ist immer schon erfreulich, zu denken und zu wissen, daß uns, wenn wir aus dem unruhigen Leben nach Hause kommen, eine angenehme und erfreuliche Häuslichkeit erwartet.

Die Abendstunden brachten sie gewöhnlich mit dem alten Oberst zu und da gab es stets Unterhaltung und Belehrung genug. Denn mit ihm durch die Berge zu wandern oder ihn nur von ihnen sprechen zu hören, war eine wahre Lust. Er kannte jeden Baum, jeden Fußsteig, jeden Felsblock; auch die Menschen und Thiere waren ihm bis zu den entlegensten Hütten bekannt und mit allen stand er auf gutem Fuße und von allen wußte er unterhaltende Dinge zu erzählen.

So hatten sich die vier Personen bald so recht gemüthlich ineinander eingelebt und von aller Aufregung von außen frei, genossen sie ihre Tage in ununterbrochener Freudigkeit und vollstem Frieden. Selbst die Mittagstafel in der benachbarten Pension, der sie gleich am ersten Tage beigewohnt, bot ihnen noch wenig Zerstreung, denn

es waren erst wenige Personen darin anwesend; nur einige Stammgäste, die alle Jahre im Mai kamen, im Juni weiterziehen, um im August abermals zu erscheinen und auf den hochgehenden Wogen der das Land überschwemmenden Saison ihr Theil Leben mitzugenießen, hatten sich bereits darin eingenistet.

Gerade die Leerheit des Ortes und der großen Gasthäuser aber bietet dem einheimischen Schweizer einen der höchsten Genüsse des Jahres, wenn wir natürlich Diejenigen davon ausnehmen, die, wie die Wirthe, Führer und vom Handel Lebenden, auf einen zahlreichen Fremdenverkehr angewiesen sind und das erste Erscheinen eines Gastes mit Jubel begrüßen. Erst im Herbst, wenn die Gäste, den Zugvögeln gleich, ihrer Heimat zuströmen, erwacht das gesellige Leben bei den eingeborenen Landesbewohnern. Dann erst beginnt ihr Familienleben seine vollen Blüthen zu treiben und sie geben sich mit ganzer Seele einander hin, während sie im Sommer durch so verschiedene und sich kreuzende Interessen weit von einander getrennt sind. Denn die ungeheure Menschenfülle, die vom Ende Juni bis Ende August wie eine wuchernde Pflanze alle Verhältnisse der Einheimischen unterdrückt, und die vielgestaltigen Ausländer, die dann in ihrer Heimat hausen und darin schalten und walten, als ob der Schweizer selbst nur von ihnen gnädig geduldet wäre, machen gar oft dem Bewohner sein eigenes Land und Haus verhaßt und wir haben bei ihnen Leute kennen gelernt, die nur mürrisch und übelgelaunt

blickten, so lange der Fremdenverkehr in höchster Blüthe stand, und erst wieder fröhlich auflebten, sobald sich die Reihen derselben lichteten und die frische Luft, die grünen Thäler und die leuchtenden Schneeberge ihnen wieder allein gehörten.

Diese schöne Zeit nun, über die unsere Freunde noch einige Wochen gebieten konnten, machten sie sich denn auch in vollem Maaße und nach allen Richtungen zu Nutze. In den Wochentagen wanderten sie, von Fingal allein begleitet, und nachdem sie die nächsten Umgebungen Interlakens zur Genüge kennen gelernt, nach den entfernter gelegenen Punkten, und so hatten sie bald das Lütschinenthal und seine Seitenthäler durchforscht, waren auf den Abendberg und die schynige Platte gestiegen, hatten Mürren, die Schmadrifälle, die Wengern-Alp und den Beatenberg besucht, und des Sonntags, auf den glücklicher Weise stets günstiges Wetter fiel, folgten sie willig dem Obersten mit seinem kleinen Hunde auf noch ferner gelegene Gebiete, so daß sie bald auf den Bergen so heimisch geworden waren, wie in der Ebene und an den verschiedenen Vergnügungsorten ihres sommerlichen Aufenthalts. Auf diesen Sonntagspartien lernten die jungen Leute den Obersten als einen Bergsteiger und unermüdlichen Fußgänger ersten Ranges kennen, dessen Geschick und Dauerhaftigkeit sie, die um so viel Jüngeren, arg beschämte. Indessen bemühten sie sich, ihm in allen Dingen nachzueifern, wengleich er ihren Kräften oft Starkes zumuthete und sie zu immer kühneren und weiteren Unternehmungen anspornte. Auch fühlten sie

selbst, daß ihre Lust zu gewagten Ausflügen mit ihren Kräften wuchs; und da ihr Muth in gleichem Maaß damit zunahm, so hatte der Oberst sich wenig über den Eifer seiner beiden gelehrigen Schüler zu beklagen. Immer größer wurde daher ihr Verlangen, auch höhere und gefährlichere Kuppen zu erklimmen und in die Schnee- und Eisregionen zu gelangen, die Tag und Nacht so lockend und verführerisch in's grüne Thal herabblickten und ihnen gleichsam aus ätherischer Ferne mit ermunterndem Gruße zu winken schienen. Allein bis jetzt hatte der Oberst noch keine Neigung dazu verrathen, mit ihnen so Großes zu wagen, und dazu bewog ihn weniger die Sorge seiner Frau, als die ungünstige Jahreszeit, denn erst Ende Juli, hatte der erfahrene Bergsteiger gesagt, könnten sie an die mit Schnee bedeckten Gipfel denken und bis dahin war es noch eine lange Zeit.

Auf Werner von Altstetten's Stimmung hatte dies freie und ungebundene Leben eine seinen Freunden am meisten auffallende, sehr günstige Wirkung geäußert, und er erkannte sehr bald selbst, wie Recht Arnold und dessen Vater gehabt, wenn sie gesagt, er würde schneller als sonst wo zwischen ihren Bergen von Neuem aufleben und mit seiner Liebe zum Leben würde auch das Vertrauen zu seiner eigenen Kraft wieder wachsen.

In der That hatte er sich nie so frisch und kräftig, so jugendlich und hoffnungsvoll gefühlt, wie in dieser Zeit. Auf die ruhigen, ganz mit Schlaf ausgefüllten Nächte folgte immer wieder ein schöner lohnender Tag, der den

Trieb zu neuen Unternehmungen erweckte, und die Erinnerung an früher erlebtes Unheil sank dabei immer tiefer in seine Seele zurück, so daß kaum noch eine Spur von seiner ehemaligen Melancholie, seiner Menschenscheu und seiner dumpfen Ergebung in ein unentrinnbares Geschick an ihm wahrzunehmen war.

Nur bisweilen noch, in einsamen Stunden, wenn er mit Fingal allein nach einem der nahe gelegenen Seen hinabstieg, während Arnold mit seinem Vater oder seiner Mutter irgend etwas die Familie und das Haus Betreffende zu verhandeln hatte, versetzte er sich noch in Gedanken in jene sonnige Stadt am fernen Meere zurück, wo ihm das Unheil widerfahren war, das ihm so viele schöne Tage seiner besten Jugendzeit verbittert hatte. Und dann trat, wie vom Winde herangeweht, wohl auch die Erinnerung an jenes dunkeläugige schöne Geschöpf vor seine Seele, das ihm nur einmal im Leben und noch dazu so flüchtig erschienen und dessen Hand dazu auserlesen war, ihm auch in materieller Weise ein Glück zu verschaffen, dessen Segnungen er sich alle Tage bewußter wurde. Ja, an jenes ihm völlig unbekanntes Wesen dachte er in diesen einsamen Stunden oft, recht oft und seine Phantasie malte sich mit immer neuem Reiz das ausdrucksvolle, sanfte Gesicht und die majestätische Gestalt der Fremden aus, die ihn so oft schon in seinen Träumen besucht und die einst wiederzusehen und der mit Worten oder durch die That danken zu können, er doch nie hoffen durfte. Und wohl war es natürlich, daß ihn in solchen, freilich seltenen Augenblicken ein wehmüthiges Gefühl

beschlich, das, der Sehnsucht nach einem unerreichbaren Ideale gleich, sein ganzes Innere erfüllte, immer aber wieder in die Tiefen desselben zurückwich, sobald die ihm so lieben Menschen in seine Nähe traten und ihn mit sich fort in die Wogen und Strudel des fröhlichen Lebens zogen, das er nun auch in seiner ganzen reichen Fülle zu genießen endlich im Stande war.

So verstrich denn allmählig die Zeit und der Sommer rückte nach und nach mit seinen in der Schweiz nie fehlenden Spenden heran. Länger noch wurden die Tage, immer heißer brannte die Sonne und die ganze Natur schmückte sich ringsum mit ihren bunten Farben, mit ihrem Blüthendust, mit ihrem unnennbaren Zauber auf den sonnigen Bergen und in den schattigen Thälern. Mit jedem Tage merkten die Bewohner des kleinen Hauses an der Thunerstraße mehr und mehr, daß die sogenannte ›Saison‹ herannahe, denn diese schickte ihre Sendboten nicht mehr einzeln aus, sondern in großen Schaaren kamen sie herangewandelt, so daß es Mancherlei zu betrachten gab und Aller Augen voll Verwunderung auf das alte und doch immer neue Lebensbild blickten.

Alle Tage brachten jetzt die Dampfer neue Gäste vom Briener und Thunersee her und Alles, was von letzterem herkam, mußte ja an dem Balcon der Freunde vorüberrollen, um sich in die geräumigen Häuser von Interlaken und der ganzen Umgebung zu stürzen. Jetzt kam fast kein Wagen mehr leer vom Landeplatz der Boote zurück, alle Kutscher und Kellner zeigten eine lebensfrohe Miene, denn ihre Fuhrwerke waren überfüllt mit Menschen

aus aller Herren Ländern und kaum reichten die dazu bestimmten Fahrzeuge hin, das bergartig aufgestapelte Reisegepäck dieser Fremden an Ort und Stelle zu befördern. Das war ein Leben und Bewegen auf der staubigen Straße, wie Arnold und Werner es noch nie gesehen und wie sie es selbst nie vermuthet hatten, und bald füllten sich alle Spaziergänge mit Hunderten von alle Sprachen der Welt redenden Menschen, als ob hier ein neues Babel entstehen sollte, aus dem kein Mensch mehr klug werden konnte.

So waren auch in wenigen Tagen alle Gasthäuser bis auf den letzten Raum besetzt und schon sahen sich die Wirthe nach ihren wohlwollenden Nachbarn um, damit auch diese ihre Räumlichkeiten willig hergäben und ihnen so für Geld und gute Worte zu Hülfe kämen.

Auch die benachbarte Pension, das vielbeliebte Beausite, das so ziemlich achtzig Personen fassen konnte, füllte sich in wenigen Tagen an und die lebenslustigen Gäste desselben schwärmten nun wie Honig suchende Bienen in der nächsten Umgebung umher, um zu schauen, was zu schauen, und zu genießen, was zu genießen war.

Da hatte denn der Oberst Halder wieder Recht gehabt, wenn er den jungen Leuten gesagt, sie würden an der Wirthstafel viel Augenweide und Zerstreung finden. In der That, seltsam genug waren die Erscheinungen, die sich jetzt oft ihren Blicken boten und eine Fülle von auffallenden Persönlichkeiten war vorhanden, wie sie ihnen noch nirgends, selbst in Rio nicht, in solcher Mannigfaltigkeit geboten worden war. Voller Verwunderung

schaute sie daher um sich, wenn sie Mittags an der jetzt so reich besetzten und von Mädchen in schmucker Oberländer-Tracht bedienten Tafel saßen, die fast alle Tage eine Wandlung erlitt, denn die Gäste wechselten noch schnell und nur selten hielten sich einzelne Familien länger als einige Tage auf.

Alle Länder Europas schienen ihre Vertreter hierher gesendet zu haben, um die bunte Versammlung recht vollständig zu machen, aber auch die überseeischen Erdtheile hatten Botschafter geschickt, um den staunenden Gästen zu zeigen, wie seltsam sich die europäische Cultur und Civilisation in Bezug auf Mode und Sitte ausnimmt, wenn sie hunderte von Meilen durch alle Welt gestreift ist und sich mit den Moden und Sitten anderer Continente gemischt hat. Da war es denn natürlich, daß unter allen diesen in verschiedenen Sprachen redenden und mit dem mannigfaltigsten Gesichtsausdruck begabten Menschen auch höchst seltsame Exemplare zum Vorschein kamen. Fast verschwanden die wenigen Deutschen, was in Beausite sonst nicht der Fall war und den Aufenthalt daselbst eben nicht gemüthlicher machte, unter der Ueberzahl der übrigen Nationen und vor allen reich waren diesmal, wie immer, die Engländer vertreten, die gegenwärtig freilich viel von dem Nimbus eingebüßt haben, der sie, in den Augen der Schweizer wenigstens, früher umgab. Dies ist allerdings allmählig geschehen und namentlich erst seit der Zeit, wo nicht mehr, wie ehemals fast allein, die reichen Lords mit ihren Familien und ihrer luxuriösen Dienerschaft das Land durchzogen und

wie die Fürsten lebten, sondern der leidlich wohlhabende Mittelstand und die in England so zahlreiche Klasse merkantilischer Emporkömmlinge mit höchst mittelmäßiger Bildung seine Sprößlinge hierhersendet, die freilich gar zu gern für Lords und Grafen gehalten werden möchten, sofern sie nicht als solche zu bezahlen brauchen, was sie aber doch nicht fertig zu bringen vermögen, wenn sie sich auch noch so lordsmäßig zu geberden suchen.

Ja, wir sprechen hier aus eigener Erfahrung: die Engländer haben in den letzten Jahren den Nimbus, den sie früher in der Schweiz um sich zu breiten verstanden, eingebüßt, das sieht und hört man fast überall, wenn man mit ehrlichen Schweizern spricht, die sie wegen ihrer unerhörten Ansprüche oft lieber gehen als kommen sehen. Und dieses allmählig im Zunehmen begriffene Schwinden einer oft mit grausam absolutem Dünkel geführten Souverainetät ist zum Vortheil aller übrigen Nationen und namentlich der den Schweizern so nahe stehenden Deutschen geschehen. Der reisende Engländer der heutigen Zeit wirft nicht mehr, wie er sonst that, mit Geld um sich und füllt nicht mehr mit seiner Familie und Dienerschaft ein ganzes Haus, das von ihm in einem Monat so viel Geld einnahm, um den ganzen langen Winter hindurch mit Frau und Kind davon zehren zu können.

Nein, der Engländer, der, wie mit ätherischen Schwingen begabt, die Schweiz mehr durchfliegt als durchstreift, ohne zu sehen, was vor ihm liegt, ohne zu verstehen, was ihm gedollmetscht wird, und ohne zu fühlen, was in den kühl angestaunten Bergen den Menschen

das Herz bewegt, fängt bedeutend an zu knickern und zu knausern; er dingt und dingt lange um den Platz, auf den er sich niederlassen will, und wo er nach seinem Bedünken zu viel bezahlen soll, da murt er und schimpft und wünscht die verfluchten habgierigen Schweizer zu allen Teufeln.

»Damit geschieht den Schweizern wirklich ganz Recht,« sagte mir eines Tages ein alter erfahrener deutscher Alpenreisender, »warum haben sie die querköpfigen Insulaner früher für Halbgötter gehalten und vor ihnen die Kniee gebogen? Jetzt mögen sie sich ihre Grobheiten gefallen lassen und es ruhig hinnehmen, daß sie wegen ihrer hohen Preise ausgescholten werden, die sie den holden Briten zu Liebe uns anderen Nationen um das Dreifache vertheuert haben! Heutzutage, wo man so bequem, rasch und billig nach Egypten und Palästina reist, wie früher nach Deutschland und der Schweiz, fliegen die reisenden Engländer weiter, wenn sie einmal ihre Schwingen von Leder ausgebreitet haben, und was wir jetzt von ihnen hier sich so dummstolz geberden sehen, das ist nichts als die Hefe von dem guten Stoffe da drüben. Man kann noch Gott danken, wenn man an der Wirthstafel neben einem anständigen Brauer aus London oder einem pensionirten Koch aus Windsor zu sitzen kommt, denn es giebt noch viel gröberem insularen Plebs, mit dem kein anständiger Mann aus einem Becher trinken mag, wenn ein Führer in den Bergen ihn uns mit frischem Quellwasser reicht.«

Dennoch aber haben die Engländer an Zahl und Geltung immer noch ein merkwürdiges und bedeutendes Uebergewicht, namentlich an manchen Orten, wie zum Beispiel – doch wir wollen es den Wirthen, an deren Tafel auch wir für gutes Geld gespeist, nicht zu Leide thun, sie näher zu bezeichnen, – und sie schöpfen noch immer den Rahm von den Milchtöpfen der Schweiz und machen die Straßen ›unsicher‹, wie jener Alpenreisende scherzend sagte. Ja, Schreiber dieses hat ähnliche Erfahrungen leider auch recht oft und an den verschiedensten Orten gemacht. Selbst in den großen Schweizer Gasthäusern scheint noch heute Alles einzig und allein für die Engländer berechnet zu sein und der galante Franzose und der gutmüthige Deutsche muß es sich gefallen lassen, wenn er für denselben Preis, den Jener zahlt, ein Kämmerchen im dritten Stock erhält, wo Mister So und So die herrlichsten Räume mit der schönsten Aussicht in der Bel-Etage bewohnt. Außer den hohen Preisen muß man sogar noch den Zugwind in den Speisezimmern ertragen lernen, der nur den luftdichten Briten zu Liebe unterhalten wird, und nicht selten begegnet es uns, daß der britische Brauer oder Koch mit seiner Lady in einem gesonderten Gemach in größter Ruhe und Behaglichkeit speist, während er uns die Ehre angedeihen läßt, mit seinen ungezogenen Kindern und deren Mägden an der allgemeinen Wirthstafel zu sitzen, wo man sehen kann, wie vortrefflich die englische Erziehung ist, da es sich die ›schreienden Bälge‹ nicht nehmen lassen, mit ihren klebrigen Fingern in die

Schüsseln zu greifen, aus denen die anderen Reisenden ihren Appetit stillen müssen.

Wahrhaftig, wer die Engländer nach ihren im Auslande reisenden Landsleuten beurtheilt, der lernt sie sicher nicht lieben, wenigstens zeigen sie sich sehr wenig liebenswerth, denn keine Nation belästigt die anderen so sehr wie sie. Wie die Franzosen bescheiden, die Deutschen zurückhaltend sind und die Russen sich eigentlich um Niemanden kümmern, also auch Niemanden stören, so sind die Engländer frech und unverschämt, was wir mit hundert verschiedenen thatsächlichen Beweisen belegen können.

Doch man verzeihe die lange ›englische‹ Abschweifung, allein sie gehört mit zu der Illustration des Landes, über welches wir schreiben, und somit auch zu unserer Erzählung. Kehren wir jetzt wieder an die Tafel in Beausite zurück und sehen wir uns das kleine Babel an, welches sich da so gemüthlich und in immer noch erträglicher Form vor unseren Augen entwickelt.

Außer den Engländern sitzen daran auch einige deutsche Stammgäste, und zwar haben sie die Ehrenplätze am oberen Ende inne, denn sie kommen alle Jahre und finden daher leichter als Andere stets ihre niedlichen Zimmer und ihre Plätze am Tisch wieder. Wir könnten sie hier sogar fast alle namentlich nennen, denn sie sind uns wohlbekannt, aber wir begnügen uns damit, sie hier im Stillen aus weiter Ferne zu grüßen.

Den Engländern und Deutschen an Zahl zunächst sind diesmal auch die Russen sehr stark vertreten; ganz stille

Leute, wenn sie unter Fremden sitzen, und nur überaus gesprächig, wenn sie einen Kreis für sich bilden können, wonach sie überall eifrig und mit sichtbarem Glück trachten. Um die übrige Welt bekümmern sie sich eigentlich gar nicht, ja sie hören und sehen sie wohl kaum, denn etwas stolz auf ihren halb orientalischen Ursprung und ihre moskovitische Bildung sind und bleiben diese Herren und Damen immer noch, trotzdem man ihnen ansieht, daß sie überaus glücklich sind, wenn sie die Schlagbäume ihrer vaterländischen Gränzen hinter sich haben.

Nach den Russen kommen die Amerikaner, die Irländer und Schotten, aber zwischen ihnen herrscht eine merkliche Antipathie und es ist Einem immer zu Muth, wenn man sie beisammen sieht, als ob das Meer unsichtbar zwischen ihnen läge und sonst keine Verbindung unter ihnen bestände, bis die große Brücke fertig ist, die man auch noch einmal über den atlantischen Ocean schlagen wird. Auch die Amerikaner bieten dem Kritiker vielfachen Stoff zur galligen Entleerung, denn sie eifern in vielen Dingen ihren Stammvätern nach und die Civilisation, die sie zur Schau tragen, besteht meist aus Flittergold, das ein leichter Sprühregen, wie er im geselligen Verkehr so häufig fällt, gar zu leicht abzustreifen im Stande ist. Ja, viele von ihnen geberden sich gerade so, als ob die Welt auch nur für sie allein gemacht wäre und als ob die Europäer noch Gott danken müßten, wenn die Sonne sie in ihrem eigenen Lande umsonst bescheint. Uebrigens hat Nord- und Südamerika seine Sendlinge hergeschickt und aus letzterem Lande sind besonders die

emporgekommenen Pflanzler zu bemerken, die oft einen ganzen Haufen weiblicher Bedienung mit sich schleppen, deren Gesichter eine stufenweise Schattirung zwischen Schwarz und Weiß, den edlen preußischen Farben, zeigen.

Außerdem sind aber noch Griechen, Dänen, Schweden, Tscherkessen vorhanden; auch die Polen fehlen nicht, die man im ersten Augenblick leicht mit den Franzosen verwechseln kann, obgleich sie sich viel stolzer und ernster geberden und wenig von der Galanterie besitzen, die diese immer noch wie in früherer Zeit gegen Jedermann an den Tag zu legen bemüht sind.

Alle diese Menschen nun entwickeln einen ganz fabelhaften Appetit und wer manche von ihnen in Beausite essen sah, muß des Glaubens werden, daß diese Leute nur selten zu Hause etwas Warmes bekommen oder daß sie sich hier in den Sommermonaten stärken wollen, um daheim im Winter sich mit einem Bischen Gemüse und recht vielen Kartoffeln begnügen zu können. Während sie aber essen und nicht zur Freude des Wirths, wohl aber zur Qual der Mägde ungeheure Quantitäten – Wasser schlürfen, geben sie sich der lebhaftesten Unterhaltung hin; alle Sprachen schwirren wie Vogelgezwitscher bunt durch einander und man bekommt hier Laute zu hören und Mundverzerrungen zu sehen, die lebhaft an das Innere einer Menagerie erinnern und einem treuen Beobachter alles Natürlichen viel, recht viel zu denken geben, wobei ihm vor Allem jener berühmt gewordene

Ausspruch einfällt, der dem genialen Carl Vogt in Aachen so großen – Applaus verschafft hat.

Daß diese viel essenden, laut schwatzenden und ihre Mienen sehr selten beherrschenden Menschen auch in ihrer sonstigen Erscheinung manches Interessante darbieten, versteht sich ganz von selbst. Man sehe nur die wie Papageien bunt gekleideten Französinnen, die schlaff geschnürten Engländerinnen, die in prachtvollen Gewändern einherstolzirenden Russinnen an und man wird Augenweide in fast übermäßiger Fülle haben. O, und diese himmelanstrebenden Haarthürme, alle massiv und winkelrecht gebaut, aus reinstem natürlichen Material zusammengesetzt und diese üppigen Locken, von der Natur gekräuselt und von der Kunst gepflegt, die so gutwillig und so zahm sind, daß sie sich Abends abnehmen und Morgens wieder an beliebiger Stelle anstecken lassen, und dabei so gehorsam, daß sie Morgens eine ganz andere Farbe annehmen, als Mittags und Abends und, nach dem Erforderniß der Toilette, bald heller, bald dunkler erscheinen, wie die Blätter der Bäume, je nachdem die Sonne sie bescheint oder eine vorüberziehende Wolke sie in Schatten hüllt. O welcher Reichthum, welcher Glanz, welche Fülle und welche Abwechslung! Welches fabelhaft rasche Wachsthum und welcher nie zum Winter neigende Frühling! Vor Allem aber welcher Geschmack und welche Routine, den Menschen glauben zu machen, was unglaublich, und ihn hoffen zu lassen, was unmöglich ist nämlich, daß die Mode endlich einmal menschlich und die Menschen vernünftig werden!

Alle diese oder ähnliche Betrachtungen stellten Arnold und Werner schon in den ersten Tagen an der Tafel von Beausite an, aber dieselben wurden noch reichhaltiger, je weiter der Sommer vorschritt, je mehr Gäste angedampft kamen und je häufiger der Wechsel unter den verschiedenen Nationalitäten eintrat. Ob sie Vergnügen dabei empfanden, lassen wir dahingestellt, aber wir glauben es fast, denn wer *ihre* Mienen beobachtete, wenn sie sich einander ihre Beobachtungen zuflüsterten, der sah wohl, daß sie lustig und guter Dinge waren und daß sie, nicht allein ihres jugendlichen Appetites wegen, gern zu Tische gingen, wenn Herr Ruchti seine große Glocke Mittags Punkt zwei Uhr in Bewegung setzen ließ, was wir einmal einen sehr hungrigen Russen mit kosakischer Ausdauer thun sahen, der davon auch die Genugthuung hatte, daß alle Insassen des weitläufigen Gebäudes wie die Ameisen aus ihrem Bau gestürzt kamen, als hofften sie, daß es heute eine ganz außerordentlich kräftige Suppe und sehr weiches Fleisch – mit recht vielen Kartoffeln ›in Haut und Schaale‹ nebst frischer Butter geben würde.

SECHSTES CAPITEL. DER MATADOR VON GRINDELWALD.

Vier Wochen verweilten die beiden Freunde nun schon in Unterseen im Hause des wackeren Oberst und kein Tag war vergangen, an dem sie nicht hohe Genüsse gehabt und doch im harmlosesten Frieden ihre Stunden verbracht hätten. An eine Veränderung ihres Lebens und einen Wechsel des Aufenthalts zu denken, hatten sie noch keine Zeit gehabt, auch kein Bedürfniß dazu gefühlt,

denn vor Beginn des Herbstes, so hatte ihnen der Vater Arnold's gesagt, ließe er sie nicht wieder fort und erst dann wäre es Zeit, sich nach einem ernsteren Geschäft umzusehen. Sie sollten Gott danken, daß sie einmal in Ruhe bleiben könnten, der Arbeit hätten sie einstweilen genug gehabt und würden sie wieder in Fülle haben, sobald nur erst der Entschluß gefaßt und der erste Schritt dazu gethan wäre.

So war das Ende des Juni herangekommen und hatte zur Abwechselung einmal recht böses Wetter gebracht. Es regnete Tag und Nacht, dichter Nebel hüllte alle das Bördeli umgebenden Berge ein, so daß keine Spur von ihnen zu sehen war und man glauben konnte, in einer wüsten Ebene zu leben, wenn der Donner der Lawinen, den der starke Schneefall auf den Höhen veranlaßte, nicht die Nächte hindurch getobt und die Bewohner des Thales daran erinnert hätte, daß die Mächte der Natur nicht eingeschlafen, vielmehr erst recht, wenn auch in unnah- und unsichtbarer Thätigkeit begriffen wären.

Auch die Gebirgsflüsse und Bäche zeigten ihre ganze furchtbare Gewalt, denn sie waren von dem langen Regen angeschwollen, hatten Brücken und Stege weggerissen und Steine und Felsblöcke mit herunter in's Thal gewälzt, so daß überall die Spuren ihrer Gewaltthätigkeit sichtbar waren. Alle Wege waren dabei überschwemmt oder in morastige Lachen verwandelt und aller Verkehr schien dadurch zu stocken und alle Lust und Freude aus der Welt geschwunden zu sein.

Ein solches Wetter, wenn es, wie diesmal, mehrere Tage anhält, ist für die zeitigen Bewohner Interlakens stets eine traurige Zeit, und wo wäre sie das nicht, wenn es immerfort regnet und kalt ist, wo man ganz allein auf Sonnenschein und warmes Wetter gerechnet hat? Viele Gäste waren dem hartnäckigen Unheil denn auch ausgewichen und in den Bereich der größeren Städte geflohen, wo es doch eine größere Auswahl von Zerstreuungen und Vergnügungen gab; die anderen saßen trübe und mißgestimmt in ihren engen Zimmern oder trieben sich gelangweilt in den übervollen Salons umher und suchten ihren Kummer dadurch zu verscheuchen, daß sie ihrem Appetit alle Zügel schießen ließen und sich auf das Weintrinken verlegten, da das Trinkwasser, fast überall schlecht in der Schweiz, mit Ausnahme der frischen Gebirgsquellen, ungenießbar geworden war.

Weit weniger trübe und mißgestimmt brachten unsere Freunde diese Regentage zu, denn sie blieben zusammen in der traulichen Familie und studirten eifrig Karten und Bücher, um sich auf ihre bevorstehenden Unternehmungen vorzubereiten und die Quellen zu ordnen, aus denen sie in Bern oder Genf für ihre Zukunft Nutzen zu ziehen hofften.

An einem solchen trüben Nachmittage saßen Arnold und Werner am Fenster ihres wohnlichen Zimmers und schauten sinnend in das wüste Chaos hinaus, das ihnen nun schon so lange die Aussicht auf die schönen Berge verhüllte, und kein Mensch, wenn er nicht gewußt, was hinter dem Nebelschleier verborgen lag, hätte ahnen

können, daß die stolze königliche Jungfrau ihr sonst so strahlendes Angesicht dahinter verstecke. Vor einer Stunde etwa hatte es zu regnen aufgehört und die dicke Luft war alsobald wärmer und, wie es schien, auch durchsichtiger geworden, denn allmählig, ganz langsam, traten die grünen Matten am Abendberg hervor und die dichtbelaubten Waldungen des großen und kleinen Rugen schimmerten schon wie düstere Schatten hervor. In den höheren Regionen aber wallte ein undurchdringliches Nebelmeer, noch gleichmäßig grau gefärbt; nach und nach aber zeichneten sich hellere Wolkengebilde von den dunkleren ab und wie gespenstische Schatten huschten sie scheu und ängstlich um die zackigen Vorsprünge der Felsen, als hätte sich ihrer eine sichtbare Angst bemächtigt und als müßten sie sich zur Flucht in größere Ferne vorbereiten, von einer gewaltigen siegreichen Macht getrieben, die unsichtbar und unumschränkt in den wilden Schluchten der Felsen haust.

In diesem Augenblick ging der alte Nachbar, ein Unterseer Bauer, der für einen untrüglichen Wetterpropheten galt, am Fenster vorüber, wo die Freunde saßen, blieb aber plötzlich davor stehen und schaute aufmerksam nach den Bergen und in den Kampf der Nebelgebilde hinüber.

Arnold öffnete rasch das Fenster, rief den wohlbekanntesten Mann an und fragte, was er vom Wetter halte und ob es sich nicht bald bessern werde.

»Gott grüß!« antwortete der kluge Nachbar freundlich. »Gewiß giebt es anderes Wetter, Herr Arnold. Der Föhn

hat sich da drüben aufgemacht und in einer Stunde wird er die Wolken weggefegt haben und die Jungfrau wird endlich einmal wieder zum Vorschein kommen. Na, ich will es wünschen, die Herren haben lange genug in der dumpfigen Stube gesessen.«

»In einer Stunde schon, meint Ihr, wird es klar werden?« fragte Arnold zurück.

»Ja, Herr, so meine ich, und ich werde mich diesmal nicht geirrt haben.«

Arnold wandte sich zu Werner um und sein Gesicht glänzte von einem lebhaften Freudenstrahl. »Wenn es so ist, mein Junge,« sagte er, »so wollen wir hier nicht mehr lange müßig sitzen. Komm, ziehen wir unsere Bergröcke und wasserdichte Stiefel an und steigen wir nach der Heimwehsfluh hinauf. Da sind wir der Entschleierung der Jungfrau näher und können ihrer Toilette aus erster Hand beiwohnen. Geschwind, Werner, mich gelüstet es, einen Blick hinter den düsteren Vorhang dort zu werfen, denn irgend wo muß doch einmal die Sonne zum Vorschein kommen.«

Werner war schnell bereit und in wenigen Minuten waren sie gerüstet, hatten von Frau Halder Abschied genommen und den Weg über die nassen Wiesen angetreten, der über die Aarbrücke und an den Fuß des Rugins führte, auf dessen bewaldetem Vorsprung der reizendste Ort der ganzen Umgebung von Interlaken, die so berühmt gewordene Heimwehsfluh liegt. Bald stiegen sie den schlüpfrigem vielfach gewundenen Weg nach der

Berghöhe empor und ohne sich unterwegs zu ruhen, kamen sie auf der heute völlig menschenleeren Höhe an, so daß sie der Wirth der Restauration oben, der acht Tage lang keinen Menschen gesehen, mit Verwunderung anschaute, als wären sie trügerische Erscheinungen des Nebels, der da oben noch immer sein neckisches Wesen trieb.

Der Nachbar im Thal hatte Recht mit seiner Prophezeiung gehabt und sie waren gerade zur rechten Zeit auf der einsamen Höhe angelangt. Denn kaum saßen sie dort im Innern des malerisch gelegenen Holztempels, so ging mit Windeseile ein gewaltiger Wechsel in der Witterung vor.

Der Föhn blies stark von Süden her und stauchte sich, wuthentbrannt, daß er so viel Widerstand fand, an den harten Klippen und Schneefeldern, so daß er davon mächtig wieder abprallte und mit unsäglicher Gewalt unter den flüchtenden Nebelgebilden wüthete. Hin und her rasten die schneeweißen, die grauen, die schwarzen Gestalten, aber in alle riß er sichtbare Lücken und immer freier fegte er die Bahn, so daß es frische Luft wurde, wo noch so eben eine dicke undurchdringliche Masse schwer auf allen Felsen und Rissen gelagert hatte. Plötzlich aber schien der alte, sonst so böse Föhn, heute ein glücklicher und erfreulicher Sieger zu sein, denn hoch oben in der Luft entstand ein großer reiner Spalt und in demselben, mit seiner Basis noch auf grauen Wolken schwebend, erschien das wunderbar gebildete schneeweiße Silberhorn, eine Erscheinung, die nur mit dem Lächeln eines lieblichen Gesichts verglichen werden konnte, das so eben

noch von bitteren Thränen und innerem Schmerz überströmt war.

Aber nur einen Augenblick dauerte die herrliche Erscheinung, dann riß mit einem donnerartigen Krachen der ganze Nebelschleier entzwei, die trüben Gebilde zerstoben nach allen Seiten und die königliche Jungfrau zuerst, dann auch der spitze ernst blickende Mönch traten in ihrer ganzen Klarheit und herrlichen Schönheit hervor. Und hoch darüber, in flüchtigster Eile, breitete sich das blaue Aethermeer aus und daraus hervor blitzte die Sonne mit majestätischem Blick und vergoldete die ungeheuren Schneefelder und Gletscher, die meilenlang und breit davon hernieder züngeln und dem Thale zustreben, als werde es ihnen selbst unheimlich da oben in der eisigen Höhe.

Arnold und Werner waren von ihren Sitzen aufgestanden und blickten staunend und erwartungsvoll auf das köstliche Schauspiel hin. Einem solchen schnellen Wechsel in den oberen Luftschichten hatten sie noch niemals beigewohnt und sie konnten kaum begreifen, was sie doch mit wachenden Sinnen vor sich sahen. Wie mit Sturmeseile hatten sich die Fittige des Föhns nach allen Seiten ausgebreitet, alles Unreine, Trübe, Gespenstische hatten sie vor sich hergetrieben und es dauerte keine fünf Minuten, so tauchte im Osten der Spiegel des Briener Sees und im Westen der des Thuner Sees auf, mit allen herrlichen Bergen ringsum, und auch das Bödeli

mit seinem Interlakener Häusermeer und das stille Unterseen mit seinem alten Kirchthurm traten in das Licht des frischgeborenen Tages ein.

»O mein Gott!« rief Werner, »wie entzückend war das, was wir eben sahen, und man ist mit einem Schlage ein neu erschaffener Mensch, der den Glanz und die Pracht der Welt, die so lange und tief im Schatten der Nacht begraben gewesen sind, in ganzer Vollendung sieht.«

»Ja, Werner, das *war* schön und ist noch schön und wird mit jedem Augenblick schöner. O, nun können wir bald hinauf auf die Berge, mich duldet es nun nicht länger hier unten und wie muß das Alles um uns her erst aussehen, wenn man auf jenem Gipfel des Silberhorns steht und in die Tiefe hinunterschaut! Wie, hast Du keine Lust, einmal so Großes zu wagen und Dir die Welt auch einmal zu beschauen, wie es alle Tage der Adler und die Gemse thun?«

Werner lächelte freudig auf. »Wohin Du gehst, dahin begleite ich Dich, wenn es auch nicht sogleich nach der Jungfrau geht. Vorstudien im Klettern und Waten durch den Schnee und über das Eis habe ich im vorigen Winter auf dem Hospiz genug gemacht und unergründliche Wege hat mich Fingal sicher betreten gelehrt. Auf, auf, mein Hund, Du sollst auch einmal wieder den Schnee sehen und so hoch ich steige, Du steigst mit mir hinauf.«

Fingal, der die Freunde wie immer auch heute begleitete, wedelte mit dem gewaltigen Schweif und stieß sein kurzes freudiges Gebell aus.

»Natürlich geht er mit, wenn mein Vater es für rathsam hält,« sagte Arnold, »nur, wo es eine unübersteigliche Gefahr für ihn giebt, bleibt er zurück. – Doch sieh, wer kommt da von Interlaken den Berg herauf? Wahrhaftig, es ist mein Vater! O, er hat auch eine Ahnung davon gehabt, was hier oben vorgeht, und nun will er auch ein Stück von unserer Freude haben. Na, er findet uns in einer guten Stimmung, sie mit ihm zu theilen.«

Der Oberst Halder, der die Vorgänge auf den Bergen von seinem Comptoir aus beobachtet, hatte dasselbe heute eine halbe Stunde früher geschlossen und war rasch nach der Heimwehsluh, seiner Schöpfung und seinem Lieblingsplatz, hinaufgestiegen, ohne zu vermuthen, daß er die beiden Freunde schon auf der Höhe finden würde. Dafür war seine Freude um so größer und er begrüßte die Beiden mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit, indem er schon von Weitem seinen braunen Strohhut schwang.

Natürlich kam das Gespräch sehr bald auf der jungen Leute Wünsche zurück; als aber Arnold vom Silberhorn und der Jungfrau sprach, da verlängerte sich seines Vaters gutes Gesicht um ein Beträchtliches und er sagte kurz und derb:

»Ihr seid wahrhaftig kühne Leute, mein Junge, aber für das Silberhorn und die Jungfrau seid Ihr doch noch lange nicht reif. Das würde selbst mir jetzt einiges Herzklopfen erregen. Nein, nein, gute Lungen habt Ihr und auch einen schwindelfreien Kopf, die Haupterfordernisse eines Bergsteigers, aber zu einer Partie, wie Ihr sie vorhabt, seid Ihr noch lange nicht geschult genug. Das versteht Ihr nicht

und darum sage ich es Euch. Es ist kein Kinderspiel, da hinauf zu trotten. Fragt Peter Michel in Grindelwald, der wird Euch erzählen, was er voriges Jahr ausgestanden, als er einmal auf dem Silberhorn und zweimal auf der Jungfrau gewesen, und wenn Ihr den gehört, dann wird Euch die Lust vergehen, es ihm nachzuthun. Nein, nein – da hinauf noch nicht, doch zur Besiegung eines andern Riesen hier ringsherum, dazu bin ich gern und immer bereit.«

Die jungen Männer senkten, wie beschämt, die eben noch so stolz getragenen Köpfe; nach einer Weile aber erhob ihn Werner wieder und fragte: »Peter Michel in Grindelwald, wer ist das, Herr Oberst?«

»Oho,« sagte dieser mit ruhiger Würde, »kennen Sie den Peter Michel noch nicht? Na, das ist ein Mann, den zu schauen und dessen Hand zu schütteln schon der Mühe, nach Grindelwald zu pilgern, werth ist und siehe da, da haben wir gleich die Richtung unsres nächsten Weges. – Ja, nach Grindelwald wollen wir gehen, sobald das Wetter es erlaubt, und Michel aufsuchen, und wenn er Zeit hat, mit uns ein wenig zu klettern, so soll er uns begleiten und ich verspreche Euch Genuß und Freude in Fülle davon.«

»Erzähle uns doch mehr von dem Mann,« sagte Arnold rasch; »ich erinnere mich, daß ich schon öfter von ihm habe sprechen hören.«

»O, da wäre sehr viel zu erzählen, wenn man nur einen Theil seines Lebensganges, seiner Abenteuer und Leistungen und seiner Erfahrungen schildern wollte. Er ist

so ein recht ureigenes Product unserer Berge, und Menschen wie er kommen in der Ebene gar nicht vor, wie man ihren Werth dort auch gar nicht begreifen und also auch nicht schätzen kann. Doch, damit Ihr wißt, wen Ihr vor Euch habt, wenn Ihr ihn sehet, so will ich Euch mit wenigen Worten sagen, wer und was Peter Michel bei und für *uns* und alle Diejenigen ist, die aus Hang und Drang zur Wissenschaft in Bezug auf die Erforschung der Geheimnisse der Berge, ferner für Solche, die aus Sucht nach Abenteuern und die Seele bewegenden Naturereignissen und Zuständen, endlich auch für Die, die leider aus Eitelkeit und Ruhmbegier in unsere Berge kommen und ihre höchsten Spitzen erklettern, um prahlend zu Hause sagen zu können, auch sie seien auf dem 12,000 Fuß hohen Gipfel gewesen.

Nur die erste Klasse dieser Männer ist eigentlich berechtigt, das kühne Wagestück zu unternehmen, denn sie wollen die Welt belehren und Geheimnisse erforschen, die schon viel zur Entdeckung uns früher unbekannter Thatsachen im Bereiche der Erdkunde beigetragen haben. Ja, es ist sogar ihre Pflicht, dies zu thun, und zu ihnen gehöre ich als Mitglied des Alpenclubs auch, der ich als solches gelobt habe, mit Kopf, Hand und Fuß dazu beizutragen, die Kenntniß unserer Bergverhältnisse zu erweitern, die wahrzunehmenden Erscheinungen zu prüfen und damit die Resultate der übrigen Naturforscher zu vergleichen.

Denn nur so kann die Wissenschaft wachsen und gedeihen, zum Nutzen und zur Freude für alle Welt. Zu

diesem Zweck nun, wißt Ihr, wurden alljährlich, sobald die Witterung es gestattet, hauptsächlich im Juli und August, wo allein die Bergriesen zugänglich sind, schon seit geraumer Zeit große Unternehmungen nach den entferntesten Bergspitzen unternommen und der Alpenclub der Schweiz hat es sich vorgesetzt, dieselben auch künftig von dazu befugten Mitgliedern ausführen zu lassen. Indessen, wir Alle, und selbst die erfahrensten und muthigsten Wissenschaftler sind nicht im Stande, dergleichen Unternehmungen allein und auf eigene Gefahr auszuführen, sie bedürfen der mächtigen Hülfe der den Bergen nahe wohnenden und mit ihren Schrecken vertrauten Männer. Solcher nun giebt es in unseren Bergen überall eine große Zahl, und sie müssen so kühn wie stark, so muthig wie erfahren sein, um dem großen Zweck des Alpenclubs zu entsprechen. Sie sind von Jugend auf darin umhergeklettert und haben sich so durch langjährige Mühen und oft mit Lebensgefahr die Eigenschaften erworben, die ein wahrhafter und nutzenbringender Bergsteiger besitzen muß. Natürlich nun sind diese Männer die Führer und Leiter der verschiedenen Expeditionen und sie haben in Wahrheit zu allen Zeiten Gutes, Großes und Anerkennenswerthes geleistet.

Ich will nun keinem dieser sogenannten Bergführer, deren es eine große Zahl mehr oder minder bedeutender giebt, seinen Werth nehmen, jeder besitzt verschiedene Fähigkeiten und Eigenschaften, das Schwerste zu vollbringen, indessen dieser Peter Michel vereinigt sie alle

in sich, denn er ist nicht allein der kühnste und gewandteste, der kenntniß- und erfahrungsreichste, sondern er ist zugleich auch bisher der glücklichste gewesen, da er die meisten Erfolge aufzuweisen hat. Es giebt wohl keine Bergspitze hier im Berner Oberland und in den benachbarten Cantonen, die er, mit vielleicht einziger Ausnahme des Matterhorns, nicht bestiegen und auf deren Gipfeln sein Fuß gestanden hat, um sich Gottes große Welt zu beschauen. Von Hause aus war er, wie die meisten seiner Kameraden, ein Ziegenjunge oder ein Geisbub, wie wir sie nennen. Mit vorrückendem Alter wurde er Gemsjäger und als solcher machte er gleichsam die hohe Schule der Bergsteiger durch. Im Winter jagt er immer noch aus alter Liebhaberei die flüchtige Gemse und sonst treibt er das Geschäft eines Viehzüchters oder Holzfällers, wie und wodurch er sich nun das liebe Brod verdienen kann, da er eine Frau und sieben Kinder hat. Im Sommer dagegen, seiner lohnendsten Zeit, ist er Führer für die Schweizer und Deutschen, die Herren Engländer und Franzosen, wer nun von ihnen ein Wagniß aus irgend einem Grunde unternehmen mag, und unter allen diesen hat er sich einen bedeutenden und wohlverdienten Ruf erworben. Von seiner Geschicklichkeit, Gelenkigkeit, seinen turnerischen Fähigkeiten und seiner Ausdauer will ich nicht sprechen, die werdet Ihr ja selbst an ihm sehen und vielleicht auch zu bewundern Gelegenheit haben, aber seinen durch nichts zu erschütternden Muth, seine immerwährende Geistesgegenwart, selbst in

den augenscheinlichsten Gefahren, muß ich rühmen. Dabei hat er ein stilles, bedächtiges Wesen, ist nur beredt, wenn er auf sein Lieblingsthema, die Politik, zu sprechen kommt, und erscheint in der Ebene als ein unscheinbarer, keineswegs besonders ansehlicher Mann. Sobald er aber in seinem Rüstzeug auf die Felsen und die Gletscher tritt, da verändert sich sein blasses Gesicht, er wird ein Löwe an Kühnheit und Kraft, und so muß man ihn gesehen haben, wenn man den wahren Begriff davon erlangen will, was eigentlich dieser Peter Michel ist.

Männer wie dieser nun und viele seiner Kameraden, unter denen es ganz vortreffliche und ihm fast gleichkommende Persönlichkeiten giebt, sind die eigentlichen Könige und Ueberwinder unserer Berge, obgleich die Herren, die sie dazu veranlassen und sie nach ihrer Meinung theuer bezahlen, sich nachher gar zu oft selbst den meisten Ruhm anzueignen lieben, wie die großen Herren denn überhaupt den kleinen den Rahm von der Milch zu schöpfen verstehen. Ohne sicheren Führer, das könnt Ihr mir glauben, wäre Niemand auf diese Bergspitzen mit heiler Haut gekommen, und das gestehen auch unsere Alpenclubisten und viele wackeren Bergsteiger des Auslandes ein, denn sie haben sich nur zu oft selbst überzeugt, wenn sie ihre Kenntnisse, ihre Genüsse und dabei ihre Gesundheit, ja ihr Leben verdanken. Selbst die übrigen Führer in Grindelwald und Lauterbrunnen, in Mehringen und wo sonst die besten dieser Gattung wohnen mögen, erkennen Peter Michel's geistige und körperliche Ueberlegenheit an, obgleich Jeder von ihnen und oft vielleicht

mit Recht Euch sagen wird: ›O, Peter Michel ist ein braver Kerl, aber wir können auch, was er kann, versucht es nur einmal!‹ Nun ja, ich will das nicht läugnen, da ich manche Beweise davon in Händen habe, aber die Art und Weise, wie Michel vollbringt, was er anfaßt, die ist mir die Hauptsache, und darin kommt ihm Keiner gleich. Darum nenne ich ihn immer den ›Matador von Grindelwald‹ und als solchen mögt auch Ihr ihn Euch empfohlen sein lassen.«

»Den Mann, Vater,« rief Arnold entzückt aus, »muß ich bald kennen lernen, und wo möglich möchte ich wohl einmal mit ihm eine Bergreise unternehmen.«

»Das ist kein schwieriges Ding, mein Junge, und ich will Dir gern dazu die Wege bahnen. Ich kenne ihn, seinen Bruder Christen, der auch sehr berühmt, aber schon älter ist, und seinen kühnen Schwager, Peter Egger, recht gut. Wir wollen sie nächstens in Grindelwald besuchen und dann wird sich ja wohl eine interessante Partie leicht finden lassen. Ich habe mein Augenmerk schon längst auf etwas Großes gerichtet und es hängt die Ausführung nur davon ab, wie sich das Wetter in den beiden Bergmonaten gestaltet.«

»Oh, da helfen wir Dir!« rief Arnold, und Werner stimmte ihm enthusiastisch bei.

»Gut denn, Ihr sollt Euren Willen haben. Nun aber laßt uns nach Hause gehen, denn die frische Luft hier oben hat mir Appetit gemacht und meine Speisestunde hat schon lange geschlagen. Ei, es ist beinahe sieben Uhr! Na, da wird Deine Mutter wohl schon wieder auf der Lauer

sitzen, denn sie ist die pünktlichste Frau, die sich denken läßt.«

Nachdem der Vorsatz, nach Grindelwald zu gehen und von dort aus ›etwas Großes‹ zu unternehmen, in den jugendlichen Gemüthern der beiden Freunde erst einmal Wurzel geschlagen hatte und von dem muthigen ›Berg-Halder‹ geschürt worden war, hatten sie keine Ruhe mehr in Unterseen und alle Tage erinnerten sie den Oberst an sein Versprechen und trieben ihn lebhaft zum Aufbruch an. Dieser aber, der gerade wegen dringender Geschäfte nicht in der Lage war, schon in den nächsten Tagen dazu zu schreiten, sah immer bedächtig nach den Bergen empor und vertröstete die Freunde auf noch besseres Wetter, da er behauptete, es falle noch zu viel Schnee auf den Eisgipfeln und die Lawinen seien noch immer in zu großer Thätigkeit. Endlich aber machte er sich doch auf einige Tage frei und eines Abends im Anfang des Juli kam er vergnügter als sonst nach Hause und rief, sobald er in die Thür getreten war:

»Macht Euch fertig, Ihr Jungen! Morgen früh um fünf Uhr brechen wir auf und da wollen wir über die Wengernalp nach Grindelwald hinabsteigen und unsern Freund Michel besuchen. Das Wetter scheint mir günstig und ich bin einmal auf drei Tage ein freier Mann und der darauf

folgende ist ein Sonntag, der mir von Gott und Rechtswegen gehört. Mutter, hole meine Bergschuhe, meine Steigeisen und meine Jagdtasche vom Boden, sie haben ein ganzes Jahr geruht und nun sollen sie einmal wieder in Thätigkeit kommen und ihre Schuldigkeit thun.«

Arnold und Werner jauchzten laut auf, Frau Halder aber zeigte ein etwas trübes Gesicht, denn nun sollte nicht allein ihr Mann, sondern auch ihr einziger Sohn mit ihm zugleich ein gewagtes Unternehmen in die Berge antreten. Und als nun die beiden jungen Leute sich ohne Säumen in ihre Zimmer begaben, um auch ihre Reisekleider in Ordnung zu bringen, trat sie an den still lächelnden Gatten heran, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte:

»Halder! Muß es denn sein? Und ich soll vier Tage lang um Euch in Sorge zu Hause bleiben?«

»Susan,« erwiderte der Oberst sanft, »sprich nicht also zu mir. Du kennst ja meinen alten Spruch – Gott wohnt auch in den Bergen so gut wie in der Ebene, – und damit sei Alles gesagt. Wir sind ja keine abenteuerlustigen Wagehälse, wir sind bedächtige Männer, und da wird ja wohl unsere Reise eine glückliche sein.«

»Gebe es Gott!« seufzte die Mutter. »Aber das Versprechen mußst Du mir geben, die Kinder nicht zu sehr in Gefahr zu bringen und ihnen nicht mehr zuzumuthen, als ihre Kräfte ertragen können.«

»Die Kinder!« lachte der Oberst. »Das sind mir noch rechte Kinder! Weiß der Himmel, die Weiber können doch nie vergessen, daß ihre Jungen einmal in Höschen

gegangen sind! Aber genug des Scherzes, Susan, ängstige Dich nicht ohne Noth. Vor der Hand wollen wir nur nach Grindelwald, um den Peter Michel zu besuchen, nach dem die Jungen brennen, und damit ist noch gar nicht gesagt, ob wir etwas Bedeutendes unternehmen, denn das hängt ja nicht allein von unserm Willen, sondern zu- meist von dem Wetter und dem Zustand der Grindelwal- der Berge ab, den ich von hier aus nicht so genau be- urtheilen kann. Das überlasse ich dem Michel, und wenn der sagt: ›Nein, noch nicht!‹ dann gehen wir blos ein Bi- schen auf einem Gletscher spazieren und in zwei Tagen sind wir wieder hier und Du kannst Deine ›Kinder‹ wieder in eigene Obhut nehmen.«

Die besorgte Gattin und Mutter war leicht getröstet und drückte ihrem Manne dankbar die Hand, da sie ja wußte, daß er immer die Wahrheit sprach und sei- nen Sohn eben so lieb hatte wie sie. Noch an demsel- ben Abend füllte sie die Feldflaschen der verschiedenen Ränzel mit Kirschwasser, legte auch Fleisch, Brod und Chokolade hinein und traf alle sonstigen Vorkehrungen, die zu einem weiten Marsch über die Berge erforderlich sind. Nachts im Bett aber bat sie inbrünstig Gott, daß er ihren Lieben gnädig sein möge, und mit dem gehei- men Wunsch, den ihr die Männer kaum vergeben hätten, wenn sie ihn kennen gelernt, daß nämlich das Wetter in den nächsten Tagen ungünstig sein möge, schlief sie end- lich ein, um schon um vier Uhr wieder munter zu sein und voller Spannung nach den Bergen hinüberzuschau- em ob ihr Wunsch in Erfüllung gehen werde oder nicht.

Indessen, wie es bis jetzt wenigstens schien, sollte der geheime mütterliche Wunsch nicht in Erfüllung gehen. Das Wetter konnte nicht besser sein als es war, denn der Himmel, so weit er nur sichtbar, war klar und rein, die Sonne stieg, eine angenehme Wärme verbreitend, glanzvoll über die Berge empor und über der schönen Pyramide des weithin sichtbaren Riesen schwebte sogar das bekannte Nebelkappchen, dem die Bewohner des Bödels und die Befahrer des Thuner Sees ja stets die Bedeutung beilegen, daß das Wetter anhaltend gut bleiben werde.

So traten die drei Männer, von den freudig aufgeregten Hunden begleitet, Punkt fünf Uhr ihre Fußreise an, nachdem bei'm Abschiede vom Hause noch einmal die Bitten um Vorsicht von Seiten der Mutter erneuert worden waren.

Langsam schreitend und munter redend begannen sie ihre angenehme Wanderung und der umsichtige Oberst führte seine Begleiter auf den kürzesten Wegen durch Interlaken nach dem Eingang des Lüschnenthal, wo die Berge ihren Anfang nahmen und bis zum Ziele nicht von ihrer Seite wichen. Im Lüschnenthal war es noch etwas neblig und überaus kühl, denn die von der Sommerwärme geschmolzenen Schneemassen der oberen Höhen hatten viel Wasser herunter gesendet und dieses dunstete wie immer die ihm noch von den Eisregionen anhaftende Kälte aus. Aber auch die Fülle des Wassers war bemerkenswerth, die langen Regentage hatten Bäche- und Sturzwässerschwellen gemacht und so brauste die wilde

Lütschine mit donnerdem Ungestüm ihren rauhen Felsenweg daher und erzeugte an ihren scharfen Windungen Strudel und Wirbel, als ob ein böser Geist in ihren Fluthen tobte.

Immer die nächsten Wege wählend und die vielfach sich schlängelnde Fahrstraße oft durch nur Wenigen bekannte Fußpfade verkürzend, führte der Oberst seine Begleiter, für die es ein hoher Genuß war, dem bewährten Leiter zu folgen und seine Erzählungen zu vernehmen, die er an jede merkwürdige Stelle zu knüpfen wußte, da er hier jeden Stein, jeden Baum und die sich darauf beziehenden Vorkommnisse kannte.

Interessanter noch wurde der Weg, als man bei Zweilütschinen in das Lauterbrunnerthal eintrat und nun schon von Weitem am Ausgang des Grindelwalderthals die Wetterhörner in ihrer grandiosen Majestät sichtbar wurden. Der Oberst frohlockte, als er ihre weißen Spitzen so klar in den blauen Aether ragen sah und seine Hoffnung wuchs, daß man in den nächsten Tagen das herrlichste Wetter behalten würde.

Schon bald nach sieben Uhr trafen die Reisenden, deren Schritte sich im Gehen allmählig beschleunigten, im ›Steinbock‹ zu Lauterbrunnen ein und vor der Thür desselben kamen ihnen die Führer entgegen, die hier ihren Sammelplatz haben. Lautes fröhliches Gejodel und Jauchzen tönte von ihren Lippen, als sie den ›BergHalder‹ so lustig einherschreiten sahen, und viele Hände

wurden hier geschüttelt und mancher freundliche Morgenruß geboten. Ihre Anerbietungen aber, die kleine Karavane zu begleiten und das Gepäck zu tragen, lehnte der Oberst dankbar ab, obgleich er es sich nachher doch gefallen lassen mußte, daß ihm einige alte Bekannte durch das Dorf bis zum Fuß der Wengernalp ihr Geleit zu Theil werden ließen.

Nachdem man im ›Steinbock‹ ein Glas Bier getrunken, wozu die Bergsteiger, selbst am frühen Morgen, stets aufgelegt sind, ging der Marsch weiter und nur wenige Minuten noch wurden dem zierlichen Staubbach geschenkt, der sich heute Mühe gab, alle seine Pracht zu entfalten, denn auch sein Bett oben auf den Höhen war reich mit Wasser versehen.

Gleich hinter Lauterbrunnen aber begann das Steigen nach dem Dorfe Wengern hinauf und der lange Zickzackweg, die ›Tretmühle‹, wie der Oberst ihn nannte, machte sich geltend. Jetzt hörte die Unterhaltung auf, denn nun mußte der Athem geschont werden, der drei Stunden lang rüstig zu arbeiten hatte. Da war es denn für die Freunde ein ergötzlicher Anblick, den alten berühmten Bergsteiger klettern zu sehen. Das leichte Röckchen über den linken Arm gelegt, in der Rechten einen dünnen Spazierstock schwingend, den Strohhut in der Linken und das Jagdtäschchen, in dem nur wenig mehr als zwei frische Hemden und Strümpfe enthalten waren, an der Seite tragend, stieg er mit gebogenen Knien leicht und elastisch die Höhe hinan und man sah es seinem munteren und von Freude gerötheten Gesicht an, daß ihm nur ein

Spaziergang erschien, was vielen Reisenden, selbst guten Fußgängern, eine große Anstrengung verursacht. Indessen eiferten die jungen Leute ihm wacker nach und sie hielten so ziemlich gleichen Schritt mit ihm, obwohl er ihnen immer um zwanzig Fuß voraus war. Nur an gewissen, ihm wohlbekannten Stellen blieb er einige Minuten stehen, weniger um sich zu ruhen, als um den Blick rückwärts auf das herrliche Lauterbrunnerthal mit seinen malerischen Hütten, die Schmadrifälle, den Staubbach und was sonst noch in Sicht war, zu werfen.

Im Dorfe Wengern an einem grünen einladenden Abhänge wurde die erste längere Rast gehalten und nun, da das schwierigste Steigen für den heutigen Tag im Rücken lag, begann die Unterhaltung von Neuem. Ein Schluck Kirschwasser und dann ein frischer Trunk aus einer Felsenquelle erlabte die Wanderer, gleich darauf aber schritten sie über die grünen Alpen, an den Sennhütten vorüber, um bald wieder, an der einsamen Tanne vorbei, der Höhe des Männlichen zuzustreben, hinter der das neue große Haus mit den grünen Fensterläden liegt, das den stolzen Namen ›Hotel de la Jungfrau‹ führt und in dem die schöne Frau schaltet und waltet, die dem Leser schon aus einer früheren Erzählung des Verfassers bekannt ist.

Da das heutige Ziel noch weit entfernt lag, so hielten sich die Reisenden hier nicht lange auf, tauschten nur einige freundliche Worte mit der Wirthin aus und schritten dann weiter über die grünen, reich mit Heerden bedeckten Anger nach der Wengern-Scheideck zu, denn erst dort

hatte der Oberst das Frühstück einzunehmen beschlossen.

Bald nach zehn Uhr waren sie denn auch auf der Wengern-Scheideck angelangt und wurden von den freundlichen Töchtern des Wirths, der selbst nicht anwesend war, auf das Herzlichste begrüßt. Während des einfachen Frühstücks nun, das im Freien im Angesicht der erhabenen Bergriesen eingenommen wurde, beschrieb der Oberst den jungen Männern den Weg, den die letzte Expedition nach dem Silberhorn und der Jungfrau unter Peter Michel's Leitung durch das Trümmletenthal und über den Schnee an dem großen Schneehorn vorbei eingeschlagen hatte, und da gab es denn viel zu schauen und zu staunen, denn von hier aus übersah man die ungeheuren Schwierigkeiten des Weges schon genauer, da man der unheimlichen Oede so nahe war. Arnold und Werner bebte das Herz, während der Oberst erzählte, und die beiden Mädchen berichteten, welche Angst sie alle ausgestanden, als sie die kühnen Bergsteiger auf ihrem Wege mit bloßem Auge und mit dem Fernglase verfolgt hätten, und welche Freude im Hause geherrscht, als Alle, zwar wohlbehalten, aber mit zerfetzten Kleidern und unkenntlichen Gesichtern daselbst wieder eingetroffen wären.

Schon von der Wengern-Alp aus hatte das großartige Naturschauspiel begonnen, und hier auf der Scheideck saßen die drei Männer mitten in der gigantischen Scenerie, die heute im hellsten Strahle der Sonne so klar wie nie vor ihren Augen lag. Die ungeheuren Schneefelder

der Jungfrau hatten sich weit vor ihnen geöffnet, die meilenlangen Gletscher ringelten sich mit ihren blaugrünen Spalten und Abgründen in ihrer unsäglichem Schönheit und Grausigkeit wie gefrorene Eisströme in die Tiefe und das gähnende Trümmletenthal zeigte alle seine Schauer, denn in dieses stürzen die meisten Lawinen der Jungfrau, des Mönchs und des Eigers nieder, die donnernd bis weit in das Thal hinab dröhnen und die in Interlaken übernachtenden Reisenden so oft erschrecken, da sie, wenn sie das Gekrach des wie Staub niederfallenden Schnees vernehmen, ein starkes Gewitter im Anzuge glauben.

Aber bei all der Fülle des Schönen und Großen, was hier völlig erschlossen vor ihren Augen lag, hatte der rastlose Oberst doch keine lange Ruhe. Er fühlte sich neu gekräftigt und der Trieb nach dem heutigen Ziele riß ihn empor und ihm mußten ja die jungen Leute willig folgen, obgleich sie mit manchem stillen Seufzer noch immer sehnsüchtig in die wie Silber schimmernde Schneewelt zurückblickten.

So wurden den jungen Mädchen denn kräftig die Hände geschüttelt und nachdem man eine baldige Wiederkehr versprochen, ging es wieder fort bergab auf grüner Halde dahin, dem Grindelwalder Thale entgegen, das seine vielfach gewundenen grandiosen Gletscher schon von Weitem erkennen ließ. Im vollen Laufschrift, wie er es immer und mit ihm alle Bergsteiger thun, deren Kniee von Stahl und Eisen zu sein scheinen, ging und sprang der Oberst bergab voran, so daß ihm Arnold und Werner oft kaum zu folgen vermochten, dabei stets lustig und

froh, hierhin und dorthin deutend und seinem unermüdlischen Ami einen Stein nach dem andern weit vorauswerfend, nach dem dieser laut bellend jagte, während der bedachtsamere Fingal schweigsam unmittelbar hinter den beiden Freunden hertrrottete.

Endlich aber war der weniger mühsame als unangenehme, thalwärts sich neigende und oft unendlich morastige Weg nach Grindelwald hinab beendet und von der letzten Höhe niederblickend, lachte ihnen das herrliche Thal mit seinen grünen Alpweiden und seinen zahllosen, zerstreut liegenden Hütten entgegen. Den unteren Gletscher rechts liegen lassend, wandte der Oberst sich stracks dem Dorfe zu und schritt an den ersten Häusern vorbei die steile Straße hinauf, in deren Mitte, auf ebener Höhe, die das wunderbar prachtvolle Panorama beherrscht, das allbekannte Gasthaus zum ›Adler‹ liegt. Einen Augenblick verweilten sie noch, in Anschauen verloren, denn der ungeheure Mettenberg vor ihnen, den die beiden Gletscher umfassen, und der Eiger mit seinen eisigen Spitzen zur Rechten und die im Sonnenlicht strahlenden Wetterhörner zur Linken boten ein gar zu verlockendes Bild – ein Bild, wie man es wohl selten und nur dann so groß und schön zu sehen bekommt, wenn das Wetter günstig, die Luft klar und die Berge nebelfrei sind, was heute Allen wunderbar herrlich zusammen traf.

Aber noch während die drei Männer so standen und den zauberhaften Anblick in sich aufnahmen, hatten sich ihnen viele Menschen genähert, die, den ›Berg-Halder‹ aus der Ferne schon erkennend, zu seiner Begrüßung

herangekommen waren. Es waren die Führer, Träger und Bergsteiger von Grindelwald, die immer in hellen Haufen vor dem ›Adler‹ versammelt stehen, um die herankommenden Fremden zu erwarten und sich ihnen zu irgend einer Partie zu empfehlen. Die stämmigen Männer mit den sonnenverbrannten Gesichtern und den treuherzig funkelnden Augen sehen in ihren braunen Röcken und schwarzen Hüten immer stattlich aus und erwecken auf der Stelle das Vertrauen des Reisendem wenn man sie kurz und bündig sprechen hört und den biedereren Ausdruck ihrer Züge mustert. Als sie den wohlbekanntem Oberst erkannten, jauchzten sie ihm schon aus der Ferne entgegen, obwohl sie wußten, daß er ihrer Hülfe auf seinen Streifereien nicht bedürfen würde. Die Hüte ehrerbietig in den Händen haltend, begrüßten sie den Herrn aus Unterseen freundlich und warm und er schüttelte allen die Hände und erkundigte sich nach Diesem und Jenem, da ihm ja alle ihre Verhältnisse bekannt waren.

Da, während er mit ihnen sprach, fiel sein Auge auf einen hübschen jungen Mann mit krausem blonden Kinnbart und ehrlichen blauen Augen und, ihn näher zu sich heranwinkend, fragte er:

»Guten Morgen, Peter Egger! Ist Dein Schwager, Peter Michel, zu Hause und kann ich ihn wohl bald sprechen?«

Peter Egger, ein überaus gewandter und hoffnungsvoller Führer in Grindelwald, der mit seinem Schwager schon viele Bergfahrten unternommen und einer der Ersten auf dem Schreckhorn gewesen war, reichte seine

braune rechte Hand hin und mit der Linken den Hut lüftend, sagte er bescheiden, indem er nach einem nicht fernen Hause blickte, auf dessen Dach sich ein hoher Schornstein erhob:

»Er ist daheim bei seinen Kleinen, Herr Oberst. Soll ich ihn rufen? Er kommt gewiß gern.«

»Ja, rufe ihn, ich habe mit ihm zu reden, doch braucht er sich nicht zu übereilen, da ich die Nacht hierbleibe. Ich sehe eben, daß es Essenszeit ist und wir haben alle Drei Appetit. Wenn wir aber fertig sind, mag Peter kommen und er soll dann mit uns eine Flasche Wein ausstechen – sage ihm das.«

Peter Egger lächelte verschmitzt und nickte mit dem Kopf. »Das wird er sich nicht zweimal sagen lassen,« versetzte er; »Durst hat er immer, wie wir Alle.«

»Oho, ich weiß es wohl, ich kenne ja meine Grindelwalder. Nun, beeile Dich und bestelle ihm meinen Gruß!«

Nach diesen Worten trat der Oberst mit seinen Begleitern in den ›Adler‹ ein, aus dessen Thür so eben Herr Bohren, der Wirth, kam, um seine neuen Gäste zu begrüßen. Er freute sich sichtlich, wie Alle, die den ›Berg-Halder‹ sahen, und führte die Herren in den schönen Speisesaal, um dessen Tisch sich eben die anwesenden Gäste gruppirten, deren eine reichliche Anzahl heute in Grindelwald vorhanden war.

Bei dem nun folgenden Diner wollen wir nicht länger verweilen, als nöthig ist. Kaum hatten die drei Gäste aus Unterseen ihren Appetit gestillt, so traten sie wieder in

den Garten hinaus und ließen sich auf einer abgelegenen Bank nieder, die ihnen die ungehinderte Aussicht auf die vorher beschriebene Scenerie bot. Die jungen Leute, die den acht Stunden weiten Weg so rasch zurückgelegt hatten, fühlten sich einigermaßen ermüdet, nicht so der Oberst, denn der hätte denselben Weg gleich zurückmachen und noch nach Mürren hinaufsteigen können, um dort den Kaffee zu trinken, wie er es schon so oft gethan, um dann Abends oder Nachts wieder zu Fuß nach Unterseen zurückzukehren und ganz erbaut von seiner Tour in seinem weichen Bette zu schlafen.

Als die drei Männer eben auf der Bank Platz genommen und der Wirth eigenhändig ihnen den verlangten Wein und vier Gläser gebracht hatte, hörte man den Kies des nahen Weges unter dem festen Fußtritt eines Mannes knirschen. Der Oberst drehte sich herum und sprang sogleich wieder von seinem Sitze auf, um dem sich langsam und bescheiden nähernden Mann entgegenzueilen.

Dieser trug wie die meisten übrigen Führer einen braunen Rock von an Ort und Stelle gewebtem dicken Wollzeuge und eben solche Weste und Beinkleider, aus denen nur mäßig große Füße in festen Bergschuhen hervorsahen. Um den reinlichen umgeklappten Hemdkragen von selbstverfertiger Leinwand hatte er lose ein schwarzseidenes Tuch geschlungen, dessen Zipfel lang herunter hingen, und auf dem dunklen schlichten Haar trug er einen schwarzen Filzhut mit ziemlich breiter Krämpe.

Dieser Mann, dessen genauere Beschreibung in Bezug auf seine Gestalt, sein Gesicht und den Ausdruck seiner

Mienen wir uns noch vorbehalten, war Peter Michel, der berühmte Gemsjäger und Bergsteiger, der ›Matador von Grindelwald‹, und als er den Oberst auf sich zu kommen sah, verzog sich sein von der Sonne verbranntes Gesicht zu einem freundlichen Lächeln und er streckte vertrauensvoll seine braune Hand aus, um damit die ihm entgegengereichte fest zu umfassen und kräftig zu schütteln.

»Ha, Peter Michel,« rief der Oberst, »seid mir herzlich willkommen und nehmt ein Stündchen an unserer Seite Platz! Ich habe Euch doch nicht aus Eurer Ruhe gestört?«

»Gott grüß, Herr Oberst!« lautete das erste mild gesprochenen Worte des einfachen Mannes. »Nein, Sie haben mich nicht gestört und ich bin gern gekommen. Aber wer sind denn diese jungen Herren da?« fragte er dann und ließ einen scharfen Blick aus seinem blitzenden Auge rasch über den schön gestalteten Arnold und sein edles Gesicht und dann auch über den wohlgewachsenen bleichen Werner schweifen.

»Ja,« sagte der Oberst, »ich habe heute eine große Freude, Michel, daß ich Euch endlich meinen einzigen Sohn und dessen Freund vorstellen kann, die Beide aus Brasilien gekommen sind, um es sich einmal eine Weile in der Heimat wohl sein zu lassen.«

»Aus Brasilien?« fragte Michel langsam und sichtlich verwundert. »Ei, das ist auch Etwas! Also Sie sind Beide schon über das Meer fort gewesen? Ha, das möchte ich wohl einmal sehen, denn das soll auch groß und schön sein, wie unsere Berge. Aber nun, Herr,« wandte er sich an Arnold und reichte ihm die Hand, »auch Euch grüße

ich mit Gott im Vaterlande, und eben so Euren Freund – da haben auch Sie meine Hand – und mag es Ihnen wohlgefallen bei Vater und Mutter in dem netten Hause, das ich recht gut kenne. Nun, Herr« – und er ließ seine forschenden Blicke noch immer nicht von Arnold ab – »Sie sind ein schmucker Mann, der mir auf den ersten Blick gefällt, aber Sie haben auch einen wackeren Vater, von dem Sie Viel lernen können. Werden Sie so wie er, dann werden die Berge da drüben auch ihre Freude an Ihnen haben, wie an ihm!«

Arnold erwiderte einige freundliche Worte, dann nötigte der Oberst zum Sitzen und goß den feurigen Burgunder in die Gläser, von denen er eines kopfnickend dem Führer reichte.

»Ich nehme es mit Dank an, Herr Oberst, und trinke es auf Ihrer Aller Gesundheit,« entgegnete dieser, »aber nun sagen Sie mir, was führt Sie heute hier her? Wollen Sie etwa morgen Etwas unternehmen, wobei ich Ihnen als überflüssiger Geleitsmann – denn Sie sind ja selbst dabei – Gesellschaft leisten dürfte?«

»Das könnte wohl sein, Michel – aber zuerst sagt, was haltet Ihr vom Wetter?«

Peter Michel verzog unmerklich das Gesicht und wandte sein Auge nach dem Wetterhorn hin. »Es gefällt mir nicht recht, Herr,« entgegnete er endlich, »der Umschlag ist zu rasch gekommen und es steckt noch zu viel Feuchtigkeit im Boden. Hm, ja, ich rieche etwas Nebel und morgen werden wir nichts von den drei Dingen da drüben zu sehen bekommen – so glaube ich wenigstens.«

»Oho, Michel, das ist ja eine schlechte Prophezeiung! Das würde ja einen grausamen Strich durch unsere Rechnung machen. Da will ich mich doch einmal etwas näher nach den Bergen umsehen und Euch so lange mit meinen Jungen allein lassen. Die haben sich vorgenommen, Euch recht viele Fragen vorzulegen, denn sie sind absonderlich mit mir hierhergekommen, um Euch kennen zu lernen und um mit Euch, wenn nicht heute, doch später einmal eine Bergtour zu unternehmen.«

»Das soll ein Wort sein!« rief Peter Michel, »und ist auch eine Freude für mich. Können Sie schon steigen?« wandte er sich dann zu den beiden jungen Leuten, indem er wieder einen durchdringenden Blick über ihre Gesichter, ihre Gestalten und Gliedmaßen laufen ließ.

»Ich büрге für sie, das sei Euch genug, Michel!« rief der Oberst, pfiff dann seinem Ami und schritt mit ihm durch den Garten der nächst gelegenen Höhe zu, um von dort aus eine genauere Wetterrecognoscirung abzuhalten.

Wenn Arnold und sein Freund gedacht hatten, in dem berühmtesten Bergsteiger von Grindelwald einen athletisch gewachsenen und von blühender Gesundheit strotzenden Mann zu finden, so hatten sie sich sehr getäuscht. Peter Michel war nichts weniger als ein großer und stämmiger Mann, nein, er hatte nur Mittelgröße und erschien auf den ersten Anblick eher zart und schwächig gebaut, obwohl man seine Brust bei genauerer Betrachtung breit und wohl gewölbt, seine Schultern fest gefügt und alle seine Gliedmaßen im vollkommensten Ebenmaaß fand.

Ganz eigenthümlich aber war der Ausdruck seines gewiß bleichen Gesichts, wenn es eben nicht von den Einflüssen der Witterung und den Sonnenstrahlen gebräunt gewesen wäre. Seine Wangen erschienen etwas hager, seine hohe Stirn ernst und gedankenvoll, aber um seinen Mund wie um die sprechenden graubraunen Augen lag ein weicher, fast leidender Zug, der aber durchaus kein Zeichen von körperlicher Schwäche oder Mangel an Gesundheit, vielmehr der den Bergbewohnern, zumal denen, die sich häufig in Lebensgefahr begeben, eigenthümliche Ausdruck ist, der uns bei solchen kernfesten, geistesfrischen und wunderbar kühnen Leuten so oft in Verwunderung setzt. Ja, dieser Zug war ungewöhnlich stark in Peter Michel's Gesicht ausgeprägt und er drückte sich am auffallendsten in seinem fast wehmüthigen Blick aus, wenn er von seinen Bergen, seinem eigenen Leben darin und seinen so reichhaltigen Erfahrungen und Abenteuern sprach. Offenbar sah man diesem Blick und seinem ganzen Gesicht an, daß er sein Leben unter den ernstesten Gefahren zugebracht und dem Tode oft fest in das Auge geschaut habe und daß er sogar gewappnet sei, dem letzteren selbst in jeder Minute mit Fassung und Resignation entgegen zu gehen. Auch sah er, wie alle Gebirgsleute, die erst das dreißigste Jahr überschritten, älter aus als er war, denn erzählte gerade sechsunddreißig Jahre, als Arnold und Werner seine Bekanntschaft machten, und von diesen hatte er schon dreißig Jahre selbstthätig, als Geisbube und Gemsjäger, als Holzfäller

und Führer in den Bergen und ihren Schrecknissen zugebracht.

Wo lag nun die so wohl bekannte und viel gerühmte Kraft in diesem Mann, die, wenn er so ruhig saß und sprach, gar nicht zum Vorschein kam? Freilich, daß er einen Muth ohne Gleichen, eine Kühnheit, die aller ihn handeln sehender Menschen Bewunderung erregte, besaß, das errieth man wohl, wenn sein braunes Auge bei lebhafterem Gespräch, wobei es immer, wie durch einen unsichtbaren Magnet angezogen, nach den Bergen flog, einen höheren und beinahe blitzenden Glanz annahm; aber erst wenn man seine Arme und Schenkel befühlte, dann sah man auch, wo die Kraft dieses seltsamen Menschen saß. Denn die Muskeln seiner Glieder zeichneten sich keineswegs durch eine ausgearbeitete Fülle, durch Umfang und Massenhaftigkeit aus, aber sie waren so hart und fest, wie aus Stein gemeißelt und die Sehnen, die seine Gelenke umgaben, schienen wie aus Stahl geschmiedet, was auch die ungeweinte Elasticität erklärte, die sich deutlich in ihnen entwickelte, sobald er einen Berg erstieg. Nein, wie Peter Michel hier auf der Bank im Garten des ›Adlers‹ bei einem Glase Wein und in munterer Unterhaltung begriffen so ruhig saß, da war er nur ein gewöhnlicher, durch kein hervorstechendes Merkmal besonders gekennzeichneter Mann, aber wenn man ihn, den Sohn und das Product der Berge, auf diesen Bergen selbst thätig, vor sich ein kühnes Unternehmen, um sich her Gefahr und Tod sah, dann wuchs er zu einer Gestaltung und Erscheinung heraus, die nirgends ihres Gleichen unter den

Menschen der Ebene findet. Dann war er eine von Leben und Bewegung strotzende Gestalt, dann nahm sein Auge einen wunderbar strahlenden Glanz, seine Haltung eine unnachahmliche Kühnheit an, denn im Klettern sind diese Menschen Gemen und in der Leistung übernommener Pflichten, wie in der Ausdauer dabei, da sind sie Löwen an Kraft, an Muth, an Hochherzigkeit.

So genau wie heute war der Ausdruck von Peter Michel's Zügen und seinen geistigen und körperlichen Eigenschaften nur selten studirt worden, und je genauer Arnold und Werner den Mann betrachteten, um so mehr gefiel ihnen seine Bescheidenheit, seine Anspruchslosigkeit, sein stilles und fast sanftes Wesen, das nur eine fast komische Lebhaftigkeit annahm, sobald er, wie sie nachher sahen, auf sein Lieblingsthema, die Politik der Gegenwart, zu sprechen kam.

Nachdem sie ihn nun lange genug betrachtet hatten, glaubten sie endlich mit den verschiedenen Fragen beginnen zu können, die sie auf dem Herzen trugen, allein dazu kamen sie noch nicht so bald, denn Peter Michel, der sehr wiß- und lernbegierig war, wollte erst Vieles vom Meere hören, das ihm wie allen Bergbewohnern ganz unbekannt war, und Arnold wie Werner erwiesen sich darin auf seinen Wunsch sehr mittheilsam und berichteten gern, was sie selbst gesehen und erfahren hatten.

»Der Tausend!« rief Michel, der die jungen Männer mit immer größerem Wohlbehagen betrachtete und dabei seinem Glase munter zusprach, »da haben Sie ja schon Vieles gesehen und Manches durchgemacht, am Ende

noch viel mehr als ich. Na, wie nicht alle Menschen in den Bergen wandern können, so können auch nicht alle auf dem Meere leben, nicht wahr?«

»Nein,« sagte Werner, freundlich nickend. »Nun aber lassen Sie uns auch einmal etwas von Ihren schönen Bergen hören.«

»Hm, ja, schön sind sie, das ist wahr. Aber was wollen Sie wissen, meine Herren? Lassen Sie hören – ich bin bereit.«

»Sie sind also schon oft auf der Jungfrau gewesen?« begann Arnold, dem der erhabene Berg noch immer zunächst auf der Seele lag.

»O ja, mehrere Male,« sagte Michel bescheiden.

»Es ist wohl eine gefährliche Tour da hinauf?«

»Ach nein, gerade nicht gefährlich, wenn man vernünftig und ruhig ist, wenn man stramme Beine, feste Handgelenke, gute Lungen und einen schwindelfreien Kopf hat, aber mühsam ist der Weg gewiß, obgleich bei Weitem nicht der mühsamste.«

»Welcher ist denn mühsamer zu ersteigen? Etwa das Schreckhorn oder das Finsteraarhorn?«

»Ach nein, die auch nicht, für mich wenigstens nicht. Aber der Eiger ist mir fast immer am schwersten vorgekommen, denn da geht es fast zu steil hinauf – sehen Sie nur – ist er nicht gewachsen wie die Spitze eines Kirchturms, he? Und da muß man immer herum krabbeln und sich mit Händen und Füßen und wo möglich auch noch mit den Zähnen anklammern, obgleich die Zähne da oben nichts finden, wo sie sich einbeißen können.«

»Ich glaube es gern. Auf dem Matterhorn aber sind Sie wohl noch nicht gewesen?«

»Nein,« sagte Michel betrübt, »und auf das werde ich auch wohl nicht hinaufkommen.«

»Warum nicht?«

»Warum? Weil es unsinnig ist, etwas Unmögliches zu wagen. Der Mensch muß nicht so thöricht sein, fliegen zu wollen wie ein Vogel, und das Matterhorn ist einmal nur ein Horst für die Adler, obgleich selbst die darauf selten zu finden sind.«

»Das ist richtig. Darum sind ja auch neulich die zwei Engländer mit ihren Führern verunglückt.«

»Das war ihre eigene Schuld, Herr,« fuhr Peter Michel fast heftig auf. »Warum nahmen sie einen Menschen zum Hauptführer an, der noch nie auf einem großen Berge gewesen war und die Gefahr da oben gar nicht kannte? Aber die Engländer, wenn sie sich einmal Etwas in den Kopf gesetzt haben, gehen wie blind und toll auf ihre Phantasie los und so *mußte* ja ein Engländer der Erste sein, der das Matterhorn erstieg, *den* Ruhm wollte sich die britische Narrheit nicht nehmen lassen, haha!«

»Aber die Engländer sind doch sonst tüchtige Bergsteiger, nicht wahr?« fragte Werner.

»O ja, das sind sie, das muß man ihnen lassen. Kühn, unternehmend, dreist und tollköpfig – o ja, aber nicht so recht menschlich dabei, wie ich das Ding auffasse. Denn sehen Sie, wenn so ein Engländer mich oder einen anderen guten Mann hier unten gedungen hat und es nun vorwärts geht, so beginnt es ganz gut. Er ist muthig, kräftig

und ziert sich nicht. Auch die Gefahren schlägt er nicht zu hoch an, er kämpft sich durch. Kommt man aber nun einmal an eine Stelle, wo der Menschenverstand des Engländers aufhört, auf den er so trotzig war, als ob er ihn nur allein besäße, und verlassen ihn gar seine Kräfte und er sinkt hin wie ein Bündel gebrochener Pfeile, dann – dann, Herr, erwacht sein insularer Dünkel, sein Hochmuth und er sagt zu uns, als ob wir keine Menschen, sondern ein Stück des allmächtigen Herrgotts wären: ›Mann, bring mich hinaus, ich kann nicht mehr allein!‹ Und wenn wir dann sagen: Herr, wir sind auch nur Menschen, auch unsere Kräfte sind im Abnehmen! Na, dann fängt er an zu toben und zu schreien und ruft: ›Halten das Maul! Wozu habe ich Euch gedungen? Wollt Ihr Geld verdienen, so gebt Euch auch etwas Mühe darum!‹ Ja, Herr, so spricht ein Engländer . . . «

»Und Sie?« fragte Arnold höchst erstaunt.

»Nun, Herr, und ich,« sagte Michel mit rührender Bescheidenheit, »ich fasse mir ein Herz, nehme meine letzten Kräfte zusammen und packe mir ihn auf und trage ihn auf seinen Gipfel, wo er nun liegt und die große Welt bewundert und in die ganze Welt hinausschreit: ›Ich, ja, ich bin der Erste da oben auf dem Gipfel gewesen, und mir thut es hoffentlich Keiner nach.‹ Sehen Sie, Herr, das eben gefällt mir nicht von dem Engländer, daß er den Ruhm für sich allein nimmt und gegen uns seine Schuldigkeit gethan zu haben glaubt, wenn er uns nachher seine paar Goldstücke verächtlich in den Hut wirft. Da lobe ich mir die Schweizer Herren aus Bern, Basel und wo sie

sonst her sein mögen, und eben so die Deutschen, die haben doch noch ein Herz für uns im Leibe, für die sind wir Menschen, denen sie alle Achtung zukommen lassen. Die treibt kein Uebermuth hierher, sondern die Wissenschaft und die Liebe zur Natur. Ueberall hin nehmen sie ihre Instrumente mit und auf jedem Halteplatz rechnen und schreiben sie. Und wenn es einmal mit unsern Kräften zu Ende geht, dann theilen sie den letzten Tropfen Wein und das letzte Stück Brod mit uns, dadurch beweisend, daß sie uns auch für Menschen von Fleisch und Blut halten. Nein, nein, ich kann darin ein Wort mitreden – die Engländer treibt nur die Großmannssucht, die Eitelkeit oder der bittere Spleen hierher . . . «

»Und die Franzosen?« unterbrach den mit Eifer Redenden Arnold Halder.

»Ach, schweigen Sie mir von den Franzosen still. Die mögen ganz tüchtige Leute in einer Schlacht im platten Lande und beim Kanonendonner sein, aber für unsere Berge taugen sie nichts, da machen sie keine Eroberungen und laufen schon davon, wenn irgendwo eine Lawine zu stäuben beginnt. Nein, für uns sind sie zu weichlich, zu wenig dauerhaft; auf dem Schnee oder dem Eise stehen sie nicht fest, da bläst sie jeder kleine Luftzug um und die Kälte können sie gar nicht vertragen, sie klappern gleich mit den Zähnen und wissen mit den Händen nicht wohin, wenn sie einmal etwas Eis angefaßt haben. Da lobe ich mir noch eher ihre Weiber, die sind standhafter als die Männer und stolz genug, das Härteste zu ertragen. Dabei sind es ganz niedliche und gesprächige

Dingerchen und ich habe schon mit Vergnügen einige von ihnen auf die höchsten Spitzen gebracht, obgleich, meiner Meinung nach, die Berge wahrhaftig nicht für die Weibslente gemacht sind.«

»Sie lieben die Franzosen wohl überhaupt nicht sehr?« warf Werner ein, da Peter Michel einen Augenblick schwieg, um von seinem Glase zu nippen.

Diese Frage war Wasser auf des Grindelwalders Mühle. Seine Augen fingen an lebhafter zu blitzen und seine Mienen verriethen eine sichtbare innere Erregung. »Lieben Sie sie etwa und können Sie sie lieben?« fragte er mit scharfem Nachdruck. »Beantworten Sie mir ehrlich diese Frage, dann will ich Ihnen sagen, was ich von den Franzosen halte.«

»Ich habe mehrere ganz vortreffliche Franzosen kennen gelernt,« erwiderte Werner, »mit denen es sich in guter Kameradschaft leben ließ. Es sind allerdings lebenslustige und geschwätzige Leute, die über eine Kinderei stundenlang mit der ernstesten Miene plaudern können, aber geringschätzen will ich sie im Ganzen doch nicht.«

»Oho!« rief Peter Michel sehr laut, »wer dürfte das auch und das will ich auch nicht. Es wäre wahrhaftig sehr schlimm, wenn es gar keine prächtige Kerle darunter gäbe. Jede Nation hat ihre Matadore aufzuweisen und ich glaube sogar, die Chinesen auch, obgleich ich noch keinen von ihnen gesehen habe. Es sollen ganz verteufelt breitnasige und schiefäugige Kerle sein. Doch, um auf die Franzosen zurückzukommen – gefällt Ihnen etwa die nichtswürdige Schreierei, mit der sie jetzt alle Welt in

Athem erhalten und Unruhe und Angst in alle Familien ausstreuen? Was wollen sie denn damit sagen, daß sie Tag und Nacht sinnen und Millionen darauf verwenden, um Maschinen zu erfinden, um den Menschen so rasch wie möglich das Lebenslicht auszublases? Sind denn die Menschen bloß des Todtschießens wegen da und gebären darum die Weiber ihre Kinder mit so viel Schmerzen? Ueberhaupt, warum schreien sie denn immer nach Krieg, wozu doch gar kein Grund vorhanden ist, als höchstens ihr Neid und ihre Eifersucht, daß Anderen irgend eine Unternehmung wohlgeglückt? Haben die Menschen dort jenseits des Rheins denn gar keinen Begriff davon, was der Friede im Lande für ein Segen für die ganze Menschheit ist? Wahrhaftig, wir, die wir in unseren Bergen so still und friedlich leben, wir können es nun und nimmer begreifen, warum es den Franzosen erlaubt bleibt, die ganze Welt in fieberhafter Spannung und Unruhe zu erhalten. Lesen Sie nur die Zeitungen, und Sie werden sehen, daß sie und sie nur ganz allein daran schuld sind. Und das ist eben das Unbegreifliche, daß die übrigen vernünftigen und nach Frieden trachtenden Völker sich das gefallen lassen. Haben denn die Herren Pariser allein die Vollmacht, über das Geschick der Nationen Europas zu entscheiden? Beinahe sollte man glauben, daß es so ist, wenn man ihre Anmaßung ungestraft sich so breit machen sieht. Kaum erringt irgend eine Macht über verrottene und verkommene Verhältnisse den Sieg und feiert ihren wohlverdienten Triumph, so wollen auch sie einen

Sieg und einen Triumph haben, nicht etwa um etwas Erkleckliches zu gewinnen, sondern um immer in ihrer Einbildung die Ersten zu bleiben und den ersten Ton im Völkerconcert anzugeben, da sie keinem Anderen den Vorrang gönnen. Meine Herren, ich bin nur ein einfacher und dummer Mann, aber das sehe ich ein, daß eine solche Ueberhebung nur das Gefühl ihrer augenblicklichen Ohnmacht und das Bewußtsein ist, daß sie von ihrer ehemaligen Höhe und Größe einen starken Schritt bergab gethan haben, denn ein ehrliches Volk, wie ein ehrlicher Mann, der das Seinige redlich gethan und thut, braucht sich um die größere oder kleinere Gunst, die einem Anderen widerfährt, nicht zu kümmern Zum Teufel auch, warum treten die Völker nicht alle zusammen und sagen ganz einfach: ›Wenn Ihr Franzosen so fortfahrt, wie Ihr jetzt thut, wenn Ihr immerfort Unruhe und Angst über Handel und Wandel ausgießt, dann wollen wir Euch lehren, was Eure Pflicht und Schuldigkeit ist. Denn wollt Ihr nicht hören, so müßt Ihr fühlen, wollt Ihr nicht vernünftig sein und Euch mit Eurem herrlichen Lande begnügen, dann wollen wir Euch Vernunft beibringen!‹ – und dann kurzweg vorwärts und drauf und dran und die unruhigen Schreier zu Paaren getrieben, daß sie Gott, ihren Herrn, erkennen lernen und Respect vor der ganzen übrigen Welt kriegen. – Das, meine Herren, ist so meine dumme Meinung von dem Stande der Dinge und nun – nun habe ich heute genug über Politik geschmäht. Was wollen Sie sonst noch von mir wissen, he?«

»Sie haben nicht so ganz Unrecht,« erwiderte Arnold sanft, »und Ihre Meinung ist gar nicht so dumm, wie Sie sagen, sondern recht kluge Leute denken eben so, obwohl sie nicht so frei von der Leber wegsprechen wie Sie.«

»Ei, Herr, das ist es ja eben! Was man fühlt und für wahr und richtig anerkennt, das muß man auch aussprechen können, und ich, ich bin ein freier Mann, ein Schweizer, Herr meiner Berge und Diener meines Gottes, und darum spreche ich so, wie ich denke und fühle.«

»Ich denke und fühle wie Sie,« sagte Werner, »und auch wir sind freie Leute und Schweizer. Aber sagen Sie mir: können Sie denn mit Ihrer Frau und Ihren sieben Kindern bequem leben von dem Verdienst, den Ihre Reisen auf die Berge eintragen?«

Peter Michel's Gesicht nahm einen viel ruhigeren und wieder jenen erst erwähnten fast wehmüthigen Ausdruck an. »Bequem leben!« sagte er mit niedergebeugtem Kopf. »Was heißt das? Das verstehe ich eigentlich nicht, denn das, was die Herren der Ebene Bequemlichkeit nennen, das giebt es für uns Bergbewohner nicht. Bequem ist es für mich nur dann, wenn ich mich, ob ich nun auf einem Gletscher oder an einem Felsschrund stehe, so recht ermüdet fühle und mich im weichen Schnee oder auf dem grünen Rasen ausstrecken kann. Ja, Herr, das ist bequem und um die Süßigkeit möchte mich Mancher beneiden, der da unten immer auf Polstern liegt und doch nichts von der großen Gotteswelt sieht.«

»Wie viel verdienen Sie denn wohl im Laufe des Jahres, lieber Michel?« fragte Arnold, noch einmal auf die vorige Frage zurückkommend.

»Hm!« sagte Michel, sich besinnend. »Unser Jahr, wo wir etwas verdienen können, ist kurz und erstreckt sich selten über zwei Monate hinaus. Auch ist es nicht immer gleich. Einmal thut man einen guten Fang und einmal einen schlechten, wie der Fischer im See. Auch könnte ich wohl mehr verdienen, wenn alle Leute, die hierher kommen und unsere Hülfe gebrauchen, die richtige Einsicht von unserer und ihrer Lage hätten. Aber da glauben sie schon Wunder was zu thun, wenn sie uns hundert Franken dafür geben, daß wir sie die Berge hinaufschleppen und unser Leben zehnmal für das ihrige einsetzen, denn so viel kostet die Tour auf die Jungfrau und ähnliche Berge, die Nahrung unterwegs nicht mit eingerechnet. Nun, im Ganzen nehme ich etwa tausend Franken ein, aber da muß das Jahr schon gut und besser als das vorige sein.«

Die beiden Freunde schwiegen, fast beschämt.

Denn tausend Franken, so mühselig verdient, mit so vielen Gefahren verbunden, schienen ihnen ein armseiliger Verdienst zu sein, und da Peter Michel damit zufrieden war, erhielten sie hiermit einen neuen Beweis von seiner Genügsamkeit und Bescheidenheit. Sie wollten eben das Gespräch weiter fortsetzen, als der Oberst von seinem Ausguck zurückkam und die Meldung brachte, daß er nicht im Stande sei, irgend eine Ursache für

den von Michel angedeuteten Wechsel des Wetters zu finden.

»Das glaube ich Ihnen wohl, Herr Oberst,« sagte der biedere Führer. »Mit Gründen belegen, so gut wie Schwarz auf Weiß, kann ich es Ihnen auch nicht, denn ich bin so wenig ein Schriftgelehrter wie ein Kanzelredner. Ich kann mich nur auf meinen Instinkt verlassen und der prophezeit mir Nebel. Möge morgen die Thatsache für mich sprechen. – Aber wie wäre es denn,« wandte er sich zu den jungen Leuten, »wenn wir noch einen kleinen Spaziergang nach dem Eise machten? Haben Sie schon das kleine Eismeer und die neue Grotte darin gesehen, die wir vorigen Winter ausgebrochen haben, nachdem die alte am Fuß des Gletschers abgeschmolzen ist? Es ist nur ein Katzensprung bis dahin und so weit werden Sie doch wohl noch laufen können!«

Arnold und Werner erhoben sich schon, während der Oberst rief: »Ja, das ist ein guter Vorschlag. Nein, die Jungen haben noch keinen Gletscher betreten und eben so wenig seine innere Structur gesehen. Das ist hübsch, Kinder, und so laßt uns rasch Michel's Vorschlag befolgen.«

Peter Michel schwang freudig den Hut, denn es sollte ja ein kleines Stück den Berg und den Gletscher hinaufgehen. Rasch, mit elastischem Schritt, ging er mit dem Oberst den Jüngeren voran, durchschnitt den Abhang, der nach dem unteren Gletscher führte, drang durch die wilde, trümmerreiche Moräne vor und stieg dann an der Seite des Gletschers, fröhlich jauchzend, nach der Stelle empor, wo die neue Eisgrotte lag.

Die jungen Männer waren entzückt, als sie das niegesehene Natur- und Kunstwunder sahen und lange hielten sie sich in der blauschimmernden krystallinen Grotte auf, um sie nach allen Seiten zu betrachten und zu bewundern.

»Ja,« sagte Michel, »das ist auch ein Stück Arbeit für unsere langen Winter. Man muß doch etwas zu thun haben und so schaffen wir hier täglich mit Axt und Schaufel. Aber wollen Sie glauben, daß es Leute giebt, die sich, wenn sie vor dem Eisgebilde stehen, was sie doch im ebenen Lande nicht zu sehen bekommen, erst lange besinnen, ob sie auch den halben Franken bezahlen sollen, den der Eintritt kostet? Ja, so sind die Menschen: sehen wollen sie Alles, aber bezahlen nur das, was sie in den Mund stecken können. Haha! – Doch sehen Sie da, was das für ein merkwürdiges Thier ist!« setzte er hinzu, auf Fingal deutend, der, sobald er auf das Eis gekommen, auf jede Weise seine Freude und sein Wohlbefinden zu erkennen gab, indem er sich fast unablässig auf der kalten Fläche wälzte. »Das ist wohl ein ächter Bernhardinerhund, Herr, nicht wahr?«

»Ja, wenigstens ein Gotthardshund,« entgegnete Werner, »und er freut sich, weil das Eis und der Schnee seine Heimat sind und seine Natur die Kälte liebt.«

»Ja, das ist ein prächtiges Thier. Aber Sie werden ihn doch nicht mit auf die Berge nehmen wollen, wenn wir einmal hinaufklettern. Es wäre schade, wenn ihm ein

Leid begegnete, obwohl ich glaube – bei Gott! er hat Krallen wie eine Klammer – da, sehen Sie doch die Spuren – daß er ziemlich sicher auftritt.«

»So sicher wie eine Gemse, Michel,« versetzte der Oberst. »So, nun haben wir uns genügend abgekühlt und nun wollen wir langsam nach Hause gehen.«

Sie stiegen traulich plaudernd in die Moräne zurück, als sie aber an einem Kreuzweg angekommen waren, der sich links und rechts nach der Höhe abzweigte, auf der das Gasthaus zum ›Adler‹ lag, blieb Peter Michel stehen, nahm seinen Hut ab und sagte:

»Bis hierher geleite ich Sie nur, ich habe heute noch Etwas zu Hause bei Weib und Kind zu schaffen. Morgen früh aber, wenn das Wetter gut bleibt – hm, ich glaube es nicht – bin ich bei Zeiten im ›Adler‹ und dann soll es stracks da in die Höhe gehen, wohin Sie eben wollen. Und nun guten Abend, Ihr Herren!«

Die drei Männer schüttelten ihm die Hand und man trennte sich; oben im ›Adler‹ aber fanden die Reisenden eine zahlreiche Gesellschaft und Viel und Mancherlei wurde am Abend bei einem Glase Wein über die Berge gesprochen und Keiner dachte oder glaubte daran, daß sich dieselben während der Nacht mit Nebel überziehen könnten, weil sie ja eben in der Hoffnung auf gutes Wetter hierher gekommen waren.

SIEBENTES CAPITEL. DIE UNTERBROCHENE BERGPARTIE.

Es war noch lange nicht vier Uhr Morgens, als der unermüdliche Oberst sich zuerst ganz leise aus seinem Bette

erhob und an das Fenster trat, um einen Blick in's Freie zu werfen. Aber er verhielt sich dabei ganz wundersam still und nachdem er mehrmals mit dem Kopf geschüttelt und nach allen vier Himmelsrichtungen ausgeblickt, schlich er wieder in sein warmes Bett zurück und murrte still in sich hinein, als ob er durchaus nichts Angenehmes wahrgenommen habe. Das war auch der Fall, denn, sei es nun, daß Frau Susan zu Hause mit ihrem stillen Wunsch das Unwetter heraufbeschworen oder daß irgend ein anderer Dämon der Berge sein neckisches Spiel getrieben, genug, Peter Michel hatte Recht behalten, denn das Grindelwalder Thal war von einem Ende bis zum andern mit dichtem Nebel angefüllt und weder vom Wetterhorn noch vom Mettenberg und Eiger war die geringste Spur zu erkennen.

So ließ der gute Mann denn ›die Kinder‹ schlafen, und als sie endlich von selbst aufwachten und den Vater noch im Bette liegen sahen, schauten sie verwundert auf und fragten, ob er etwa mit ihnen zugleich die Zeit verschlaer habe.

»Schlaft nur ganz ruhig weiter, wenn Ihr noch müde seid,« sagte er ziemlich apathisch. »Das Bergsteigen ist uns heute polizeilich untersagt, denn der Michel hat wieder einmal Recht gehabt: der große Polizeimeister da oben hat dichten Nebel vor alle seine Burgen gehängt.«

Arnold war dennoch flugs aus dem Bette und sprang an's Fenster. »Wahrhaftig,« rief er, »ich sehe gar nichts – o, das ist Jammerschade!«

»Wir sehen auch nichts, mein Junge, und so wird es heute wohl den ganzen Tag bleiben. Nun glaube ich auch, daß wir vergebens hierhergekommen sind. Jetzt aber, da Ihr einmal wach seid und wir in Grindelwald doch etwas genießen müssen, wollen wir Kaffee trinken; ziehet Euch also an und dann wollen wir das Weitere beschließen.«

Dieser Beschluß aber sollte sehr rasch gefaßt werden, obgleich ein anderer Beweggrund dazu half, als irgend Einer von ihnen vermuthen konnte. Denn als sie Alle nach sieben Uhr am Kaffeetisch im Wirthssaale saßen und gemüthlich plauderten, während die am vorigen Abend gekommenen Fremden rings um sie her laut ihre Bekümmerniß über den Nebel äußerten, kam Herr Bohren, der Wirth, in's Zimmer und überreichte dem Oberst einen Brief, den so eben ein Bote aus Unterseen gebracht hatte, der schon vor drei Uhr von Hause aufgebrochen war.

Des Obersten Gesicht entfärbte sich merklich, als er den Brief nahm und die Handschrift seiner Frau erkannte. Er glaubte anfangs, es sei ein Unglück zu Hause geschehen und dachte schon hin und her, was für eins es sein könnte. Indessen faßte er sich rasch und erbrach den Brief; während er ihn aber las, erheiterten sich seine Mienen von Augenblick zu Augenblick und als er nun auch einen in dem ersten enthaltenen zweiten Brief gelesen, lachte er fröhlich auf und rief:

»Na, es sollte nicht sein, Kinder, und das, was uns hier gemeldet wird, ist auch eine ganz gute Unterhaltung und

entschädigt uns für das Mißlingen in Grindelwald. Ich denke, Ihr werdet damit so zufrieden sein wie ich.«

Damit reichte er Werner den zuerst gelesenen Brief hin, in den auch Arnold zugleich seine dunklen Augen senkte, und da lasen die Freunde folgende, von Frau Susan geschriebene Zeilen.

»Mein lieber Mann!

Heute Nachmittag brachte der Postbote einliegenden Brief aus Luzern, der freilich an Dich gerichtet war, aber den ich dennoch öffnete, da Du abwesend bist. Und es war gut, daß ich es that, denn nun konnte ich doch gleich meine Vorkehrungen für den uns so lieben Besuch treffen. Ich sende Dir daher ganz früh einen Boten nach dem ›Adler‹ in Grindelwald, in der Hoffnung, daß er Dich noch dort treffen werde. Auch den Brief von Herrn Irminger lege ich bei. Nun müßt Ihr ja wohl zurückkommen, wenn Ihr nicht unartig sein wollt, und ich – ich danke Gott, daß ich Euch so bald wiedersehe. Besten Gruß von Deiner

Susan.«

Verwundert blickten Beide auf, nachdem sie die wenigen Zeilen gelesen und sahen den Vater Aufschluß begehrend an. Dieser aber nickte und sagte ruhig: »So ist

es. Leset nun auch den zweiten Brief – er enthält einen Gruß an Euch von einem mir sehr lieben Freunde.«

Werner wollte schon nach dem zweiten Briefe die Hand ausstrecken, als ihm Arnold zuvorkam, und nun lasen sie wieder zusammen folgende Zeilen:

»Mein alter Freund!

Mich rufen unaufschiebbare Geschäfte nach Bern und ich wähle diesmal den weiteren Weg über Interlaken, um Sie einmal nach so langer Trennung wiederzusehen. Einiges trägt dazu auch der Wunsch meiner Tochter bei, die noch nie in Interlaken gewesen ist und selbst die Jungfrau noch nicht gesehen hat. Sie werden uns also schon morgen Abend anlangen sehen und würden mich sehr verbinden, wenn Sie für uns irgend wo, nur nicht zu weit von Ihnen entfernt, Quartier bestellen wollten. Wir sind drei Personen, da meine Tochter ihrer alten Beschützerin und Freundin, Fräulein Dubs, auch einen Genuß gönnen will. Grüßen Sie Ihre liebe Frau und die beiden ›Unzertrennlichen‹ herzlich von mit. Alles Uebrige spare ich mir zur mündlichen Verhandlung auf. Ihnen aber schüttelt nach alter Schweizerart die Hand Ihr

Nicolaus Irminger.«

Waren die Freunde schon über den ersten Brief verwundert gewesen, so blickten sie sich jetzt noch viel wunderter an und Arnold konnte nicht verhindern, daß sein Gesicht einen Augenblick wie in Flammen aufloderte.

»Irmingers!« sagte er fast stammelnd, »sie wollen nach Interlaken kommen und zu uns?«

»Nun freilich,« rief der Oberst, »haben sie es Euch etwa nicht versprochen und ist denn darüber so sehr zu staunen?«

»O, ich staune ja nicht,« fuhr Arnold stotternd fort, »ich – ich freue mich ja nur.«

»Das sehe ich und Deine Freude muß von ganz besonderer Art sein, denn Du siehst aus wie ein in Granit verwandelter Mensch. Haha! Hat es denn irgend eine geheime Bewandniß mit diesem Besuch? Beinahe kommt es mir so vor!«

»O nein,« nahm nun Werner rasch das Wort, um seinem Freunde in Gegenwart des scharfsichtigen Vaters zu Hülfe zu kommen, »durchaus nicht. Sie hatten es sich ja schon vorgenommen, als wir bei ihnen in Luzern waren, und nun führen sie ihr Versprechen aus, das ist Alles. Nur daß sie gerade kommen, wo wir eine Bergtour vorhaben, das ist die Ursache unserer augenblicklichen Ueberraschung.«

»Aha, also so ist es; nun, ich will es für jetzt auch so aufnehmen.« Doch jetzt, Kinder, ist unsere Zeit hier abgelaufen und wir müssen eilen, nach Hause zu kommen,

wo meine Frau uns gewiß schon mit Sehnsucht erwarten wird. Na, sie wird an das bestellte Quartier bereits gedacht haben, darin kenne ich sie. Die Leute müssen ja schon heute kommen, nicht wahr?«

»Ja, ich glaube auch,« erwiderte Werner, während Arnold ganz betreten und still vor sich nieder schaute, sich aber rasch faßte und bald darauf wieder sein unbefangenes Wesen annahm.

In diesem Augenblick trat Peter Michel in seiner bescheidenen Weise in die Thür des Zimmers und als er des gesuchten Obersten ansichtig wurde, lächelte er schelmisch und deutete mit der Hand nach den Bergen.

»Guten Morgen, Ihr Herren!« sagte er nähertretend. »Na, was habe ich denn gesagt? Ich bin zwar gekommen, aber der Nebel hat sich schon früher gemeldet, nicht wahr? Was also nun?«

»Es wird eben nichts aus unserer Partie, Michel,« versetzte der Oberst, »für diesmal wenigstens nichts. Ueberdies habe ich einen Brief erhalten, der uns nach Hause ruft, und wir wollen sogleich aufbrechen; vom Gehen wird uns der Nebel ja wohl nicht abhalten.«

»Na, dann trifft es sich ja ganz gut, Herr,« sagte Michel freundlich. »Ein andermal also! Das war aber nur eine kurze Freude!«

»Ja freilich, und darum bestimmt ein andermal, Herr Michel,« sagte nun Arnold und reichte dem wackeren Manne die Hand. »Aufgeschoben ist nicht aufgehoben und sobald wir wieder Zeit haben und das Wetter besser

ist, schreiben wir einen Tag vorher, damit Sie sich fertig halten können.«

»O, ich bin immer fertig, aber thun Sie so, wie Sie sagen und schreiben Sie, wenn Sie nicht lieber gleich selbst kommen wollen. Doch lassen Sie mich nicht vergeblich warten, wenn Sie geschrieben haben, es könnte Arbeit in Menge geben, denn ich glaube gewiß, daß wir diesen Sommer im Juli und August gut Wetter behalten.«

Der Oberst sprach eben mit Herrn Bohren und bezahlte die Rechnung. Dann machten sich die drei Männer reisefertig und traten vor das Haus, vor dem die heute feiernden Führer, alle mit Rauchen und Plaudern beschäftigt, in dichten Haufen saßen. Der Oberst und die jungen Leute sagten ihnen Lebewohl und auch von Peter Michel schieden sie bald darauf mit herzlichem Händedruck. Die Hunde aber liefen fröhlich voraus und rasch stiegen die drei Männer vom Berge, wo der ›Adler‹ lag, in das Thal hinab und bald hatten sie Grindelwald hinter sich und strebten rüstig schreitend und von den verschiedenartigsten Empfindungen bewegt, zwischen den herrlichen Felsenreihen des Grindelwalder Thales der vier Stunden entfernten Heimat.

Wohl eine Viertelstunde waren sie so in Schweigen verharrend fortgeschritten, als der Oberst plötzlich stehen blieb und rief:

»Kinder, was rennt Ihr denn so? Habt Ihr es denn so sehr eilig oder versäumt Ihr zu Hause etwas? Wir kommen ja keinesfalls zu spät, denn der Besuch kann ja erst am Abend eintreffen, da die Reise über den Brüning den

ganzen Tag wegnimmt und das Postschiff erst Um sieben Uhr bei uns eintrifft. Also Eile mit Weile!«

Die Jüngerer, so überzeugend auf ihre übergroße Eile aufmerksam gemacht, mäßigten ihre Schritte und vielleicht auch ihre innere Hast, denn von jetzt an war Arnold wieder so gesprächig und munter, wie am vorigen Tage, und Niemand, selbst Werner kannt, merkte ihm in den ersten Stunden eine innere Bewegung an.

Je weiter sie aber in dem so bergigen Thale vorschritten, um so heller und klarer wurde die Luft, und als sie nach guten zwei Stunden bei Zweilütschinen aus dem Grindelwalder Thal in das Lauterbrunner Thal einlenkten, trat der Himmel immer blauer und blauer hervor und sogar die Wetterhörner, als sie rückwärts sahen, erhoben ihre Schneespitzen schon halb und halb aus der Nebelkappe hervor.

»Da seht einmal,« rief der Oberst lachend, »was für Launen die Berggeister haben. Kaum haben wir unserm heißverlangten Ziele den Rücken gekehrt, so hellt sich das Dunkel über ihm auf. Es ist gerade, als ob sie uns verspotten und uns so die Rückkehr noch verbittern wollten! Aber so ist es bei uns. In dem einen Thale herrscht trübe Nacht und in dem andern funkelt das Licht. Wahrhaftig, man lernt die Berge nicht aus, selbst wenn man hundert Jahre darin lebt. Doch – wozu der Jammer! Mögen die Berggeister uns heute verspotten, wir wollen jetzt nichts mehr von ihnen haben, unser Ziel liegt diesmal in der Heimat. Vorwärts, Ihr Jungen – seht da, über der schynigen Platte bricht schon die Sonne hervor, nun finden wir

zu Hause einen heitern Tag und dort können wir ihn bei unserem Besuche auch gebrauchen.«

Langsamer zwar als im Anfang, doch immer noch rüstig genug, schritten sie nun wieder an der brausenden Lütschine entlang; je näher sie aber dem Ausgang des Thales kamen, um so lebhafter wurde wieder Arnold's Schritt und obgleich er dabei sehr heiter und lustig war, so strebte doch sein gutes Auge unwillkürlich immer weiter voraus, als ob er schon jetzt etwas damit erreichen müsse, was doch gewiß noch lange nicht zu erreichen war.

Das sollte er auch bald gewahr werden, als man endlich gegen Mittag das trauliche Haus in Unterseen vor sich sah, denn er fand nur die gute Mutter allein darin vor, welche die drei arg von der Sonne Verbrannten mit lachendem Gesicht vor der Thür empfing und laut ihre Freude kund gab, sie so lange vor dem festgesetzten Termin wiederzusehen.

Nachdem sie sie aber herzlich begrüßt hatte und Alle in die gemüthliche Laube eingetreten waren, wo der Mittagstisch für den Oberst schon gedeckt stand, sagte sie:

»Ich freue mich außerordentlich, daß Euch der Bote noch im ›Adler‹ getroffen hat, denn nun brauche ich unsere Gäste doch nicht allein zu empfangen und sie würden eben nicht angenehm überrascht gewesen sein, wenn sie Euch nicht gleich vorgefunden hätten. Uebrigens sind seit gestern Abend sehr viele Fremde gekommen, lieber Halder, und es hat etwas schwer gehalten, für alle ein Unterkommen zu finden. Auch in Beausite sind alle Räume voll

und ich habe nur mit genauer Noth ein Zimmer für Herrn Irminger erhalten können. In Bezug auf die Damen aber habe ich selbstständig handeln müssen und mir überlegt, daß es am Ende das Beste sei, wenn ich sie Beide in unser Haus nähme. Hier haben sie es doch jedenfalls bequemer als in irgend einem Wirthshause oder sonstigen Absteigequartier. Wenn Dir das nun recht ist, so will ich sehr zufrieden sein.«

»Gewiß ist mir das recht!« rief der Oberst, »Du hast ganz nach meinem Geschmack gehandelt. Aber wo, Susan, wo bleiben dann ›Deine Kinder‹, he?«

Frau Halder lachte und, indem sie sich an Werner wandte, sagte sie nicht ohne einige Verlegenheit: »Sie werden es mir gewiß nicht übel deuten, Herr Altstetten, wenn ich Sie und Arnold unter diesen Umständen auf einige Tage ausquartiert habe?«

Werner wollte eben seine volle Beistimmung geben, als Arnold eifrig ausrief: »Aber wohin hast Du uns denn gebracht, Mutter?«

»In unsere Nachbarschaft, ganz nahebei, mein Sohn. Das zweite Haus von hier rechts, wo Herr Ruchti auch Gäste unterzubringen pflegt, wenn Beausite keinen Raum mehr hat. Das Haus stand heute Morgen noch ziemlich leer – jetzt mögen wohl schon einige Herrschaften eingezogen sein – und da habe ich in aller Eile zwei Zimmer belegt und in die können sich die jungen Herren theilen. Sie werden,« wandte sie sich wieder an Werner, »nicht

ganz so bequem daselbst wohnen, wie hier, aber auf einige Tage, denke ich, werden Sie sich schon zu behelfen wissen.«

»Da haben Sie es,« rief der Oberst wohlgelaunt, »so geht es bei uns im Sommer. Die Fremden werfen uns beinahe aus unseren eigenen Zimmern hinaus und wir müssen noch Gott danken, wenn wir nicht unter freiem Himmel zu campiren brauchen. Na, diesmal hätte ich mich gern selbst hinauswerfen lassen, denn der Luzerner Besuch ist doch sehr angenehm. Aber halt,« fuhr er fort »hast Du denn auch an das Materielle bei Deiner selbstständigen Handlung gedacht? Wo willst Du denn die Herrschaften speisen lassen?«

»Lieber Mann,« sagte Frau Susan lächelnd, »ich würde nur halb recht gehandelt haben, wenn ich nicht auch dafür Sorge getragen hätte. Ich habe bereits mit Herrn Ruchti gesprochen. Das Frühstück nehmen die Damen bei mir ein, aber da sie wohl an ein besseres Diner gewöhnt sein mögen, als sie es bei uns haben würden, so sollen sie dasselbe mit Herrn Irminger, wenn der so lange hier bleibt, und in Gesellschaft unserer Kinder in Beausite finden. Ist Dir auch das recht, Halder?«

Der Oberst, bereits seinen Wein schlürfend, nickte befriedigt. »Du bist eine sorgsame Frau,« sagte er, »und denkst an Alles. Na, so muß es auch sein. Ich bin mit Allem zufrieden und die jungen Herren werden es ja auch wohl sein, nicht wahr?«

Beide stimmten ihm freudig bei und so war diese Sache vor der Hand erledigt. Noch bevor sie nach Beausite

zu Tische gingen, begaben sie sich in die ihnen von Frau Halder ausgesuchte Wohnung und brachten ihre Kleider und sonstigen Habseligkeiten darin unter. Es war ein geräumiges und fast noch neues Haus, ähnlich wie das gebaut, welches der Oberst bewohnte, und von den Besitzern zur Aufnahme von Sommerfremden bestimmt und eingeräumt. Zwar war das obere Stockwerk, in dem die jungen Leute wohnen sollten, auch nur ganz von Holz und bei Weitem nicht so gut ausgestattet wie jenes, aber es hatte ganz dieselbe Front, da es mit ihm in einer und derselben Reihe unmittelbar an der Thuner Straße lag.

Nachdem die beiden jungen Männer die für sie bestimmten Zimmer besichtigt, von denen das eine nach der Straße, das andere, durch einen Corridor davon getrennt, nach dem grünen Obstgarten und dem Hardegebirge hinauslag, sagte Arnold:

»Na, da müssen wir uns einmal trennen, Werner, und das ist lange nicht geschehen. Aber es geht nicht anders, denn diese Stübchen von Holz, die eigentlich nur vergrößerte Cigarrenkästchen sind, wie meines Vaters Laube, sind doch für zwei Menschen zu eng. Nimm Du das vordere, das hat die beste Aussicht nach der Jungfrau und den Rugenbergen, ich ziehe für mich das hintere vor, da habe ich mehr Schatten und die Aussicht auf die stillen Sennhütten da oben gefällt mir wohl.«

»Ich bin mit Allem zufrieden,« entgegnete Werner; »in dessen denke ich, werden wir nicht viel in unseren Holzkammern weilen, denn wir werden doch gewiß mit den

Damen fleißig in den Bergen und in Interlaken umherstreifen, nicht wahr?«

»Das denke ich auch,« lautete die Antwort, »und um unsere Tischplätze in Beaufite werden wir uns auch schon vertragen, nicht wahr?«

»Wie immer, mein Junge, und ich trete Dir wohl jetzt den Platz neben der ›Löwin‹ ab, denn Du wirst ihr ja doch wohl als Sohn des Hauses die Honneurs zu machen haben.«

»Ich bin es zufrieden und diesmal sollst Du keine Gelegenheit haben, Dich wieder über meine Stimmung zu beklagen, wie in Luzern. Hier bin ich zu Hause und fühle mich nicht als ungebetener Gast in ihres Vaters Wohnung beschränkt. Hier habe ich einen festen Boden unter meinen Füßen und mir imponirt nicht der Glanz und der Reichthum des angesehenen Kaufherrn, der dort aus allen Ecken guckte.«

Werner nickte und sogleich sagte er still lächelnd: »Aber Du warst doch etwas zu sehr betroffen, als Du den Brief von Irminger in Grindelwald lasest. Dein Vater hat Dich scharf genug darauf angesehen.«

»Hat er das? Nun, laß ihn. Vor meinem Vater bangt mir nicht, und wenn ich betroffen war, so war ganz allein der Gedanke schuld, daß ich –«

»Nun? Welcher Gedanke?«

»Daß ich so schnell von Grindelwald und Peter Michel scheiden mußte, mit dem wir eine so schöne Partie vorhatten.«

»Aha! Du bringst aber nicht – den Nebel in Anschlag, der uns die Partie doch verdorben hätte. Doch, ich will Dir glauben, aber dieser Besuch, auf den wir schon gar nicht mehr rechneten, ist doch gewiß auch sehr angenehm?«

»Gewiß ist er das, aber – sage einmal, werden wir denn am Abend nach dem Brienzer See gehen und die Herrschaften erwarten?«

»Das überlasse ich Deinem Ermessen; thu, was Du willst und was Du für rathsam hältst. Wenn Du gehst, gehe ich mit, aber da sie uns damals bis Alpnach das Geleit gegeben, scheint es mir selbstverständlich, daß wir ihnen eine so kurze Strecke entgegengehen.«

Arnold war über diesen Ausspruch erfreut, er hatte ihn sicher zu hören erwartet und darum nur die Frage gethan.

Bei Tische in Beausite, wohin sie sich nun begaben, sprachen sie sich mit Herrn Ruchti über die Plätze, die er ihnen am nächsten Tage neben den Damen geben sollte, und nachdem auch das abgemacht, speisten sie fröhlich und voller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

–

Arnold Halder, der sich heute in feine Kleider geworfen, um nicht wieder in seinem Reiseaufzug vor den Luzerner Damen zu erscheinen, fand seine Mutter, als er Nachmittags noch einmal nach Hause kam, wie eine Biene beschäftigt, all ihren Honig in den Gemächern zusammenzutragen, die Fräulein Irminger und deren Gesellschafterin bewohnen sollten. Was sie an Schmuck- und

Bequemlichkeitssachen besaß, häufte sie darin an, und als sie endlich ihrer Sorgsamkeit Genüge geleistet, schnitt sie noch ihre schönsten Blumen im Garten ab und wand sie in gefällige Sträuße, um auch damit die Tische zu schmücken, und so ging sie endlich der Stunde mit Ruhe entgegen, die ihr die lieben, obwohl zum Theil noch unbekannten Gäste bringen sollte. Als aber Arnold ihr Lebewohl sagte, um mit Werner nach dem Landeplatz der Dampfer zu gehen, schaute sie ihn erstaunt an, denn in einer so stolzen Haltung, wie er sie heute unwillkürlich angenommen, und mit einer so bedeutsamen Miene, wie sein Gesicht sie diesmal zeigte, hatte sie ihren eigenen Sohn noch nie gesehen. Mit Verwunderung schaute sie ihm nach, als er die Straße hinabschritt und nie wie jetzt war der mütterliche Stolz in ihr rege gewesen, einen solchen Sohn zu besitzen, an dem ein Jeder, der ihn sah, wie sie meinte, seine Freude und sein Wohlgefallen haben müsse.



Ein solches Gewühl und Gedränge, wie an diesem Tage auf dem Wege nach dem Brienzer See und in der Nähe des Landeplatzes des Dampfbootes herrschte, sah man in Interlaken selten und es schien, als sei die ganze zeitige Bewohnerschaft des reizenden Ortes auf der Wanderung begriffen, um der alltäglich wechselnden Laune der Reisenden zu folgen und einmal das übervolle Schiff vom

Gießbach und Brienz mit eigenen Augen ankommen zu sehen.

Arnold und Werner arbeiteten sich mit Mühe durch die hin und her Pilgernden und die dicht gedrängt aufgefahrne Wagenburg und langten noch lange vor der Zeit am Aareufer an, wo sich auch bald der Oberst zu ihnen gesellte, der sich Nachmittags schon wieder auf sein Comptoir begeben hatte, um ohne Aufenthalt an die unterbrochene Arbeit zu gehen.

Das Wetter hatte sich gegen Abend zu einem vollkommen schönen gestaltet und der herrliche See lag unter den ihn langsam verlassenden Sonnenstrahlen wie ein smaragdgrünes, von Gold durchblitztes Meer da, so ruhig seine Gewässer vor sich her bewegend, daß man ihnen gar keine Bewegung anmerkte, die doch wahrhaftig reißend genug ist, was ja die so schnell strömende Aare bei ihrem Austritt aus dem See lehrt. Dabei war die Luft so lind und süß, wie selten im Anfang Juli, denn die Hitze im Bödéli wächst leider zu oft in dieser Zeit zu einer unerträglichen Gluth an, weil in dem Thalkessel zwischen den rings umherliegenden hohen Bergen nur selten ein erfrischender Luftzug weht.

So standen die drei Männer denn an der menschenvollen Landestelle und blickten erwartungsvoll dem Dampfer entgegen, der lautlos vom Gießbach herangeschaufelt kam und sich nur einen Augenblick in der niedlichen Colonie Bönigen aufhielt, um dann nach Interlaken zu

fliegen. Schon von Weitem erkannte man, daß er überaus reich mit Menschen besetzt war und das Hinterdeck zeigte sich eben so gefüllt wie das Vorderdeck.

Endlich sollte die Geduld der ihn so sehnlich Erwartenden belohnt werden; schon fuhr er nach der Wendung mit dem Spiegel voran in die Aare herein und ein gutes Auge konnte bereits einzelne Menschen darauf erkennen.

»Sie sind da!« rief der Oberst zuerst, der mit seinem Falkenblick den kleinen wohlbeleibten Herrn Irminger in seinem Strohhut wahrgenommen hatte, und in demselben Augenblick hatte auch dieser den charakteristischen weißen Kopf seines alten Freundes am Lande entdeckt. Rasch hoben sich die Hüte der Männer und auch die Sonnenschirme der Damen nickten grüßend herüber, denn nun waren auch Arnold und Werner wahrgenommen worden, deren Gesichter von aufrichtiger Freude strahlten.

Allein noch dauerte es ziemlich lange, bis es den Wartenden gelang, ihres Besuches habhaft zu werden; endlich aber lag das Schiff fest und die Menge begann über die Brücke zu strömen. Fast ganz zuletzt erst und dadurch Raum für die Begrüßung gewinnend, verließen Herr Irminger und seine Begleiterinnen das Deck und Ersterer eilte zunächst auf den Oberst zu, um den so lange nicht Gesehenen auf das Herzlichste zu begrüßen. Während dies geschah, hatten sich auch die jungen Leute zusammengefunden und Arnold und Werner konnten von der Freundlichkeit der Damen und namentlich von der unbefangenen Freimüthigkeit und Herzlichkeit, mit

der ihnen die schöne Luzernerin entgegenkam, befriedigt sein.

Da aber trat auch Herr Irminger zu den Freunden heran und während er ihnen die Hände schüttelte, schaute er sie mit einem Blick an, der sowohl dem Oberst wie ihnen selbst auffiel und der, wenn man ihn hätte in Worte kleiden wollen, etwa so gelautes haben würde:

»Nun, da bin ich und da seid Ihr auch. Aber wie steht es mit Euch – kann ich wohl überzeugt sein, daß Ihr mir nun nicht länger entschlüpfen werdet?«

Mit diesem Blick aber und einigen wenigen begrüßenden Worten schien er vor der Hand Alles gesagt zu haben, und man bemühte sich jetzt nur, rasch aus dem Gedränge zu kommen und die freie Straße zu erreichen, nachdem Arnold das mitgebrachte Gepäck einem bekannten Träger überwiesen hatte.

»Lassen Sie uns zu Fuß gehen, meine Herren!« bat Herr Irminger alsbald, »da haben wir einen kleinen Spaziergang und Adele sieht gleich beim Eintritt in ihr ersehntes Paradies, was dasselbe ihr bieten kann.«

So setzte sich denn der kleine Zug in langsame Bewegung und die beiden älteren Herren bildeten den Vortrab, während Arnold mit dem Fräulein und Werner mit deren Gesellschafterin folgte.

Adele war von Allem, was sie bereits jetzt schon im Verfolg des Höhweges und zu beiden Seiten an den Gebirgen sah, entzückt und ihre schönen Augen strahlten eine so reine Freude und Zufriedenheit aus, daß Arnold Halder nicht der starke Mann hätte sein müssen, der er

wirklich war, wenn er diesmal wie neulich jene peinliche Furcht hätte empfinden sollen, die er seinem Freunde wiederholt in Luzern zu erkennen gegeben hatte. Nein, er war heute ganz der sorglose, willensstarke und unbefangene Mann wie früher und, von der Ueberzeugung getragen, daß er ein paar recht glückliche Tage vor sich habe, fühlte er sich selbst ungewöhnlich frei und heiter und gab sich dem ihn immer beobachtenden Banquier eben so harmlos hin wie dessen Tochter, die es doch gewiß nicht vergessen hatte, was sie dem Vater an jenem Abschiedstage in Alpnach versprochen.

Langsam wandelte man durch das lang hin sich erstreckende Interlaken und das etwas weniger freundliche Unterseen dem idyllischen Hause des Obersten zu und schon auf diesem Wege erfuhren die Gäste, wo und wie man ihnen die Wohnung bereitet hatte.

Beide äußerten darüber für jetzt kein Wort, obgleich Herr Irminger sowohl wie die Damen im Stillen über die herzliche Gastfreundschaft erstaunt waren, die sie gewiß nicht erwartet und die ihnen doch hier so einfach und natürlich entgegen getragen wurde. Als sie aber nun die freudig aufgeregte Wirthin in dem reizenden Schweizerhause begrüßten und dabei mit Augen sahen und mit dem Herzen fühlten, wie willkommen sie seien, da konnte Herr Irminger sich nicht enthalten, auszurufen:

»Na, mein alter Freund, ich sehe, daß Sie und Ihre liebe Frau die Alten geblieben sind. Wahrhaftig, es geht

doch nichts über eine aufrichtige und warme Jugendfreundschaft! Ich bin mit meinem Unterkommen in Beausite ganz zufrieden, aber daß die jungen Herren meiner Frauenzimmer wegen ausquartiert sind und daß sie sich das so gutmüthig gefallen ließen, das rührt mich tief. Heda, alter Knabe, ich danke schon jetzt, aber ich werde mir Mühe geben, Revanche zu nehmen, sobald ich wieder daheim bin.«

»Das dauert hoffentlich eine Weile,« sagte der Oberst in seiner humoristischen Weise, »denn für's Erste lassen wir Sie nicht wieder fort – wir erklären Sie für unschweizerische Touristen, wenn Sie das schöne Interlaken – die Perle unsrer Heimat – so schnell wieder verlassen wollen.«

»Wie lange die Damen bleiben,« versetzte Herr Irmingen ernst, »hängt allerdings von meinem Aufenthalt in Bern ab, der sicher sechs Tage in Anspruch nimmt – ich sage das gleich im Anfang, Frau Susan, damit Sie sich nicht in Hoffnung wiegen, uns so bald wieder los zu werden; allein was mich selbst betrifft, meine Freunde, so werde ich Sie nicht zu lange bedrücken, da ich außerhalb viel zu thun habe. So nehme ich denn im Namen aller Meinigen und in meinem eigenen alle Ihre Güte dankbar an, nun aber wollen wir es uns hier wohl sein lassen. Ah, sieh doch, Adele, Du wohnst hier wie eine Prinzessin und mit solcher Aussicht kann ich freilich Niemandem in meiner alten Gasse dienen!« –

Es dauerte nicht lange, so hatte sich zwischen den beiden alten Herren, die in Character, Wesen und Lebensanschauung so Vieles gemeinsam hatten, während der Eine doch ein sehr reicher Mann und der Andere im Vergleich mit ihm nur arm war, das Einverständniß früherer Jahre wieder hergestellt und sie gaben sich in vertraulicher Weise nicht nur ihren jugendlichen Erinnerungen, sondern auch ihren gegenwärtigen Verhältnissen hin. Fräulein Adele dagegen schloß sich sogleich von der ersten Stunde mit hingebender Herzlichkeit Frau Susan an; Beide, die sich früher nie gesehen, wurden bald bekannt mit einander und man fühlte im ersten Augenblick gegenseitig heraus, daß das bevorstehende Zusammenleben ein erfreuliches sein werde. An diesem ersten Abend nahm man den Thee in dem weißen Salon, dem Hauptzimmer des Hauses ein, welchen Arnold und Werner bisher bewohnt; nach demselben aber trennten sich die einzelnen Parteien, um ihren persönlichen Neigungen nachzugehen. Während nun Frau Susan bei den Damen blieb, um denselben in der Unterbringung ihrer Kleider und Toilettegegenstände behülflich zu sein, die alten Herren aber draußen ein stilles Plätzchen suchten, um sich in eine ernstere Unterhaltung einzulassen, die wir später mittheilen müssen, begaben sich Arnold und Werner einstweilen in ihre Wohnung, in der nicht zu verkennenden Absicht, sich ihre Gedanken über den Besuch und die Art und Weise mitzutheilen, wie derselbe ihnen entgegengetreten war.

Werner, der in diesen ersten Stunden schon, ohne daß er es sich besonders hätte merken lassen, ein aufmerksamer Beobachter aller Vorgänge und namentlich des Verhaltens seines Freundes gewesen war, hatte schon bis jetzt reichlich Gelegenheit gehabt, aus den Mienen und Blicken und der ganz eigenthümlichen Stimmung desselben auf seinen inneren Gemüthszustand einen Schluß zu ziehen. Allerdings machte sich schon gleich beim Empfang der Gäste eine sichtbare Freude in seinem Wesen bemerklich, er trug eine vollkommene Unbefangenheit und Sorglosigkeit zur Schau, allein Werner kannte den braven Freund doch viel zu genau, um nicht zu bemerken, daß eine noch bei Weitem größere Freude in seinem Innern waltete, als er sie äußerlich kundzugeben trachtete. Dabei sah er nur zu deutlich, daß Arnold trotz aller Anstrengung, auch vor ihm seine Empfindungen zu verbergen, doch von einer ihm sonst gar nicht eigenen Unruhe und Hast bewegt wurde. So haftete der sonst so ruhige Mann selten lange an einer und derselben Stelle, er ging ab und zu, als habe er Gott weiß was für Verrichtungen zu erfüllen, und dabei war er redseliger denn je, ohne doch auf die geführten Gespräche mit seiner sonstigen Aufmerksamkeit zu achten und zu der allgemeinen Unterhaltung wesentlich mit beizutragen.

Das schien denn dem getreuen und seinem Genossen so herzlich ergebenen Freunde allerdings eine auffallende Erscheinung zu sein. Er wollte jetzt, da er endlich auf

eine kurze Zeit mit ihm allein war, darüber reden, in dessen da zeigte es sich, daß Arnold plötzlich zurückhaltend, einsylbig und nachdenklich geworden war, als ob der Reiz, der seine frühere Lebhaftigkeit veranlaßt, mit einem Male von ihm gewichen wäre. Als nun Werner, der dieser seltsamen Stimmung auf den Grund zu kommen suchte, ihn fragte, ob dieser Besuch der Irminger'schen Familie ihm auch wirklich so recht von Herzen angenehm sei oder ob er sich dadurch in irgend einer Weise beklommen und beengt fühle, da kehrte er plötzlich zu seiner alten Offenherzigkeit zurück und sagte:

»Wie kannst Du so fragen, Werner? Kann darüber irgend ein Zweifel obwalten? Warum sollte mir dieser meiner Eltern Haus so ehrende Besuch nicht außerordentlich angenehm sein? Was könnte mich veranlassen, jetzt, wo so viel Grund zur Freude und Heiterkeit vorliegt und wir Alle so traulich beisammen sind, weniger freudig und heiter als alle Uebrigen zu sein? Nein, mein Freund, Du irrst, wenn Du glaubst, daß ich irgend wie in meine alte Stimmung in Luzern zurückfallen könnte, da ich ja jetzt nach ruhiger Ueberlegung vernünftig genug geworden bin, um mich in das neue Verhältniß zu fügen. Nein, wenn Du mich jetzt noch etwas nachdenklich siehst, so hat das einen ganz anderen Grund und der betrifft Dich so gut wie mich.«

Werner schaute einigermaßen betroffen auf, da er fühlte, daß sein Freund diesmal in vollem Ernst gesprochen. »So,« sagte er, »wenn auch ich dabei betheiligt bin,

dann darf ich ja auch wohl hören, was dies für ein ernsthafter Grund ist?«

»Allerdings darfst Du das und ich habe schon deshalb mit Dir reden wollen. Es trifft sich also ganz gut so, daß wir einmal allein sind, was jetzt wohl seltener als sonst geschehen möchte. Mich beschäftigt nämlich gerade heraus gesagt gegenwärtig unsere Zukunft und ich weiß eigentlich selbst nicht, wie ich so plötzlich darauf verfallen bin. Allein von dem Augenblick an, wo ich des alten Irminger Auge so prüfend und forschend auf uns ruhen sah, als er vom Boot an uns heranschritt und uns die Hand drückte, und auch jetzt, so oft ich in sein gutmüthiges und menschenfreundliches Gesicht blicke, lese ich immer noch etwas Anderes darin, was mir seinen so unerwarteten Besuch viel bedeutsamer erscheinen läßt, als er uns selbst zu sagen für gut befindet. Mit einem Wort, ich lese etwas Geschäftliches in seinem festen und sicheren Auge, und mir ist immer zu Muthe, als ob er mit sich im Stillen rechne, ob das Geschäft, was er vor Augen hat, ein nützliches und für die Folge ersprießliches sei. Selbst wenn er von etwas ganz Anderem spricht, denkt er an dies sein Geschäft, und da regt sich in mir, vielleicht durch eine mir dunkle Ideenverbindung veranlaßt, der Gedanke, ob ich nicht auch etwas Geschäftliches mit ihm verhandeln, die von ihm uns schon einmal angedeutete Idee verfolgen und ihn angehen soll, sich unserer anzunehmen und uns eine Stellung zuzuweisen, zu der wir doch über kurz oder lang zurückkehren müssen.«

Werner horchte hoch auf, als er diese Worte hörte und seine Miene drückte eine unverkennbare stille Verwunderung aus. »Das ist ja seltsam,« sagte er dann. »Hiernach scheint es mir fast, als ob Du von Deiner in Luzern geäußerten Ansicht zurückgekommen wärest, nämlich daß die Möglichkeit, vielleicht gar in Irminger's eigenes Geschäft einzutreten, gewisse Gefahren in sich berge?«

Arnold lächelte und sah seinen Freund mit einem herzlichen Blick an. »Ja,« sagte er möglichst ruhig, »darin hast Du Recht, diese Gefahr ist kaum noch für mich vorhanden, ich habe es Dir ja schon mehrmals gesagt, aber an ihre Stelle ist eine Besorgniß anderer Art getreten und diese bezeichne ich Dir ganz treu, wenn ich den Gedanken ausspreche: ich möchte wohl in sein Geschäft selbst eintreten und ihn geradezu darum angehen, wenn er nicht glauben könnte, mich treibe mehr ein dunkles Gefühl persönlichen Glücks und Vortheils als der allgemeine Trieb nach Arbeit und Beschäftigung dazu. Mit einem Wort, er könnte denken –«

»Nun, was könnte er denken?« rief Werner ernst, da er seinen Freund in der Rede stocken sah.

»Er könnte eben denken, daß gewisse Nebenabsichten mich leiteten und mich zu meiner Bitte veranlaßt hätten.«

»O, sei kein Thor, Arnold, das denkt er gewiß nicht, das kann er gar nicht denken, denn dazu hast Du ihm ja noch gar keine Veranlassung gegeben. Nein, nein, darin irrst Du, oder vielleicht ist diese Besorgniß nur der Ausfluß eines Dir unbewußt inwohnenden Gefühls – und Du bist

doch noch nicht ganz von Deiner Angst vor der Löwin geheilt –«

»O, scherze jetzt nicht, mir ist sehr ernst zu Muthe.«

»Das sehe ich und ich scherze gewiß nicht. Also – ich muß auch einmal den Tröster bei Dir spielen und das ist mir fürwahr ein neuer und hoher Genuß – verbanne diese Besorgniß – er denkt gewiß nicht daran – und vor allen Dingen gib Dich dem Genuß der Gegenwart hin. Nein, nein, denke jetzt noch nicht an das Geschäft – das mag später kommen – sei fröhlich und heiter, wie auch ich es endlich wieder geworden bin und laß keinen Menschen merken, was in Deiner Seele vorgeht. Sie könnten sonst an Deinem festen Character irre werden, und das würde kein Mensch so tief beklagen wie ich, der ich auf Deinen Character, auf Dein Wesen und Deine Männlichkeit eben so stolz bin, wie man es nur auf die eigene sein könnte.«

Arnold sah seinen treuen Freund liebevoll an und drückte ihm die Hand. »Du hast Recht,« sagte er warm. »Fort mit dem Geschäft und dem dummen Gedanken daran und so wollen wir einmal leichtsinnig sein und uns ganz dem Vergnügen ergeben, das uns der Zufall schickt. Wer weiß, ob die Freude lange dauert und wann sie wiederkehrt. Man halte sie fest mit eiserner Hand und genieße die Sonne, so lange sie scheint. Morgen kann sich ein neuer Nebel, wie gestern, auf uns herabsenken und uns die Wege auf die Berge unserer Hoffnung verlegen. Ja!«

Während die beiden jungen Männer sich so vertraulich unterhielten, ahnten sie nicht, daß auch die beiden älteren Männer ihr Vertrauen austauschten, und noch weniger, daß dabei mehr von ihnen selbst als von etwas Anderem die Rede war.

»Mein alter Freund,« sagte Herr Irminger zum Obersten, als sie in der schon lange begonnenen Abenddämmerung den Weg zwischen den Wiesen und Obstgärten nach dem Hardergebirge hin angetreten hatten, wo sie zu dieser Stunde gänzlich ungestört waren und ihren Herzensergießungen nach so langer Zeit einmal wieder freien Lauf lassen konnten, »ich nehme alle Ihre meiner Tochter und mir erwiesene Freundlichkeit dankbar an, als müßte es so sein. Habe ich ja doch gewußt, daß ich in Ihnen nach wie vor einen gastfreien Landsmann von altem Schrot und Korn wiederfinden würde. Nun ja, da sind wir ja wieder einmal beisammen und das ist sehr angenehm und es könnte wohl öfter vorkommen, wenn die leidigen Geschäfte nicht wären, die mir in meinem vorgerückten Alter wahrhaftig bisweilen schon sehr sauer werden, wenn ich denn doch einmal offen vom Herzen fort reden soll. Und da will ich Ihnen nur Eins sagen: ich muß schon morgen nach Bern und weiß nicht, wie lange ich mich noch aufhalten kann, wenn ich nach Beendigung meiner Geschäfte von dort hierher zurückkehre. Was wir also mit einander abzumachen haben, muß noch heute Abend, ja in dieser Stunde geschehen und so frage ich Sie denn ehrlich: sind Sie bereit, mir einige Augenblicke ein offenes Ohr zu schenken?«

Der Oberst, über diesen geheimnißvollen Anfang der Unterredung mit seinem alten Freunde einigermaßen erstaunt, sah ihn forschend von der Seite an und fragte dann mit etwas lächelnder Miene.

»Haben wir denn etwas mit einander abzumachen, guter Irminger? Ich weiß nicht, wohin Sie mit Ihrer mir unverständlichen Andeutung wollen – so viel aber ist gewiß, daß Sie frei von Herzen weg mit mir über Allerlei reden können.«

»Nun ja freilich, das weiß ich wohl, und daher breche ich auch die Gelegenheit vom Zaun, denn Sie betrifft der Gegenstand unserer heutigen Verhandlung eben so gut, wie mich und, wenn ich einen Vortheil von dem Ausfall derselben habe, so werden Sie eben auch nicht im Nachtheil sein. Doch zur Sache. Aber hier kann uns doch Niemand belauschen, alter Freund?«

Der Oberst sah sich nach allen Seiten um und erwiderte dann: »Nein, ganz gewiß nicht. Wir sind allein, Irminger, und mein Ami dort versteht nicht, was wir mit einander besprechen. Also legen Sie getrost los. Bei Gott, Sie verstehen es, mich recht neugierig zu machen.«

»Hm, ja! Und ich hoffe auch, Ihnen etwas ganz Angenehmes zu sagen. Wissen Sie also, was mich zumeist bewogen hat, Sie einmal nach so langer Zeit wieder aufzusuchen und unsere alte Freundschaft in Anspruch zu nehmen? Nun, es liegt Ihnen sehr nahe und Sie brauchen gewiß nicht weit zu suchen, um es zu finden. Es sind die beiden jungen Leute, die ich so zufällig kennen gelernt habe, Ihr Sohn und dessen Freund, die auch neulich

in meinem Hause gewesen und mir dadurch mit einem Schlage sehr nahe gerückt sind. Den Einen, Werner von Altstetten, lernte ich, Sie werden es gewiß schon gehört haben, zuerst auf dem Gotthards-Hospiz kennen und in einer recht mißlichen Lage. Ich war, wie Sie wissen, auf meiner Winterreise nach Mailand im Tremolothal in den Schnee gerathen und der Werner von Altstetten trug viel dazu bei, mir das Leben zu retten und die Gesundheit zu bewahren. Der Tausend, mein Freund, so etwas vergißt man nicht so leicht und ich fühle mich in Wahrheit dem jungen Manne für's ganze Leben verpflichtet, um so mehr, als er gar nicht zu begreifen schien, was er mir Gutes geleistet und nur seine Pflicht und Schuldigkeit gegen mich geübt zu haben vermeinte. Nun ja, für ihn mag es eine Pflicht gewesen sein, einen mit dem Tode ringenden fremden Menschen zu retten, aber für mich selbst ist das eine Wohlthat, die ich nicht hoch genug anschlagen kann.

Nun gut, ich verhielt mich seiner Anspruchslosigkeit gegenüber ganz still und wartete meine Zeit ab, die auch bald genug kam. Denn als ich seinen Onkel, den alten wackeren D'Orelli, nach der Ursache des Trübsinns des jungen Mannes fragte, da erzählte mir der die ganze Leidensgeschichte seines Neffen in Rio, und diese Geschichte erregte meine größte Theilnahme und mein höchstes Interesse.

In diese Geschichte in Rio aber ist noch ein Anderer verwickelt, sehr lebhaft sogar, der *Ihnen* nahe steht, mein alter Freund, mit einem Wort, Ihr Sohn, und der

hat wahrhaftig keine unbedeutende Rolle in dieser Geschichte gespielt. Meinen Sie nicht auch?»

»Ich kann es nicht läugnen,« erwiderte der Oberst langsam, indem seine Brust sich stolz hob, »auch er hat seine Pflicht gethan und ich als Vater habe ein natürliches Recht, auf einen seine Menschen- und Freundespflicht so treulich erfüllenden Sohn stolz zu sein.«

»Das will ich meinen! Hm, ja, diese beiden Leute verstehen es, wie es scheint, überall und immer ihre Pflicht zu üben und ihre Schuldigkeit zu thun, und das eben liebe und bewunderte ich. Ja, Ihr Sohn ist ein Kernmensch, wie man ihn nur selten findet, und ohne ihn wäre der Altstetten vielleicht verloren gewesen. In meinen Augen also spielt Ihr Sohn dieselbe Rolle in Bezug auf seinen Freund, wie dieser sie in Bezug auf mich spielt, und darum verschmelzen die guten Eigenschaften dieser beiden Menschen so in Eins, daß ich sie nicht von einander trennen kann und nicht weiß, welchen von ihnen ich am höchsten schätzen soll. So will ich sie denn Beide gleich hoch schätzen und das möchte ich ihnen nun auf meine Weise bethätigen. Doch ich muß noch etwas Anderes erwähnen. Ich hatte die beiden Leute schon lieb gewonnen, während ich nur den Einen erst kannte, und so bat ich diesen, mich mit seinem Freunde bei Gelegenheit zu besuchen, um auch den von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Nun, sie kamen, wie Sie wissen, und besuchten mich, und da, mein alter Freund, hat mich Ihr Sohn auf den ersten Blick gefangen, denn es ist etwas in ihm und an ihm, was wir Schweizer an Männern zu schätzen

wissen, ohne daß es sich gerade mit glatten Worten im Handumdrehen bezeichnen ließe. Na, darauf verzichte ich auch, das mögen Andere thun, die es besser verstehen als ich. So viel aber ist gewiß: nachdem ich die jungen Menschen mehrere Tage bei mir gehabt und sie näher kennen gelernt, sie auch mit meinen geschäftlichen Luchsaugen belauert hatte, da gewann ich sie lieb, recht lieb, als ob sie mir Beide und schon seit langer Zeit gleich nahe ständen, und nun gestehe ich Ihnen offen, daß ich Alles, was in meinen Kräften liegt, dazu beitragen will, ihnen in ihrem Fortkommen in der Welt behülflich zu sein, wenn es mir gelingt, sie auf den Weg zu bringen, den sie selbst als einen zum Ziele führenden erkennen.«

Der Oberst schwieg, augenscheinlich von einer tiefen und dankbaren Rührung ergriffen; dann aber legte er seine Hand fest und nachdrücklich auf die Schulter des alten Freundes und sagte fast sanft und tief bewegt:

»Ich kann Ihnen in diesem Augenblick nicht viel hierauf entgegnen, mein lieber Irminger, und das ganz allein darum nicht, weil ich mehr fühle, als ich aussprechen kann. Daß ich Ihnen aber dankbar, von ganzem Herzen dankbar für Ihre Auffassung der Sachlage und der Handlungsweise meines Sohnes und seines Freundes bin, das muß ich Ihnen sagen und das sage ich Ihnen hiermit.«

»Still, alter Freund, ganz still in Bezug auf diesen Dank, denn ich habe ja noch nichts gethan, denselben zu verdienen; bisher habe ich nur den Entschluß dazu gefaßt, und diesen Entschluß vor Ihnen näher zu entwickeln, soll jetzt meine Aufgabe sein.«

»Lassen Sie hören, noch vermuthe ich nicht, was Sie mit den beiden Leuten vorhaben.«

»O, das liegt ja sehr nahe. Glauben Sie denn, daß ich mich nicht glücklich schätzen würde, wenn ich einmal und recht bald solche Leute für mein eigenes Geschäft gewinnen könnte? Nun denn, ich werde allmählig alt, mein Freund, und sehne mich, wenn auch nicht schon nach vollständiger Ruhe, doch nach einer werktätigen Hülfe und Stütze. Wie nun, wenn ich diese Hülfe und Stütze in diesen beiden Männern gefunden zu haben glaubte, wenn ich ihnen also vor der Hand meine ersten Buchhalter- und Kassirerstellen anvertraute, die im Herbst zufällig frei werden? Freilich sind sie damit noch lange nicht selbstständig und ihre eigenen Herren, allein das waren sie auch in Rio nicht, und bei mir sollen sie wahrhaftig nicht so lange darauf zu warten haben, als bei einem andern Chef irgend eines großen Bank- und Handlungshauses. Nun, wenn sie erst in meinem Hause sind, dann werde ich bald wissen, was sie als Geschäftsleute werth sind, und nach ihren Antecedentien nehme ich an, daß dieser Werth bereits feststeht.«

»Sie sind sehr gütig, und was meinen Sohn betrifft, so glaube ich annehmen zu dürfen, daß er sich nicht lange besinnen wird, auf Ihr hochherziges Anerbieten einzugehen; der Altstetten aber, der läßt noch immer ein Bischen die Flügel hängen, und es würde meinem Sohne gewiß manche Ueberredung kosten, ihn zu einem so bedeutungsvollen Schritt zu treiben, wie er ihm bei Ihnen vor Augen steht.«

»O nein doch, das glaube ich nicht,« fuhr Herr Irminger lebhafter fort. »Als ich ihn zum ersten Male im Hospiz sah, da war er von der halb eingebildeten Wucht seines Schicksals geknickt; in Luzern aber, als er mit Ihrem Sohn kam und dessen Einwirkung schon verspürte, da war er bereits ein ganz anderer Mensch geworden, und jetzt, wo ich ihn hier bei Ihnen finde, kenne ich ihn kaum wieder: er ist aufgelebt, wie eine welke Blume, die frisch Wasser bekommen hat, und er sieht so heiter, so glücklich aus, wie er früher nur ausgesehen haben kann, ehe ihm das Unheil in Rio begegnete. Nein, glauben Sie es mir, ich kenne das: es geht ihm wie einem Krieger, der in seiner ersten Schlacht eine Wunde erhalten und dadurch für den Augenblick die Courage verloren hat. Sobald er aber geheilt ist – und das wird dieser Verwundete sehr bald sein – und seine Kräfte wieder wachsen fühlt, geht er mit frischerem Muthe denn je in's Gefecht, und er kämpft mit um so größerer Umsicht seine ferneren siegreichen Schlachten aus.«

»Wenn Sie *der* Ansicht sind und die Erfahrung für sich haben, ja will ich Ihnen glauben und zwar recht gern. Aber was wollen Sie nun mit ihnen thun? Wollen Sie Ihr vortheilhaftes Anerbieten hier, schon jetzt laut werden lassen?«

»Hm, nein! das möchte ich eben nicht und gerade darum habe ich *Ihnen* zuerst mein Vertrauen geschenkt, um *Ihre* Hülfe dabei in Anspruch zu nehmen. Und so frage ich Sie denn, wollen Sie mir diese Hülfe als alter Freund

und als ein durch Ihren Sohn Mitbetheiligter angedeihen lassen, wie?«

»Wenn ich weiß, auf welche Weise, dann von Herzen gern, mein lieber Irminger. Nur liebe ich es nicht, auf Schleichwegen zu Werke zu gehen und es würde mir daher recht sein, wenn Sie mir gestatteten, mit den Jungen geradezu ein ernstes Wort zu reden.«

»Ja, thun Sie das, das stimmt ganz mit meiner Liebhaberei überein. Nur möchte ich sie nicht überstürzen und in ihren Augen wie ein heißblütiger Menschenjäger erscheinen; nein, wie gut Ding Weile haben will, so möchte ich auch in diesem Fall zu Werke gehen. Theilen Sie ihnen also bei Gelegenheit von unserem Gespräche mit, was Ihnen gut dünkt, lauschen Sie ihnen ihre Meinung vorsichtig ab, und im Fall Sie es für nothwendig halten, bereiten Sie sie auf meinen Antrag vor und aus der Art und Weise, wie sie das aufnehmen, werde ich sehen, wie ich zuletzt handeln kann. Halte ich die Zeit für gekommen, wo ich schon meiner selbst wegen meinen Antrag direct stellen muß, dann soll es geschehen, kurz und bündig, wie ich in Geschäften immer bin, und dann will ich das Resultat unseres Uebereinkommens mit Geduld und Ruhe erwarten. Wollen Sie das?«

»Ich müßte ein Thor sein, wenn ich das nicht wollte, mein alter Freund, und Sie haben mich durch dieses Ihr Vertrauen zu dem aufrichtigsten Dank verpflichtet.«

»Still still, ich habe den Nutzen davon, und so will ich mich bei *Ihnen* bedanken, wenn unser Vorhaben gelingt. So sind wir also einverstanden, und ich kann ruhig

morgen nach Bern abreisen. Mein erstes Geschäft bei Ihnen wäre geglückt, und das andere soll hoffentlich auch glücken. Darf ich denn aber auch meine Tochter während meiner ganzen Abwesenheit bei Ihnen lassen und wird sie Ihrer Frau keine zu große Unbequemlichkeit bereiten?«

»Lieber Freund, diese Frage bedarf zwischen uns keiner Antwort. Sie versteht sich von selbst.«

»Dann geben wir uns die Hand, alter Halder! So! der frühere Bund ist von Neuem geschlossen, und mag er uns Alle nach Wunsch und Neigung beglücken! Jetzt aber lassen Sie uns umkehren und die junge Welt im Hause aufsuchen. Ich bin müde von der Reise und morgen will ich schon bei Zeiten fort.«

Als die beiden Männer von ihrem bedeutungsvollen Abendgange heimkehrten, fanden sie Frau Susan, Adele und deren Gesellschafterin mit den jungen Leuten vor der Thür auf der jetzt leeren Straße auf und nieder wandelnd, um in traulicher Plauderei den herrlichen Abend in harmlosester Weise zu genießen. Prächtig funkelten die goldenen Sterne schon am mattblauen Himmel und die halbe Mondsichel goß ihr falbes Licht freundlich mild auf die gewaltigen Eisberge und die sie umgebenden grünen Matten aus. Ringsum lag die große schöne Natur wie im träumerischen Halbdunkel da und badete sich in dem zauberhaften Glanz, der im Hochgebirge für die Phantasie und das Herz des fühlenden Menschen so viel Entzückendes und Bewältigendes hat.

Arnold und Werner hatten den Abend benutzt, um den fremden Damen über das vor ihnen ausgebreitete Landschaftsbild näheren Aufschluß zu geben und die eifrigen Lehrer fanden gelehrige Schülerinnen vor, zumal ihnen das ganze Schauspiel ein durchaus neues und überraschendes war. Noch eine halbe Stunde etwa blieben sie beisammen, dann forderte der Oberst, der gern früh zu Bett ging, weil er immer früh aufstand, die Anwesenden auf, sich zur Ruhe zu begeben, und man trennte sich mit dem Wunsch, auch morgen einen recht frohen Tag zu erleben und zum Beginn des Interlakener Aufenthalts einer der zunächst gelegenen zugänglichen Bergkuppen zu besteigen.

ACHTES CAPITEL. EINE UNRUHIGE NACHT.

Arm in Arm wandelten die jüngeren Freunde nach ihrem nahegelegenen Hause und Beide fühlten sich, ohne es ausdrücklich zu gestehen, so recht von Herzen froh und mit dem ersten Abend der Anwesenheit des Luzerner Besuchs ausnehmend zufrieden. Ohne viel zu reden, da sie Jeder für sich so Manches zu bedenken haben mochten und höchstens nur eine launige Bemerkung über Dies und Jenes austauschend, kamen sie vor ihrer neuen Wohnung an, an deren Thür sie von der Oberländer Magd empfangen wurden, welche die Aufwartung der Fremden besorgte, wie das überall in solchen Pensionshäusern der Schweiz Sitte ist.

Und hier wollen wir uns eine Bemerkung einzuschalten erlauben, die wir überall in der Schweiz und zu Gunsten ihrer Bewohner gemacht haben und worin diese allen übrigen Ländern als bisher unerreichte Muster aufgestellt zu werden verdienen. Keine Nation in der Welt nämlich ist so höflich und aufmerksam gegen Fremde und anders Redende, wie die Schweizer, das beweisen sie schon allein dadurch, daß alle Personen, die mit Fremden in Berührung kommen, die von diesen gesprochenen gangbarsten Sprachen reden. In England, Frankreich und Rußland, in Italien wie sonst wo, ja auch in Deutschland nur in besonderen Ausnahmefällen kommt es Niemandem in den Sinn, die Sprachen der Fremden, die das Land besuchen, zu erlernen. Wollten wir von den Engländern verlangen oder nur erwarten, uns in unserer Muttersprache angeredet und bedient zu hören, so würden sie uns auslachen, und auch in Frankreich, selbst in Paris höchst selten, spricht man irgend eine andere als die französische Sprache; in der Schweiz aber spricht fast jeder Diener und jedes Kind, dem man in einem irgend besuchten Gasthaus begegnet, wenigstens Hochdeutsch, Französisch und Englisch, und die sonst ganz und gar ununterrichteten Leute, wie z. B. die Führer und Träger, eignen sich darin eine Fertigkeit an, die zu bewundern und von den Reisenden nicht hoch genug zu schätzen ist.

Freilich, sagen Manche, die Schweizer lassen sich auch dafür bezahlen und ihr Land ist für Reisende das theuerste der Welt! Indessen ist dies ganz gewiß nicht der Fall; denn wir, die wir viel gereist und auch oft genug in der

Schweiz gewesen sind, haben es dort nicht theurer gefunden als anderwärts, ja wir können so eklatante Beweise vom Gegentheil anführen, daß wir alle Klagen darüber auf der Stelle und für immer damit niederschlägen.

So, wie eben angedeutet, war es nun auch in Interlaken und in dem Hause der Fall, wo Arnold und Werner auf acht Tage ein Unterkommen gefunden hatten, und die schmucke Magd in der Oberländer Tracht verstand es, sich gegen Ausländer der Sprache zu bedienen, die sie am liebsten gebrauchen, und das ist, mit einziger Ausnahme der Engländer, die zu dummstolz oder zu träge sind, eine andere Sprache zu erlernen, die französische, die auch wir Deutsche dort im Süden oft gebrauchen müssen, da bereits im Genfer Lande und zumal in Savoyen die Galanterie gegen Ausländer in dieser Beziehung aufhört.

Daß Arnold und Werner Eingeborene waren, wußte diese Magd sehr wohl und so empfing sie an diesem Abend sie im heimischen Dialect, den wir sonst gut geschulte Deutsche nur mit Mühe, und wenn er rasch gesprochen wird, gar nicht verstehen. Sobald sie die Herren begrüßt, zündete sie flugs zwei bereitstehende Kerzen an und eilte den ihr Folgenden leichten Fußes die knarrende Treppe voran, wobei sie sich an Werner, in dessen Zimmer man zuerst trat, mit lachendem Gesicht wandte und sagte, daß er auf der einen Seite eine angenehme Nachbarschaft bekommen habe.

»Was denn für eine?« fragte der auf ihre Schelmerei achtsame Arnold Halder. »Nachmittag war ja noch Niemand außer uns im Hause einquartiert?«

»Ja, Herr, das war am Nachmittag, aber vor zwei Stunden ist eine englische Dame mit ihrer Zofe und einer Magd erschienen, die man nirgends hatte aufnehmen können oder wollen, und sie hat für sich dies Zimmer nebenan erhalten, während ihre Mädchen nach hinten hinaus und neben Ihnen wohnen, Herr Halder.«

»Aber warum lachen Sie denn darüber?« fragte Arnold weiter.

Die Magd lachte noch lauter und zeigte dabei ihre schönen weißen Zähne. »Ja,« sagte sie endlich, »die englische Dame hat sich noch andere Begleitung mitgebracht und zwar sechs wunderschöne schneeweiße Angorakatzen, und die haben schon eine ganze Stunde lang ein klägliches Gewinsel und Miauen hören lassen. Es hat für die Thiere, von denen das eine etwas unpäßlich zu sein scheint, ein großes Bett zurechtgemacht werden müssen, und die Engländerin überwacht nun ihre Lieblinge, als ob es kleine Kinder wären, und hat sie mit Singen und Liebkosen zur Ruhe gebracht.«

»Sie sprechen Sie im Ernst?« fragte Arnold voller Staunen.

»Ganz gewiß, und der junge Herr hier wird sicher eine unruhige Nacht haben, denn der Gesang geht gleich wieder los, sobald ein Thierchen zu wimmern anfängt. Uebrigens bleiben sie nur eine Nacht hier, denn Herr Ruchti

hat der Dame erklärt, daß seine Pension keine Katzenherberge sei, und so will die Dame nach Thun übersiedeln, wo sie eine Wohnung auf längere Zeit gemiethet hat. Sie wissen ja,« setzte sie lachend hin zu und erhob ihren Zeigefinger mit einem bezeichnenden Wink nach der Stirn, »den Engländern sitzt es manchmal hier oben, und diese sonst gar nicht üble Dame scheint mir einen ganz eigenen Spleen zu haben.«

»Na, dann wünsche ich Dir eine geruhsame Nacht,« sagte Arnold lachend zu Werner, indem er sein Licht nahm und sich zum Gehen anschickte. »Bei Gott, das wäre etwas für mich, und ich glaube, ich würde die Engländerin sammt ihren Katzen die Treppe hinunter, wenn sie zufällig meine Nachbarin geworden wäre und ihre Schlummerlieder anstimmte. Gute Nacht, Werner, und die wünsche ich Dir heute von ganzem Herzen.«

Werner stand schon allein in seinem Zimmer und horchte nach dem seiner wunderlichen Nachbarin hin. Aber er hörte nichts, es blieb Alles still darin, und die Katzen wie ihre Herrin schienen sanft eingeschlafen zu sein.

Langsam ging der junge Mann in dem Zimmer hin und her, denn er fühlte noch nicht die geringste Müdigkeit. Dabei sah er sich rings um und glaubte jetzt erst wahrzunehmen, daß er eigentlich recht eng und unbehaglich wohne. Indessen fühlte er sich keineswegs dadurch unangenehm berührt, denn er war ein anspruchsloser und höchst genügsamer Mann. Es war ein ganz aus Brettern gezimmertes Gemach mit einem Fenster, in dem nur die

nothwendigsten Möbel und Geräthe ihren Platz gefunden hatten. Das Bett war, wie überall in der Schweiz, gut und stand an der dem Zimmer der Engländerin entgegengesetzten Wand. Neben dem Bett war eine Thür, die in das leere Nachbarzimmer führte, und neben dieser befand sich ein Wandschrank, wie ihn die Schweizer sehr häufig in ihren Holzhäusern anzubringen lieben, um sich dadurch die Anschaffung eines Kleiderschranks zu ersparen. Das noch leere, und wie sich später erwies, viel größere Nebenzimmer hatte denselben Wandschrank und war von dem Werner's nur durch eine sehr dünne Bretterwand mit großen Fugen geschieden, welche die Hitze in dem frischen Holze gerissen zu haben schien, wie denn überhaupt alle Wände so dünn waren, daß man das leiseste Geräusch im Nebenzimmer wahrnehmen konnte, eine oft sehr unangenehme Beigabe in der sonst so behaglichen und comfortablen Schweiz. Werner, nachdem er diese innere Einrichtung seines Schlafgemachs mit prüfendem Blick überflogen, öffnete noch einmal das Fenster und athmete mit Wollust die Abendluft ein, die frisch von den Gebirgen herüberströmte. Dann blickte er nach dem funkelnden Sternenhimmel empor und sandte einen Gruß nach dem fernen Hospiz hinüber, wo er nur selten so schöne Sterne gesehen wie hier, und wo er sich niemals so beglückt gefühlt hatte, wie eben jetzt. Als er aber einige Minuten hinausgeschaut und den Frieden, der aus der ganzen Natur lag, in sich eingesogen, schloß er das Fenster wieder und entkleidete sich, wobei er nach der Uhr sah und fand, daß es halb Elf war.

Noch einmal nach dem Katzenzimmer hinhorchend, in welchem noch immer die tiefste Stille herrschte, was er nach der erhaltenen Mittheilung nicht für wahrscheinlich gehalten, legte er sich endlich nieder, um wo möglich gleich einzuschlafen und dann von den Katzen nicht mehr gestört zu werden. Nun, die gefürchteten Katzen sollten ihn allerdings in Ruhe lassen, dafür aber hatte das Verhängniß beschlossen, ihm eine ganz andere Störung zu senden, auf die er noch viel weniger vorbereitet war.

In den ersten Minuten seiner Ruhe nun ließ er die letzten Tage mit allen frohen Erlebnissen an seinem Geiste vorüberfliegen, und wie er eins auf das andere folgen ließ, kam er bei den Stunden des gegenwärtigen Abends an und dachte eben an Arnold's eigenthümliche Empfindungen in Bezug auf das schöne Mädchen von Luzern, als er durch ein Geräusch aus seinen Gedanken gerissen wurde, welches sich auf der Straße, erst in der Ferne, dann in der Nähe seines Hauses und endlich dicht unter seinem Fenster vernehmen ließ. Bei der leichten Bauart des ganzen Hauses konnte er jedes Wort der draußen Sprechenden verstehen, und so begriff er sehr bald, was vorging.

Es waren noch am späten Abend Gäste in Beausite angelangt und da dort kein Unterkommen mehr zu finden, so ließ Herr Ruchti den Wagen mit den Fremden vor das Haus fahren, in welchem Werner und Arnold wohnten. Herr Ruchti hatte als aufmerksamer Wirth den Wagen persönlich begleitet, und Werner hörte ihn jetzt laut und zwar Französisch sprechen, indem er einer

männlichen Stimme aus dem Wagen entgegnete, daß er durchaus kein besseres Quartier habe, da ganz Interlaken von Fremden überfüllt sei, und daß daher die Herrschaften auf einige Tage in dem Nebenhause vorlieb nehmen müßten.

Gleich darauf wurde an die Hausthür gepocht und die glücklicher Weise noch wachende Magd herausgerufen, die auch bald erschien und die Weisung empfing, das Zimmer Nr. 2 für die fremden Damen, und das Zimmer Nr. 7 für den Herrn zu öffnen und in Bereitschaft zu setzen.

Unmittelbar darauf hörte Werner die angekommenen Fremden aus dem Wagen steigen und das Gepäck, welches sehr schwer und zahlreich schien, die Treppe herauftragen und siehe da, in das zu seiner Rechten gelegene Zimmer schaffen, das also die Nr. 2 führen mußte.

Gleich hinter dem Kutscher, der das Gepäck hineintrug, traten zwei Damen in das Zimmer, und Werner, der nun nicht mehr an seinen Schlaf dachte oder denken konnte, hörte ihre Kleider über den Boden rauschen. Mit den Damen zugleich war auch die Magd eingetreten, und da sie von der einen Dame französisch angeredet wurde, so antwortete sie in derselben Sprache und sagte, daß Alles sehr bald in Bereitschaft sein werde, da das Zimmer in Erwartung von Gästen stets in Ordnung gehalten würde.

Nachdem nun verschiedene Koffer auf die Anweisung der noch immer alleinsprechenden Dame ihren Platz gefunden hatten, fragte die Magd, ob die Herrschaften sonst noch etwas wünschten.

»Frisch Wasser, weiter nichts!« rief die Dame sehr eilfertig und gleich darauf verließ die Magd das Zimmer.

Obgleich nun die bisher gesprochenen Worte, die sehr schnell und in fast überstürzender Hast vorgebracht wurden, in reinem Französisch ertönten, so glaubte Werner's geschultes Ohr doch zu erkennen, daß die beiden Damen, von denen die schweigsamere nur höchstens ein Ja oder Nein hatte laut werden lassen, keine Französinen seien. Ihr Accent deutete das schon an sich an und noch mehr eine gewisse sprudelnde Heftigkeit, die selten eine gebildete Französin, viel häufiger aber die Damen besitzen, die aus noch südlicher gelegenen Ländern stammen. Indessen hatte er nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, als die Magd mit dem verlangten Wasser schon wieder in's Zimmer trat, es auf den Tisch stellte und dabei fragte, ob den Damen noch sonst irgend Etwas angenehm wäre.

»Nein!« rief die schnellsprechende Dame mit einem seltsam befehlshaberischen Ton. »Aber morgen früh wollen wir das Frühstück in diesem Zimmer einnehmen – und der Herr drüben mit uns.«

»Um welche Zeit befehlen Sie es?« fragte die Magd bescheiden.

»Wieviel Zeit haben wir jetzt?« lautete die hastig gesprochene Gegenfrage.

»Es ist beinahe elf Uhr, Madame.«

»So, das ist spät – der Fuhrmann war schlecht. Ich kann es jetzt noch nicht bestimmen. Warten Sie bis morgen. Sie sind doch immer bei der Hand?«

»Jederzeit, Madame, Sie brauchen nur zu schellen. – Darf ich jetzt gehen?«

»Nein, – warten Sie. Da haben Sie die Schlüssel. Schließen Sie diese beiden Koffer auf.«

Sie warf heftig ein Bund Schlüssel auf den Tisch, und Werner, der jede Bewegung vernehmen konnte, hörte, daß die Magd es nahm und auf den Boden niederkniete, um einen Koffer zu öffnen, womit sie indeß nicht so rasch zu Stande kam, da man ihr nicht den passenden Schlüssel bezeichnet hatte.

»Nun,« rief die lebhaft hin und her rauschende Dame wieder, »das geht langsam. Eilen Sie, wir wollen zu Bett.«

»Geben Sie die Schlüssel her,« sagte nun die sanfte Stimme der bisher so schweigsamen Dame, »ich will Ihnen den richtigen zeigen. So, der ist es. Meinen Koffer aber kann ich mir selbst aufschließen.«

»Befehlen Sie sonst noch etwas, Madame?« fragte die Magd, nachdem sie den einen Koffer geöffnet und sich wieder vom Boden erhoben hatte.

»Nein!« lautete die gebieterische Antwort. »Sie können gehen.«

»Gute Nacht, meine Damen!«

»Gute Nacht!«

Die Thür schloß sich hinter der abgehenden Dienerin und gleich darauf drehte eine ruhige Hand den Schlüssel im Zimmer um.

»Schließ noch nicht zu!« rief da die heftige Dame, die nach ihren Bewegungen und dem Ton ihrer Stimme zu urtheilen, jung sein mußte. »Nein, ich will es nicht. Mein

Bruder kommt gewiß noch zu uns, er wollte uns ja etwas sagen. Wir haben auch keine so große Eile, uns zu entkleiden, es ist ja noch gar nicht so spät.«

Werner stand, als er diese Worte vernahm, fast der Athem still. Denn sie waren nicht in französischer Sprache gesprochen, sondern in einer andern, die ihm ebenso zugänglich wie seine Muttersprache war. Die Dame hatte, es konnte keine Täuschung obwalten, Portugiesisch gesprochen und zwar in einer Art, mit einem Accent, wie man ihn nur in Brasilien und namentlich in Rio zu hören bekommt. So war es natürlich, daß der so zufällige Belauscher des Vorgehenden noch viel aufmerksamer ward, und er brauchte sich nur ganz ruhig zu verhalten, um Zeuge alles Vorgehenden und der nun folgenden Unterhaltung zu sein. Indessen blieb es noch einige Minuten still im Nebenzimmer, nur die lebhafteste Dame rauschte in ihrem bauschigen Kleide unablässig hin und her, kramte in ihrem Koffer, warf verschiedene Stücke auf den Tisch und die Stühle und stieß dann und wann einige hastige abgebrochene Sylben aus, die nur zu verständlich darthaten, daß sie von heftiger Gemüthsart und an diesem Reisetage nicht eben in der besten Laune sei.

Plötzlich wurde die Zimmerthür von einem Eintretenden heftig aufgerissen, und ohne die geringste Rücksicht auf etwa in der Nähe schlafende Gäste zu nehmen, stürmte ein Mann herein, der sogleich eine Fluth von

Worten ausstieß, die er eben so hastig wie die eine Dame und mit einem so ähnlichen Stimmtone hervorbrachte, daß Werner sogleich erkannte, daß dieser Herr der bereits angemeldete Bruder derselben sei.

Ohne alle weitere Einleitung, ohne die Damen zu begrüßen oder sich nur im Geringsten nach ihrem Wohlbefinden und der Art und Weise zu erkundigen, wie sie untergebracht seien, brach er in leidenschaftliche Vorwürfe aus. Zuerst schalt er auf den vermaledeiten Kutscher, der sie so langsam gefahren, daß sie so spät in Interlaken angekommen, dann schimpfte er auf die unvollkommen eingerichteten Gasthose der Schweiz, auf die tollen Engländer, die allen übrigen Reisenden die besten Plätze wegnähmen und endlich schmähete er das unbequeme Reisen selbst, da man es doch in Paris viel besser gehabt und dort in Ruhe und Gemächlichkeit hätte leben können.

Als er einmal eine kurze Pause eintreten ließ, dabei aber wie ein wildes Thier unaufhörlich und mit stampfenden Fußstritten im Zimmer hin und herlief, nahm seine Schwester das Wort, und dabei lieferte sie nicht nur einen neuen Beweis von unglaublicher Zungenfertigkeit, sondern sie zeigte auch die Fähigkeit, des leidenschaftlichen Bruders Vorwürfen mit ähnlichen zu begegnen, indem sie ihm sagte, daß er nirgends behaglich zu leben das Talent besitze, daß er in Paris auf Paris und auf Reisen das Reisen selbst geschmähete, ferner, daß ihn ja Niemand gezwungen habe, sie zu begleiten, und daß er so schnell wie möglich umkehren möge, um seinen Gelüsten

nachzugehen. Sie würden schon allein ihren Weg finden, und es werde sich auch bald ein anderer Begleiter zeigen, der tactvoller und mehr geeignet sei, zweien Damen als Cavalier zu dienen und ihnen das Leben angenehm und behaglich zu machen.

Einen Augenblick lang schien die Rede der Schwester einen gewissen Eindruck auf den tobenden Bruder zu machen, denn er schwieg, scheinbar von ihren Vorwürfen betroffen; als er sie aber von einem anderen Begleiter sprechen hörte, lachte er höhnisch auf und fügte Worte hinzu, deren Bedeutung Werner nicht verstand, die aber keinesfalls ein freundliches Licht auf das Verhältniß der Geschwister fallen ließen.

Während dies Zwiegespräch stattfand, hatte sich die andere Dame sehr still verhalten, wenigstens vernahm Werner nicht das geringste Zeichen, daß sie einen Antheil an dem geschwisterlichen Kampfe nahm. Als nun jedoch abermals eine Pause eintrat, mochte der heftige junge Mann an dem hartnäckigen Schweigen derselben neuen Anstoß nehmen, und er wandte sich mit der Frage an sie:

»Warum bist Du so still, Jesuina? Stimmt Du meiner Schwester bei und nimmst auch Du Partei gegen mich?«

Da erhob die Jesuina genannte Dame ihre sanfte Stimme und sagte mit einem so traurigen Ausdruck, daß man sich deutlich ihr Gesicht dabei vorstellen konnte:

»Was soll ich Dir darauf erwiedern, Joao, hast Du mich schon jemals offen Partei für oder gegen Einen von

Euch nehmen hören? Ich denke, nein. Macht Eure ewigen Streitigkeiten unter Euch aus, ich bekümmere mich nicht darum und höre sie gar nicht. Wenn ich aber Etwas sagen soll, so sei es dies: Mir gefällt Euer Streit heute und hier am allerwenigsten. Wir sind unter fremden Leuten, in einem fremden Hause, und es ist die Zeit, wo andere Menschen der Ruhe pflegen. Das ist mein letztes Wort heute, und nun wünsche ich Dir eine gute Nacht.«

»Oho!« rief da der heftige Mensch mit hörbarem Hohn. »Du spielst wieder heute wie immer die vornehme Dame und möchtest am liebsten für eine Prinzessin gelten, vor der alle Welt auf den Knien liegt. Nun, ich liege nicht vor Dir auf den Knien und halte Dich allein für das, was Du bist: für meine Verwandte, die sich gratuliren kann, daß sie noch eine Familie auf der Welt hat, unter deren Schutz sie lebt. Uebrigens ist es mir ganz einerlei, ob es Tag oder Nacht ist und Deine Menschen, ob sie nun schlafen wollen oder nicht, gehen mich gar nichts an. Für mich sind sie nicht da. Und nun, da Du mich so vornehm mit Deinem letzten Wort abfertigst, will ich Dir und *Der* da auch noch *mein* letztes Wort zu hören geben. Aufgemerkt, Maria, und hier lege ich den Beweis davon auf den Tisch, daß wahr ist, was ich sagen will!« Und bei diesen Worten warf er eine Hand voll Geldstücke, an deren Klang man vernahm, daß es Gold sei, auf den Tisch, mit einer Heftigkeit, daß einige Stücke davon auf den Boden rollten. »Hier ist alles Gold, was wir einstweilen besitzen,« fuhr er zu sprechen fort. »Ihr könnt nicht mehr wie die Fürstinnen in einem eigenen Wagen von Ort zu Ort

fahren. Künftig mögt Ihr Euch so gut wie Andere der Eisenbahnen und Dampfschiffe bedienen. Richtet Euch also ein und habt ein Einsehen in unsere Lage, die wahrhaftig nicht brillant und verführerisch ist.«

»Wie,« rief hier die Maria genannte zungenfertige Dame, »und das wagst Du uns in's Gesicht zu sagen? Wir – wir wollten nicht auf den Eisenbahnen und mit Dampfschiffen fahren? Thor Du, denke nach und gieb dem Recht, dem es gebührt. Wer unter uns ist denn der eigentliche Verschwender, wer wirft das Geld unnützerweise für lächerliche Zwecke fort? Wer trinkt immer Champagner und muß in den theuersten Gasthöfen wohnen, wer bedarf immer dreier Bedienten, wo gar keiner nöthig ist, ich frage, wer? Doch, das ist ja Alles eine ganz unnütze Streiterei. Du weißt so gut wie ich, wie die Sachen liegen, und nun, da Ihr Beide schon das letzte Wort gesprochen habt, so will ich es meinerseits auch thun. Gute Nacht, Joao, theuerster Bruder! Ueberlege Dir in Deinem Bett, was Du für Thorheit gesprochen, und morgen, wenn die Sonne wieder scheint und wir unter fremde Menschen treten, zeige wenigstens, daß Du den Cavalier zu *spielen* verstehst, wenn Du in der That auch für zwei vereinzelt stehende Frauen keiner *bist*. Gute Nacht!«

Werner stellte sich vor, daß sie dem vortrefflichen Bruder mit gebieterischer Geberde die Thür wies, denn gleich darauf, nachdem er sein Geld zusammengerafft, riß er sie auf, schlug sie laut krachend hinter sich zu und

ging mit so heftigen Schritten über den hölzernen Corridor, daß sie in der Stille der Nacht laut durch das ganze Haus dröhnten.

Die ganze lärmvolle und wenig erbauliche Scene aber hatte auf den unfreiwilligen Belauscher derselben einen eben so tiefen wie widerwärtigen Eindruck gemacht. Er war in seinem zart besaiteten Innern empört über den brutalen Bruder und auf der Stelle nahm er entschieden Partei gegen ihn und warf sich zum geheimen Verbündeten, weniger für die zungenfertige Schwester als für die schweigsame und still duldende Jesuina auf, noch ehe er eine der handelnden Personen von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Indessen legte sich seine im ersten Augenblick wachgewordene Entrüstung nach ruhiger Ueberlegung doch um ein Bedeutendes. Denn er, der so lange unter Portugiesen und Brasilianern gelebt hatte und oft mit ihnen in Verkehr getreten war, er kannte die Lebhaftigkeit und das aufbrausende Temperament dieser Leute, die sich, wenn ihnen ein Ausländer von weniger lebhaftem Temperament zusieht und zuhört, immer zu zanken und sich die Hälse zu brechen scheinen, während sie nach ihren Begriffen von Anstand und Lebensart doch in ganz gewöhnlicher Unterhaltung sich ergehen. Daher legte er auch der eben gehörten Familienscene keine übergroße Wichtigkeit bei und war überzeugt, daß sich das Verhalten der einzelnen Personen am hellen Tage ganz anders und viel weniger stürmisch gestalten werde. Dennoch war seine kaum errungene Gemüthsruhe dadurch fühlbar erschüttert worden und schon der

Umstand, daß er hier so ganz zufällig Brasilianer gefunden, woran er nach genauerer Beobachtung ihrer Sprachweise keinen Augenblick mehr zweifelte, reichte hin, ihm eine schlaflose Nacht zu bereiten.

Das sollte er denn auch sehr bald gewahr werden. In seinem Geiste war plötzlich wieder die Erinnerung an vergangene Zeiten wach geworden; er versetzte sich in Gedanken noch einmal nach Rio, ging alle seine dortigen Erlebnisse durch und ertappte sich dabei an dem Festhalten gewisser Persönlichkeiten, die nur durch die letzten Begebnisse in den Hintergrund seiner Seele getreten waren.

Unruhig wand er sich dabei auf seinem Lager hin und her und sehnte den Morgen herbei, um nächst seinem Freunde die Erfahrungen dieser Nacht mitzutheilen und dann die Fremden zu sehen, die ihm die Vorsehung so ganz wider Erwarten in den Weg geworfen hatte.

Endlich, als er mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft seiner Erregung Einhalt geboten zu haben glaubte und auf einen noch kurzen Schlaf hoffte, fing auch die anderseitige Nachbarschaft sich zu regen an; denn kaum drangen die ersten Lichtstrahlen in die durch keine dichten Vorhänge beschatteten Fenster, so begann eine Katze nach der andern Lebenszeichen von sich zu geben, die von Seiten der wachsamten Engländerin durch sanfte Schmeichelworte nur mit Mühe besänftigt wurden.

Allein diese letztere Störung, so unangenehm sie war, übte im Vergleich mit der ersten Nachtszene keine nachhaltige Wirkung auf ihn aus; er überhörte das allmähig

lauter und lauter erschallende Miauen und Wimmern der Thiere und immer wieder kehrten die heraufbeschworenen Bilder der Vergangenheit in seine Phantasie zurück. Zuletzt aber, gewissermaßen ermattet von den in ihm wogenden Empfindungen, sank er doch noch in einen wohlthätigen Schlaf und erwachte erst, als die Sonne schon halb in sein Zimmer schien und die Zeichen erwachenden und erfreulicheren Lebens sich auf der im Sommer so belebten Straße zu regen begannen. Werner drehte sich nach dem Fenster um und sah die goldenen Strahlen der Morgensonne schon die gegenüber liegenden Berge färben. Plötzlich aber fiel ihm wieder die mehr als zur Hälfte durchwachte Nacht ein und er rieb sich die Stirn, als sei er zweifelhaft, ob ihn ein Traum heimgesucht oder ob er wahrhaft und wirklich erlebt habe, was ihm noch vollkommen klar und frisch in der Erinnerung stand. Aber nein, es war daran nicht zu zweifeln, und als er die Gewißheit davon erlangt, horchte er wiederholt nach dem nahen Nebenzimmer hin, ob sich vielleicht schon jetzt ein neuer Beweis der Wahrheit vernehmen lasse. Indessen es blieb Alles still in dem benachbarten Zimmer; die beiden Damen schliefen fest und er glaubte sogar die ruhigen Athemzüge derselben zu unterscheiden. Da stand er, um nicht das geringste Geräusch zu machen, leise, ganz leise auf, wusch und kleidete sich vorsichtig an und auf den Zehen schleichend, verließ er das bretteerne Gemach, nachdem er die Fenster desselben so weit wie möglich geöffnet hatte. Lautlos schritt

er über den dennoch in seinen Fugen knarrenden Corridor und trat in Arnold Halder's Zimmer, das er sich am Abend vorher genau gemerkt hatte. Bei seinem Eintreten erwachte der noch schlafende Freund, und augenblicklich sich sammelnd, schaute er den bleich und beklommen aussehenden Werner lächelnd an.

»Was,« rief er verwundert, »schon so früh auf den Beinen und ganz im Tagesornat? Ah, ich merke es, Dich hat die englische Katzenmusik nicht schlafen lassen, wie?«

»Sprich nicht so laut,« mahnte Werner mit leise geflüsterten Worten, »man hört in diesen verteufelten Holzzimmern jede Sylbe nebenan. Aber ach, die Katzen! Was gehen mich die an! Nein, es ist etwas ganz Anderes, was mich gestört hat und was ich Dir nun erzählen will. Doch zieh' Dich rasch an und komm in's Freie, hier mag ich nicht reden, jeder Mensch lauscht dem andern seine Geheimnisse ab und das ist unbequem für den, den es wesentlich trifft.«

»So sprich doch Portugiesisch!« fuhr Arnold lächelnd auf, »das versteht hier sicherlich Niemand.

»Still!« winkte Werner mit hochgehobener Hand und seine Miene nahm dabei einen fast ängstlichen Ausdruck an. »Sprich das Wort nicht noch einmal – es ist wichtig. Nur beeile Dich, – ich gehe so lange in's Freie, bis Du fertig bist, die Hitze zwischen diesen Holzwänden ist unausstehlich Und die Luft weicht etwas weit von der frischen Bergluft ab.«

Jetzt merkte der kluge Arnold dem so vorsichtig Redenden etwas Ernsteres an und er sprang hastig und

mit einem beistimmenden Wink aus dem Bette, während Werner schon das enge Zimmer verließ.

Nach kaum einer Viertelstunde suchte Arnold seinen Freund auf, den er auf der Straße unruhig auf und ab gehend und ihn sehnsüchtig erwartend fand. Werner bot ihm die Hand und Beide gingen nun die Straße hinauf nach dem Thuner See hin, wo Letzterer erzählte, was ihm in dieser Nacht begegnet war.

Arnold horchte hoch auf und einen Augenblick sogar drückte seine sprechende Miene ein wirkliches Staunen aus. Bald aber hatte er seinen Gleichmuth wieder gefunden und so sagte er mit seiner gewöhnlichen Ruhe:

»Das ist ja eigenthümlich, mein Junge, aber es überrascht mich bei näherer Betrachtung eigentlich doch nicht. Wo die ganze Welt und alle Nationen vertreten sind, wie hier, warum sollten da gerade Portugiesen oder Brasilianer im Völker-Concert fehlen? Doch komm, laß uns einmal zu Ruhe gehen und nach den seltsamen Rachegeleüsten forschen, vielleicht weiß er schon bestimmt, wer und woher sie sind, und dann kann es nicht schaden, wenn wir uns ein Bischen auf die Lauer legen, um den fremden Herrschaften mit der größten Ruhe entgegen zu treten. Nur verschnappe Dich nicht und verrathe nicht, daß Du Portugiesisch verstehst, sonst hat Dein herrliches Zimmer seinen ganzen Reiz verloren. Komm!«

Arm in Arm schritten sie wieder nach Beausite zurück und trafen den fleißigen Wirth desselben schon in seinem

kleinen Comptoir an, das nach dem Vorgarten hinaus immer geöffnet stand und worin er um diese Zeit stets seine Bücher vervollständigte und die Rechnungen für seine Nachtgäste schrieb.

Herr Ruchti, als er die jungen Männer näher kommen sah, die ihm einen Wink gaben, mit ihnen bei Seite zu treten, um von Niemandem im Hause gehört zu werden, lachte schon, als vermuthete er, was für Klagen er hören werde.

»Sie haben die Nacht schlecht geschlafen,« sagte er. »Nicht wahr, die verdammten Katzen haben Sie gestört? Na, das kannte ich diesmal nicht ändern, aber morgen Nacht werden Sie Ruhe haben, die englische Dame fährt schon um zehn Uhr auf dem Boot nach Thun ab.«

»Es handelt sich diesmal nicht um die Katzen,« erwiderte Arnold, der den Wirth von Beausite ja schon lange kannte, »sondern um die drei Personen, die um elf Uhr Nachts in unser Haus gezogen und von denen die zwei Damen die Nachbarn meines Freundes geworden sind.«

»Ah!« lachte Herr Ruchti mit seinem schlaunen französischen Gesicht laut auf, »um die Damen handelt es sich! Ja so, daran habe ich nicht einmal gedacht. Aber was wollen Sie denn von ihnen wissen?«

»Wer und weiß Landes Kinder sind sie?« fragte Arnold mit seiner alten Entschiedenheit.

»Ja, Herr Halder, wie soll ich das wissen?« rief Herr Ruchti verwundert aus. »Sie sind in der Nacht gekommen und haben sich auf acht bis zehn Tage in Pension gegeben. Das Fremdenbuch habe ich ihnen also noch nicht

darlegen können und sie bei schlechter Beleuchtung sogar nur flüchtig gesehen. Aber es sind ein paar hübsche Damen und sie haben drei schwere Koffer und zahllose Reisetaschen bei sich. Das ist Alles, was ich von ihnen weiß.«

»So, also acht Tage bleiben sie wenigstens hier? Dann speisen sie auch wohl bei Tische mit?«

»Gewiß, der Herr hat sich schon nach der Stunde erkundigt, und wenn es Ihnen angenehm ist oder Sie neugierig auf die Damen sind, will ich sie nicht weit von Ihrer Gesellschaft entfernt setzen.«

»Gut – dann sind wir in doppelter Weise Nachbarn. Aber legen Sie ihnen doch so bald wie möglich das Fremdenbuch vor, wir sind wirklich etwas neugierig in Bezug auf ihre Nationalität, da man ihre Sprache nicht versteht. Wofür halten Sie sie denn?«

»Ich – ich habe eigentlich noch gar nicht darüber nachgedacht; es kommen ja aus aller Welt Leute hierher. Ich glaube aber, daß es Spanier sind, obgleich sie mit mir nur Französisch gesprochen haben, wenigstens der Herr, und so sieht er auch aus, denn er hat einen sehr dunklen Teint, ganz schwarze Augen und Haare und trägt seinen Schnurrbart gerade wie Sie, Herr Halder!«

»So. Nun, ich bin aber kein Spanier und will auch gar keiner sein. Guten Morgen denn – aber vergessen Sie das Buch nicht!«

»Nein, nein, das gehört ja zur Hausordnung. Guten Morgen!«

Und der beweglicher Mann lief rasch wieder in sein Comptoir zurück, um sogleich seine Arbeiten fortzusetzen; die Freunde aber, vor der Hand befriedigt, daß sie die Fremden acht Tage lang zu Nachbarn im Hause und bei Tische haben würden und daß dieselben also ihrer näheren Bekanntschaft nicht entgehen könnten, schlugen langsam den Weg durch den Garten nach des Obersten Hause ein.

Hier fanden sie schon Alle gemüthlich bei einander in der Laube sitzend und sie zum Frühstück daselbst erwartend, und von Alt und Jung wurden sie gleich herzlich begrüßt. O, wie wohlthätig wirkten die heiteren Gesichter der hier Versammelten und ihre gegenseitige Harmlosigkeit und Behaglichkeit auf Werner, der den Eindruck der vergangenen unruhigen Nacht und die leidenschaftliche Scene, deren Ohrenzeuge er gewesen war, noch immer nicht verwinden konnte; wie sanft klang ihm die liebliche Stimme des schönen Mädchens, das ihm so treuherzig und wohlwollend zunicke und welchen beruhigenden Zauber übte der Ausdruck ihrer Mienen auf ihn aus, wenn er damit das stürmische Gebahren jener Südländerin verglich, aus deren bitteren Worten, so heftig hervorgesprudelt, man schon auf ein leidenschaftlich erregtes Gesicht schließen konnte.

So sehr er sich nun aber Mühe gab, die Empfindungen, die das Vorgefallene in ihm zurückgelassen, zu unterdrücken und sich der harmlosen Unterhaltung der Freunde mit ganzer Seele hinzugeben, so entging sein innerer Zwiespalt der scharfblickenden Adele doch nicht ganz

und sie las auf seinem sonst so gleichmüthigen Gesicht deutlich die Spuren desselben und richtete wiederholt ihr Auge mit einem fragenden Ausdruck auf ihn hin. Allein Arnold, der dies Alles bemerkte und seinem Freunde immer überall gern zu Hülfe kam, wo er derselben bedurfte, leitete ihre Aufmerksamkeit auf andere Dinge und es gelang ihm wirklich, sie anderweitig zu beschäftigen und seinem Freunde dadurch zu größerer Unbefangenheit zu verhelfen.

An einen weiteren Spaziergang konnte man an diesem Morgen nicht denken, denn um halb Zehn wollte Herr Irminger seine Reise nach Bern antreten, auf der er also bis Thun der Gefährte der Engländerin war, die mit ihren sechs Katzen um dieselbe Zeit das nachbarliche Haus verließ. So blieb man denn bis gegen neun Uhr in der Laube versammelt und nun brach Herr Irminger auf, dem der Oberst Adele und Arnold bis zum Schiff in Neuhaus das Geleit geben wollten.

Nachdem sich also der Kaufherr von Luzern von Frau Halder herzlich verabschiedet und auch Werner von Altstetten die Hand gereicht, da dieser auf Arnold's Anrathen als Grund seines Zurückbleibens irgend eine Abhaltung vorgeschützt, um alsbald um so ungestörter seine Forschungen in seinem Zimmer fortsetzen zu können, verließen die drei Personen das Haus und gingen gemächlich zu Fuß die Thuner Straße hinab, nachdem man Herrn Irminger's Koffer mit einem Wagen voraus sandt.

Als man den alten Freund aber hatte abfahren sehen und der Oberst im Gespräch mit einem Bekannten langsam hinter den beiden jungen Leuten herschritt, konnte sich Adele nicht enthalten, zu Arnold zu sagen:

»Wie mir scheint, ist irgend Etwas mit Herrn Altstetten vorgefallen. Ich habe es wohl bemerkt, wie Sie sich bemühten, die allgemeine Aufmerksamkeit von ihm abzuleiten und ihm freieren Spielraum für seine Gedanken zu gewähren. Sie wissen ja, wie ich mich für Ihren Freund interessire und daß mir sein Wohl am Herzen liegt. Sagen Sie mir also offenherzig, was geschehen ist, denn ich will nicht hoffen, daß er in seinen früheren Trübsinn zurückgefallen ist, den er so glücklich überwunden zu haben schien.«

Daß dies nicht so war, ersah Adele mit einem Blick, als sie jetzt den still vor sich hin lächelnden Arnold schärfer in's Auge faßte. »Nein,« sagte er auch gleich und seine Heiterkeit nahm rasch einen noch beruhigenderen Ausdruck an, »er ist gewiß nicht in seinen früheren Zustand zurückgefallen, er hat nur ein kleines Abenteuer erlebt, das ihm eine unruhige Nacht verschafft und ihm so Manches zu denken gegeben hat.« Und nun erzählte er mit lachendem Munde von Werner's Katzennachbarschaft und fügte dann ganz ehrlich hinzu, von welcher anderen ernsteren Scene sein Freund ein unberufener Ohrenzeuge gewesen war.

Obgleich Arnold erwartet haben mochte, daß Adele in seine Heiterkeit über die verschiedenartige Nachbarschaft mit einstimmen würde, so geschah dies doch keineswegs; im Gegentheil, Adele sah ernst und nachdenklich aus und entgegnete mit wahren Gefühl.

»O, das thut mir ja sehr leid! An dieser unruhigen Nacht bin ich ganz allein schuld, denn ohne mich hätte er sie nicht gehabt, da er dann in Ihres Vaters Hause geblieben wäre. Doch das läßt sich nun leider nicht ändern und ich muß schon fortfahren, der Störenfried seiner Ruhe zu sein. Indessen, mein lieber Herr Halder, die zweite Scene im Nebenzimmer scheint mir doch wohl einer ernsteren Erwägung werth zu sein und ich kann mir recht gut vorstellen, welchen Eindruck es auf ihn gemacht haben mag, als er plötzlich und ganz unvorbereitet jene Unterhaltung vernahm, die ihn nothwendig an Rio und seine dortigen Erlebnisse erinnern mußte. Nehmen Sie das nicht so leicht und bedenken Sie, was der arme Mann damals gelitten hat und also wieder leiden muß, sobald seine Erinnerung so lebhaft geweckt wird. Er hat eine sensitive Natur, ist leicht empfänglich für unangenehme äußere Eindrücke und wir müssen daher so viel wie möglich das Unsrige thun, ihn nicht wieder in die alten Grübeleien verfallen zu lassen. Dennoch bin ich sehr neugierig, diese Menschen zu sehen, die er für Brasilianer hält, und da sie in unserer Nähe bei Tisch sitzen werden, so sehe ich dieser Stunde mit einiger Spannung entgegen.«

»O, ich auch,« erwiderte Arnold lebhaft, »und in dieser Beziehung nehme ich dies nächtliche Abenteuer auch nicht zu leicht. Auch Werner wird von lebhafter Unruhe verzehrt, seine Nachbarn von Angesicht zu sehen, ich bin aber überzeugt, daß dieselbe verschwinden wird, sobald er die Einsicht gewonnen, daß die Fremden seiner ferneren Aufmerksamkeit nicht werth sind.«

»Ich will es wenigstens hoffen,« schloß Adele dies kurze Gespräch, »wir aber wollen Alles aufbieten, Ihren Freund zu erheitern und froher zu stimmen und – um Ihnen darin mein Vertrauen zu erweisen – will ich Ihnen sagen, daß dies auch der Wunsch meines Vaters ist, der sich Herrn Altstetten so tief verpflichtet fühlt und ihn lieb gewonnen hat. Ich habe ihm versprochen, ihn darin auf meine Art zu unterstützen und daß ich mein Versprechen zu halten geneigt bin, ersehen Sie schon jetzt.«

Arnold, dem die Liebenswürdigkeit der jungen Dame mit jedem Augenblick klarer vor Augen trat, dankte ihr herzlich für ihr Wohlwollen gegen Werner, aber im Stillen freute er sich, daß er in ihr eine so vielvermögende Verbündete gefunden und er sprach noch lange über denselben Gegenstand, da es das erste Mal war, daß er mit Adele längere Zeit allein blieb und seine Gedanken mit ihr austauschen konnte.

Während diese Beiden nun nach Neuhaus gegangen waren, was bei langsamem Gehen und dem Warten auf die Abfahrt des Dampfers mehr als zwei Stunden weggenommen hatte, war Werner in seine Holzkammer zurückgekehrt, um seine Nachforschungen auf eigene Hand

fortzusetzen. Seine Neugierde, die Fremden zu sehen, an deren Nationalität er noch weniger zweifelte, nachdem Herr Ruchti ihm das Aussehen des Herrn geschildert, war von Minute zu Minute gewachsen, und obgleich er sich von der Theilnahme für sie eigentlich keine Rechenschaft ablegen konnte, so war sie doch bereits in hohem Grade vorhanden, und nur zu leicht ist ein empfängliches Gemüth geneigt, in solchem Begegniß mehr die Wirkung einer freilich unerklärlichen höheren Fügung, als die des Zufalls zu erkennen.

So trat er denn leise in sein Zimmer ein und öffnete seinen Wandschrank, um noch genauer die Vorgänge vernehmen zu können, die sich seiner Meinung nach alsobald im Nebenzimmer entwickeln mußten. Allein darin hatte er sich diesmal arg getäuscht. Im Nebenzimmer war und blieb Alles still, nicht die geringste Bewegung, noch weniger ein gesprochenes Wort ließ sich vernehmen, und obgleich Werner's Geduld, der sich ruhig auf einen Stuhl gesetzt hatte, unermüdlich schien, so wurde dieselbe an diesem Morgen zwar nicht auf die erwartete Art, aber endlich dennoch, nachdem sie auf eine harte Probe gestellt war, auf unerwartete Weise von anderer Seite her belohnt.

Während er nämlich so still auf dem Stuhle saß und seine Ohren und gewiß auch seine Gedanken nach dem Nebenzimmer gerichtet hielt, kam die Oberländer Magd in's Zimmer, um es in Ordnung zu bringen, da sie glaubte, der Bewohner desselben sei ausgegangen.

Mit einer flüchtigen Entschuldigung wollte sie sich schon wieder zurückziehen, als Werner sie herbeiwinkte und leise fragte, ob die Nebenanwohnenden noch nicht aufgestanden waren.

»O,« sagte das Mädchen laut, »Sie brauchen sich mit dem Sprechen nicht zu geniren. Ihre Nachbarn sind beide nicht mehr anwesend; die Engländerin ist mit ihren Katzen abgereist und die anderen Fremden haben schon einen Spaziergang angetreten, während Sie noch bei dem Herrn Oberst zum Frühstück waren.«

»So! Nun freilich, dann kann man ja laut sprechen. Was sind es denn eigentlich für Leute? Sie haben sie ja gesehen und auch mit ihnen gesprochen, müssen es also wissen, und es ist immer angenehm, wenn man weiß, wen man zu so nahen Nachbarn hat.«

»Gewiß, aber Genaueres weiß ich auch nicht, Herr! Hier nebenan wohnen zwei Damen, und der Herr, der dazu gehört, wohnt auf No. 7. Die eine Dame, die immer spricht, ist sehr klein und zierlich gewachsen und sie ist gewiß die Schwester des Herrn; denn Beide sehen sich ungemein ähnlich. Uebrigens ist die Dame recht hübsch, obgleich sie einen etwas dunklen Teint hat, und auch der Herr ist gar nicht so übel, wenschon er immer barsch spricht und sich als ein sehr vornehmer Mann geberdet.«

»Aber die andere Dame?« fragte Werner etwas zaghaft.

»O, die andere Dame ist gewiß keine Schwester von Beiden, denn sie sieht ganz anders aus. Sie ist viel größer und wunderschön gewachsen und ihr Gesicht ist auch viel klarer, obgleich auch sie ganz schwarze Haare und

Augen hat. Sie redet sehr wenig und sieht immer starr nach den Bergen hinaus, als ob sie gar keinen Antheil an ihrer Begleiterin nähme. Schade, sie ist außerordentlich schön, sieht aber so eingeschüchtert und traurig aus, wie man auf Reisen eigentlich gar nicht aussehen sollte.«

»Wissen Sie vielleicht, wo sie her sind?« fragte Werner, der seine Theilnahme für die zuletzt geschilderte Dame seltsam wachsen fühlte.

»Nein, aber sie sprechen ein sehr gutes Französisch.«

Werner hatte für's Erste genug gehört, und da er die Magd nicht noch weiter ausfragen mochte, verließ er das Zimmer und trat einen Spaziergang auf eigene Hand an, denselben Weg wählend, auf dem Arnold und Fräulein Adele von Neuhaus her zurückkommen mußten.

Nicht weit vom Hause begegnete er ihnen auch, als sie soeben ihr Gespräch über Werner beendet hatten, und Adele begrüßte ihn freundlich, während Arnold sogleich die Frage an ihn richtete, ob er etwas Neues ausgeforscht.

Werner sah ihn groß an und wandte sein sprechendes Auge dann auf Adele hin. Diese erfaßte den Blick und sagte mit ihrer natürlichen Offenherzigkeit:

»Sie brauchen vor mir nicht hinter dem Berge zu halten, Herr Altstetten; Ihr Freund ist ehrlich gegen mich gewesen und hat mir gesagt, was für eine unruhige Nacht Sie durch unsern Besuch gehabt haben. Ich bedauere das sehr und will es auf andere Weise wieder gut zu machen suchen und so sage ich Ihnen denn, daß ich einen eben so großen Antheil wie Herr Halder, an Ihrer Nachbarschaft nehme und daß ich recht gespannt bin, wie die Leute

aussehen, die gewiß keine Ahnung haben, daß in ihrer Nähe ein Mann wohnt, der so gut Portugiesisch versteht, wie sie.«

Werner blickte erleichtert auf; die ganze Art und Weise, wie Adele ihren Antheil verrieth, ermuthigte und erfreute ihn und so erzählte er, was«er so eben von der aufwartenden Magd vernommen.

»Ah,« fuhr Adele fort, »die Sache wird interessant. Nun freue ich mich doppelt auf unser Diner, es wird uns dabei nicht an Unterhaltung fehlen und wir wollen recht getreue Beobachter sein, aber auf keine Weise verrathen, daß wir bereits im Besitz des Schlüssels sind, der das abwartende Geheimniß verschließt. – Jetzt aber, meine Herren, sind wir zu Hause angekommen und ich will mich ein Stündchen zu Ihrer Frau Mutter verfügen, Herr Halder. Leben Sie wohl und haben Sie Dank für Ihre freundliche Begleitung. Auf Wiedersehen um zwei Uhr.«

Dabei sprang sie flüchtigen Fußes die Treppe nach des Obersten Wohnung hinauf, wo auf dem Flur der Papagei sie mit den Worten empfing: »Guten Morgen, Herr Oberst!«

Arnold aber und Werner setzten ihren Weg noch eine Strecke nach Interlaken fort, und sobald sie allein waren, sagte Arnold:

»Hast Du uns Alles gesagt, was Du über die Brasilianer in Erfahrung gebracht hast?«

»Ja, Alles, ich habe nichts für mich und Dich zurückbehalten.«

»Na, dann begreife ich eigentlich die Unruhe nicht, die sich so deutlich auf Deinem Gesicht ausspricht. Wie kann man sich von einer so zufälligen Begegnung mit Menschen, deren Sprache man versteht, so beeinflussen lassen?«

»Das weiß ich auch nicht, Arnold, und doch ist es so. Ich bin seltsam unruhig, das ist wahr, und mir ist ganz eigenthümlich zu Muthe, – etwa so, als ob mir in der nächsten Minute etwas ganz Unerwartetes begegnen sollte.«

»Werner!« sagte der bedächtige Arnold ungemein ernsthaft, »sei doch vernünftig! Freilich weiß ich es wohl, Du neigtest von jeher zu geheimnißvollen Phantasiebildern und Ahnungen, wie man es nennt, aber dergleichen Spuk ist meist trügerisch. Man muß immer die Vernunft dabei obwalten lassen und die gebietet stets und überall ruhiges Abwarten.«

»Da hast Du auch Recht und ich bin vielleicht wieder einmal recht thöricht gewesen. Ja, ich will den Mittag mit Ruhe erwarten, und dann wird sich ja bald ergeben, was wir vor uns haben und was wir, wenn es wirklich so verhängnißvoll ist, wie es mir scheint, ja doch auf keine Weise umgehen können.«

So sprach Werner von Altstetten in diesem Augenblick, wo er sich unter der Einwirkung seines kaltblütigeren und ruhigeren Freundes befand, aber wir zweifeln, ob er diesen Mittagstisch mit der Gemüthsruhe erwartete, die er so eben zur Schau getragen hatte. Schon lange vor Tisch aber kleideten sich die Freunde in ihren Zimmern um und dann, ohne daß bis dahin sich Etwas in

dem Zimmer No. 2. geregt hätte, begaben sie sich in Arnold's elterliches Haus, um die beiden Damen zu Tische zu führen, sobald Herr Ruchti's Eßglocke das bekannte Zeichen dazu geben würde.

DRITTER BAND.

ERSTES CAPITEL. EINE WICHTIGE ENTDECKUNG.

Endlich begann die große Eßglocke ihre von verschiedenen Seiten lange ersehnten Klänge im Nachbarhause erschallen zu lassen, und nun verabschiedeten sich die Damen von Frau Halder, und Arnold, als Sohn des Hauses, führte den lieben Gast seiner Eltern, Fräulein Adele Irminger, und Werner deren Gesellschafterin durch den Garten dem luftigen Speisesaale in Beausite zu.

Der große Raum füllte sich rasch, denn die Glocke hatte noch lange nicht ihre laut schallende Stimme zu Ende ertönen lassen, da kamen schon aus allen Stockwerken und Zimmern die zeitigen Bewohner derselben eilfertig herbei und nahmen die ihnen von den Kellnerinnen zugewiesenen Plätze ein.

Wenn viele Neugierige unter diesen aus aller Herren Ländern zusammengeströmten Gästen waren, so sollten sie heute auf eine recht angenehme Weise befriedigt werden, denn es waren ja viele neue Fremde hinzugekommen und unter diesen befanden sich einige von einer so ausgezeichneten Persönlichkeit, daß ihre Neugierde wohl gerechtfertigt erschien.

Am neugierigsten natürlich, wie überall, erwiesen sich die schon lange in Beausite angesessenen Stammgäste, die auch heute ihre Plätze am oberen Ende der Tafel einnahmen und, unter sich bereits genauer bekannt, rasch ihre Meinungen gegen einander austauschten und am

Ende der Tafel sich eingestehen konnten, lange nicht eine so vollkommene Augenweide gehabt zu haben.

Da blieben denn zunächst Aller Augen auf der hier noch nicht gesehenen schönen Luzernerin haften und sehr bald hatte man in Erfahrung gebracht, wer sie war und daß sie mit ihrer älteren Begleiterin ein Gast im Hause des Obersten Halder sei, dessen wohlbekannter Sohn sie ja auch zu Tische führte.

Allgemeines Stillschweigen, von einem endlosen Anstarren begleitet, herrschte ringsum, als Arnold mit ihr in den Saal trat und etwa in der Mitte der einen langen Tafel Platz nahm. Dies Stillschweigen war auch wohl gerechtfertigt, obwohl das damit verbundene Anstarren nicht eben für eine lobenswerthe Eigenschaft von Großstädtern gehalten werden konnte, allein in einer so kleinen Colonie, wie sie jede größere Pension in der Schweiz bildet, herrschen weniger denn sonst wo großstädtische Sitten und die Menschen darin kehren gern zu ihren natürlichen Neigungen zurück, und unter diesen steht eine gewisse verzeihliche Neugierde ja stets obenan.

Adele Irminger, als sie in ihrem hellen Sommerkleide, in ihrer ganzen jugendlichen Anmuth und Liebenswürdigkeit langsam daher schritt und mit lächelnder Miene auf die Bemerkungen ihres Begleiters horchte, schien die allgemeine Aufmerksamkeit, die sie erregte, nicht zu gewahren, eben so wenig wie sie wußte, wie wunderbar anmuthig und reizvoll sie heute aussah. Mit ihren freundlichen Augen nur zuweilen und ganz unbefangen auf ihrer

nächsten Nachbarschaft verweilend, schien sie nur Aufmerksamkeit für ihre Begleitung zu haben, und vielleicht auch war sie daran gewöhnt, sich von allen Seiten bewundern zu lassen, wengleich man dem milden Ausdruck ihres sanft gerötheten Gesichts und der Art und Weise, wie sie ihre Blicke ruhig umherschweifen ließ, das gewiß nicht anmerken konnte.

Kaum aber saß sie und mit ihr die beiden Männer und die ältere Dame, so ließ sie sich mit Letzterer in ein leises Gespräch ein und so bemerkte sie das heimliche Geflüster nicht, welches rings um den Tisch lief und überall hin verkündete, daß man eine so schöne und holdselige Erscheinung lange nicht in Beausite gesehen habe.

Dem oberen Ende der Tafel, also den privilegirten Stammgastplätzen zunächst, saß Arnold Halder, der stattliche, schöne Mann mit dem edlen Kopf und den kraftvollen männlichen Zügen, die Jedermann imponiren und wohlgefallen mußten; neben ihm saß Adele, das einfach gescheitelte braune Haar mit einer frisch aufgeblühten Rose geschmückt. Dann folgte Fräulein Dubs, eine würdige Matronengestalt, in schwarze, schwere Seide gekleidet, und dieser endlich schloß sich Werner von Altstetten an, das sonst immer etwas bleiche Gesicht heute von Erwartung belebt und die blauen tiefsinnigen Augen oft nach der Thür wendend, durch welche noch immer einige Nachzügler langsam in den schon ziemlich vollen Saal traten.

Den vier Personen gegenüber hatte ein junges nord-amerikanisches Ehepaar aus Chicago, auf seiner Hochzeitsreise begriffen, und neben diesen ein Maler aus Düsseldorf und ein russischer Arzt Platz gefunden, die alle Vier sehr schweigsame Leute zu sein schienen, obgleich der dunkellockige Maler seine Augen lebhaft das Wohlgefallen aussprechen ließ, welches er an seinem reizenden *vis-à-vis* empfand. Einige Stühle weiter, der Eingangsthür zu, waren drei Plätze noch unbesetzt und hierher, also Werner von Altstetten sehr zugänglich, schien Herr Ruchti die noch fehlenden Fremden bestimmt zu haben, denen der junge Mann von Anfang an und noch ehe er sie gesehen, eine so große Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Unter dem Tisch aber, unmittelbar zu den Füßen seines Herrn, hatte es sich Fingal bequem gemacht, und hier blieb er die ganze Zeit während des Essens ruhig liegen, wohl wissend, daß ihm später sein Antheil am Mahl in reichlichster Weise zu Theil werden würde.

Endlich waren alle Plätze außer den drei vorher erwähnten besetzt, und Aller Augen wandten sich nun sehnsüchtig der Stelle zu, wo Herr Ruchti, den Löffel schon in der Hand, die Suppe eigenhändig aufzufüllen pflegte. Allein die Suppe kam noch immer nicht, ja, Herr Ruchti wurde sogar noch einmal hinausgerufen und blieb einige Minuten fort, während welcher Zeit die hungriesten seiner Gäste ihre Ungeduld mit unbarmherziger Schadenfreude an den Brodstücken ausließen, die überall auf den beiden langen Tafeln in reichlicher Menge standen.

Plötzlich aber trat Herr Ruchti wieder in den Saal, und während nun die ihm folgende Suppe von seinem Sohn und dessen junger Frau aufgethan wurde, kam der dienstfertige Mann rasch an Werner herangeschritten und flüsterte ihm zu, daß die drei Fremden so eben von der Heimwehfluh gekommen wären, daß sie nur ihre Namen in das Fremdenbuch eintrügen und daß er jetzt bestimmt glaube, es seien Spanier, denn die eine wunderbar schöne Dame sehe ganz so aus.

Diese Worte, flüchtig gesprochen, waren genügend, Werner's Zügen die lebhafteste Spannung auszudrücken und, dem ihn beobachtenden Paare zu seiner Rechten einen hastigen Blick zuwerfend, richtete er seine blauen Augen mit einer Schärfe auf die Thür, die einem jungen Falken, der auf schmackhafte Beute lauert, hätte Ehre machen können.

Da traten, schon während die ersten Suppenteller herumgetragen wurden, zwei Damen in die Thür, die, wie sie schon in ihrer äußeren Erscheinung weit von einander abwichen, auch durch kein geistiges inneres Band verbunden schienen, wenn man aus der Art und Weise, wie sie so gleichgültig und vereinzelt hinter einander herschritten, einen Schluß ziehen wollte. Ihnen auf dem Fuße folgte ein noch ziemlich junger Mann, nachlässig daher schlendernd, sehr elegant gekleidet, aber mit einer Kopfhaltung, die auf der Stelle einen eitlen und auf seine körperlichen Eigenschaften eingebildeten Stutzer erkennen ließ.

Kaum aber waren die drei Personen in die Mitte des Saales gelangt, wo ihnen Herr Ruchti mit dem schmeichelhaftesten Lächeln eines Wirthes ihre Plätze anwies, so richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie und die hungrigsten Gäste vergaßen sogar ihrer Suppe zuzusprechen, da ihnen hier ein ganz neuer und unvermutheter Hochgenuß geboten wurde.

Um dies mit einem schwachen Beweise zu belegen, wie er leider nur dem nicht mit Farben malenden Schriftsteller zugemessen ist, wollen wir die Schilderung der drei Personen der Reihe nach versuchen und dann auf ihr allgemeines Verhalten übergehen, bevor wir noch den Eindruck verzeichnen, den ihre Erscheinung auf unsere Freunde und die sie begleitenden Damen äußerte.

Was zunächst den jungen Herrn betraf, so war er allerdings nur ein kleiner und eigentlich unansehnlicher Mann, wie wir ihrer so viele in den südlichen Ländern finden. Daß er ein Südländer war, erkannte man auf den ersten Blick, nicht nur an seinem olivenfarbigen, dunklen Teint, seinen dichten und krausen schwarzen Haaren, die er starr aufgerichtet und von ziemlicher Länge trug, sondern auch an dem pechscharzen Ange, das rollend und flammend, wie ein züngelnder Blitz nach allen Seiten fuhr und dessen Blick so unruhig und unstät war, daß sich in ihm schon die leidenschaftliche Hitze aussprach, die wir bereits auf andere Weise an ihm kennen gelernt haben.

Im Ganzen war sein Gesicht nicht unedel gebildet, nur waren die einzelnen Theile desselben nicht eben harmonisch geordnet, denn wie die flammenden Augen zu klein gerathen waren, so ragte seine adlerartige Nase fast zu kühn und starr, zu groß und lang hervor und verlor sich nach unten hin in einen dicken schwarzen Schnurrbart, dessen spitze Enden halbmondförmig nach oben gekrümmt waren und dem Gesicht ein Gepräge von schrankenloser Willkür und fast von raubthierartiger Wildheit verliehen. Hiermit stimmten auch die großen, wie weißer Schmelz blitzenden Zähne überein, die er stets zeigte, wenn er sprach und wobei sich dann seine ziemlich fleischlosen Lippen weiter öffneten, als eben nöthig war, um dem Munde einen angenehmen Ausdruck zu lassen. Im Ganzen also war diese kleine schwächliche und in einen schwarzen Sammetrock mit Schnüren gekleidete Gestalt keine besonders ansprechende und ohne daß man in seinen einzelnen Zügen zu forschen brauchte, ob der erste Eindruck ein gerechtfertigter sei, erkannte ein scharfsichtiger Beobachter, daß er es hier mit einem Menschen zu thun habe, der mehr ein abenteuernder Intrigant oder ein wandernder Industrieritter, als ein harmlos reisender und sich die schöne Welt besehender Naturfreund sei.

Die kleine Dame, die neben ihm saß und unläugbar eine große Familienähnlichkeit mit ihm zeigte, obgleich sie, selbst als Frau betrachtet, viel hübscher und anmuthiger, auch wohl etwas weniger selbstgefällig war, hatte offenbar durch eine auffallend kostbare und blendende

Toilette ihrer wenig ansehnlichen Figur eine Bedeutung beizulegen gesucht, die ihr kinderartiger Wuchs und ihre zarte Gestalt nicht hervorzurufen im Stande waren. Sie war in ein blaßgelbes, schwerseidenes Moiréekleid mit langer Schleppe gehüllt, über welches ein violettfarbiger Sammetüberwurf ohne Aermel bis zu den Knien niederfiel, und an ihrem Busen, ihren nackten Handgelenken und ihren Fingern, nachdem sie die weißen Handschuhe ausgezogen, blitzten Gold und Steine in fast zu reicher Fülle in bunter Zusammenstellung, wie die kleine Person denn überhaupt das Vielfarbige und Grellabstechende zu lieben schien. Ihr seidenes Kleid war tief ausgeschnitten und ihre runden Schultern wären völlig sichtbar gewesen, wenn sie der ebenfalls coquett ausgeschnittene Sammetüberwurf nicht halb verhüllt hätte. Ihr rabenschwarzes, stark gelocktes Haar, von einer Fülle, wie man sie nur in tropischen Ländern sieht, fiel in kurz gehaltenen Locken um ihren ganzen Kopf und ruhte wogend auf dem Nacken, während es auf den Scheiteln von einer goldenen Spange zusammengehalten wurde, in deren Mitte ein riesiger Edelstein funkelte. Ihre schwarzen Augen waren so lebhaft und flammend wie die ihres Bruders, nur größer und runder; auch der Ausdruck der Wildheit darin erschien, wie es wohl durch ihr Geschlecht bedingt war, etwas gemäßigter, obgleich es in seiner beständigen Unruhe und seinem herausfordernden starren Blick ein Temperament verrieth, das man eben nicht zu

den sanften zu zählen berechtigt ist. Auch in den etwas scharfen Zügen um ihren Mund mit den kirschrothen und etwas vollen Lippen lag eine leidenschaftliche Gluth, die nur mit Mühe an sich hielt, und fügen wir noch bei, daß eine gewisse sinnliche Ueppigkeit, die vielleicht nicht in ihrem Character, vielmehr in ihrer südlichen Abstammung wurzelte, auf ihrem ganzen Gesicht loderte, so glauben wir diese Dame für's Erste genügend geschildert zu haben.

Eine ganz andere, viel wohlthuendere und auf der Stelle einnehmende Erscheinung bot endlich die zweite Dame dar, die weder in ihrem Aeußeren, noch in dem geistigen und seelischen Ausdruck ihrer Züge die geringste Aehnlichkeit mit Jener bot. Sie war zwar bei Weitem nicht so glänzend, aber doch trotz ihrer Einfachheit höchst elegant gekleidet. Ihr ebenfalls sehr langes Kleid war von blendender Weiße, reich gestickt und mit schönen Spitzen am Halse, auf der Brust und an den eng anliegenden Aermeln besetzt, durch deren halbdurchsichtigen Stoff die wundervollen Arme bemerklich hervorleuchteten. Ueber diesem Kleide trug sie einen ähnlichen Ueberwurf wie ihre Gefährtin, aber von schwarzem Atlas, der sich eng um die wunderbar schöne Büste schmiegte. Nur ging das weiße Kleid züchtig bis an den stolz gebogenen Hals hinauf und umschloß eine so reiche Fülle, wie man sie nur bei im Süden geborenen Frauen in ihrer schönsten Jugendzeit findet. Ihr blauschwarzes Haar war ganz aus dem Gesicht gestrichen, so daß das reizende Oval desselben in allen seinen Theilen sichtbar war, und

vereinigte sich am Hinterkopf in ein üppiges Lockengewirr, über welches nach Art der Spanierinnen ein feiner, bis auf die Taille niederhängender schwarzer Schleier geworfen war. Ihr Wuchs, wie schon angedeutet, war untadelhaft; sie war eher groß als klein, doch sicher nicht über das richtige Maaß der weiblichen Schönheit hinaus, zumal alle ihre Glieder wie auch ihr Antlitz das edelste harmonische Verhältniß offenbarten.

Was ihr Gesicht betrifft, so war es von jener matten und sammetartigen Bleiche, die eben so weit von der lilienartigen Färbung der Nordländerinnen, wie von der olivenfarbigen Schattirung der Orientalen abweicht. Ihre Augen, von einer auffallend schwarzen Farbe, waren ungewöhnlich groß und mandelförmig geschlitzt und deren Lider mit so langen Sammetwimpern besetzt, wie man sie selten bei unseren Frauen sieht. Ihre Lippen, fast immer geschlossen, waren granatfarbig und von einer lebensvollen Frische und ihre leicht gebogene Nase senkte sich von der klaren wolkenlosen Stirn in edelster Form und Gestaltung herab.

So war dieses wunderbar schöne Gesicht beschaffen, das nur leider durch den unverkennbaren Ausdruck einer tief inneren Trauer beherrscht wurde, als ob ein unüberwindlicher, schwerer Kummer auf ihrer Seele lastete, und so blickte sie fast stets vor sich nieder, als wage sie nicht, ihre Augensterne mit dem sanften schwermüthigen Blick zu den um sie her Sitzenden und sie voller Bewunderung betrachtenden Menschen zu erheben. Wenn sie das aber that und sie that es allerdings bisweilen, wie wir später

hervorheben werden, so geschah es mit einem tiefdringenden fragenden Blick, der etwas ungemein Rührendes in sich schloß und jedem fühlenden Herzen Theilnahme und Mitgefühl abgewinnen mußte.

Wie nun die äußere Erscheinung der beiden Geschwister so ganz verschieden von der der zuletzt geschilderten Dame war, so wich auch ihr allgemeines Verhalten und der Eindruck, den sie damit auf die sie beobachtenden Nachbarn bei Tische machten, durchaus von einander ab. Als sie sich niedergelassen, ließen die Geschwister zuerst ihre flammenden Augen rings im Kreise umherrollen, ohne lange auf irgend einer bestimmten Person zu haften. Fast sah es aus, als ob sie auf der Jagd nach irgend einer bekannten Persönlichkeit begriffen wären, und erst, als sie Niemanden im Saale entdeckten, den sie suchen oder zu finden besorgen mochten, wandten sie sich mit halb frohlockender, halb verächtlicher Miene von den sie zunächst Umgebenden ab und gaben sich mit sichtbarem Vergnügen der Befriedigung ihres höchst gesunden Appetites hin. Namentlich aß der junge Mann mit einer Hast und fast einer Gier, wie ein Mensch, der da fürchtet, gegen seine Mitesser im Rückstande zu bleiben und dem es weniger auf die Güte als die Fülle der Speisen ankommt, die er seinem Magen einverleibt. Eben so hatte er die erste halbe Flasche Rothwein, die er sich geben ließ, allein in wenigen Minuten geleert, dann aber befahl er Champagner in Eis zu bringen und theilte mit stummem Kopfnicken davon den Damen mit, von denen seine

Schwester nach und nach einige Gläser schlürfte, die andere Dame aber keinen Tropfen genoß, sondern nur ein kleines Glas Wasser trank. Als der junge Herr das gewahrte, lächelte er ironisch und sprach nun um so eifriger selbst dem schäumenden Wein zu, und während er trank, flogen seine Augen wieder rings im Kreise umher und nahmen dabei ein so jähes, irrlichterartiges und leidenschaftliches Aussehen an, wie noch nie zuvor, als ob der genossene Wein dazu beitrüge, sein heißes Blut in noch größere Wallung zu setzen. Dabei wechselte er während der ganzen langen Tafelzeit mit den Damen kein Wort, und auch diese unterhielten sich nicht, und das war gewiß eine auffallende Erscheinung, wenn man bedenkt, wie rastlos gesprächig sich die Geschwister in der vergangenen Nacht bewiesen und wie wacker sie sich im wortlichen Zweikampf gezaust. So schien jetzt alle Zwietracht zwischen ihnen begraben, indessen konnte man nicht zweifeln, daß die Fehde nicht auf ewig ausgerottet sei, sondern daß Beide nur, durch die Gegenwart so vieler Fremder eingeschüchtert, einen kurzen Waffenstillstand geschlossen hätten, um bei erster Gelegenheit wieder auf einander loszugehen und den vertagten Strauß von Neuem zu beginnen.

Ganz anders dagegen verhielt sich die zweite, in der Nacht vorher von ihrer Gefährtin Jesuina genannte Dame. Anfangs saß sie ganz unbeweglich und schaute kaum von ihrem Teller auf, wobei sie nur überaus wenig aß.

Allmählig aber, wenn sie sich weniger beobachtet glauben mochte, erhob sie schüchtern die wunderbar schönen schwarzen Augen und blickte die ihr gegenüber Sitzenden aufmerksam und fast nachdenklich an. Als sie aber bei solchem immer rasch vor sich gehenden Hinblicken erst einmal Adele Irminger in's Auge gefaßt, kehrte ihr Blick wiederholt und sichtlich erstaunt auf das liebevolle Gesicht derselben zurück und mit innigem Wohlgefallen, das gleichwohl etwas tief Trauriges hatte, haftete sie dann eine Weile darauf, bis sie wieder gedankenvoll vor sich nieder schaute. Auch Werner von Altstetten, der ihr ja von den vier Personen zunächst saß, hatte sie einige Male in's Auge gefaßt und dann jedesmal sinnend die Augen vor sich niedergesenkt, als suche sie irgend ein halb vergessenes Blatt in ihrer Erinnerung auf. Wie durch einen innern Anreiz aber getrieben, erhob sie sie plötzlich noch einige Mal zu ihm, ohne seinen Blick absichtlich auf sich zu lenken, was auch durchaus nicht nöthig war; endlich aber, als sie ihn noch einmal betrachtet und dabei zufällig seinem in diesem Moment brennenden Auge begegnet war, schlug sie das ihrige rasch und fast erschrocken nieder, und so lange sie am Tische blieb, erhob sie es nicht mehr, vielleicht aus Furcht, daß ihr stilles Aufmerken irgend Jemandem auffällig werden können.

Aber wie verhielt es sich nun mit unserm Freunde Werner von Altstetten dabei? Glaubte er etwa, mit dieser schönen fremden Dame im Saale ganz allein zu sein und

hatte er vergessen, daß er wenigstens einen treuen Beobachter und eine eben so getreue Beobachterin an seiner Seite hatte, wenn auch die anderen Gäste nicht im Mindesten auf ihn achteten, da sie ja selbst vollauf ihre Neugierde zu befriedigen hatten? Ja, das schien er völlig vergessen zu haben und so wenig wie jetzt war ihm auch noch nie an der Meinung der ganzen ihn umgebenden Welt gelegen gewesen. Denn gleich beim ersten Erscheinen dieser seiner Nachbarin im Nebenhause hatte sich sein Gesicht wie mit Flammen übergossen gezeigt und sein Herz dabei so laut gepocht, daß er es kaum in Schranken zu halten vermochte und er nur mit Mühe auf seinem Platze ausdauern konnte. Mit einem Wort, der junge Mann war wie bezaubert von dem ihm sich so plötzlich darbietenden Anblick, nicht allein, weil die Dame so schön war und ihm in ihrer Person die ganze Herrlichkeit des Südens, in dessen Reizen er so oft geschwelgt, vor Augen trat, nein, aus einem ganz anderen und viel specielleren Grunde, weil er nämlich auf der Stelle eine ihm bekannte Person in ihr erkannt zu haben glaubte und er sich mit jedem neu verrinnenden Augenblick vergewisserte, daß er sich nicht irre, daß er vielmehr in dieser schönen Person, die ohne Zweifel halb Spanierin, halb Portugiesin war, jene unschuldsvolle fromme Beterin aus dem Dom zu Rio vor sich habe, die ihm einst wie ein rettender Engel erschienen, der er sodann ein so großes Glück verdankte und die er, so kurze Zeit er sie auch nur gesehen, doch nie wieder aus seiner Erinnerung verlieren konnte.

Als er nun endlich gewiß war, daß er sich nicht täusche, hatte er das Gefühl, als ob ihn ein zündender Blitzstrahl getroffen und er fühlte sich fast im Innern zerschmettert und doch wieder durch die in ihn geworfene Flamme wie zu einem neuen Leben erweckt. So concentrirte sich denn jetzt alle seine Kraft und sein ganzer männlicher Wille in seinem sprühenden Auge und er studirte mit Falkenschärfe jeden einzelnen Zug der schönen Fremden, wobei er so ganz und gar seinem neuen Bestreben hingegeben war, daß er vergessen zu haben schien, wo er war und wer ihn umgab, bis ihm plötzlich Arnold Halder einfiel, dessen Nähe ihm jetzt mehr denn je ein himmlischer Trost zu sein däuchte und dem er sich auf der Stelle zu erklären das unabweisliche Bedürfniß fühlte. So riß er sofort aus seiner Briefftasche ein kleines Stück Papier und schrieb einige Worte darauf, das er Arnold durch seine Nachbarin, die es an Adele weitergab, unter dem Tische zugehen ließ. Kaum aber hatte dieser einen Blick auf die flüchtig geschriebenen Worte geworfen, so fuhr er ebenfalls wie elektrisirt in die Höhe und verrieth trotz seiner natürlichen Ruhe doch kenntlich genug eine so große innere Bewegung, daß Adele ihn verwundert ansah und gleich darauf mit flüsternder Stimme fragte: »Was giebt es denn? Es ist doch nichts Unheilvolles passiert? Sie erschrecken mich – da Sie ja ganz bleich geworden sind!«

Arnold bedurfte nur einer Minute, um sich in das Vorgehende zu finden und seine ganze männliche Fassung wiederzugewinnen. Mit durchaus heiterem Angesicht, als ob er seiner Nachbarin irgend einen Scherz erzähle, wandte er sich zu ihr und sagte rasch:

»Ich bitte Sie dringend, fragen Sie jetzt nicht und thun Sie, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Nachher sollen Sie Alles erfahren. Für jetzt nur so viel, daß mein Freund eine wichtige Entdeckung gemacht hat, die, ich sehe es schon kommen, einen neuen Sturm in ihm heraufbeschwört, wo wir kaum den ersten so glücklich überwunden. O, der arme Kerl!«

»O, das thut mir ja sehr leid,« entgegnete Adele leise. »Aber bitte, geben Sie mir nur irgend eine Andeutung dessen, was vorgeht, damit ich mir kein neues Unglück vorstelle.«

»Nein, ein Unglück ist es nicht, im Gegentheil,« fügte er lächelnd hinzu, »ich möchte es beinahe einen Glücksfall nennen. Doch still, wir werden beobachtet, lassen Sie uns also ganz unbefangen weiter plaudern. Nur das Eine will ich Ihnen noch sagen: wir sind von heute an in der Entwicklung eines seltsamen Dramas begriffen, und soviel weiß ich gewiß, daß ich, wie auch früher, mit aller meiner Kraft darin mit agiren und an der Seite meines von Neuem bedrohten Freundes stehen werde.«

»O, ich auch!« versetzte Adele schnell, indem sich ihre Wangen lebhafter färbten. – »Wenigstens hoffe ich, daß es mir gestattet sein wird,« fügte sie hinzu, »auch mit

thätig zu sein. Was meinen Sie? Darf ich das hoffen? Ich interessire mich gar sehr für Herrn Altstetten.«

Arnold dachte einen Augenblick nach, dann sagte er mit völlig aufgeheiterter Miene: »Das läßt sich hören und ich danke Ihnen im Namen meines Freundes. Gewiß ist Ihre Hülfe willkommen und sie können sich, wenn es nöthig sein sollte, die Rolle selbst wählen, die Sie spielen wollen. Sehen Sie da, da sind wir in einem seltsamen Kreislauf zu demselben Punkte zurückgekehrt, auf dem wir schon einmal heute Morgen standen.«

Adele, durch diese Worte einigermaßen beruhigt, aber in Bezug auf das neue Ereigniß, dessen wirklichen Zusammenhang sie noch nicht im Mindesten ahnte, von tiefer Theilnahme ergriffen, verhielt sich nur still und geduldig abwartend und bemerkte dabei nicht, wie ihr Nachbar seine Blicke wiederholt über sie hinschweifen ließ und im Stillen zwischen ihr und der schönen Spanierin einen Vergleich anstellte. In der That, es konnte kein größerer Unterschied zwischen zwei Frauen gedacht werden, als er sich hier auf den ersten Blick herausstellte, obgleich sich Beide in der vollendeten Gestalt und im graziösen Wuchs wie in der Harmonie ihrer Glieder und Gesichtszüge ziemlich ähnlich waren. Allein auf Adele lag der ganze Blüthenschmelz der harmlosen Jugend, verbunden mit der Lieblichkeit, der Heiterkeit des lachenden, ahnungslos in den Sommer hineinblickenden Lenzes. Aus ihren großen blauen Augen strahlte die reinste Güte, das sorgloseste Vertrauen, und auf ihren lebensvolleren rosig angehauchten Zügen war die ganze Milde

und Weiche ihres Charakters und ihres innersten Wesens ausgeprägt.

Wie anders, wie ganz anders dagegen erschien die ihm schräg gegenüber sitzende Fremde, die er jetzt mit noch viel größerer Spannung als vorher und einer gleichsam den Puls fühlenden Achtsamkeit betrachtete. Die goldene Sonne des Südens flammte lichterloh in diesen dunklen, viel verheißenden Sammetaugen; über ihr fein geschnittenes und doch so charakteristisches Gesicht, wie über ihre ganze Erscheinung war die Pracht und Herrlichkeit ihrer tropischen Heimat ausgegossen, und doch, doch war sie tief, tief von einer inneren Trauer ergriffen, doch zeigte sich ihre Jugend und Schönheit vergebens, denn kein inneres Licht, wie bei Adele, erhellte und vergoldete sie mit seinen munteren Farben; wie eine prachtvolle, aber geknickte Blume des Orients saß sie da und in ihrem verschlossenen Innern nagte ein sichtbarer Schmerz – um was? Ja, das war eben das seltsame Räthsel, nach dessen Lösung auch Werner in diesem Augenblick mit rastlosem Eifer jagte und dem er auf die Spur kommen wollte, kommen mußte, und sollte er Tag und Nacht sein so heimlich begonnenes Lauscherwerk fortsetzen.

Daß allen an diesem bisher noch ungelösten Räthsel so warm Betheiligten die Tafelzeit in Beausite diesmal sehr rasch verging, war wohl kein Wunder. Keiner von ihnen wußte, wo die Zeit geblieben. Plötzlich wurde schon das Dessert herumgereicht und da erhoben sich bereits die Fremden, und von aller Anwesenden Blicken verfolgt

und ohne ihre eigenen Blicke zu erheben, waren die Damen aus dem Zimmer gerauscht und mit ihnen der junge Fremde, um bald darauf in einen Wagen zu steigen, der sie schon vor der Thür erwartete und bereits von der sorgsamten Magd im Neben Hause mit den Hüten und Tüchern ausgestattet war, die sie auf ihrer Fahrt mitnehmen wollten.

Sobald sie aber den schwülgewordenen Saal verlassen hatten, konnte es auch Werner nicht länger darin aushalten. Er sprang wie von einer elastischen Feder emporgeschleunigt auf, verbeugte sich gegen die neben ihm sitzenden Damen und drückte Arnold mit heißem Ungestüm die Hand. Mit ihm zugleich hatte sich auch Fingal erhoben und von Herrn Ruchti, wie alle Tage vorher, gerufen, begab er sich nach der ihm schon bekannten Küche, um dort endlich auch sein für ihn vorbereitetes Mahl einzunehmen. Werner aber, nachdem er seiner Nachbarin den Arm dargeboten, wie es auch Arnold mit Adele that, führte sie in den Garten, und als beide Damen hier einen Augenblick auf einer einsamen Bank Platz genommen, entschuldigte er sich und, von Arnold auf dem Fuße gefolgt, dem Adele den Auftrag gegeben zu haben schien, ihn nicht allein zu lassen, trat er an den kleinen Tisch vor dem Speisesaal, auf welchem in Beausite stets das große Fremdenbuch lag und hier las er alsbald die von dem jungen Fremden geschriebenen Namen: »Joao Pedro Gomez – Maria Antonina Gomez – Jesuina da Costa Faria.« Und als Ort, woher sie kamen und wohin sie gingen, war nur

Paris bezeichnet, auf diese Weise es unentschieden lassend, ob diese Stadt der Fremden jetziger Wohnort oder das Endziel ihrer gegenwärtigen Reise sei.

Werner starrte viel länger, als zum Lesen dieser Namen nöthig war, auf das Buch und schien sich dieselben fest einzuprägen. Arnold dagegen blickte mit scharfem Auge auf die Schriftzüge hin, als wollte er aus denselben zu schließen versuchen, was für ein Mann der Schreiber derselben sei. Es war keine kaufmännische Hand, die die Namen eingetragen, das sah er sehr wohl, aber noch weniger die Hand eines Gelehrten oder überhaupt eines überaus gebildeten Mannes, der in seinem Leben sehr viel geschrieben. Nein, sie waren etwas steif, aber mit kräftigen Strichen wie hingemalt, fast wie ein halb erwachsener Knabe in der Schule schreibt oder wie ein Mann, der nur selten eine Feder in die Hand nimmt, sich aber dafür, wenn er es einmal thut, der größten Deutlichkeit in der Schrift befleißigt.

Als nun aber Beide hinlänglich ihre Neugierde befriedigt, sagte Arnold: »Ja, es sind Brasilianer oder wenigstens Portugiesen, Du hast Recht. Nun aber komm, laß uns zu Fräulein Irminger gehen, die uns erwartet, und beherrsche Dich, so viel Du kannst.«

»Ja, wir wissen es jetzt,« erwiderte Werner, »wer sie sind, und auch ich sage, komm! Doch laß uns allein bleiben, ich habe Wichtiges und Unaufschiebbares mit Dir zu reden.«

»Wie?« fragte Arnold etwas betroffen. »Darf Fräulein Irminger nicht dabei sein? Sie meint es gut mit Dir, besser als Du denkst, und da wir ihr bisher unser Vertretern geschenkt, so wollen wir es auch, denke ich, ferner thun.«

Werner sann einen Augenblick nach, so gut er es in seiner augenblicklichen Aufregung vermochte, dann versetzte er: »Meinetwegen, aber ich bin nicht in der Stimmung, ruhig zu reden, und ich könnte meine Empfindungen leicht mehr verrathen, als einer solchen Dame gegenüber rathsam ist.«

»Das wird sich finden; komm nur und sieh ihr in das klare Auge. Ich bin überzeugt, Du wirst Dich in ihrer Gegenwart viel leichter in Deine Lage finden, als wenn Du allein bliebst und Dich mit unnützen Gedanken abgrübeltest. Sieh, da sitzt sie allein auf der Bank, ihre Begleiterin hat sie verlassen und ist in das Haus zu meiner Mutter gegangen.«

Werner folgte fast willenlos und von dem starken Freunde wie immer beherrscht. Als sie aber in Adele's Nähe gekommen waren, lächelte sie den zerstreuten Werner anmuthig an und sagte mit einer Stimme und Miene, die ihre wärmste Theilnahme verriethen:

»Aber mein Gott, meine Herren, was haben Sie? Sie machen mich fast besorgt. Darf ich denn nun endlich wissen, was vorgeht?«

Jetzt nahm Arnold das Wort und berichtete ruhig und der Reihe nach, was für eine Entdeckung Werner gemacht zu haben glaubte, und als er damit fertig war,

nannte er die Namen der Fremden, die auch er nun für Brasilianer hielt.

Auf Adele Irminger's schönem Gesicht spiegelte sich nun erst recht die lebhafteste Theilnahme ab, aber mit einem Erstaunen gemischt, das sie beim besten Willen nicht ganz unterdrücken konnte. Dabei war sie Weib genug, die stürmischen Empfindungen zu errathen, von denen Werner bei diesem so seltsamen und unerwarteten Wiedersehen ergriffen sein mußte, und so entzifferte sie sich auch die in seinen Augen lodernde Gluth, die allein schon der Ausdruck seiner innersten Herzensregung war.

»Das ist seltsam, höchst seltsam, allerdings,« sagte sie, sanft den Kopf schüttelnd. »Aber einen natürlichen Zusammenhang hat es doch. So gut Sie nach Interlaken kommen konnten, können jene Leute auch hierher kommen und es mögen sich schon manche Menschen auf Reisen getroffen haben, die sich nimmer wiederzubegegnen hoffen konnten. Indessen, ich hege noch immer einen Zweifel. Wenn Sie sich nur nicht irren, Herr Altstetten, denn es giebt Gesichter auf der Welt, die sich gleichen und die man gar zu leicht mit einander verwechseln kann.«

»Ich mich irren? Wie wäre das möglich, mein Fräulein! Ein Gesicht, wie dieses ist und welches man einst unter so seltsamen Umständen und in so bedeutungsvoller Lage gesehen hat, das vergißt man nicht so leicht, eben so wenig, wie ich Ihr Gesicht vergessen könnte und wie ich es unter Millionen Gesichtern herauserkennen würde, auch

wenn ich Sie erst nach Jahren an irgend einem Weltende wiedersähe.«

Adele mußte unwillkürlich lächeln, doch erwiderte sie auf die letzten Worte nichts. »Vor allen Dingen,« fuhr sie dann fort, »müssen Sie sich beruhigen und langsam und vorsichtig der Entwicklung des Kommenden entgegen gehen. Eins nur möchte ich noch wissen.«

»Was ist das?« fragte Werner, der allmählig in eine ruhigere Anschauung der Sachlage gerieth.

»Es ist das, ob auch die Dame Sie wiedererkannt hat und ob sie unter diesen Umständen nicht geneigt wäre, die so sonderbar begonnene Bekanntschaft an einem neutralen Orte und unter ganz anderen Verhältnissen fortzusetzen? Haben Sie nicht irgend ein Zeichen an ihr bemerkt, daß sie in Ihnen einen Bekannten aus Rio vor sich sah?«

»Nein, obwohl ich einige Male zu bemerken glaubte, daß sie mich ansah, aber immer gleich wieder vor sich niederblickte oder ihr Auge auf Sie und die anderen Personen richtete.«

»Das habe ich auch gesehen,« sagte nun Arnold, »und mir kam es vor, als ob Jesuina da Costa Faria Fräulein Adele Irminger mit großer Aufmerksamkeit und sogar mit einiger Wärme betrachtete.«

Adele erröthete sanft, erwiderte aber sogleich: »Ja, das ist wahr, ich selbst habe es bemerkt und unsere Augen begegneten sich sogar einige Male, wobei mir zu Muthe war, als läge in dem Blick der Fremden mehr, als ich zu verstehen im Stande bin. Also Sie glauben,« fuhr sie an

Werner sich wendend fort, »nicht sicher zu sein, daß die Dame Sie wiedererkannt hat?«

»Nein, durchaus nicht sicher und das ist auch sehr natürlich. Wenn Sie bedenken, daß sie mich nur einmal in ihrem Leben und noch dazu sehr flüchtig gesehen und, nachdem sie aus der Kirche getreten, nur einige Worte mit mir gewechselt hat, ferner, daß sie sich damals, noch dazu in ihrem aufgeregten Gemüthszustande, für einen ihr durchaus Fremden in keiner Weise interessiren konnte, so liegt es sehr nahe, daß sie, wenn nicht die Begebenheit, doch gewiß die Person vergessen hat, die ihr mit so eigenthümlicher Aufdringlichkeit nahe trat.«

»Gut, aber Sie haben sie doch nicht wieder aus dem Gedächtniß verloren und auf der Stelle heute wiedererkannt?« fragte Adele mit leichter und unmuthiger Schalkhaftigkeit.

»O, das ist ja etwas ganz Anderes,« sagte Werner fast beschämt die Augen niederschlagend. »Das Begegniß in Rio zwischen uns konnte für sie keine Wichtigkeit haben, für mich aber ist es in der Folge verhängnißvoll geworden, und was ist da natürlicher, als daß ich mir die so kurze Zeit vor Augen gehabte Erscheinung fester einprägte, daß ich – ich gestehe das offen – sie wiederzusehen wünschte, um – um –«

»Nun, fahren Sie fort,« half Adele halb ernst, halb scherzhaft ein, »um was?«

»Um ihr meines tiefe Dankbarkeit wenigstens mit einigen Worten auszudrücken und ihr zu gestehen, welchen

großen Dienst sie mir geleistet hat und von welchen bedeutsamen Folgen derselbe begleitet gewesen ist.«

»Sie haben Recht, ich verstehe Sie. Nun denn, die Gelegenheit ist da, um ihr Ihre Dankbarkeit auszudrücken – lassen Sie sie nicht wieder unbenutzt vorübergehen. Doch noch Eins, und nun wende ich mich an Sie, Herr Halder. Sie haben diese Dame ja auch in Rio gesehen und Ihrem Freunde sogar den Rath gegeben, ihre Hülfe anzusprechen. Haben Sie sie denn heute nicht wieder erkannt?«

Arnold zuckte die Achseln. »Aufrichtig gesagt,« erwiderte er, »nein, ich habe sie nicht wiedererkannt. Allerdings kam mir ihre Haltung und der Ausdruck ihres traurigen Gesichts etwas bekannt vor, aber beschwören könnte ich es nicht, daß sie dieselbe Person ist. Und das ist natürlich: solche Gesichter habe ich in Rio in Menge gesehen.«

Bei diesen Worten fuhr Werner, wie von einem unsichtbaren Stich verletzt, auf. »Wie,« rief er, »solche Gesichter in Menge? Das kann doch nur Dein Scherz sein. Denn was Du gesehen, habe auch ich gesehen, aber ein solch wundervolles Gesicht und eine solche Gestalt ist mir in Rio und nirgends vor Augen gekommen.«

Adele blickte den fast mit Begeisterung Redenden überaus erstaunt an und warf dann Arnold einen von ihm leicht zu verstehenden Blick zu.

»Ich glaube Ihnen gern,« sagte sie mit ihrer sanften Stimme, »und nun erkläre ich mir mit Leichtigkeit Alles.

Und so wiederhole ich: lassen Sie die günstige Gelegenheit nicht ungenützt vorüber gehen – sie ist Ihre Nachbarin im Hause, und da suchen Sie ihr möglichst bald in den Weg zu treten.«

Ueber Werner's von innerer Bewegung erröthetes Gesicht flog der Schatten einer in ihm plötzlich aufsteigenden Bitterkeit. »Sie haben wohl Recht,« sagte er, »aber das scheint mir nicht so leicht zu sein. Sie befindet sich nicht in einer Gesellschaft, die meinen Beifall hat, und es möchte mir schwer werden, mit diesem brutalen Brasilianer in näheren Verkehr zu treten.«

»O, das darf Sie nicht abhalten, Herr Altstetten,« versetzte Adele warm. »Gerade weil sie sich in einer solchen Gesellschaft befindet, müssen Sie, wenn Sie sich ihr – dankbar erzeigen wollen, ihr näher zu treten suchen und wer weiß, ob sie, wenn sie Sie wiedererkennt, Ihnen – nicht auch dankbar ist, daß Sie ihr Gelegenheit bieten, eine bessere Gesellschaft kennen zu lernen!«

»Sie haben Recht,« sagte Arnold beistimmend, »und Werner fühlt das auch selbst; nicht wahr, mein Junge?«

»Da Du mein natürlicher Vormund von jeher gewesen bist,« entgegnete Dieser lächelnd und sich dann vor Adele vorbeugend, »so wird es mir diesmal um so leichter, Deiner Meinung beizustimmen, und ich sage Ihnen, mein Fräulein, meinen herzlichsten Dank für Ihre Theilnahme und füge die Versicherung bei, daß ich mit meinem Vertrauen gegen Sie fortfahren werde, so lange Sie dasselbe nicht von sich weisen.«

»Im Gegentheil,« erwiderte Adele und reichte ihm die Hand, »ich will es festhalten, wenn Sie mir es schenken, und es auf jede Weise noch mehr zu befestigen und zu stärken suchen. Doch jetzt, meine Herren, muß ich Sie verlassen; Ihre Frau Mutter, Herr Halder, erwartet mich zum Kaffee. Auf Wiedersehen bis nachher!«

Mit diesen Worten sich freundlich verneigend, schlüpfte sie in das Gebüsch, das den Garten von Beausite von des Obersten Hause trennte und gleich darauf war sie den Blicken der ihr freundlich Nachschauenden entschwunden.

Eine Weile stand Arnold Halder in eine Art bei ihm ungewöhnlicher Träumerei versunken und starrte in das Gebüsch, hinter dem Adele so eben verschwunden war. Dann aber fuhr er plötzlich mit dem Kopf in die Höhe, strich sich mit der Hand über die Stirn und rief:

»Was sagst Du nun, Werner? Ist diese Luzernerin nicht ein köstliches Geschöpf Gottes?«

»Sprich nicht so laut, Arnold,« mahnte Werner mit leiserer Stimme, »es könnte uns hier Jemand hören. Komm und laß uns in den Obstgarten unter den großen Apfelbaum dort gehen, wo eine Bank steht; da stört uns Niemand und wir können ringsum jeden sich Nähern den herankommen sehen.« Dabei nahm er den Arm des Freundes und zog den sanft Widerstrebenden von der Stelle fort, auf der er noch immer stand.

Plötzlich und als sie von den Häusern so weit entfernt waren, daß kein Mensch mehr ihre Worte verstehen

konnte, blieb Arnold wieder stehen, sah den Freund mit seinen großen braunen Augen forschend an und sagte:

»Nun will ich Dir einmal etwas recht Ernstes sagen, mein alter Freund, und ich bitte Dich recht herzlich, einen Augenblick die Maske abzunehmen, die Du bis jetzt für mich wie für alle Welt auf dem Gesicht getragen hast. Herunter damit!«

»Welche Maske?« fragte Werner erstaunt.

»Höre mich an. Nicht Du allein hast heute Mittag eine wichtige Entdeckung gemacht, sondern ich – ich habe auch eine gemacht und so eben die Bestätigung davon erhalten.«

»Was für eine Entdeckung hast Du denn gemacht?« forschte Werner etwas betroffen weiter, der die Miene seines besten Freundes schon zu entziffern fürchtete.

Arnold senkte sein Auge noch, tiefer in Werner's irr umherschweifende Augen und hielt so seinen Blick widerstandslos fest. Dann sagte er mit ernster und sogar bewegter Stimme:

»Werner! Ich hatte bisher Deine Empfindung für die schöne Jesuina da Costa Faria – ha, welch köstlicher Name! – nur für eine angenehme und dankbare Rückerinnerung an jenen Tag in Rio gehalten. Deine heutige Aufwallung aber, die mir etwas zu leidenschaftlich gefärbt war, hat mir so eben die wahre Bedeutung dieser Empfindung verrathen. Mit einem Wort also: Du hast Dich in dieses schöne Weib verliebt – und das ist meine heutige, ebenfalls sehr wichtige Entdeckung!«

»Arnold!« rief Werner stammelnd und in seinem blauen Auge flammte es wie eine tief innerliche Rührung auf, als ob auch er erst in diesem Augenblick jene Entdeckung an sich selber mache.

»Ja, mein Freund,« fuhr Arnold Halder mit noch festem Blick fort, »Du verstellst Dich vergebens gegen mich; ich, ich, Dein alter Freund, kenne Dich besser und nun erst liegt mir Deine ganze Trübseligkeit seit jenem Tage vor Augen, die durch nichts Anderes gerechtfertigt war. Diese Spanierin oder Portugiesin allein – mag sie sein, was sie will – hat Dir seit jenem Tage so schwer auf dem Herzen gelegen und heute erst, da Du sie wiedersahst, ist Dir Deine Empfindung für sie klar geworden.«

»Klar?« fragte Werner mit einem langsam hervorquellenden Seufzer. »Ach nein, Arnold, darin irrst Du. Klar bin ich mir über meine Empfindung für sie noch lange nicht, aber daß sie mich interessirt, diese Jesuina, schon seit lange, das wirst Du mir nicht verdenken, da Du sie heute in voller Ruhe und lange genug gesehen hast, um ihre Schönheit beurtheilen zu können. Eben so wenig wirst Du mir auch verdenken, daß ich mich nun bestreben werde, mit ihr näher bekannt zu werden, nicht wahr?«

»Nein, nein doch, interessire Dich, so viel Du willst, für sie, bestrebe Dich, ihr näher zu treten und ihr uns noch dunkles Geschick zu erforschen – nur um Eins bitte ich Dich dabei und darum muß ich Dich als wahrer Freund bitten – vergiß nicht, wer und was Du bist und laß in allen Dingen die Vernunft verwalten, da Du ja gar nicht wissen kannst, in welche Lage Dich Deine so plötzlich

entpuppte Leidenschaft bringen kann. Sieh, mein Junge,« und hier schlug Arnold einen herzlich brüderlichen Ton an, der auf das leicht empfängliche Gemüth Werner's nie Eindruck zu machen verfehlte, »ich will jetzt ganz aufrichtig gegen Dich sein, in der Erwartung, Du werdest es fortan wie immer auch gegen mich sein: ich – ja, ich selbst befinde mich in einer ganz ähnlichen Lage wie Du. Adele Irminger – interessirt mich auch, wie Dich die Brasilianerin, aber ich nehme mich schon lange gewaltig zusammen und lasse ebenfalls die Vernunft walten. Und das ist der Grund, warum ich bisher mich gegen mich selbst gesträubt habe, ihrem Vater näher zu treten, damit derselbe nicht etwa denke, mich verführe der Vortheil, das materielle Interesse, wenn ich mich seinem Geschäfte widme, was unter den Verhältnissen, wie sie sich zwischen uns entsponnen haben, doch gar keine so schwierige Sache zu sein scheint. Da hast Du nun auch mein Vertrauen und jetzt kennen wir unsere tiefsten Herzensgeheimnisse. Es durfte kein Dunkel zwischen uns Beiden bleiben. Wir stehen uns ja so nahe, wie es Brüder nur können, und was dem Einen Leid oder Freude, das ist es dem Anderen auch.«

Er reichte dem Freunde die Hand und zog ihn auf die Bank unter den Apfelbaum nieder, vor dem sie eben angekommen waren. Werner faßte die dargebotene Hand und drückte sie lange und warm. »Ja,« sagte er weich, »das sind allerdings zwei wichtige Geheimnisse und wir haben heute vielleicht die bedeutungsvollste Entdeckung unseres Lebens gemacht. Laß uns auch ferner gemeinsam

handeln und treu und fest bei einander stehen. Dann mag kommen, was will, ein Trost, der eines wahren Freundes, wird uns nicht fehlen. Aber mein Gott, wie ist das Alles so rasch geschehen – es ist ja wie der Blitz vom Himmel auf uns herunter gefallen!«

Arnold Halder's Gesicht nahm wieder seinen alten heiteren Ausdruck an und sein Auge leuchtete hell dabei auf. »Dieser Blitz hat doch etwas viel Zeit gebraucht, um aus dem Himmel auf uns niederzufallen,« sagte er. »Dein Gewitter begann in Rio, und heute erst haben sich die Wolken ihres überflüssigen Ballastes entladen – das meine begann auf der Bank vor dem Löwen in Luzern und ebenfalls heute erst hast Du davon den feurigen Strahl gesehen. Aber gieb Acht – dem Blitz pflegt auch fast immer ein Donner zu folgen und vor dem fürchten sich viele Menschen mehr als vor jenem. Ich zwar nicht, aber wer kann wissen, ob nicht auch einmal eine Zeit kommt, wo man vor dem Donner erschrickt. Doch, laß es blitzen und donnern, wie es will, wir wollen im stärksten Lebensgewitter nicht von einander weichen und uns immer so wie jetzt die Hände reichen. Da hast Du die meine noch einmal, und nun laß uns nach Hause gehen; wir sind von Neuem gegen alle Unbill der Welt gewappnet, um so mehr, da wir wissen, daß nur die Vernunft und ihre richtige Anwendung dem Menschen zur Ehre gereicht und ihn zum Ziele führt. Wohlan denn, ich gehe darauf los – mag es nahe oder fern – trübe oder heiter sein – ich bleibe, wie ich einmal bin, und Du sollst sein und

bleiben, wie Du mußt. Jetzt komm nach Hause zu meiner Mutter und beherrsche Dein Gesicht, damit Niemand uns anmerke, was wir so eben verhandelt haben.«

Werner nickte von ganzem Herzen beistimmend und dann standen Beide auf, um langsam Arm in Arm, wie sie immer gingen, dem Hause des Obersten zuzuschreiten.

ZWEITES CAPITEL. EINE NOCH VIEL WICHTIGERE ENTDECKUNG.

Der nach heißen Tagen immer so erfrischende Abendspaziergang, den die Interlakener Sommergäste so gern unternehmen, sollte diesmal sehr vielen derselben auf eine unerwartete Weise verkümmert werden und auch die Gäste des Obersten Halder blieben an das Haus gefesselt, denn gegen Abend, als man eben in die Berge wandern wollte, senkte sich ein verdächtiger Schleier über die paradiesische Gegend und gleich darauf begann es leise zu tröpfeln, bis sich plötzlich von Süden her der ganze Horizont mit dichtem Gewölk überzog und das friedliche Thal mit einem anhaltenden Regenguß beschenkte.

Bei schlechtem Wetter nun pflegen sich die darüber stets sehr unwilligen Gäste in Beausite Abends in dem schönen, nach dem Hardergebirge hinaus gelegenen Salon zu versammeln und durch Plauderei, mannigfache Spiele, Lectüre oder irgend eine häusliche Arbeit die Zeit zu vertreiben. Auch Frau Halder schlug den beiden Damen in ihrem Hause diese Unterhaltung vor, allein sowohl Adele wie die beiden Freunde erhoben dagegen einen sanften Widerspruch, weil sie sich alle Drei nicht

in der Stimmung fühlten, unter wildfremde Menschen zu gehen und durch eine so gleichgültige Zerstreung sich von den Empfindungen loslösen zu lassen, die heute in Allen mehr oder minder rege geworden waren. Indessen wurde Arnold doch heimlich am späteren Abend von Adele abgeschickt, um nachzusehen, ob die drei Fremden, die sie jetzt zumeist interessirten, vielleicht im Salon zu Beausite seien, denn in diesem Fall würde sie Frau Halder und ihre Gesellschafterin aufgefordert haben, sie mit den Herren dahin zu begleiten.

Arnold blieb nicht lange aus und brachte die Nachricht mit, daß die Fremden weder in Beausite, noch in ihrem Hause wären, daß ihre Spazierfahrt also länger gedauert habe und sie wahrscheinlich erst spät am Abend zurückkehren würden.

So blieb man denn in dem freundlichen weißen Salon in des Obersten Hause sitzen und unterhielt sich nach besten Kräften, und der Abend verging traulich und still, wie es immer in Familienkreisen geschieht, wenn die Mitglieder derselben so harmlos und befreundet sind, wie es hier der Fall war.

Erst gegen zehn Uhr brachen Arnold und Werner auf, um mit einiger Spannung in ihr Holzhaus zurückzukehren, und schon von außen sahen sie, daß die Fremden noch nicht darin seien, da noch kein Licht in ihrem Zimmer sichtbar war. Eine an die Magd gerichtete Frage Arnold's ergab denn auch, daß sie in der That noch nicht gekommen, aber daß man sie bei der vorgerückten Zeit jeden Augenblick erwarten könne.

»Das glaube ich ihr auf's Wort,« sagte Arnold lächelnd, als er von Werner Abschied nahm. »Nun, mögen sie recht bald kommen, denn Dich verlangt gewiß danach. Ich begleite Dich übrigens nicht auf Dein Zimmer, um kein unnützes Geräusch darin zu machen, denn ich bin überzeugt, ich werde morgen doch von Dir hören, was für eine neue Erfahrung Du möglicher Weise heute machen wirst. Gute Nacht, mein Junge; ich habe über mein eigenes Schicksal nachzudenken, und das soll geschehen, wenn ich ganz gemüthlich im Bette liege.«

»Der glückliche Mensch!« sagte Werner zu sich, als er in seinem Zimmer allein war und sich ebenfalls bald darauf zu Bett gelegt hatte. »Wer doch seine innere Begabung hätte! Er nimmt Alles in der Welt leicht, mag es so schwer sein wie es will, und auf mir Armen lastet das Leichteste so schwer, daß es mir oft vorkommt, als ob der Alp auf mir geboren und mit meiner Brust verwachsen wäre. Doch still – da fährt ein Wagen heran – er hält vor dem Hause – sie sind's – ich höre schon die Magd mit ihnen reden!«

Er hatte sich nicht geirrt. Die drei Fremden, vom Regen an dem Orte, wohin sie gefahren, länger aufgehalten, als sie beabsichtigt, hatten daselbst ihr Abendbrod eingenommen. So traten sie jetzt in ihre Wohnung ein, um sie nicht wieder zu verlassen und ohne die geringste Ahnung, daß sie schon sehnsüchtig darin erwartet würden und daß jedes ihrer Worte von einem scharfen Ohr im Nebenzimmer vernommen werden konnte, zumal sie

aus der Stille darin schließen mußten, daß Niemand da selbst seine Wohnung aufgeschlagen.

Endlich, dem ungeduldigen Werner viel zu langsam, kamen sie die Treppe herauf und alsobald hörte er den jungen Mann, den auch wir jetzt mit seinem Namen Joao Gomez nennen wollen, zu den Damen sagen:

»Geht hinein und macht es Euch bequem. Ich werde es eben so machen. Der verfluchte Regen hat uns Alle recht hübsch durchnäßt. Ich komme noch zu Euch – also bis nachher!«

Die beiden Damen, von der Magd geführt, die die Kerzen anzündete und wie gewöhnlich bald darauf frisches Wasser brachte, traten in ihr Zimmer.

»Wünschen Sie sonst noch Etwas?« fragte die immer gefällige Dienerin.

»*Merci!*« erwiderte Maria Antonina in ihrer hastigen Weise, »wir brauchen nichts. Gute Nacht!«

Das Mädchen ging und die Damen waren allein. Sie begannen sogleich ihre nassen Kleider abzustreifen und trockene anzulegen, wobei Maria aber so eifrig in portugiesischer Sprache redete, als wollte sie sich für das lange Stillschweigen entschädigen, das sie sich Mittags bei Tische zum Theil selbst auferlegt hatte.

»Joao hat Recht!« sagte sie in ihrer sprudelnd schnellen Redeweise, »das schlechte Wetter an einem Orte, wo man nur gutes erwartet, ist doppelt unangenehm. Mein schönes Kleid! Sieh doch, wie es aussieht!«

»Warum trägst Du so kostbare Kleider auf einer Spazierfahrt,« lautete die mit einem eigenthümlich wohl lautenden Organ sanft gesprochene Antwort. »Ich bediene mich nur solcher, die gewaschen werden können, und das kann man hier gut und billig haben.«

»Ja, ich werde es morgen auch so machen, Du hast Recht. Aber leid thut es mir doch, daß es schon zu spät ist, um noch in den Salon zu gehen.«

»Ich ginge auch ohnedies nicht mehr aus,« antwortete Jesuina, »ich habe heute genug gesehen. Man muß sich auch Ruhe zum Nachdenken gönnen und die habe ich seit Mittag nicht gehabt. Geh' Du doch, wenn Du gern willst, mit Joao allein. Es sind gewiß noch Menschen darin versammelt.«

»Ich danke, ich kenne ja Niemanden und immer zu schweigen und nur umher zu blicken, ist mir unmöglich. Insofern hatten wir heute ein langweiliges Diner, nicht wahr?«

Werner war auf die folgende Antwort gespannt und er sollte nicht lange darauf warten, obgleich sie nicht ganz so bestimmt wie die Frage lautete.

»Ich weiß es nicht,« sagte Jesuina mit einem deutlich erkennbaren Rückhalt – »ich wenigstens habe mich innerlich ganz gut beschäftigt.«

Maria lachte hell auf. »Was Du immer mit Deiner Innerlichkeit hast!« rief sie spöttisch. »Ich liebe die Aeufferlichkeit mehr. Ueberhaupt, sich immer mit sich selbst zu beschäftigen, ist das langweiligste Ding von der Welt und

macht selbst den heitersten Menschen so melancholisch, wie Du es von Natur bist.«

»Ich bin nicht melancholisch, Maria. Was Du so nennst, nenne ich nachdenklich, und die Neigung dazu mag mir allerdings angeboren sein. Daß ich es aber auch jetzt und hier bin, dazu habe ich Grund genug.«

»So! Dann sage mir einmal, worüber denkst Du denn zum Beispiel schon heute den ganzen Nachmittag nach? Du hast ja kaum zehn Worte gesprochen. Liegen Dir vielleicht die jungen Männer im Kopf, die Dir heute Mittag gegenüber saßen?«

Jesuina schwieg auf diese ironisch vorgebrachte Frage hartnäckig und nicht einen Hauch konnte Werner von ihren Lippen vernehmen, so sehr er sich auch nach ihrer Antwort sehnen mochte.

»Nun?« fing Maria wieder an, »ich bitte mir ein Wort von Dir aus!«

»Ich habe keins für Dich – in Bezug auf Deine Frage.«

»Aha! Aber wohl für Dich?«

»Das könnte wohl sein.«

»Hast Du etwa einen Bekannten bemerkt, mit dem wir früher schon irgend wo zusammengetroffen wären? Joao sagte, er habe Niemand gekannt, aber Du gingst darauf nicht ein.«

»Ich gehe selten auf Etwas ein, was Joao sagt, wie Dir ja wohl bekannt ist. Seine mehr als leichtfertige Anschauung vom Leben und den Menschen ist nicht die meinige.«

»Ja freilich, leider! Du verbitterst Dir selbst und Anderen dadurch das Leben. Aber das muß ich Dir doch sagen:

widerspricht ihm nicht immer und in allen Dingen. Er trägt das nicht, und da er so heftig ist, wie Du weißt, so ist es für mich peinlich, wenn Du stets mit meinem Bruder, der jetzt doch das Haupt meiner, also auch Deiner Familie ist, auf dem Kriegsfuß stehst.«

»Ein schönes und würdiges Haupt!« warf Jesuina mit leichter Ironie hin.

»Du mußt es aber doch anerkennen, meine Liebe; wo hast Du denn ein anderes, welches Dir Schutz gewährt?«.

»Leider – ich habe keins. Doch da Du mir einen Rath giebst, so will ich Dir auch einen geben. Sage Deinem Bruder – Deinem Familienhaupt – daß ich mir fernerhin alle Anspielungen auf *Pinto* verbitte – ein für alle Mal – ich vertrage das nicht.«

Ihre Stimme bebte, als sie dies sprach, und ihr lauter Athem war durch die dünne Bretterwand hörbar. Aber auch Werner's Herz fing an zu beben. War es vielleicht der eben gesprochene Name, der es verschuldete, ein Name, der doch in Rio ein sehr häufig vorkommender ist? Ja, er war es, er mußte es sein und in Werner's Kopf begann es zu kreisen, wenn er bedachte, daß hier, von diesen Lippen ein Mann genannt und gemeint sein könne, der ihm einst so verhängnißvoll geworden war. Allein er bezwang seine Aufregung, aber er hatte leider während dieser Zeit einen langen Wortschwall der schnell sprechenden Maria überhört.

»Still!« rief diese plötzlich mit fast gebieterischer Stimme. »Darin bist Du eben so unklug wie unerfahren. Auch

bist Du nicht im Stande, den klugen, schönen und kenntnißreichen Mann richtig zu beurtheilen, den Du stets mit falschen Anklagen überhäufst. Wenn ich an Deiner Stelle wäre – ach! und hier seufzte sie laut – »und ein Mann wie er seine Neigung auf mich geworfen hätte, ich würde mich unendlich glücklich schätzen und stolz auf mich selber sein.«

»Erwirb sie Dir doch und sei zugleich glücklich und stolz. Ich hindere Dich gewiß nicht daran. Ich mag seine Neigung nicht und seine Abneigung wäre mir sogar viel lieber, obwohl er mir im Ganzen und Allen sehr gleichgültig ist. Je mehr Du ihn aber lobst, um so widerwärtiger wird er mir. Vielleicht ist das eine schlaue Taktik von Dir und ich gratulire Dir so gut wie mir dazu. Das aber weiß ich gewiß, daß ich am wenigsten geneigt bin, die Herrschaft, die er über Euch Beide übt, auch über mich zu dulden.«

»Jesuina! Was sprichst Du? Bedenke Deine Worte! Laß das nicht Joao, meinen Bruder, hören, sonst haben wir einen schlimmen Tag.«

»Nein, darin werde ich nicht Deinem Rathe folgen, Maria. Das erste Mal, sobald er wieder von ihm zu sprechen beginnt, werde ich ihm offen meine Meinung zu erkennen geben, und willst Du das verhindern, so sage ihm, daß er nie wieder den Namen eines Mannes vor mir nennt, den ich – verabscheue!«

Werner athmete so laut, daß er sich beinahe verrathen hätte. Was hatte er da eben gehört! O, es war köstlich,

und doch wunderbar ernsthaft für ihn. Aber er konnte nicht lange darüber nachdenken, er mußte mehr hören.

»Du verabscheust ihn?« rief Maria entrüstet und doch mit durchklingender Ironie. »Du Thörin, Du Blinde! Hast Du einen haltbaren Grund dafür?«

»Tausend!«

»Ich möchte nur einen hören!«

»Er ist ein Abenteurer, ein Glücksritter, ein Spieler – da hast Du schon drei sehr haltbare Gründe!«

Maria lachte wieder laut auf, aber es klang ein schneidender Hohn daraus hervor. »Ein Abenteurer! Ein Glücksritter! Ein Spieler!« rief sie heftig. »Als ob das so etwas Seltenes oder Verwerfliches wäre! Sind nicht alle jungen Männer von seinen Fähigkeiten und Eigenschaften in Rio Etwas davon? Ist es nicht gute Sitte, zu spielen, sein Glück zu verbessern und auf angenehme Abenteuer auszugehen?«

»Darauf habe ich für Dich keine Antwort,« entgegnete Jesuina mit nachdrücklichem Ernst. »Höre auf mit dieser unerquicklichen Erörterung, sie widerstrebt geradezu meinem Gefühl.«

»Deinem Gefühl? Du hast gar keins, denn wer für einen solchen Mann nichts fühlt, nichts Angenehmes fühlt, der fühlt nie und für Niemand etwas.«

»Ich beneide Dich nicht um diese Ansicht. Ich beneide Dich auch nicht um Deinen Herrn Pinto. Abenteuere Du mit ihm durch das Leben, Du wirst ja sehen, wohin Du mit ihm gelangst.«

»Oho! Ich würde ganz damit zufrieden sein, verlaß Dich darauf. Für's Erste aber, leider! bist *Du* seine Auserkorene.«

»Beleidige mich nicht!« rief Jesuina mit einem so stolzen Ausdruck, daß Werner sogar ihre majestätische Miene dabei zu sehen glaubte. »Und nun habe ich das letzte Wort mit Dir darüber gesprochen. Ihr Beide, – ich meine Deinen Bruder und Dich – versteht und begreift mich ja doch nicht, und das – das verzeihe ich Euch, wie ich Euch schon so Vieles verziehen habe.«

Maria schlug eben wieder ihr höhnisches Gelächter auf, als sich rasche Schritte auf dem Corridor vernehmen ließen. Hastig ward die Thür aufgerissen, wie am vorigen Abend, und herein trat Joao Pedro Gomez, um seinen Verwandten noch einen kurzen Abendbesuch abzustatten.

Seltsam genug verhielt sich der sonst so geschwätzige Herr diesmal im ersten Augenblick schweigend; er mußte wohl an den Gesichtern der beiden Mädchen wahrgenommen haben, daß sie so eben in einen ernsthaften Zwiespalt gerathen waren. »Nun,« begann er endlich zu reden, »Ihr sitztet ja da, als ob Ihr Euch eben duellirt und Jede eine Wunde davon getragen hätte. Wovon war denn die Rede? Ich möchte es wohl wissen, he?«

»Frage Jesuina, sie mag es Dir sagen!« erwiderte Maria trotzig.

»Maria!« rief Jesuina stolz und fest, während sie dabei mit einem hörbaren Geräusch von ihrem Stuhle aufstand. »Hüte Dich!«

»Oho!« rief Joao, »das sieht ja erbaulich aus! Na, das ist doch einmal eine kleine Abwechslung hier, doch – kommen wir nachher noch einmal darauf zurück. Erst,« und er nahm auf einem an den Tisch gezogenen Stuhl Platz, während die beiden Damen jetzt auf dem Sopha zu sitzen schienen, »erst will ich Euch etwas Anderes sagen. Hört, hier halte ich es nicht lange aus. Es muß doch wahrhaftig bessere Gasthöfe und Pensionen in Interlaken geben, als dieses elende hölzerne Bauernhaus, denn weiter ist es ja nichts. Ich komme mir hier vor, als ob ich mit einem Mal degradirt wäre, und wenn Pinto uns hier fände, er würde zuerst lachen und dann mir die bittersten Vorwürfe machen, daß ich Euch und besonders Dich, Jesuina, seinen Augapfel, nicht besser untergebracht habe. Er ist freilich nicht gewohnt, in solchen Baracken zu wohnen und wird sich, wenn er kommt, gewiß das beste Haus aussuchen. Na, dem will ich vorbeugen, hier darf er uns nicht finden, und schon morgen früh werde ich mich nach einer anderen Wohnung umsehen, da noch einige Tage verstreichen können, bis er von Mailand, wo er sich jetzt aufhält, eintrifft. Meinst Du nicht, schöne Cousine, daß das vorsichtig und liebevoll von mir handeln heißt?«

Es erfolgte eine kurze Pause, deren Ende Werner fast athemlos erwartete.

»Wenn Du Dir selbst das Urtheil über Deine Handlungsweise sprichst,« sagte jetzt Jesuina mit ihrem klangvollen tiefen Organ äußerst ruhig, »so braucht sich kein Anderer zu bemühen, es zu fällen. Wenn ich aber aufrichtig meine Meinung abgeben soll, so gestehe ich Dir,

es gefällt mir gerade hier sehr gut; es ist ein ländlicher stiller Aufenthalt, wie ich ihn liebe, und ich habe mich längst gesehnt, aus dem wüsten Getümmel zu kommen, in dem wir beständig gelebt, seitdem wir Rio verlassen haben und in Frankreich gelandet sind. Ich bitte Dich also, uns in diesem Hause zu lassen und wenigstens mir noch die wenigen Tage der Ruhe zu gönnen, die ich hier nach Wunsch genießen möchte.«

»Dem stimme ich nicht bei!« sagte Maria entschieden. »Auch mir gefällt es hier ganz und gar nicht und man ist viel zu weit von dem glanzvollen Mittelpunkt Interlakens entfernt.«

»Und ich *kann* Dir nicht beistimmen, ich darf es wahrhaftig nicht, Jesuina,« fuhr Joao fort. »Ich sehe schon *Pinto Machado's* große verwunderte Augen, wenn er uns in diesen Cabinen finden sollte.«

Der ruhig ausgesprochene Name, der hier zum ersten Mal ganz erklang, fuhr wie ein Dolchstoß durch Werner's Herz. Also seine Ahnung, daß jener Pinto – Pinto Machado aus Rio sei, den er selbst ja so genau kannte, war eine richtige gewesen, wenigstens zweifelte er jetzt kaum noch daran, da es wenig wahrscheinlich war, daß zwei Personen denselben verhängnißvollen Namen führten. Allein, wie seine Empfindungen darüber auch beschaffen sein mochten, er unterdrückte sie augenblicklich mit allem Aufgebot seiner Willenskraft, denn er mußte ja hören, was nun erfolgte, und daß es etwas Bedeutsames sein werde, sagte ihm sein laut schlagendes Herz.

»Da auch Du,« fuhr Jesuina mit ruhiger Würde fort, aber sie sprach den Namen, der nun schon auf ihrer Lippe schwebte, klar und deutlich, aber mit einem unbeschreiblichen Ausdruck stolzer Verachtung aus, »du auch Du, wie vorher Maria, von Pinto Machado sprichst, so muß ich Dir wie ihr erklären, daß dieser Herr und sein Wunsch, oder gar sein Verlangen, nicht die geringste Beachtung bei mir finden. Er und ich – wir sind zwei ganz verschiedene Wesen und nur das Unglück – ja, das Unglück hat mich mit ihm bekannt gemacht und in seine Nähe geführt. Ein für alle Mal also, mein Herr Cousin, vermische unsere Verhältnisse nie wieder mit einander, oder ich bin genöthigt, einen Schritt zu thun, den ich mir schon lange überlegt und den ich auch ausführen werde, sobald sich mir eine passende Gelegenheit dazu bietet.«

Joao Pedro Gomez war schon lange von seinem Stuhle aufgesprungen und aus seinen kurz hervorgestoßenen Worten konnte Werner die Leidenschaft erkennen, die sich in seinem Innern frei zu machen begann. »Was ist das für ein Schritt und auf welche Gelegenheit wartest Du, Jesuina da Costa Faria?« fragte er mit zusammengebissenen Zähnen.

»Das beantworte ich mir allein,« lautete die ruhige Erwiderung, »denn die Antwort, die ich nur allein darauf geben kann, von mir so gebieterisch zu verlangen, wie Du es in diesem Augenblick thust, steht Dir kein Recht und keine Macht zu, wenigstens erkenne ich Beides nicht an.«

Joao lief wuthschnaubend im Zimmer hin und her und stieß dabei Tische und Stühle an. Plötzlich blieb er vor dem Sopha, auf dem Jesuina noch immer saß, stehen, stampfte heftig mit dem Fuß und rief:

»Ich will die Antwort aber dennoch haben! Ich befehle es Dir!«

Jesuina lachte, aber es war das Lachen eines muthigen, tief verwundeten, zum Aeüßersten getriebenen Weibes. »Du hast mir gar nichts zu befehlen,« erwiderte sie dann mit eisiger Ruhe und wahrhafter Würde, »ich erkenne Deine Oberherrschaft nicht an und bin Deine Schwester nicht, wie Diese da, die Dir blindlings auf alle Deine Irrgänge folgt. Ja, seht mich nicht so staunend und dabei prahlerisch an – Ihr zwingt mich durch Euer liebloses Betragen, endlich den Schleier zu heben, der über uns und unserm Verhältniß ausgebreitet liegt. Ich bin allerdings in Deine Macht gegeben, Joao, und das beklage ich tief, denn Du hast mein kleines Vermögen in Händen, als mein einziger männlicher Verwandter auf Erden, und weil sonst kein Mensch lebt, der mein Beschützer ist und sein mag. Aber es wird der Tag kommen, wo ich dieses Vermögen von Dir zurückfordern werde und ob Du es dann vergeudet oder in Deiner Habgier irgend wo versteckt hast, Du wirst es herausgeben müssen. Denn ich bin es schon lange müde, mich von Euch zwecklos oder zu mir unbekanntem Zwecken in der Welt herumschleppen zu lassen. Als Ihr mich in Paris, wohin ich Euch folgte, weil mir nichts Anderes übrig blieb, und wo ich eine Ruhestätte in der kleinen Hütte gefunden zu haben

glaubte, bis Dein sogenannter Freund, Herr Pinto Machado, uns daraus aufjagte, als Ihr mich da durch tausenderlei Vorspiegelungen veranlaßtet, gegen meinen Wunsch und Willen die Reise hierher anzutreten, da sagtet Ihr mir gleißnerisch, daß die schöne Natur mich hier erheitern und mich aus meiner langen Traurigkeit aufrütteln würde, eine Traurigkeit, die begann, als meine brave Mutter in Rio die Augen schloß. Auch sagtet Ihr mir Eure Freundschaft zu mir, so wie das schwache Band der Verwandtschaft, welches uns umschließt, würde sich in jedem Eurer Schritte für mich zeigen und dies Band würde von selbst erstarren, wenn ich Eure Liebe und Sorgfalt sähe, ich Thörin, daß ich das glaubte! Denn von Allem, was Ihr verspricht, habe ich nie und nimmer das Geringste gespürt. Für Euch ist weder dies Verwandtschaftsband überhaupt vorhanden, da Ihr nur schnöden Zwecken nachjagt und mich dazu mißbraucht, noch sehet Ihr die schöne Natur, in deren Mitte wir uns jetzt befinden. Nein, für Euch ist sie gar nicht da; rastlos zerrt und drängt Ihr mich von einem Orte zum anderen, ohne zu fragen oder Euch darum zu kümmern, ob es mir irgendwo, wie zum Beispiel hier, gefällt oder nicht gefällt. Und so sehe ich auch ziemlich klar, was Ihr wollt, wenn Ihr mir diesen Pinto Machado als meinen Schutzgeist vor Augen stellt. Und nun noch Eins, und das ist mein letztes Wort an diesem Abend und in dieser Angelegenheit – verhandeln und verschachern, wie Ihr schon so Vieles verhandelt und verschachert habt, lasse ich mich nicht, und gäbe es gar keine Hülfe mehr für mich auf der Welt,

so kann ich sterben, denn Alles, Alles, was ich liebte und was mir theuer war, ist vor mir gestorben, und mich bindet wenig noch an die Erde mehr, die für mich wahrhaftig kein Paradies ist, so lange ich in Eurer Nähe athmen muß. Das ist es, was ich Euch sagen wollte und nun beschließet, was Ihr wollt. Ich folge Euch, so lange es geht, ich folge Euch aber nicht mehr, wenn es nicht mehr geht, und den Augenblick der ernsten Entscheidung wird mir Gott und mein Herz eingeben, welches ich, da es rein ist, allein als meinen Richter auf Erden betrachten darf.«

Werner glaubte, sein Herz müsse ihm brechen, als er diese hochherzige, mit wehmüthigem Gefühl und doch mit stolzer Sicherheit gesprochenen Worte vernahm. Er hatte sich in seinem Bette aufgerichtet und unwillkürlich die Hände vor der Brust gefaltet. »Aber was nun?« fragte er sich.

Und seltsam, Alles im Nebenzimmer blieb still. Joao lief nicht mehr wie ein wüthendes Thier umher und auch Maria mußte, wie niedergeschmettert, unbeweglich auf ihrem Platze geblieben sein und die Sprache verloren haben. Nur Jesuina, nachdem sie gesprochen, er hörte das am Rauschen ihrer Kleider, hatte sich langsam erhoben und war vielleicht an das Fenster getreten, um in die regnerische Nacht hinauszublicken, die eben so trübe und dunkel war, wie ihr Herz.

Endlich aber regte es sich wieder im Zimmer, und Joao, ohne auf die niederschmetternden Einzelheiten in der langen Rede Jesuina's einzugehen, sagte mit scharfer und schneidender Ironie zu seiner Schwester:

»Maria, Du hast es gehört, was sie eben gesagt hat. Ich brauche Dir nicht zu erklären, was ich darüber denke, denn Du kennst mich genügend. Alles, was wir eben gehört, war Luft – Dunst – Rauch, wie wir es schon so oft gehört, und weiter nichts, und damit ist Alles gesagt. Dir aber, Donna Jesuina da Costa Faria, werde ich beweisen, was es heißt, einen Mann auf so tödtliche Weise verletzen, wie Du mich eben verletzt hast, und wenn Pinto Machado kommt, soll er vernehmen, welche Löwin er, der Löwe, sich zu seiner Liebsten auserkoren. Bis dahin sei Friede zwischen uns – ein scheinbarer und bewaffneter Friede, wie er jetzt in der Welt zum Ergötzen des Teufels Mode geworden ist. Also ich schweige. Abtrotzen aber, von einem starrsinnigen Weibe, wie Du eins bist, lasse ich mir nichts, und das wirst Du erfahren, sobald – Deine Gelegenheit sich bietet, wo Du Deine so prahlerisch geäußerten Vorsätze ausführen willst. Gute Nacht, Maria. Ich bedaure Dich, daß Du mit *Dieser* Dein Zimmer theilen mußt, aber es geht noch nicht anders. Doch mein Wort darauf: morgen schon werde ich Schritte thun, eine geräumigere und passendere Wohnung für uns zu bekommen.«

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, viel ruhiger und stiller, als er es betreten hatte, wiewohl ihm der Zorn und die Wuth fast das Herz sprengen mochten.

Als er fort war, erhielt Maria die Sprache wieder. Mit katzenartiger Geschmeidigkeit näherte sie sich der still am Fenster lehrenden Cousine, und mit fast weicher Stimme, die augenscheinlich erkünstelt war, sagte sie:

»Jesuina, Du arme Bethörte! Sei doch vernünftig! Beuge Dich und reize meinen Bruder nicht, der bei aller seiner Heftigkeit ein guter und versöhnlicher Mann ist. Wir Weiber müssen uns einmal bei Zeiten beugen lernen, und der Trotz, der blinde Widerspruch führt uns nur in unser Verderben. Komm, gieb mir die Hand und –«

»Ich will und mag Deine Hand nicht, jetzt nicht!« sagte Jesuina kurz und kalt. »Ich danke Dir! Innerlich haben wir schon lange nichts Gemeinschaftliches mehr, also bedarf es auch des äußeren falschen Scheines nicht. Gute Nacht!«



Werner saß noch immer unbeweglich im Bette und schien zu lauschen, obgleich schon lange nichts mehr zu hören war. Wie ein tobendes Chaos schwirrte es in seinem Kopfe und gährte es in seinem Herzen. Nur zwei Hauptgedanken waren es, die sich beständig in seinem Gehirn mit einander ablösten und diese Gedanken waren: Pinto Machado kommt und Jesuina ist in großer Noth! Das ist Viel, das ist mehr als Zuviel! Großer Gott, ist es denn möglich, ist es denn denkbar! Soll denn dieser Dämon meines Lebens hier noch einmal in mein Dasein greifen? Soll er mir auch den reinen Gedanken vergiften, der mich an dieses unschuldige, arme Wesen fesselt? Ha! er wage es! Auch ich bin ein Mann und ich habe nicht vergebens eine harte Schule durchgemacht! Nein, ich bin, ich fühle es jetzt an mir selber, kein Schüler mehr,

der scheu zurückweicht, wo ihm eine Schwierigkeit, sein Exempel zu lösen, auftaucht. Ich kann es jetzt als Mann lösen, und dann soll gleich die Rechnung in Rio mit auf das Papier kommen. Das ist jetzt *ein* Abmachen, *ein* Rechnen – ich mache mit fester Hand einen Strich und ziehe das Facit. Dies Facit aber heißt: Kampf mit Pinto Machado, dem Verräther; Kampf für Jesuina da Costa Faria mit ihm und Allen, die ihre Feinde sind, und nun, da ich so weit mit mir selbst gekommen, bin ich nur neugierig, was Arnold zu meiner heutigen noch wichtigeren Entdeckung sagen wird.« –

Trotz der so großen inneren Aufregung, wie er noch nie in seinem Leben eine ähnliche empfunden, war Werner nach einer Stunde der Ermüdung seines Körpers, der auch die vorige Nacht nicht hinlänglich geruht, erlegen und eingeschlafen, und auch sein Geist mochte durch das vielfache Hin- und Herdenken abgespannt sein, um nothwendig einer Erholung zu bedürfen. Aber schon früh erwachte er wieder und fühlte sich neu gestärkt, wenn er auch blaß und angegriffen aussah.

Herrlich rein und klar und von allem Nebelgewölk befreit, schien die Sonne wieder in sein Zimmer und diese Wahrnehmung goß neue Zuversicht in sein immer noch trübes und bekümmertes Herz. Rasch und vorsichtig stand er auf, kleidete sich an und dann verließ er, leise auftretend, das kleine Zimmer, um sich ohne Säumen zu dem noch schlafenden Freunde zu begeben.

Arnold, der stets nur einen leisen Schlaf hatte und sich immer schnell zu ermuntern pflegte, schaute verwundert

auf, als er Werner so bleich und mit bedeutungsvoller Miene vor seinem Lager stehen sah.

»Was giebt's?« fragte er leise, sich sofort in die Lage findend. »Hast Du mir etwas Neues zu verkünden?«

»Ja, steh' auf und komm hinunter in's Freie. Du weißt, warum. Es ist gut Wetter, die Sonne scheint und so wirst Du mich hinten im Obstgarten finden, wo wir ungestört sprechen können.«

Arnold sprang wie eine Feder aus dem Bett und nach einer Viertelstunde schon sah ihn Werner mit hastigen Schritten auf die Bank unter dem Apfelbaum zukommen, auf der er bereits voller Erwartung saß. Um ihn her sangen friedlich die Vögel ihr zauberisches Morgenlied; auf allen Blättern und Gräsern leuchteten diamantene Tropfen und aus ihnen sogen die Insecten ihren frühen Labetrunk. Aber Werner sah und hörte von allem Diesem heute nichts; dem stürmischen Gewoge seines Inneren preisgegeben, war die ganze Natur um ihn her leer und nur sein Herz war übervoll und er sehnte sich danach, es so bald wie möglich zu entlasten. Als er daher den Freund so hastig daherkommen sah, sprang er fast frohlockend auf und eilte ihm eben so hastig entgegen, und als sie nun Beide auf der Bank unter dem Baume saßen, hatte

Arnold bald Alles gehört, was Werner ihm zu sagen wußte.

Als er nun aber dies Alles wußte, schwieg er; einen Augenblick lang hielt er den männlich schönen Kopf gesenkt und seine immer so klare Stirn faltete sich, als ob die Gedanken, die dahinter arbeiteten, ihre feste Hülle

sprengen wollten. Ja, Werner's Mittheilungen des Gehörten, so gut es in seiner Erinnerung geblieben war, hatten auf ihn wie der Donnerschlag gewirkt, von dem er neulich gesprochen und sogar sein starkes Herz hatte einen Augenblick heftig zu klopfen begonnen. Indessen hatte er sich bald gefaßt, das alte muthige Lächeln umspielte schon wieder seine lebensvollen Züge, sein braunes Auge flammte höher auf und er sagte, Werner's Hand ergreifend und sie fest in die seine pressend:

»Werner, da haben wir schon das gefürchtete Gewitter in voller Wucht; aber ob es bei uns einschlagen wird, wissen wir doch noch nicht. Ich zweifle noch.«

»Woran zweifelst Du?«

»Ob dieser Pinto Machado – *unser* Pinto Machado aus Rio ist.«

»Ich zweifle kaum noch daran. Sie kommen aus Rio, ihre Worte haben es ja deutlich genug verrathen, und dieser Joao Pedro Gomez ist weiter nichts als der Spießgeselle unsers Machado. Sie haben sich Beide verbündet – wer kennt den inneren und äußeren Zusammenhang ihres Verhältnisses, ihr Treiben und ihre Zwecke, um dies arme edle Wesen zu unterdrücken, ihr Vermögen zu erbeuten, ihren Ruf zu beschädigen, um sie nachher mit Spott und Hohn wegzuwerfen, wie eine ausgepreßte Citrone. Das ist – erinnere Dich – edler Brasilianer Art und wir haben dergleichen in Rio hundertfach mit eigenen Augen gesehen.«

Arnold ballte die Faust und doch sah er dabei weder zornig noch aufgebracht, aber um so willenskräftiger und

entschlossener aus. »Wenn es so ist, wie Du sagst, dann ist unsere Arbeit gekommen!« rief er fast triumphierend aus. »Ja, sie ist gekommen und ich – ich« – er sprach dies mit zusammengebissenen Zähnen – »ich will wacker arbeiten, mit meiner ganzen Kraft und mit Arm und Kopf zugleich. Doch höre mich an, Werner, und laß uns Alles recht vernünftig bedenken. Laß uns mit der größten Vorsicht zu Werke gehen, bis wir ohne allen Zweifel sind, bis wir die vollste Sicherheit haben, ob der Tyrann dieses so hilflosen Weibes *unser* Pinto Machado ist. Wissen wir ist es bestimmt, ha! dann wie und wo – d'rauf und ihm den offenen Krieg erklärt, oder lieber ohne alle Kriegserklärung ihn an der Gurgel gefaßt, denn wir haben handgreifliche Beweise gegen ihn. So denke, so fühle und so sage ich.«

»Ich auch und mit Dir. Aber es wird uns schwer fallen, so ruhig das Kommende abzuwarten und, ob wir nun im Stillen oder offen handeln, alle niederträchtigen Anschläge dieses elenden Menschen zu vereiteln. Hätten wir wenigstens Gewißheit, daß Jesuina geneigt wäre, sich auf unsere Hülfe zu stützen, sie möglichen Falles anzurufen, dann wären wir schon um Vieles weiter. Aber sie weiß ja von uns, von unserer Mitwissenschaft ihrer Verhältnisse gar nichts, und es ist eine kitzliche Sache, uns ihr, wie aus den Wolken gefallen, aufzudrängen und uns als Helfer anzubieten. Wenn sie uns nun nicht als solche annähme?«

»Du setzest immer zu Viel und zu Wenig voraus, Werner. Ich sage Dir ja, verhalte Dich ruhig und warte in Geduld ab, was kommt. So lange sie noch in jenem Hause wohnt, bist Du ihr schon, ohne daß sie es weiß und will, ein Schutz, und sollte ihr Herr Cousin eine andere Wohnung ausfindig machen, was ich für sehr wahrscheinlich halte, so sind sie doch noch nicht aus der Welt und immer zu erreichen. Bis dahin thun wir unsererseits nichts. Doch halt! Da fällt mir ein glücklicher Gedanke ein. Welcher unschätzbare Zufall kommt uns da so herrlich zu Hülfe!«

»Welchen Zufall meinst Du?«

»Hast Du denn noch gar nicht an unsere Verbündete gedacht, an Adele Irminger? Ja, sie kann hier der wahre Schutzgeist der armen Jesuina und unsere kühnste Helferin werden. Edel, willenskräftig und willfährig ist sie genug dazu. Sie muß also zunächst Alles wissen, und wenn sie in unseren Plan eingeht, wie ich keinen Augenblick zweifle, wollen wir sie der armen Dulderin zusenden, auf irgend eine Weise, und sie soll ihr sagen, wer wir sind, was wir in Erfahrung gebracht und daß wir, wie und womit wir können, ihr zu helfen entschlossen sind.«

»Ja, Du hast Recht, das ist ein guter Gedanke. Aber wird sie sich dazu verstehen?«

»Ich habe es ja schon gesagt und wiederhole es: daran zweifle ich keinen Augenblick, denn ich glaube das edle Mädchen schon vollständig zu kennen.«

»Gut! – Aber wie, warum senkst Du mit einem Mal so bedenklich den Kopf?«

Das that Arnold wirklich, denn ihm war eben ein neuer Gedanke in den Sinn gekommen. »Höre,« sagte er, »Du darfst Dich jetzt nicht zuviel von Deinem Zimmer entfernen, Du mußt in steter Verbindung mit Deinen Nachbarn bleiben, damit wir von allen ihren Schritten Kenntniß erhalten. Ich aber werde heute Morgen endlich mit Fräulein Irminger nach der Heimwehsluh hinaufgehen, denn sie hat ja hier in Folge des Regenwitters eigentlich noch gar nichts gesehen, und da werde ich mit ihr über alles Vorliegende sprechen. Das ist das Eine und nun noch ein Anderes. Außer Adele wollen wir noch Niemanden in's Geheimniß ziehen, selbst meinen Vater nur dann, wenn es die Nothwendigkeit erheischt. Vor allen Dingen aber dürfen wir meiner Mutter nichts sagen, denn sie könnte uns unser freies Handeln nur erschweren. Sie ist eine zu ängstliche Natur, um mich ewig und immer besorgt, und könnte sich denken, daß die bevorstehende Begegnung mit Pinto Machado, den sie als einen Schurken kennt, Conflictte heraufbeschwöre, die für mich unangenehme Folgen haben oder mich wenigstens in einen ernstern Zwist verwickeln könnten, nicht wahr?«

»Gewiß, diese Conflictte werden auch nicht ausbleiben, Arnold, sobald ich seiner Person ansichtig oder gar habhaft geworden bin.«

»Nun, ich denke es auch, und was an uns liegt,« fuhr Arnold heiter lächelnd fort, »so soll ihm die Hölle ziemlich heiß gemacht werden, denn wir haben eine etwas harte Nuß mit ihm zu knacken. Halloh, Junge, ich bin

ganz munter und aufgelegt dazu, und in der besten Verfassung, den so duldsam in Rio begonnenen Strauß etwas kräftiger und nachdrücklicher in Interlaken auszufechten. Sieh, mein Knabe, wie seltsam doch die Vorsehung spielt, wie geschickt sie ihre anfangs so verworren scheinenden Fäden knüpft. Unsere brüderliche Freundschaft war die Basis vom Ganzen. Dann kam Dein Unglück in Rio, wobei ich Dir nach Kräften, wenigstens mit meinem Troste, beistand. Dann trat uns die schöne Beterin im Dom entgegen und zog Dir das glückliche Loos. Wir wurden dadurch wohlhabende und freie Leute und kehrten, von unserer Sehnsucht getrieben, in die Heimat zurück. Dein Trübsinn und Deine Menschenscheu trieb Dich, der das Erlittene nicht vergessen konnte, nach dem einsamen Hospiz im Schnee und da rettetest Du dem alten Irminger das Leben. Dadurch kamst Du in sein Haus und ich als Dein Schatten mit Dir. Dort trafen wir Adele, die Löwin von Luzern, und ich – ich verlor mein Herz an sie, wie Du das Deinige schon lange an die unbekannte Fee mit der glücklichen Hand verloren hattest. Endlich, ganz unerwartet, kommt Adele mit ihrem Vater hierher und Du findest zugleich Jesuina wieder. Nach ihr kommt Pinto Machado, den sie wahrscheinlich wie ein willenloser Magnet nach sich zieht, wieder in Sicht und wir, die wir mit Kopf und Hand bereit sind – wir fassen ihn. Ist das nicht eine schöne und interessante Schicksalsfügung?«

»O ja, aber wir haben ihn noch nicht, und wenn wir ihn haben – was weiter?«

»Das überlassen wir dem guten Gott, mein Freund!« rief Arnold, seine Augen und die rechte Hand nach dem blauen Himmel erhebend, der so klar, so majestätisch und so viel verheißend in seiner Durchsichtigkeit sich über ihm wölbte. »Sieh, ich bin nie so starkgläubig gewesen, wie gerade jetzt, denn aus jener seltsamen Verbindung von Umständen habe ich das Vertrauen fassen gelernt, daß die Entwicklung des von der Vorsehung geschützten Knotens eine günstige für uns sein werde. Halloh, mein Freund, also den Kopf in die Höhe! Und nun die Arme zur Arbeit gereckt! O, ich bin in meiner vollen Kraft und mit meinem eisernen Willen ein Riese, der ein redliches Unternehmen schon wagen kann. Und fühlst Du Dich nicht auch stark und mächtig, indem Du solcher Entwicklung auch Deines Schicksals entgegen gehst?«

»Ja,« sagte Werner fest und bestimmt, »ich auch!«

»Nun, was dann noch? Dann wollen wir das Ende ruhig abwarten, denn wir wissen schon jetzt, daß wir nichts als unsere Schuldigkeit thun wollen und somit getrost unserm Schicksal entgegen gehen können. Und nun komm in meines Vaters Haus. Sieh, ich irre mich nicht, da erscheint schon ein helles Kleid auf dem Balcon, und das zieht mich auch wie ein unwiderstehlicher Magnet an. Hurrah! Hier bin ich, ich komme, Magnet, und Du sollst mich heute belehren, ob ich mich in Dir und Deiner Kraft geirrt habe oder nicht!«

Und Arm in Arm schritt er mit dem durch ihn wieder frisch aufgelebten Freunde über den feuchten Rasen dem traulichen Hause zu, und nun hörten Beide die Vögel

ihr Morgenlied singen und sahen die diamantenen Thautropfen und die sich daran labenden Insecten, denn alle ihre Sinne waren wieder lebendig geworden und Gottes weite und schöne Welt lag offen und groß vor ihnen und sie fühlten die Lust und die Fähigkeit, ihre herrlichen Gaben zu genießen und sich mit anderen glücklichen Menschen ihres Lebens darin zu freuen.

DRITTES CAPITEL. DIE BEGEGNUNG AN DER AARE.

Als die beiden Freunde in die Laube traten, wo sich bereits Alle, außer dem Obersten, der schon früh auf sein Comptoir gegangen war, zum Frühstück versammelt hatten, bemerkte die scharfsichtige Adele sehr bald an dem Aussehen der jungen Männer, daß schon wieder Etwas und diesmal ganz Besonderes vorgefallen sein müsse. Arnold's Antlitz war von dem eben geführten Gespräch noch geröthet und in seinem Auge leuchtete ein ganz ungewöhnlicher Glanz. Werner befand sich sogar noch mehr unter der Einwirkung der eben gehaltenen Erregung, denn sein sonst so bleiches Gesicht war heute nicht nur sehr lebhaft gefärbt, sondern in seinem Auge, wenn er sie anblickte, lag es wie eine stumme Frage oder eine geheimnißvolle Bitte. Da sie natürlich sehr begierig war, die neusten Vorfälle zu erfahren, so nahm sie die Gelegenheit wahr, als Frau Halder einen Augenblick die Laube verlassen hatte, und fragte den neben ihr sitzenden Sohn des Hauses:

»Was giebt es? Sie haben etwas Neues erfahren. Darf ich es wissen?«

»Bitte,« erwiderte Arnold leise und einen vorsichtigen Blick auf die Gesellschafterin Adele's werfend, was jedoch eine unnütze Sorge war, da diese sich sehr wenig um die Anlegenheiten Adele's kümmerte, die ihr nicht freiwillig mitgetheilt wurden, »bitte, gedulden Sie sich kurze Zeit; Sie sollen Alles und recht genau erfahren. Zu dem Zweck gehen Sie nachher auf meinen Vorschlag ein, denn ich beabsichtige, Sie auf die Heimwehsfluh zu führen, da das Wetter so gut geworden ist und Sie noch nicht einmal unseren nächstgelegenen und schönsten Punkt gesehen haben.«

Bei den letzten Worten war Frau Halder wieder eingetreten und hatte sie vernommen. »Ja, das ist recht,« sagte sie, »das Wetter ist zu schön, um es im Zimmer zu versitzen, und wer weiß, wie lange es so bleibt. Aber ich gehe nicht mit auf den Berg, er ist mir zu hoch und die Hitze ist auch schon wieder da.«

»Ich gehe auch nicht mit,« nahm nun Fräulein Dubs das Wort, »ich steige überhaupt nicht gern und hatte mir schon vorgenommen, heute Morgen einige Briefe nach Hause zu schreiben.«

»Thun Sie das, Liebe,« versetzte Adele und sich mit graziösem Lächeln an die beiden jungen Männer wendend, fuhr sie fort: »Dann müssen Sie sich schon um mich allein bemühen, meine Herren.«

Beide verneigten sich und äußerten ihr Vergnügen über den bevorstehenden Spaziergang.

Dieser wurde denn auch bald nach dem Frühstück angetreten, als die drei Personen aber, von Fingal wie immer begleitet, eine Strecke schweigend nebeneinander gegangen waren, blieb Werner plötzlich stehen, und sich an Fräulein Irminger wendend, sagte er:

»Würden Sie es mir übel deuten, wenn ich Sie heute mit meinem Freunde allein gehen ließe? Jedenfalls wird er Ihnen den Grund davon sagen, da er weiß, was ich heute zu Hause zu thun habe.«

»Ich habe nichts dawider,« versetzte Adele scherzend; »aber unsere Gesellschaft vermindert sich immer rascher, Herr Halder, und wenn nun auch Sie aus irgend einem Grunde davonlaufen, dann sehe ich es kommen, daß ich allein nach der Heimwehfluh hinaufsteigen muß.«

»Sie haben das nicht zu befürchten, mein Fräulein. Ich harre heute treulich bei Ihnen aus und es kommt mir fast vor, als hätten die Sterne es so gefügt, daß wir allein bleiben, um uns Gelegenheit zu geben, den reichen Stoff zu verhandeln, der sich seit gestern Abend noch zehnfach gehäuft hat.«

Er sprach das mit ernsterer Miene als gewöhnlich, so daß Adele aufmerksamer wurde und leicht erröthete; aber sie war so glücklich organisirt, daß sie sich in allen Lagen immer leicht zu fassen wußte und so sagte sie:

»So! Nun, dann wird es an Unterhaltung nicht fehlen; auch ich hatte mir vorgenommen, Ihnen heute Etwas mitzutheilen, was der Rede werth ist, und so müssen wir uns Beide beeilen, damit zu Stande zu kommen. Leben

Sie wohl, Herr Altstetten, und grüßen Sie in meinem Namen die schöne Nachbarin, wenn Sie sie zufällig sehen.«

Sie nickte anmuthig mit dem Kopf und schlug dann an Arnold's Seite den frischen Weg ein, der durch die Wiesen über die Aarebrücke nach der Heimwehsluh hinaufführt.

Als Werner sich allein sah, ging er mit raschen Schritten nach seinem Hause zurück; als er aber eben in die Thür treten wollte, kam ihm die schmucke Magd entgegen und sagte grüßend:

»Ihr Zimmer ist fertig, Herr, und wahrscheinlich werden Sie auch bald Ihre schöne Nachbarschaft verlieren, dann können Sie in das größere Zimmer ziehen.«

»Wie so?« fragte Werner verwundert. »Ziehen die Fremden etwa aus?«

»Sie mögen es wohl, aber das wird jetzt so rasch nicht gehen. Der Herr ist vor einer halben Stunde nach Interlaken gegangen, um ein größeres Quartier zu suchen, aber alle Häuser sind voll und die leeren Zimmer sind auch schon lange im Voraus bestellt.«

»So! Ist der Herr allein ausgegangen?« wagte Werner zu fragen, während er schon die Treppe erstieg.

»Ja. Aber gleich nach ihm ist die größere Dame nach dem Thuner See hinabgegangen und die kleine liegt auf dem Sopha, weil sie etwas unpäßlich ist.«

Werner fuhr ein Gedanke durch den Kopf, und kaum hatte sich das Mädchen entfernt, so begann er ihn damit auszuführen, daß er schon wieder das Haus verließ und, von Fingal gefolgt, ebenfalls die Straße hinabschritt, die nach dem Thuner See führt.

Als er aber an den seitwärts nach der Ruine Weissenau führenden Fahrweg kam, stand er einen Augenblick gedankenvoll still. »Ist das klug, ist das rathsam?« fragte er sich. »Ja!« antwortete ihm eine innere Stimme, und, wie von ihr fernerhin angetrieben, verließ er die Thunerstraße und schlug den Weg zur Linken nach den Bergen ein.

Werner bemühte sich nach besten Kräften, auf diesem Wege ruhig und besonnen zu sein, aber er vermochte es nicht, seiner inneren Aufregung gänzlich Herr zu werden. In seinem Kopfe gährte und in seinem Herzen hämmerte es gewaltig noch von der vorigen Nacht her und die Bitten und Ermahnungen des viel bedächtigeren Freundes übten immer nur so lange eine besänftigende Wirkung auf ihn aus, als derselbe in seiner Nähe war und mit seinem herrischen Auge den Ausbruch seiner Gefühle hemmte. Der Gedanke, daß Pinto Machado in der Nähe, daß er komme, um noch einmal seinen Weg zu durchkreuzen – denn daß dieser der feile Betrüger aus Rio war, daran zweifelte er keinen Augenblick mehr – beherrschte sogar in diesem Moment den Gedanken an die wiedergefundene schöne Beterin und so war er der doppelten Einwirkung dieser beiden sich widerstreitenden Potenzen hingegeben und litt darunter, wie nur ein Mann von seinem empfindsamen und leicht verletzlichen Wesen darunter leiden konnte.

So ging er viel rascher, als er gewöhnlich zu gehen pflegte, und erst seine tropfende Stirn bewies ihm, daß

er eine größere Eile an den Tag gelegt, als gerade nöthig war. Aber da hatte er die malerische Ruine von Weissenau erreicht und die gewaltigen und schön bewachsenen Felsen des schroff abstürzenden Abendberges ragten bedeutsam vor ihm aus. Eine Weile stand er still und schaute nachdenklich nach dem blauen glatten Spiegel des herrlichen Thuner Sees hinunter und auf die colossale Pyramide des Riesen, der sich majestätisch und stolz wie immer auf der südlichen Seite des Sees mit den sich ihm anschließenden Gipfeln erhob, die mit der phantastisch gestalteten Stockhornkette abschlossen, deren Horn spitz wie ein nach den Wolken deutender Finger in den goldklaren Aether strebte.

Endlich glaubte er, seine Augen genügend an dem prachtvollen und doch so friedlichen Anblick geweidet zu haben und er wandte sich vom Thuner See ab und trat der Bergkette näher, an deren Fuß sich der Weg nach dem ›Jungfraublick‹, an der Wagneren Schlucht vorbei nach Interlaken, immer am Ufer der gewaltig rauschenden Aare entlang schlängelt.

Dieser Weg lag im tiefsten Morgenschatten der nach Norden sehenden Bergkette und die Ausdünstungen der eisigen Aare, die ihre lebhaften Wellen von den nicht allzu fernen Gletschern erhält, machten die Luft kühl und angenehm.

Werner nahm, als er in den Schatten gelangt war, seinen Hut ab und trocknete sich den Schweiß von der heißen Stirn; dann schritt er langsam dicht an der Aare dahin, nur bisweilen mit seinen Blicken in die Ferne dringend, die hier, wie überall in der Umgegend von Interlaken, so zahllose Reize bietet.

Plötzlich stieß Fingal, der bisher ruhig hinter ihm hergeschritten war, ein kurzes herausforderndes Gebell aus, und gleich darauf sprang er an seinem Herrn empor, als wolle er den still in sich Versunkenen auf die ihn umgebende Welt aufmerksam machen.

Werner blieb stehen, sah den Hund an und fragte dann laut: »Was willst Du?« Und da der Hund sogleich nach dem Wasser lief, als wolle er sich hineinstürzen, so rief er: »Ah, ich verstehe Dich, Fingal, Du willst Dich ein wenig abkühlen und ich soll Dir ein Stück Holz in den Fluß werfen, damit Du es holen kannst. Gut, gut, es soll geschehen; aber das Wasser der Aare ist kalt, mein Freund, und der Strom mächtig. Du wirst wacker darin arbeiten müssen.«

Der Hund, als hätte er ihn verstanden, sprang freudig und laut bellend empor und lief dann in das nahe Gehölz, wo er bald gefunden hatte, was er suchte. Es war ein kräftiges Stück Holz und er trug es seinem Herrn heran, damit dieser es in das Wasser werfe.

Werner nahm es ihm ab und schleuderte es weit in die blaue Fluth; Fingal aber, ein noch lautetes Freudengeheul ausstoßend, stürzte sich ihm kühn nach und schwamm mit kräftigen Bewegungen dahinter her.

Werner stand am Rande des Flusses still und sah mit Vergnügen, wie rasch und kräftig das edle Thier das Wasser durchbrach, und als er das Holz erreicht, schnappte er danach und brachte es seinem Herrn zurück, nachdem er sich das crystallklare Wasser leicht aus dem dichten Fell geschüttelt.

Werner wiederholte das Spiel noch einige Male, dabei immer langsam weiter gehend und wenig mehr auf den Weg achtend, der menschenleer vor ihm lag.

Plötzlich aber blieb er wie an den Boden gefesselt stehen, denn eben, als Fingal zum letzten Mal sein kühles Bad wiederholt, sah er in der Ferne, dicht im Schatten des Bergwaldes sich haltend, eine Gestalt auftauchen, die langsam näher kam, sich aber von Zeit zu Zeit rings umblickte, als suche sie einen Weg, der sie über die Aare brächte, der aber erst am Fuße der Heimwehsluh viel weiter nach Interlaken hin in der Brücke zu finden war, die dort auf einen Pfad über die Wiesen nach Beausite zurückführte.

Als unser Freund, den Hund außer Acht lassend, genauer auf die nahende Gestalt blickte, blieb er stehen und es war, als ob seinen Körper ein leises Zittern überflöge. Irrte er sich oder sah er recht? Nein, er irrte sich nicht, das erkannte er nur zu bald, denn schon war die Gestalt näher an ihn herangekommen und er konnte bereits ihre Kleidung erkennen. Ach, die Kleidung war es nicht, an der er sie erkannte, denn in dieser, die sie heute trug, hatte er sie noch nicht gesehen, und doch war sie einer andern ähnlich, die sie an einem ganz anderen

Orte und zu einer viel früheren Zeit getragen. Ja, gerade so leicht, gleichsam schwebend, so anmuthig die schönen Glieder bewegend, aber auch in einer ähnlich traurigen Haltung den schönen Kopf tragend, hatte er sie damals in Rio gesehen, als sie mit thränenden Augen und ganz in ihren Schmerz versunken aus der Kirche trat, dann neben ihm und Arnold Halder nach kurzem Gespräch, willig und folgsam seiner Bitte nachgebend, nach dem Hause schritt, wo sie für ihn das so glückliche Loos zog. Auch war ihre Kleidung, wie schon gesagt, ihrer damaligen in Rio ähnlich, denn sie trug wieder ein schwarzes seidenes Gewand, nur war es heute hoch aufgeschürzt und über die Schultern war keine Mantille geworfen, da es sehr warm und das Kleid bis an den Hals hinan züchtig geschlossen war. Auf ihrem kleinen einfachen Strohhütchen aber war wieder ein feiner schwarzer Schleier befestigt, der so unnachahmlich graziös bis auf die Taille zurückfiel, wie ihn nur die Frauen von spanischer Abkunft zu tragen verstehen. In der rechten Hand endlich hielt sie ein weißes Battisttuch und in der Linken einen Sonnenschirm, der aber zugeschlagen war, denn sie ging ja im tiefsten Schatten der Berge, durch die kein Sonnenstrahl drang, wie er den blauschimmernden Fluß und die Ebene des Bödels mit seiner heißen Gluth übergießt.

Werner, als er dies Alles mit blitzschnellem Blick überflog, fühlte selbst, daß alle seine Pulse klopfen es und eine heiße Blutwelle sein bleiches Gesicht überströmte. Ausweichen aber konnte er ihr nicht mehr, und das wollte er gewiß auch nicht, und so ging er, nichts weiter

mehr denkend, nur sehend, nur empfindend, langsam vorwärts, wie eine Maschine, die durch unsichtbare Kraft in Bewegung gesetzt wird.

Aber da sollte ihm die Begegnung mit ihr durch einen unvermutheten Zwischenfall erleichtert werden. Fingal, als er nun auch die Fremde sah, stieß ein freudiges Geknurr aus und sprang in kurzen Sätzen der Nahenden entgegen, als wollte er sie auf dem einsamen Wege willkommenen.

Als die Dame das große nasse Thier sich so nahe kommen sah, blieb sie erschreckt stehen und hob die Hand mit dem Schirm wie zur Abwehr empor. Werner aber rief den Hund zurück, der augenblicklich gehorchte und hinter seinen Herrn trat. Dieser aber, ehrerbietig den Hut ziehend, sagte, nahe an die Dame herantretend:

»Verzeihen Sie! Der Hund ist nicht böse und sein Entgegenkommen ist vielmehr nur eine Art Begrüßung, wie er sie allen Menschen zu Theil werden läßt, in deren Nähe er sich schon befunden hat.«

»Ja,« sagte Jesuina mit mild lächelnder Miene, »ich habe ihn auch schon gesehen – er ist also nicht böse?«

»Kein Kind kann frommer sein, mein Fräulein – sehen Sie ihn nur genauer an.«

Jesuina bückte sich nach dem schönen Hunde nieder und sah ihm in die wunderbar klugen Augen. »Ja,« sagte sie, »er sieht fromm aus, auch fürchte ich mich nicht so leicht, nur kam er etwas schnell heran. Doch ...« brach sie leicht ab, indem sie sich mit ihrem Tuch über das

plötzlich aufglühende Gesicht strich, »da ich Ihnen so zufällig begegnet bin, mein Herr, so haben Sie vielleicht die Güte, mich zu belehren, wo ich einen kürzeren Uebergang nach Beausite finde. Ich bin dort an der Ruine gewesen und eine Frau sagte mir, daß eine Brücke über den Fluß führe. Ich ging am Ufer entlang, aber ich fand sie nicht.«

Werner deutete mit der Hand nach vorn und sagte lächelnd, denn er war plötzlich ganz ruhig und vollständig Herr seiner selbst geworden: »Die Brücke ist viel weiter unten; Sie sind wahrscheinlich nicht weit genug gegangen. Ich gehe auch dahin, und wenn Sie sich meiner Führung bis dahin überlassen wollen, so bringe ich Sie zur richtigen Stelle. Uebrigens gebe ich mir die Ehre, mich Ihnen vorzustellen,« und er nannte seinen Namen, ohne demselben eine nähere Bezeichnung beizufügen.

Die Dame verneigte sich dankend, und nachdem sie flüchtig nach beiden Richtungen des Weges hingeblickt, als ob sie sehen wollte, ob auch kein anderer Mensch daher komme, sagte sie einfach und etwas leise:

»Und ich bin eine Fremde an diesem Orte. Mein Name ist Jesuina da Costa Faria!«

Werner nahm seinen Hut ab und sagte lächelnd: »Ich kenne ihn bereits, denn ich habe ihn im Fremdenbuch in Beausite gelesen.«

Auf diese Worte schwieg Jesuina, als denke sie reiflich über Etwas nach; dabei schritten sie wieder vorwärts, doch dicht neben einander und so langsam gehend, wie sie vorher, als sie noch allein gewesen, nicht gegangen

waren. Auch Werner sprach jetzt kein Wort, in seinem Geiste war plötzlich ein seltsamer Gedanke aufgestiegen und er sann rasch und freudig nach, ob er denselben gleich zur Ausführung bringen sollte. Aber da hatte er sich fast unwillkürlich schon dazu entschieden, denn während er bisher Französisch gesprochen, wie die Dame, sagte er plötzlich in reiner portugiesischer Sprache:

»Es ist dies eine sehr seltsame Begegnung, mein Fräulein, und ich bin fest überzeugt, daß Sie dieselbe auch so finden werden.«

Hatte Werner gedacht, daß sich ein großes Staunen auf dem schönen Gesicht der Dame aussprechen würde, so als ob sie sich in ihrer Muttersprache anreden hörte, so hatte er sich geirrt. Nein, es trat kein Zug des Staunens darauf hervor, vielmehr nur ein wohlwollendes Lächeln, als finde sie es natürlich, daß Werner Portugiesisch spreche. Ohne aber auf seine letzten Worte einzugehen, sah sie ihn nur gedankenvoll von der Seite an und sagte dann mit einer Ruhe, die auch Werner ruhig und sicher stimmte:

»Darf ich fragen, wo Sie meine Landessprache erlernt haben? Denn ich gestehe ein, daß mein Vater ein Portugiese war, obwohl meine Mutter aus einer spanischen Familie stammt.«

»Auf Reisen habe ich sie gelernt!« erwiderte Werner mit einem gespannt forschenden Ausdruck auf seinen weichen Zügen, denn nun sah er schon ein, daß eine nähere Erklärung zwischen ihnen nicht mehr lange ausbleiben könne.

»Also auf Reisen! Wohin führten Sie diese Reisen, denn ich höre, daß Sie meine Sprache sehr gut verstehen.«

»Sie führten mich nach Portugal wie Sie sich denken können,« sagte er, noch einen Augenblick der Entwicklung des Bevorstehenden ausweichend.

»Also nach Portugal!« sprach sie, tief sinnend vor sich nieder blickend. »Ach, sagen Sie mir,« unterbrach sie plötzlich das eben begonnene Gespräch, dessen Ziel Werner schon so nahe zu sein glaubte, »spricht die junge Dame, die gestern bei Tisch in Ihrer Nähe saß und mit der ich Sie reden sah, auch Portugiesisch?«

»Nein,« erwiderte Werner, über die unerwartete Abschweifung etwas verwundert, »sie ist eine Schweizerin und spricht außer ihrem heimatlichen Dialect nur Deutsch, Englisch und Französisch.«

»O, also doch Französisch! Das freut mich. Wohnt sie hier in Interlaken?«

»Nein, sie wohnt in Luzern . . . «

»Ah, also sie ist hier nur zum Besuch?«

»Ja, bei dem Vater meines Freundes, dem Obersten Halder, der unmittelbar neben Beausite wohnt. Auch wird sie sich nicht mehr lange, höchstens nur noch einige Tage hier aufhalten, um alsbald wieder nach Luzern zurückzukehren.«

Jesuina nickte träumerisch mit dem Kopf, es für ihren Begleiter unentschieden lassend, ob sie ihm damit danken wolle, oder ob sie einen ihr im Geheimen vorschwebenden Gedanken verfolge. Plötzlich aber erhob sie mit einem muthigen Entschluß den niedergesenkten

Kopf wieder und sah Werner aufmerksam und prüfend an. Der Ausdruck seiner Miene mußte ihr Vertrauen einflößen, denn, nachdem sie sich rasch noch einmal nach beiden Richtungen umgesehen und Niemanden in der Nähe wahrgenommen hatte, sagte sie mit einem Lächeln, das, trotzdem es traurig, fast melancholisch war, doch ihrem Antlitz einen wunderbar strahlenden Glanz verlieh:

»Mein Herr! Ich habe nicht viel Zeit für mich übrig und die Gelegenheit, mit Ihnen zu reden wie jetzt, dürfte so leicht nicht wiederkehren, also – verzeihen Sie meine Dreistigkeit – wozu die weitere Verstellung zwischen uns? Daß Sie in Portugal gewesen, sagen Sie mir und ich glaube es auch, aber Sie verschweigen mir, daß Sie auch an einem anderen Orte gewesen sind, der uns Beide wahrscheinlich näher berührt. Warum thun Sie das? Ah, Sie erröthen und lächeln – also Sie sind vor etwa einem Jahr wirklich – in Rio gewesen?«

Werner's Gesicht leuchtete fast von Freude und sein Herz schwoll in einem nie gefühlten Entzücken auf; er hatte sich also nicht in der wiedergefundenen Beterin geirrt. So faßte er sich denn schnell und all seinen Muth zusammennemend, sagte er, leiser und doch bedeutsamer als vorher sprechend.

»Ja, ich bin dort gewesen und da habe ich, vielleicht allzu kühn, aber durch eine augenblickliche Nothwendigkeit gedrängt, eines Tages an eine mir fremde Dame eine seltsame Bitte gerichtet . . . «

»Es ist wahr, seltsam war sie gewiß, aber sie wurde von dieser Dame, die ebenfalls von einer augenblicklichen Nothwendigkeit bedrängt war, gern erfüllt.«

»Dafür,« fuhr Werner lebhafter und mit tiefer Empfindung fort, »bin ich ihr schon damals unaussprechlich dankbar gewesen, wie ich es auch noch jetzt bin, und ich halte es für einen der schönsten Augenblicke meines Lebens, daß ich ihr endlich – endlich diesen Dank, wenn auch vorläufig nur mit schwachen Worten, aussprechen kann.«

Jesuina nickte ihm freundlich und fast vertraulich zu und in diesem Moment schien alle Traurigkeit aus ihrem Gesicht verschwunden zu sein.

»Ich freue mich, daß wir uns so unverhofft wiedersehen,« sagte sie; »auch ich habe schon öfters an jenen Moment zurückdenken müssen. Aber daß Sie so dankbar dafür sein würden, habe ich nicht gedacht – habe ich denn durch die Erfüllung Ihrer damaligen Bitte so Großes vollbracht?«

»Ja!« sagte Werner fest und laut, während seine ganze damalige Lage noch einmal wie im Fluge vor seiner Seele vorüberschoß, wobei seine Miene unbewußt einen nachdenklichen, fast wehmüthigen Ausdruck annahm.

»Darf ich nicht wissen, was es eigentlich war?« fragte sie mit einem holdseligen Lächeln, in dem sich unwillkürlich eine kleine Neugierde verrieth.

Werner besann sich längere Zeit, fast zu lange für die sichtbare Ungeduld der schönen Fremden, und doch durfte er hier nicht blindlings sein damaliges Verhältniß

enthüllen. Jesuina konnte ja, da ihr Pinto Machado bekannt war, von seinen in ganz Rio rufbar gewordenen Erlebnissen mit diesem gehört haben, und es widerstand seinem Gefühl, dem vertrauenden Mädchen gegenüber, auf diesen tragischen Abschnitt seines Lebens näher einzugehen. So sagte er endlich nur:

»O ja, die Folgen Ihrer Handlung wenigstens kann ich Ihnen mittheilen und Sie werden sich gewiß darüber freuen. Das von Ihrer Hand gezogene Loos hat mir Glück gebracht – dies Glück hielt ich damals schon für groß – jetzt halte ich es noch für viel größer, denn es hat mir die Gelegenheit verschafft, Sie wiederzusehen, und zwar an einem Orte, wo ich es am wenigsten vermuthen konnte.«

»Das habe ich auch durchaus nicht vermuthet,« fuhr sie, mit edler Offenherzigkeit redend fort, »und doch habe ich Sie gestern fast auf der Stelle wiedererkannt, Sie und den Herrn, der an der Seite jener schönen Dame saß.«

»Also auch den haben Sie sogleich erkannt? Nun ja, er hat ein Gesicht, welches man nur einmal zu sehen braucht, um es nie wieder zu vergessen, und eben so ist es mir mit Ihnen ergangen. Ihr Gesicht hätte ich auch unter Millionen herausgefunden, obgleich ich Sie im Ganzen höchstens eine Viertelstunde lang gesehen und keine hundert Worte mit Ihnen gesprochen habe.«

Sie lächelte hierbei so freudig auf, daß man sah, wie unschuldsvoll noch ihr Herz war, und daß die natürliche Coquetterie, die allen Frauen ihrer Abkunft eigen ist,

keinen wucherischen Boden in ihrem einfachen und anspruchslosen Wesen gefunden habe. Dann aber fuhr sie, wieder ernster werdend, sogleich fort:

»Nur Eins machte mich gestern im Anfang etwas irre, bis ich später wohl sah, daß auch Sie mich erkannt und daß mein Auge mich also nicht getäuscht hatte. Ich fand Sie nämlich viel weniger traurig und kummervoll aussehend, als in Rio, und Ihre Gesundheit, die mir damals so zart erschien, scheint auch viel besser geworden zu sein.«

»Haben Sie mich denn in Rio so genau betrachtet?« fragte Werner in halber Selbstvergessenheit, da er von diesem Umstand, den sie so unbefangen enthüllte, außerordentlich beglückt war. »In Rio befand ich mich gerade zu jener Zeit in einer sehr mißlichen, ja unglücklichen Lage. Ich war in der *Fremde* . . .« dies Wort sprach er mit einem hörbaren Nachdruck aus; »hier aber bin ich in der Heimat, wo ich theure und mich liebende Freunde besitze, und da habe ich mich wunderbar schnell erholt.«

Sie seufzte tief auf und blickte sinnend über den blauen Fluß hin, der laut rauschend eben eine starke Biegung in der Nähe ihres Weges beschrieb.

»Und zum Theil,« fuhr Werner fort, »haben auch Sie mit zu dieser meiner schnellen Erholung beigetragen, ohne bis jetzt die geringste Ahnung davon gehabt zu haben. Ja, es gewährt mir ein besonderes Vergnügen, Ihnen das sagen zu können: zufolge Ihrer Hülfe haben sich damals meine Verhältnisse, was ich so wenig erwarten konnte, sehr rasch und wesentlich gebessert. Mir fiel ein bedeutender Gewinnst durch das Loos zu und dadurch bin ich

ein freier Mann geworden, der, wie Sie sehen, ganz nach seinem Gefallen in der Welt umherschweift. Das Alles verdanke ich also Ihnen und daß ich es Ihnen mittheilen darf, das ist ein Genuß, den ich lange ersehnt und den zu erreichen ich in Wahrheit nie hoffen durfte.«

Jesuina nickte befriedigt und sah immer noch sinnend vor sich nieder. »Das freut mich,« sagte sie, »ich meine, daß ich so zufällig Etwas dazu beigetragen habe, Ihnen zur Freiheit zu verhelfen. O, es muß ein großes Glück sein, sich frei zu fühlen, das empfindet man am meisten, wenn man selbst – nicht frei ist. Doch – erlauben Sie mir, daß ich hiervon abbreche und lieber noch einmal auf jene schöne Dame zurückkomme, in deren Gesellschaft Sie sich gestern befanden. Ist sie vielleicht eine Verwandte von Ihnen?«

»Nein, ich habe keine weibliche Verwandte mehr am Leben und außer einem alten Onkel, der fern von mir wohnt, stehe ich ganz allein in der Welt. Jene Dame aber ist die Tochter eines Mannes, dem ich so glücklich war, einen kleinen Dienst zu leisten, und dadurch bin ich auch mit ihr bekannt geworden.«

»So! Ach, wissen Sie,« fuhr Jesuina mit einer fast rührenden Innigkeit fort, »das Gesicht dieser Dame hat vom ersten Augenblick an einen ungemein wohlthuenden Eindruck auf mich gemacht. Solches Gesicht habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Es ist so klar und rein, wie der blaue Himmel, und kein Wölkchen ist darauf zu finden. Ich meine damit nicht ihre körperliche,

sondern ihre geistige Schönheit, und gerade diese Reinheit und Unschuld, diese Güte und Milde, haben auf mich so wunderbar gewirkt, daß ich zu der Dame rasch ein unbedingtes Vertrauen gewinnen könnte.«

»Da sind Sie an die richtige Person gekommen,« sagte Werner mit lebhafterer Aufwallung. »Das Gesicht der Dame ist nicht nur wunderbar schön, sondern ihr Herz ist auch wunderbar gut und wenn Sie Vertrauen zu ihr gefaßt, so ist sie ganz dazu geschaffen, demselben auf die würdigste Weise zu entsprechen.«

»Ich glaube es Ihnen, denn ich fühle es selbst. Also in Luzern wohnt sie? O, darf ich nicht ihren Namen wissen?«

»Sie heißt Adele Irminger und ist die einzige Tochter eines sehr braven und dabei reichen Mannes, eines Kaufmanns in Luzern. Die Dame, die neben ihr saß, ist ihre Gesellschafterin, denn ihre Mutter lebt leider nicht mehr.«

»Ach! Also auch sie hat keine Mutter mehr! O, das kenne ich; die meinige ist auch todt und war kurz vor der Zeit gestorben, wo Sie mich in Rio zum ersten Mal sahen.«

»Aber Sie haben doch gewiß Verwandte?« fragte Werner mit einigem Eifer. »Oder täusche ich mich, wenn ich die Dame und den Herrn, in deren Gesellschaft Sie sich befinden, für Ihre Verwandten halte?«

Jesuina senkte trübe den Kopf. »Ja,« sagte sie langsam und einen unwillkürlich hervorquellenden Seufzer nur halb unterdrückend, »es sind Verwandte von mir –

aber keine Blutsverwandte und mir nur insofern nahe stehend, als sie die einzigen sind, die ich noch auf der Welt habe. Denn ich bin eine Waise und selbst meinen Vater habe ich nie gekannt.«

Werner, der es eben so wenig wie Jesuina zu wissen schien, daß sie den Weg, auf dem sie gingen, schon zweimal hin und her zurückgelegt hatten, blieb plötzlich stehen. »Es ist eigentlich merkwürdig,« sagte er sinnend, »daß es mir eben so geht, und noch merkwürdiger, daß wir uns zum zweiten Male im Leben wieder zusammenfinden.«

»Allerdings; aber was das Letztere betrifft,« fuhr Jesuina unbefangen fort, »so ist das doch wohl sehr leicht zu erklären. Wir reisten Beide noch Europa, besuchten die Schweiz, wie so viele andere Leute aus allen möglichen Ländern, und so trafen wir uns.«

»Ja, das ist allerdings erklärlich, mein Fräulein. Doch gestatten Sie mir noch eine andere Frage. Werden Sie lange hier bleiben?«

Jesuina seufzte laut. »Ach,« sagte sie, »das hängt leider nicht von mir ab, denn ich sagte Ihnen ja schon, daß ich nicht frei bin und also nicht über mich selber bestimmen kann. Wenn es auf mich ankäme, so bliebe ich gern recht lange hier, denn es ist ja so unbeschreiblich schön zwischen diesen Bergen, an diesen Seen und unter diesen guten und freundlichen Menschen. Aber – meine Verwandten allein haben darüber zu bestimmen, oder bestimmen wenigstens darüber.«

»Diese Bestimmung scheint nicht ganz nach Ihrem Wunsch und Geschmack zu sein?« fragte Werner kühn, als sie mit traurigem Ausblick gegen ihn schwieg.

»Wie? Bemerkten Sie, sehen Sie das?«

»Ja,« erwiderte Werner mit festem Blick in ihr sametschwarzes und fragend auf ihn gerichteten Auge, »ich sehe und bemerke es.«

Es entstand eine kurze Pause und die benutzte Werner, um rasch zu überlegen, ob er der so treulich und unbefangenen Redenden mit unumwundenem Vertrauen entgegenkommen und ihr sagen sollte, daß er ihr Nachbar in ihrem Hause sei und daß er als solcher die stürmischen Gespräche zwischen ihr und ihren Verwandten gehört habe. Allein, von einem instinktiven Gefühl beherrscht, dessen er sich im Augenblick nicht klar bewußt werden konnte, beschloß er, noch damit zu warten; woran vielleicht der Gedanke mit Antheil hatte, daß sie, im Fall sie seine Nachbarschaft und also auch seine Mitwissenschaft des Vorgefallenen kenne, sich ferner hüten werde, ihn in die Verhältnisse dieser Verwandten schauen zu lassen.

»Ach,« sagte sie endlich, nachdem auch sie eine Weile ernstlich nachgedacht, »dann will ich lieber darüber schweigen. Wir haben heute lange genug mit einander gesprochen und es wird Zeit, daß ich nach Hause komme, wo man mich gewiß schon erwarten wird. Und da sehe ich die Brücke vor uns, die ich vorher nicht finden konnte. Ja gewiß, ich war nicht weit genug am Ufer des Flusses hinaufgegangen. O, wie reizend das Alles hier ist!

Welchen Weg aber schlage ich ein, wenn ich jenseits der Brücke bin?«

»Soll ich Sie nicht bis nach Beausite begleiten?« wagte Werner zu fragen.

»Nein,« sagte sie nach kurzem Besinnen und indem sie ihm mit ihrem wehmüthigen Lächeln freundlich in das so treue Auge sah, »begleiten Sie mich nicht über die Brücke, ich möchte gern allein nach Hause zurückkehren. Es existiren Gründe, welche mich das dringend wünschen lassen. Und außerdem habe ich noch eine Bitte, nach deren Ursache Sie eben so wenig forschen dürfen. Lassen Sie uns, wenn wir uns bei Tische in Gegenwart meiner Verwandten begegnen, als Fremde einander gegenüberreten. Sie brauchen nicht zu wissen, daß wir uns je gekannt und uns hier wiedergesehen haben. Also vermeiden Sie es auch, mit mir Portugiesisch zu reden und wenn Sie uns so reden hören, geben Sie sich das Ansehen, als verstünden Sie es nicht. Es thut mir leid, zu Ihnen, der dennoch der Einzige ist, mit dem ich darüber reden kann, so sprechen zu müssen. Wir Menschen werden oft durch Verhältnisse beherrscht, die uns zuwider sind und die wir doch mit dem besten Willen nicht ohne Weiteres abschütteln können. – So, jetzt habe ich mein Herz doch etwas erleichtert, und nun zeigen Sie mir den Weg, den ich einschlagen muß, um nach Hause zu gelangen.«

Werner deutete ihr mit der Hand an, wie sie gehen müsse und zeigte ihr ein hoch emporragendes Haus mit

grünen Fensterläden, welches man von der Brücke aus sehr gut erkennen konnte und die Pension Beausite war.

»Halten Sie sich,« sagte er, »immer auf dem Fußsteig zur Rechten; sind Sie an der Krümmung der Aare vorübergeschritten, so wenden Sie sich links und dann führt Sie ein mit Steinen belegter Weg in die Straße, in welcher Ihr Haus liegt. Uebrigens hoffe ich,« setzte er rasch hinzu, als sie eben schon die Stufen zur Brücke ersteigen wollte, »daß wir uns nicht zum letzten Mal gesprochen haben.«

Sie verneigte sich, anmuthig lächelnd und entgegnete: »Auch ich wünsche, daß wir uns noch öfter unterhalten können, und so leben Sie wohl!«

Mit diesen Worten und dabei einen Blick auf ihn heftend, der ihm tief in die Seele drang, stieg sie die Stufen empor und er, den Hut noch immer ehrerbietig in der Hand haltend, sah ihr nach, als ob mit ihr die Sonne des Tages von ihm Abschied nähme und es rings um ihn her dunkle Nacht würde. Ja, da ging sie hin, leicht und sicher mit ihrem schwebenden Schritt und er stand unbeweglich auf derselben Stelle und schaute ihr nach, so lange er sie mit den Augen erreichen konnte.

Ob er dabei traurig war? Nach dem Aussehen seines wieder bleich gewordenen Gesichts zu schließen, schien es wohl so, und doch, doch ging in ihm, seltsam genug, gerade das Gegentheil davon vor. Was war es nur,

warum seine Seele mit einem Male, wie von einem geheimnißvollen Zauber berührt, so wunderbar frohlockte, was hatte alle seine Lebensgeister so plötzlich zu einem triumphartigen Aufschwung erhoben? Seltsam und unerklärlich ist es gewiß, wie das erste Erwachen einer stillen Leidenschaft für ein anderes menschliches Wesen auf die Menschen überhaupt so verschieden wirkt! Der kühne, muthige Arnold Halder, als er jenes erste Erwachen in sich verspürte, wurde still, nachdenklich und träumerisch, und der so weichmüthige, zur Melancholie geneigte Werner von Altstetten jubelte fast in maßlosem Frohlocken auf. Ja, so war es und er fühlte es selbst. Denn mit einem Mal war es ihm, als ob eine gewaltige Strömung von Außen her sein bisher weiches und duldsames Herz und das Empfinden desselben mit sich fortrisse und es wie mit elektrischer Kraft erfüllte. Eine vorher nie empfundene und ihm jetzt erst klar gewordene, ganz eigene Entschlußfähigkeit und Energie war über ihn gekommen und hatte die Kraft seines so lange schlummern den Geistes geweckt. O, warum war er so lange muthlos und schwankend gewesen, warum hatte das Leben wie eine schwere Last auf seinen jungen Schultern gelegen? Nein, jetzt plötzlich war es ihm keine Last mehr, sondern eine Freude, eine Lust und er empfand fast einen jähen Trieb und Drang, das neue Abenteuer, welches sich ihm heute erschlossen und das so würdig schien, alle seine Fähigkeiten zu beschäftigen, in Gemeinschaft mit seinem starken Freunde, der ihm ja immer rathend und helfend

zur Seite gestanden, zu einem glücklichen Ende zu führen. Was war ihm jetzt, nachdem er Jesuina da Costa Faria wiedergesehen und sie genauer kennen gelernt, jener seither so verderbliche Pinto Machado?

Nichts als ein Gegner, den er männlich bekämpfen durfte und wollte, nichts als eine Stufe zu seinem künftigen Glück, und diesen Gegner, wenn er wirklich von Neuem handelnd in sein Leben trat, wollte er besiegen, diese Stufe wollte er erklimmen und das – das sagte er sich in diesem Augenblick, das gelobte er sich im laut hämmernenden Herzen, als er so still am Fuße der schmalen, über die brausende Aare führenden Brücke stand und der allmählig zwischen den Hecken der Wiesen verschwindenden Brasilianerin nachschaute, die ohne Zweifel nicht ahnte, was hinter ihrem Rücken vorging und welche Entschlüsse sie in der Brust des wackeren jungen Mannes durch ihr Wiedererscheinen und ihre freundliche Milde gegen ihn erweckt hatte.

Als Werner nun eine geraume Zeit so in tiefes Nachschauen und Nachdenken versunken dastand, ertönte plötzlich ein gellender Pfiff von der Anhöhe herunter, auf deren oberster Spitze die schöne Heimwehsluh lag. Der, dem der Pfiff galt, bezog ihn auch sogleich auf sich, denn Fingal sprang von der Seite seines Herrn fort, sah nach der Anhöhe hinauf und eilte dann in gewaltigen Sprüngen den schmalen Weg empor, der von Absatz zu Absatz in steilen Zickzacklinien nach der grünen Höhe führt.

Jetzt drehte sich auch Werner nach dem Bergrücken um und sah daran empor. Er brauchte nicht lange zu suchen, denn vor einer der vielen anmuthig gelegenen Ruhebänke auf diesem Wege sah er Arnold Halder und Adele Irminger stehen und lächelnd zu ihm niederblicken.

»Komm herauf zu uns, wenn Du noch so viel Lunge in Dir hast!« rief der ungemein heiter aussehende Freund und zugleich winkte Adele mit ihrem Tuche, und Werner, im ersten Augenblick nicht wissend, wie er den befreundeten Menschen in seiner jetzigen Erregung entgegen treten solle, wandte sich gegen den Berg hin und begann langsam und innerlich mächtig arbeitend den Weg zu ersteigen, der zu den beiden Spaziergängern führte.

VIERTES CAPITEL. EIN ZWEITER INTERESSANTER MORGENSPAZIERGANG.

Denselben Weg, den sie jetzt wieder herunterzusteigen im Begriff waren, hatten Adele und Arnold auch vor zwei Stunden gewählt, um zur Heimwehsluh zu gelangen, in der That einer der anmuthigsten, lohnendsten Bergpfade, namentlich wenn man ihn herabsteigt und an jeder Biegung des Weges eine neue Aussicht des so großartigen und mannigfaltigen Prachtgemäldes gewinnt, welches hier zwischen dem Thuner und Brienzer See und den gewaltigen sie umkränzenden Bergen ausgebreitet liegt.

Auf dem tief beschatteten Abhang, an dem der Zickzackweg hinaufklimmt, war es noch ziemlich kühl am

Morgen, als die beiden Personen ihren Weg antraten; unter ihnen aber lag das grüne lachende Bödeli im strahlenden Sonnenglanz und die gegenüberliegenden Kuppen des Hardegebirges badeten sich schon lange im blendendsten Licht des frischen Sommertages. Arnold, der die einzelnen Punkte der reizenden Gegend, in der seine Heimat lag, genau kannte, verweilte auf allen Bänken einige Augenblicke, um seine Begleiterin nicht allein ruhen zu lassen, sondern sie auch auf alle diese köstlichen Einzelheiten aufmerksam zu machen.

Adele war eine wißbegierige und dankbare Zuhörerin und ihr Herz schwelgte in Entzücken über Alles, was sie sah und vernahm. Eben so lehrbegierig und klar in seinem Vortrage erwies sich aber auch Arnold als Führer, und so hatten Beide den größten Genuß schon von dem Beginn dieses ihres Morgenspazierganges. Aber wie staunte die Tochter des Luzerner Kaufherrn, als sie nun endlich auf dem Plateau der Heimwehsfluh stand und das ganze Bödeli wie eine bunte Landkarte zu ihren Füßen liegen sah! Erst jetzt ging ihr der Sinn für die Schönheit der Heimat des jungen Mannes an ihrer Seite vollends auf und sie begriff nun die Wahrheit seines Ausspruchs in Luzern, daß Interlaken der Mittel- und Glanzpunkt aller Herrlichkeiten ihres gemeinsamen Vaterlandes sei. O, und die Gletscher der Jungfrau und des Mönchs, die sie hier so nahe vor sich sah, wie wirkten die Eiscolosse, ihre grausigen Schlünde und Abhänge so wunderbar auf ihre Seele ein! Dort der kahle Männlichen, hinter dem sich die grüne Wengernalp verbirgt,

hier die erhabene düstere Tannenwaldung, in deren Hintergrunde wie das Nest eines Adlers das kühle Mürren mit seinen ärmlichen Hütten und seiner unvergleichlichen Fernsicht sich versteckt! Und dazwischen hoch und hehr, immer prachtvoll, strahlend, wenn sie frei von Nebeln und Wolken ist, die gewaltige Jungfrau mit ihrem ernstesten Begleiter, dem schneeweißen Mönch! Wie zauberhaft stellte sich das Alles hier in der klaren Morgenbeleuchtung, unter völlig wolkenlosem Himmel und von den goldenen Lichtern der Sonne beschienen dar! Und nun das heimatliche Interlaken und Unterseen mit ihren reizenden Häusern, Kirchthürmen und Villem dann die blaugrünen weiten Spiegel der beiden malerischen Seen, im Morgensonuenglanz glitzernd und schillernd mit ihren Riesen und Spitzen rings herum – o, und das soll ein warmes Menschenherz nicht entzücken, wenn es das Köstliche zum ersten Male schaut? Adele war ganz still geworden und die große Gottesnatur hatte in diesem Augenblick ihr ganzes Herz ausgefüllt, so daß sie fast vergaß, zu welchem ernstesten Nebenzweck ihr Begleiter sie auf diese einsame Höhe geführt. Denn einsam lag die Heimwehsfluh in der frühen Morgenstunde noch da; kein Mensch hatte sie bis jetzt betreten und es sollte in der ersten Stunde sie auch noch Niemand stören.

So saßen sie denn am Rande des großen Plateaus auf einer Bank dicht neben einander und der freundliche Wirth der Restauration, der Arnold so gut kannte, brachte ihnen unaufgefordert zwei Gläser kühler Milch, da er wußte, daß der Sohn des beliebten Oberst Halder sie hier

in der Regel trank, wenn er seinen Besuch auf der luftigen Höhe abstattete.

Arnold dankte dem Manne freundlich, der sie alsbald wieder allein ließ, dann wandte er sich an Adele und fragte, ob sie auch nicht erhitzt sei und sich des mitgenommenen Tuches, das er bisher getragen, nicht bedienen wolle. Sie that es, weil ihr Begleiter es zu wünschen schien, aber sie schwieg noch immer und dankte ihm nur mit einem freundlichen Blick, als er ihr selbst das Tuch um die schönen Schultern legte.

Plötzlich aber riß sie sich von ihrem langen Anschauen und ihren persönlichen Empfindungen dabei los und indem sie sich lächelnd an Arnold wandte, sagte sie:

»So, nun habe ich für jetzt genug gesehen, ein andermal mehr! Jetzt aber müssen Sie mir erzählen, was vorgefallen ist, nun haben Sie Ihren Athem wieder und der Morgen vergeht zu schnell, wenn man ihn nur in Träumen verbringt.«

»Sie haben Recht,« erwiderte Arnold, und nachdem er von der Milch getrunken, erzählte er ihr Wort für Wort, was er vorher von Werner vernommen und was ein so bedeutender Abschnitt in der Entwicklung ihres ferneren Lebens zu werden den Anschein gewann.

Adele hörte ihm mit wachsender Spannung zu und ihr Erstaunen war gränzenlos, als sie erfuhr, daß der verrätherische Pinto Machado aus Rio noch einmal persönlich auf dem Schauplatz der Gegenwart auftreten werde.

Endlich aber hatte sie sich wieder gesammelt und nach längerem stillen Nachdenken sagte sie:

»Die Wiederbegegnung mit diesem Manne, wenn er wirklich Herrn Altstetten's alter Bekannter sein sollte, ist mir nicht angenehm – ich sage das aufrichtig. Sie kommt mir nicht allein Ihres Freundes wegen sehr unbequem, da er von Neuem in eine schon überwundene Unruhe versetzt wird, sondern sie durchkreuzt auch den Plan, den ich Ihnen heute, wenn nicht bestimmt verlegen, doch wenigstens aus der Ferne andeuten wollte.«

»Welchen Plan meinen Sie?« fragte Arnold etwas überrascht.

»Schweigen wir noch davon und handeln wir erst das Eine bis zu Ende ab. Ich meine das, was zunächst Ihren Freund betrifft, denn ich sehe wohl, daß er und sein Schicksal es ist, was hier so ganz und gar Ihren Geist beschäftigt und Sie so still, viel stiller als früher macht. Bitte, unterbrechen Sie mich noch nicht und hören Sie ruhig weiter. Ja, ich habe es vom ersten Augenblick an bemerkt, als ich Sie hier wiedersah – Sie haben hier nicht mehr den munteren Geist, das rasche lebhaftes Wesen, welches Sie bisweilen wenigstens in Luzern zeigten. Ist es nicht so?«

Arnold, rasch überlegend, daß es das Gerathenste sei, für jetzt unbedingt in ihren Gedankengang einzugehen, sagte mit dem ganzen Ernst, aber auch mit der vollen Ruhr seines männlichen Geistes:

»Ja, Sie haben Recht, warum soll ich es läugnen? Ich bin jetzt oft still und gedankenvoll und dazu giebt mir Werner Veranlassung genug. Sein ferneres Schicksal beschäftigt mich augenblicklich eben so sehr, wie ehemals sein früheres. Er bedarf noch heute wie damals eines

treuen Berathers, einer festen Stütze, und das muß ich – ich muß es sein, da er sonst Niemanden auf der Welt hat, der sich seiner annimmt, zumal ich glaube, daß ich den Muth und die Kraft dazu besitze, ihm in allen seinen ferneren Nöthen, wenn sie denn doch einmal kommen sollen, beizustehen.«

Adele sah den so ernst und warm Redenden mit leuchtenden Augen an. »Lassen Sie mich in meiner Aufrichtigkeit fortfahren,« sagte sie ruhig, »und Ihnen sagen, daß ich Ihre Handlungsweise gegen diesen Ihren Freund, den Sie wie einen Bruder lieben, für edel und in Ihrer Lage auch für gerechtfertigt halte. Sie sind seit Ihrer Jugendzeit eng mit einander verbunden und haben Freud' und Leid diesseits und jenseits des Oceans mit einander getheilt. Ja, ich halte Ihre Handlungsweise für edel – ich sage Ihnen das in's Gesicht, wenn Sie mich auch deshalb für eine Schmeichlerin halten mögen, und mein Vater hegt dieselbe Ansicht von Ihnen, wie er denn Ihre That in Rio – ich muß ja doch auch einmal davon reden – schon lange im Stillen und im vertraulichen Gespräch mit mir bewundert hat, seit dem Augenblick, wo Herrn Altstetten's alter Onkel ihm die merkwürdige Geschichte erzählte.«

Arnold, von so beredten Lippen und aus so warmem Herzen an seine aufopfernde That in Rio erinnert, zuckte sichtlich zusammen, als das Gespräch sich in diese Richtung wandte und als Adele jetzt schwieg und ihn forschend von der Seite betrachtete, sagte er, den Kopf auf die Brust senkend, mit einem beinahe trüben Ausdruck:

»Ich wollte, Sie hätten unsere Unterhaltung nicht auf diesen Punkt geleitet. Darüber ist schon so oft und viel in Rio gesprochen, daß ich mich fast wundere, wie es sogar hier diesseits des Oceans auch von Ihren Lippen einen Widerhall hat finden können. Bitte, brechen wir also davon ab und gehen wir auf die Gegenwart über.«

Adele, die den edlen Stolz und den festen Willen Arnold Halder's schon von anderer Seite her kannte, erröthete doch vor stiller Bewunderung, als der junge Mann so kurz und sicher von jenen Ereignissen abbrach, aber schnell gefaßt, sagte sie sogleich:

»Gut, Sie wollen es und so füge ich mich, auch kommt wohl die Gelegenheit einmal wieder, weiter davon zu reden. Also gehen wir auf die Gegenwart über. Aber die ist leider nicht heiterer geworden dadurch, daß dieser Pinto Machado noch einmal wie aus dem Grunde der See aufgetaucht ist. Es wird zu Handlungen kommen – ich sehe es voraus.«

»Ja,« versetzte Arnold mit einem so festen und bestimmten Blick in Adele's Augen, daß diese beinahe davor erschrak, »ja, zu Handlungen wird es gewiß kommen, das glaube ich auch, wenn er noch einmal vor unsere Augen tritt, und ich, ich werde mit allen meinen Fähigkeiten bei der Hand sein, den Schurken zu fassen, denn, wie Sie wohl wissen werden, wir haben jetzt die Beweise in Händen, daß er Werner wissentlich, absichtlich um eine so bedeutende Summe Geldes betrogen und ihn dadurch auf so lange Zeit unglücklich gemacht hat.«

»O mein Gott!« rief Adele, die Hände faltend, »wohin kann das führen? Ach, wäre er doch lieber nicht wieder aufgetaucht oder wäre er nicht der Mann, den jenes unglückliche Mädchen da unten zu ihrem Leidwesen erwarten muß!«

»Warum denn nicht?« fragte Arnold mit auflodernder Gluth in Blick und Miene. »Fürchten Sie denn irgend Etwas?«

Adele, wohl einsehend, daß der Geist dieses Mannes in dem Vorliegenden nicht zu zügeln und seine Handlung nicht zu unterbrechen sei, fand sich augenblicklich in ihre Lage und war nur noch bemüht, dem energischen Ausbruch der Gefühle Arnold's eine andere Richtung zu geben. Daher sagte sie ausweichend:

»Nein, ich fürchte in der That nichts und was sollte ich auch fürchten? Uebereilen werden Sie sich gewiß nicht und Alles, was Sie thun, nach reiflicher Ueberlegung, auf die Gesetze gestützt, ausführen. Ich dachte nur eben daran, wie schon die bloße Erwartung jenes Menschen Sie – so eigen stimmt und unser hiesiges kurzes Beisammensein, unsre harmlose Unterhaltung, unsre gesellige Stimmung stört. Das ist in Wahrheit unangenehm. O, ich hatte es mir so schön dargestellt, mit Ihren Eltern und Ihrem Freunde auf die Berge zu steigen und die schöne Natur so recht nach allen Richtungen auszubeuten; aber nun sehe ich, kann davon gar keine Rede sein, wenigstens in der von mir gehofften Ausdehnung nicht.«

»Freilich und leider ist es so, wie Sie sagen, aber wir sind dabei fast noch mehr zu bedauern, als Sie. Auch wir

hatten uns auf diese Tage recht herzlich gefreut und nun ist unserm Verkehr alle Harmlosigkeit genommen, wie sie ihn in Luzern von Anfang bis zu Ende begleitet hat.«

»Ja! Und diese Harmlosigkeit hat uns jetzt allein dieser dieser Pinto Machado genommen, der Ihre und Ihres Freundes Gedanken gleichsam mit Beschlag belegt hat. O, wie ich diesen Menschen hasse! Diesen Barbaren, der das arme schöne Mädchen aus Rio mit seiner bedenklichen Gunst verfolgt und es damit so unglücklich macht! Was kann er nur mit dem armen Wesen vorhaben? O, wenn ich doch ganz klar in diese Verhältnisse schauen könnte!«

»Das scheint mir nicht allzu schwierig zu sein,« erwiderte Arnold rasch.

»Wie sollte ich das vermögen? Sprechen Sie sich deutlich aus, damit ich Ihre Ansicht in der Sache höre.«

»Wenn Sie einmal mit ihr reden wollten,« warf Arnold forschend hin, »so könnte das vielleicht von guten Folgen begleitet sein und die Verhältnisse würden sich, wie sie auch sein mögen, Ihnen wenigstens zum Theil offenbaren.«

»Gern wollte ich das thun, recht gern; aber ich kann mich ihr doch nicht aufdrängen?«

»Nein! Aber eine kluge Frau, und das sind Sie entschieden, findet immer leicht Mittel und Wege, einer anderen Frau, die in Noth ist, beizustehen.«

»O mein Gott, ja, wie gern wollte ich das! Und eigentlich, wenn ich es recht bedenke, *muß* ich es sogar, schon Ihres Freundes wegen. Denn er, der hier so nahe und herb

berührt wird, ist ja der Retter meines Vaters – und – ja, Sie haben Recht, das wäre vielleicht die beste Gelegenheit, mich ihm dankbar zu erweisen, wozu mein Herz mich so sehr drängt. Aber rathen Sie, helfen Sie mir – was soll ich thun?«

»Ich bleibe dabei: sprechen Sie mit ihr, suchen Sie ihr Vertrauen zu gewinnen; sie ist eine Unglückliche und die sind leicht zugänglich für ein liebevolles Weiberherz. Wie Sie das anfangen wollen, das überlasse ich Ihrer Klugheit, Ihrem Scharfsinn.«

Adele hatte den Kopf gesenkt und sann schon tief nach, ohne sogleich einen sicher zum Ziele führenden Weg finden zu können. »Ja,« fuhr sie nach einiger Zeit fort, »ich werde es mir überlegen.«

»Aber es muß rasch geschehen; wer weiß, wie lange Sie noch hier sind und wie lange Jesuina da Costa Faria Ihnen erreichbar bleibt.«

»Ja, ja, so rasch es geht. O, welcher sonderbare Zwischenfall! Wie sich das Alles so seltsam fügt!«

»Dieselbe Bemerkung haben wir heute auch schon gemacht – haben Sie einen guten Weg gefunden?«

Adele hatte sich plötzlich aufgerafft und mit einem raschen Blick in die Ferne geschaut.

»Nein,« sagte sie ruhig, »noch nicht – auch kann ich jetzt nicht darüber nachdenken – zu der Einsicht bin ich soeben gekommen. Ich muß allein sein, wenn ich so Wichtiges bedenken will –«

»Soll ich Sie vielleicht verlassen?«

»Nein, ich habe noch mit Ihnen und zwar über Sie selbst zu reden, wie wir bisher nur über Ihren Freund gesprochen halten.«

Arnold blickte die mit einem ganz eigenen Anodruck plötzlicher Befangenheit Redende fragend an. »Ueber mich?« fragte er. »O bitte, dann reden Sie.«

Es ist ein sonderbar Ding und in der Welt kommt es oft vor, daß Menschen und namentlich zwei Personen verschiedenen Geschlechts, wenn sie vertraulich über einen Dritten reden und sein Wohl berathen, rasch, ohne daran zu denken und es vielleicht auch zu wollen, in ein besonderes Vertrauen zu sich selber gerathen und dann ihr eigenes Wohl in Betrachtung ziehen. So war es auch hier der Fall. Adele schenkte Arnold ihr ganzes Vertrauen in Bezug auf Werner und glaubte allein zu dessen Gunsten zu handeln, und unversehens war sie dadurch in ihrem Vertrauen zu Arnold ebenfalls weiter vorgerückt, als sie noch kurz vorher für möglich gehalten hatte. Das sagte sie sich jetzt wie im Fluge selbst, zumal sie bedachte, daß jetzt der eine Punkt zwischen ihnen abgehandelt sei und daß sie nun auf den anderen kommen müsse, wozu sie sich ja auch schon längst im Stillen vorbereitet hatte. Und wunderbar, wie es so oft geschieht, daß zwei Menschen in demselben Moment auf denselben Gedanken gerathen, wenn sie in lebhaftem Gespräch begriffen sind, so geschah es auch hier und Arnold begann schon von der Sache zu sprechen, die Adele noch immer in Gedanken herumwälzte, da sie nicht wußte, wie sie diesem Mann gegenüber den Plan zur Sprache bringen sollte, den sie

doch auf ihre Weise in die Wirklichkeit überzuführen ihrem Vater versprochen hatte.

»So,« begann also Arnold nach längerer Pause zu reden, »nun haben wir den einen Punkt abgehandelt und so lassen Sie uns denn zu dem andern übergehen. Sie sagten mir vorher, Sie hätten mir Etwas mitzuthellen, was der Rede werth sei. Ist das nach dem eben Besprochenen noch immer der Fall? Ich meine, bezog es sich auf etwas Anderes, als auf das, was wir eben besprochen haben?«

»Ja, es bezog sich auf etwas Anderes!« entgegnete Adele etwas kurz, da sie erstaunt war, von dem jungen Manne an den Gedanken erinnert zu werden, der sie eben so angelegentlich beschäftigte.

»So sprechen Sie doch!«

»Ja, das geht so leicht nicht,« erwiderte Adele lächelnd, »zumal wenn Sie es so herrisch fordern. Lassen Sie uns doch langsam und besonnen etwas Wichtiges beginnen.«

»Fordere ich es denn so herrisch?« fragte Arnold mit leiserer Stimme, während Adele das rosige Gesicht bei Seite wandte. »O, da verkennen Sie mich. Ich befinde mich augenblicklich nur noch unter dem Eindruck der Gefühle, die das vorige Gespräch in mir erweckt hat, und darum vielleicht erklang Ihnen meine Rede so herrisch. Ich bitte tausend Mal um Verzeihung ich will ja recht, recht dienstbar, nicht im Geringsten mehr *herrisch* sein.«

Er lächelte auf seine alte muntere Weise, als er einen so starken Nachdruck auf das Wort legte, und ahnte dabei nicht, daß er damit eben ein Wort gesprochen, welches

Adele eine geschickte Handhabe zur Fortsetzung des Gesprächs bot. Sie faßte es auch gleich rasch auf und sagte, heiterer als vorher aufblickend:

»So, ist das wahr? Können Sie wirklich dienstbar sein? Sie sehen mir eigentlich gar nicht so aus, denn wie manchem Menschen auf der Stirn geschrieben steht, daß er ewig ein Slave sein und bleiben wird, so liest man auf Ihrer Stirn fast ganz das Gegentheil.«

»O, sclavisch will ich auch nicht sein, nie, niemals, aber warum sollte ich deshalb nicht dienstbar sein können, wenn auch auf meiner Stirn Etwas geschrieben steht, was Sie vielleicht falsch gelesen haben. O, ich bin mein Leben lang ein Diener Anderer gewesen und werde es, leider Gottes, noch lange in Zukunft sein müssen.«

»Leider Gottes? Wird Ihnen das Dienen so schwer? Ich sollte meinen, es gäbe auch gute Herren, denen man gern und willig dient?«

»O ja, aber sie finden sich selten. Doch nein!« fuhr er plötzlich viel sanfter und mit nachdenklicher Miene fort, »ich habe eigentlich Unrecht, wenn ich von meinen Erfahrungen dabei reden will, denn ich selbst habe nur gute Herren kennen gelernt und würde undankbar sein, wenn ich das nicht anerkennen wollte. Mein erster Principal in Zürich war ein sanfter, gebildeter Mann und hat mir nie mehr aufgebürdet, als ich leisten konnte, und mein zweiter in Rio – nun, den haben Sie ja aus seiner eigenen Handlungsweise gegen Werner kennen gelernt.«

»Nun, und der dritte?« fragte Adele mit schelmischer Miene, »was erwarten Sie von dem?«

Arnold, völlig ahnungslos, was und wen sie meinen könne, blickte träumerisch vor sich hin, dann sagte er ruhig:

»Der dritte, o, den wünsche ich mir so, wie der erste und zweite zusammen waren, dann ist er gewiß so, daß ich mit ihm und er mit mir auskommen wird.«

»Haben Sie schon diesen dritten in Aussicht?« fragte Adele mit leise bebender Stimme.

»Leider nein, und fast will mir scheinen, als ob sowohl Werner wie ich einen so hochwichtigen Punkt für uns bisher etwas zu sehr außer Augen gelassen hätten.«

»O, Sie haben ja hier etwas Anderes zu thun gehabt –«

»Ja freilich, ich habe bei meinem Vater und meiner Mutter gesessen, habe den Frühling und Sommer mit dem blauen Himmel in's Land kommen sehen und dabei über diesen blauen Himmel die graue Erde vergessen. Mit einem Wort, ich habe mich auf die Bärenhaut gelegt und jetzt, ja, jetzt sehe ich es ein, Sie erinnern mich zu rechter Zeit daran – das muß einmal ein Ende nehmen.«

»So machen Sie doch damit ein Ende!«

»Wie denn? Kann ich mir den dritten Principal aus den Wolken herunter holen?«

»Sehen Sie einmal bittend zu den Wolken hinauf, vielleicht fällt er Ihnen plötzlich in den Schooß.«

Arnold bemerkte die schelmische Miene seiner Nachbarin nicht, weil er den Kopf eben nach dem reinen Himmel emporgehoben hatte. »Ich sehe keine Wolken,« sagte er, »es kann also auch kein Principal aus ihnen herunterfallen.«

»Nun, dann muß er Ihnen freilich auf der grauen Erde begegnen,« fuhr Adele wieder ernster fort. »Also suchen Sie!«

»Wo?«

»Hm, ja, das mag Ihnen schwer werden, Sie sind verwöhnt. Sie möchten am liebsten in Interlaken bleiben, wo es so schön ist und Vater und Mutter wohnen, nicht wahr?«

»In Interlaken? Daran kann ich ja gar nicht denken; und wenn Sie mich etwa für ein Muttersöhnchen halten, so irren Sie. Nein, hier giebt es kein Geschäft, wie wir Beide, Werner und ich, es uns wünschen. Interlaken ist der Mittel- und Glanzpunkt der Schönheiten der Schweiz, aber nicht ihres Handels. O nein, da giebt es ja viele andere und wichtigere Orte bei uns.«

»Nennen Sie mir einige und ich – ich will Ihnen suchen helfen.«

Arnold, nach immer arglos das Ziel übersehend, wonach sie strebte, verneigte sich dankend, dann sagte er: »Sie sind überaus gütig. Aber da muß ich zunächst Basel erwähnen. Da giebt es bedeutende und umfangreiche Geschäfte, für die wir Beide passen wurden.«

»Was für ein Geschäft suchen Sie denn eigentlich?«

»Ein Bankgeschäft wo möglich – das wäre Uns das liebste, nicht allein, weil wir zuletzt darin gearbeitet haben, sondern weil man in einem solchen am raschesten zum Ziel kommt; denn wer mit Geld handelt, erwirbt auch leicht Geld, und darauf muß doch ein Kaufmann ausgehen, wenn er sich eine Stellung in der Welt erringen und

Ansehen gewinnen will. Also auch ich, obgleich ich gewiß nicht aus gemeiner Habsucht und Begierde zum Genuß nach dem Gelde trachte.«

»Nun denn, also in Basel. Ziehen Sie diese Stadt allen übrigen vor?«

»Ich ziehe keine aus besonderer Liebhaberei der anderen vor, aber Sie wollten ja suchen helfen suchen Sie! Denn in Basel habe ich keine Verbindungen und mein Vater räth davon ab – aus welchem Grunde, weiß ich eigentlich nicht.«

»Nun denn, wie steht es also mit Zürich?«

»Zürich! O ja, da giebt es auch große Häuser, aber sie sind alle mit guten Kräften besetzt; wir haben es schon auf unserer Durchreise im Winter erfahren.«

»So blicken wir nach Genf.«

»Ach, Genf liebe ich aus anderen Gründen nicht. Dort sind die Menschen von alten Zeiten her mit sich selbst zerfallen, man lebt wie auf einem Vulkan, beinahe wie in Rio, obwohl in anderer Art, und das liebe ich nicht, ich trete gern auf festem Boden voll und sicher auf.«

»Wie steht es denn mit Bern?« fragte Adele weiter, indem sie sich Mühe gab, ihr immer wieder hervorbrechendes Lächeln zu unterdrücken.

»Bern! O ja, Bern liebe ich sehr. Es ist eine schöne und ehrwürdige Stadt, es giebt liebenswürdige Menschen dasselbst und man lebt unter ihnen sehr angenehm. Allein

auch da habe ich durch meinen Vater schon an verschiedenen Thüren angepocht, aber keine hat sich mir aufgethan. Die großen Häuser sind alle vollständig und auf längere Zeit besetzt.«

»Nun, dann bleibt uns am Ende nur noch Luzern übrig!« sagte Adele nach einer Pause mit einem bedeutungsvollen und nicht zu überhörenden Nachdruck.

Bei diesen Worten schoß Arnold Halder alles Blut in den Kopf und er sah mit einem Blick Alles, was er bisher nicht gesehen.

»Luzern!« sagte er leise. »O ja, das wäre recht gut, recht schön, aber – es wird doch nicht gehen.«

»Warum nicht?« fragte Adele mit einem halb erstaunten, halb zaghaften Ausblick.

»Bitte, erlasse Sie mir die Antwort darauf.«

»Nein, ich erlasse sie Ihnen nicht, erst recht nicht, denn ich will und muß diesmal eine bestimmte Antwort haben.«

»Nun denn, wenn Sie darauf bestehen: es geht aus persönlichen Gründen nicht!« brachte er langsam und dabei still seufzend hervor.

»Aus persönlichen Gründen nicht?« fragte Adele verwundert. »Hassen Sie vielleicht Luzern?«

»Im Gegentheil, es ist eine schöne Stadt und es wohnen auch gute und mir werthe Menschen darin.«

»O ja, und auch respectable Geschäftsmänner, die zwei bestens empfohlene junge Kaufleute recht gern in ihr Geschäft nehmen würden, zum Beispiel – mein Vater, wie?«

»O mein Fräulein, reden Sie im Ernst?« fragte Arnold mit einem ungewöhnlich sanften Ton.

»Sehe ich etwa spaßhaft dabei aus?« lautete die Gegenfrage, indem ihn das große Auge des schönen Mädchens voll und fragend anschaute.

»Nein, aber Ihr Herr Vater – würde der wirklich geneigt sein – uns Beiden ein unseren Verhältnissen entsprechendes Unterkommen zu bieten?«

Ueber Adele's Gesicht flog eine Art glückseligen und selbstzufriedenen Lächelns. »Ich glaube,« versetzte sie, »ich sage: ich *glaube*, er würde es sogar sehr gern thun.«

»Wie, ist das wirklich Ihr Ernst?« sagte nun Arnold mit höchst nachdenklicher Miene.

»Ganz gewiß. Aber warum sehen Sie plötzlich so nachdenklich aus?«

»Ich? O ja, ich habe auch wohl einigen Grund dazu. Wollen Sie mir denn etwa zu diesem Schritt rathen, wenn Ihr Herr Vater wirklich der dritte, aus den Wolken fallende Principal sein sollte?«

Sie nickte freundlich. »O ja, warum nicht?«

»Und Sie würden freiwillig die Verantwortung übernehmen, daß diese – diese mir so unerwartet gebotene und im Ganzen doch so willkommene Verbindung glückte?«

Sie nickte wieder und ihre Lippen brachten ein kaum verständliches »Ja!« hervor.

»Also Verantwortung für Alles?«

»Wie denn für Alles? Ich verstehe Sie nicht. Sprechen Sie deutlich.«

»Ich kann nicht, ich kann nicht deutlicher reden, mein Fräulein!« rief Arnold wie unter der Einwirkung eines großen, sein ganzes Innere durchwühlenden Kampfes. »O bitte, zwingen Sie mich nicht, Ihnen das – das jetzt schon zu sagen, wo ich von Ihrer und Ihres Vaters Güte so überrascht bin, daß ich mir selbst darüber noch nicht klar werden kann. Doch ja, Eins kann ich noch fragen – würde denn dieses Anerbieten, oder verzeihen Sie – diese angenehme Aussicht sich auch auf Werner von Altstetten erstrecken?«

»Gewiß; Sie Beide sind ja die ›Unzertrennlichen‹, wie mein Vater sagt, und er ist ja Herrn Altstetten so überaus verpflichtet.«

»Ah, ja! Also er würde, meinem Freunde zu Liebe, auch mir das gewünschte Unterkommen auf diese Weise bieten?«

»Ich glaube es. Aber Sie müssen sich bis zum Herbst gedulden; so lange sind, so viel ich weiß, die beiden ersten Stellen besetzt.«

Ueber Arnold's männliches Gesicht verbreitete sich eine strahlende Zuversicht, die nur einem Gefühle inneren Glücks entstammen konnte, in einer Art, wie Adele es noch nie an ihm gesehen, weshalb sie auch beinahe eben so verwundert wie erfreut war. »Mein Fräulein,« sagte er bedenklich, als ob er das eben Vernommene noch immer nicht für wahr halten könne, »weiß denn Ihr Herr Vater, daß Sie mir das sagen?«

»Gewiß weiß er es und ich habe ihm versprochen, zu handeln, wie er es wünscht.«

»Und Sie selbst billigen es?«

»Was habe ich denn darin zu billigen oder nicht zu billigen? Stehe ich etwa im Geschäft meines Vaters – bin ich sein Compagnon?«

»Es scheint mir fast so,« erwiderte Arnold, der sich von seiner Verwunderung gar nicht erholen zu können schien – »und ein recht geschickter, diplomatischer Compagnon – Sie wirken im Stillen!«

»Habe ich denn heute im Stillen gewirkt? Ich habe im Gegentheil, denke ich, recht viel und laut darüber gesprochen.«

»Ach ja – nun sage ich endlich auch: ich *glaube*, und wo ich so fest glaube, da nehme ich auch gern und dankbar das mir Angebotene an.«

»Wollen Sie mir darauf die Hand geben?«

Arnold faßte etwas schnell die schöne und thut so willig dargebotene Hand und hielt sie unbewußt länger fest, als nöthig war, so daß sie sie ihm wieder langsam entziehen mußte. Kaum aber war dies geschehen, so sprang er in heftiger Erregung von seinem Sitze auf und ging, die Hand auf die Stirn gelegt, einige Male rasch hin und her.

»Das ist ein merkwürdiger Morgen!« rief er wie im Selbstgespräch »Erst Pinto Machado und dann Nicolaus Irminger! Ha! welche seltsame Combination! Wenn ein Mensch sich so etwas ausdenken wollte, würde die Welt sagen: das ist ein Roman! Ha, ja, das Menschenleben ist viel mehr ein Roman als jeder geschriebene, denn es ist so vollkommen und naturgetreu, wie kein gedichteter Roman es sein kann. Ich habe hier abermals den Beweis

davon – Also im Herbst?« fuhr er wieder ruhiger fort und sich an Adele's Seite niederlassend. »Nun ja, hoffentlich ist dann Werner's Verhältniß mit diesem Pinto Machado und dieser – dieser Dame da geordnet, denn darin müssen wir erst reine Bahn haben, mein Fräulein, eher kommen wir auch zu *Ihrem* Vater nicht!«

Er betonte das Wort *Ihrem* sehr stark und sie mußte die Bedeutung dieser Betonung verstehen, denn sie erröthete lebhaft und wandte ihr Gesicht einen Augenblick von ihm ab.

»Das versteht sich von selbst,« sagte sie nach einer Weile mit wunderbarer Ruhe. »Erst Werner von Altstetten und darin erst Arnold Halder – so steht es in Ihrem Katechismus verzeichnet.«

»Tadeln Sie diesen meinen Katechismus?«

»Nein,« sagte sie laut und fest und reichte ihm dabei noch einmal die Hand, »ich tadle ihn gewiß nicht, im Gegentheil, ich bewunderte die Freundschaft und achte den Mann, der sie nicht allein in seinem Herzen zu pflegen, sondern sie auch durch seine Handlungen der Welt vorzulegen versteht.«

Arnold, durch diese für ihn so schmeichelhaften Worte tief im Herzen beglückt, obgleich er nicht den geringsten Anspruch auf solche Verherrlichung seiner ihm so natürlich erscheinenden Zuneigung zu Werner erhob, schwieg darauf und eben so Adele Irminger. Beide fühlten nur, daß auch der zweite Punkt vollständig erledigt sei, wobei sie jedoch nicht im Geringsten ahnten, daß auch noch und recht bald sogar ein dritter erledigt werden sollte.

Nachdem sie nun noch eine Weile still gesessen und ihre Augen noch einmal an dem herrlichen, vor ihnen liegenden Schauspiel geweidet hatten, beschlossen sie nach Hause zurückzukehren, da Arnold vor allen Dingen das Bedürfniß empfand, auch seinem Freunde mitzuthemen, was so eben zwischen ihm und der diplomatischen Tochter des Chefs des Bankhauses ›Irmingier, Koch und Compagnie‹ vorgefallen war. So brachen sie denn von ihrem Sitze auf und stiegen schweigsam den Weg an derselben Bergwand hinab, den sie vor zwei Stunden heraufgestiegen waren. Warum sie eigentlich mit einem Mal so schweigsam waren, wußten sie Beide nicht oder sie dachten wenigstens nicht darüber nach; das Bergabsteigen nahm ja ihren Athem sehr wenig in Anspruch und so mußten es wohl die regen Gedanken sein, die in ihnen nachklangen und die unter Umständen dem Gespräch selbst der lebhaftesten Menschen so oft Eintrag thun. Was Arnold betraf, so sah er jetzt von der schönen Gegend ringsum nichts mehr, sie hatte ihre Schuldigkeit bei ihm gethan; dafür aber ruhten seine Blicke um so inniger auf der schönen Gestalt, die langsam und vorsichtig vor ihm herschritt und ihm nie schöner erschienen war, als eben jetzt.

Da waren sie endlich vor einer der untersten Bänke auf dem Felswege angekommen und hier blieb Adele, den ihr ruhig Nachkletternden erwartend, einen Augenblick stehen.

»Ja,« sagte Arnold, »lassen Sie uns hier einige Minuten ruhen; von dieser Bank aus stellt sich der Thuner See

am schönsten dar. Es ist einer der Lieblingspunkte meines Vaters, den er sich mit so vieler Mühe und Ausdauer gegründet hat.«

Adele antwortete nicht, aber schon saß sie auf der Bank und schaute nach der Aare hinab, die in vielfach gewundenem Lauf hier wie ein schlangenartiges blaues Band übersichtlich vor ihnen lag. Sinnend sahen sie Beide hinab in die wunderbar schön gefärbte Ferne und die unter den Sonnenstrahlen blitzende Nähe, als Arnold plötzlich, auf den schattigen Weg an der Aare entlang deutend, sagte:

»Sehen Sie doch, was ist das? Wer sind die beiden Personen, die da unten so langsam und in ihre Unterhaltung vertieft der Brücke zugehen? Wie, ist das nicht Werner? Gewiß ist er es – ich sehe ja den treuen Fingal an seiner Seite. Aber wer mag die Dame sein?«

Adele zog ihr kleines Taschenfernglas hervor, schraubte es auseinander und sah aufmerksam hindurch. »Bei Gott,« sagte sie mit schnellerem Athem, »Herr Altstetten ist es gewiß und die Dame – o, die Dame, die glaube ich auch zu erkennen.«

»Wer ist es? Auch mir kommt ihr leichter schwebender Gang sehr bekannt vor. Wie, wäre es möglich?«

»Es ist gewiß,« versetzte Adele mit heiterem Lächeln. »Es ist keine Andere, als – die schöne Spanierin, seine Nachbarin! Ha, er beichtet ihr sicher, daß er sie belauscht hat.«

»Nein, das thut er gewiß nicht, das wäre jetzt noch sehr unklug, und so übereilt handelt Werner nicht. – Aber

wie kommen sie hier zusammen? Ist es schon so weit mit ihnen, daß sie sich ein heimliches Rendezvous gegeben haben?«

»Das sollten Sie nicht sagen,« bemerkte Adele ungewöhnlich ernst. »Der Zufall wird sie zusammengeführt und den wird Ihr Freund zu benutzen verstanden haben.«

»Na, das wäre einmal etwas recht Gescheidtes und nun geben Sie Acht – nun werden wir bald noch einen dritten Punkt zu erledigen haben.«

»Welchen Punkt meinen Sie?«

»Sie haben sich gegenseitig erkannt – ha, ich sehe es schon im Voraus, und nun beginnt die Comödie reich an Abwechslungen zu werden.«

»Ach Gott,« sagte Adele fast betrübt, »wenn es nur keine Tragödie wird!«

»Wer wird gleich an Trauriges denken! Ich nicht. Ich sehe sogar eine viel schnellere Entwicklung des Ganzen daraus hervorgehen. O, der Herbst, der Herbst, mein Fräulein, was ist das für eine schöne Zeit, und der träumerische Mensch da unten hat bis jetzt noch keine Ahnung davon, was ihm zum Herbst bevorsteht!«

»Er lebt noch im Sommer oder vielleicht gar erst im Frühling, Herr Halder, und den wollen wir ihn in Muße genießen lassen, denn sein Vorfrühling war kurz und rauh.«

»Ach ja! Doch sehen Sie nur, wie vertieft sie sind und wie angelegentlich sie mit einander reden! Bei Gott, der Knabe macht eben so schnelle Fortschritte wie –«

Er verschluckte das folgende Wort und bemerkte dabei nicht die rosige Gluth, die Adele's Wangen überflog. Aber unausgesetzt betrachteten Beide die unten dicht vor ihnen an der Brücke Stehenden, die eben Abschied von einander nahmen.

»Sie scheiden,« sagte Arnold wieder. »O, das wird ihm nahe gehen, denn ich kenne meinen alten Freund. Da – sie geht – sehen Sie doch diesen herrlichen Gang – diese Grazie – ja, so schreitet nur ein so schönes, zartes Weib einher.«

»Sagen Sie dreist: eine Spanierin oder Brasilianerin, denn darin darf sich kein Weib bei uns mit ihr messen. Doch sehen Sie – wie er ihr nachstarrt –«

»Er wird sich doch nicht vor Sehnsucht in den Fluß stürzen?« scherzte Arnold, der eine große Freude über seinen geheimen Beobachtungsposten empfand. »Nein, das dauert mir doch etwas zu lange! Wir müssen ihn sich selbst entreißen, damit er wieder ein Mensch unter Menschen wird.«

»Wollen Sie ihn anrufen?« fragte Adele.

»Ihn nicht, aber seinen Hund, und dann wird er schon wissen, wer das Zeichen gegeben hat.«

Nach diesen Worten ließ er den gellenden Pfiff ertönen, den Fingal sogleich vernahm und, den Ruf eines Bekannten erkennend, rasch der Höhe zusprang, auf der die beiden Personen standen.

Wie Arnold es vorhergesehen, so geschah es. Werner hatte ebenfalls den Pfiff gehört und den Pfeifenden erkannt. Er hob die Augen in die Höhe, sah den Freund

und dessen Begleiterin und schwenkte freudig den Hut, indem er sich langsam dem Bergwege zuwandte.

»Aha!« sagte Arnold. »Schon diese Hutschwenkung giebt mir den Beweis, daß Triumph in seinem Herzen ist. Das Eis ist gebrochen und nun ist das Schiff in lustiger Fahrt. Halloh!«

In weniger als fünf Minuten stand Werner mit glühendem Gesicht vor dem schönen Paare und nach kurzer Begrüßung saßen sie alle Drei nahe bei einander auf der kleinen Bank und Werner schüttete den Freunden sein übervolles Herz mit allen seinen trüben und heiteren Erfahrungen aus. Nicht eine halbe Stunde war vergangen, so wußten Adele und Arnold Alles, was auf dem schattigen Wege an der Aare gesprochen worden war, und Beide versicherten Werner, daß sie damit zufrieden wären, zumal sie hörten, daß Jesuina da Costa Faria so schnell Vertrauen zu Adele Irminger gefaßt hatte, der beste und kürzeste Weg zu dem Ziele, das Adele schon vorher im Auge gehabt und dem sie nun eifrig zuzustreben sich im Stillen gelobte.

FÜNFTES CAPITEL. IM SALON.

Langsam und schweigend traten die drei Personen endlich ihren Rückweg nach Hause an. Alle Drei mochten instinktmäßig fühlen, daß sie eben einen wichtigen Lebensabschnitt, in einen kurzen Zeitraum zusammengedrängt, hinter sich hatten. In diesem Gefühl war ihr Schweigen und die wachsende Spannung, mit der sie

der kommenden Stunde entgegensahen, vollkommen gerechtfertigt, zumal sie sich Alle mehr oder minder bewußt waren, daß sie nun mit jedem Schritt in das Leben hinein ihrem bisher so dunklen Ziele näher kamen.

Als sie aber vor dem Hause des Obersten angekommen waren, trat nur Adele, nachdem sie sich von den beiden Freunden verabschiedet, in dasselbe ein, und diese suchten, ohne weitere Aufforderung von irgend einer Seite, ihre stille Bank unter dem Apfelbaum wieder auf, wo Werner nun auch sehr bald erfuhr, was Arnold mit Adele auf der Heimwehsfluh verhandelt, denn zwischen Beiden herrschte ja immer das größte Vertrauen und Keiner verbarg dem Andern, was ihm wohl oder wehe that. Heute nun hatten Beide einander einen großen Triumph zu verkünden und ein Jeder nahm das Glück, welches dem Andern gelächelt, mit herzlicher Theilnahme auf.

»Aber was nun?« fragte Werner, als endlich Alles mitgetheilt war. »Was thun wir jetzt? O Arnold, wie sind wir Beide doch so schnell glücklich geworden! Wir haben wieder eine unseren Wünschen angemessene und angenehme Stellung im Leben gefunden –«

»Und dabei noch etwas Anderes, was nicht minder angenehm ist, denke ich!« unterbrach ihn der ruhigere Freund mit seiner alten Bedächtigkeit.

»Du meinst Adele und Jesuina, nicht?«

»Was ich meine, mein Freund, das spreche ich nicht aus, wenigstens das nicht, was mich betrifft. Das wäre zu kühn, zu voreilig kühn und ich liebe es nicht, in dem Vorgefühl eines Glücks zu schwelgen, noch ehe es wirklich

eingetroffen ist. Allerdings – Du wenigstens hast Deine schöne Dame, die eine so glückliche Hand hatte, wiedergefunden und weißt nun, daß sie Jesuina da Costa Faria heißt, daß sie keine Eltern mehr hat und also eigentlich selbstständig über sich verfügen kann – denn die Herrschaft, die jene boshafte Verwandten über sie ausüben, die schreckt mich nicht und Dich gewiß auch nicht. Das ist allerdings Etwas und ein nicht zu unterschätzender Fortschritt für Dich. Und was nun, fragst Du? O, dafür laß doch den lieben Gott und das herrliche Mädchen, diese Adele Irminger sorgen! Sie ist ein wahrer Schatz, ich sage es Dir und habe es schon von allem Anfang an gewußt.«

»Und fürchtest Du nicht mehr die stolze Löwin in ihr?« fragte Werner, durch die lebhafteste Gluth seines Freundes seltsam erheitert.

»Jetzt noch? Ich denke nicht daran. Ich habe mich ja ihrem Vater nicht aufgedrängt, er vielmehr ist mir entgegengekommen und das hat alle meine früheren Bedenklichkeiten zu Boden geschlagen.«

»Du sprichst von ihrem Vater, mein Lieber, und ich – ich sprach eben von der Tochter, der Du in Luzern in einer Anwendung von Besorgniß auszuweichen bemüht warst.«

»Ach, das ist ja jetzt etwas Anderes, Werner, bedenke doch! Sie hat ja die Verantwortung übernommen, was auch geschehen mag. Nun mag sie sehen, wie ihr Vater mit uns und sie mit mir fertig wird.«

»Gut, Du hast also Deine Rechnung abgeschlossen – freue Dich! Aber ich – laß uns auch darüber reden. Was geschieht nun zuerst mit Jesuina?«

»Du meinst, wie Du Dir ihr ganzes Vertrauen erwirbst, etwa so, wie ich das Adelen erworben, nicht? Nun denn, das folgt ja natürlich Eins aus dem Anderen. Laß Adele nur wirken, sie wird das Dunkel zwischen Euch bald klar machen, sie versteht Dergleichen meisterhaft – ich spreche aus Erfahrung.«

Werner wollte sich schon der heiteren Anschauung Arnold's anschließen, als wieder ein neuer trüber Gedanke in ihm aufstieg. »Ach, das wäre Alles recht gut,« sagte er nachdenklich, »und ich würde mich ganz der Freude hingeben, wenn nur der Schurke Pinto Machado nicht im Hinterhalte lauerte.«

»Wie, das bedrückt Dich? Mich nicht im Geringsten. Uebrigens lauert er nur sehr dunkel im Hinterhalt, er ist noch gar nicht sichtbar, und wenn er kommt, nun, dann bin ich auch da, und jetzt bin ich erst recht ein wahrer Riese geworden, mein Junge, ein Herkules, sage ich Dir, und wehe ihm, wenn er mir zwischen die Finger geräth.«

Durch diese Worte von Neuem befeuert, hob Werner seine kräftige Gestalt stolz empor. »Nun, ich bin auch noch dabei,« sagte er, »und wir Beide werden dies Werk hoffentlich gemeinschaftlich vollbringen. Ich denke, mit einem solchen Halunken werden zwei ehrliche Männer ohne viele äußere Hülfsmittel fertig werden. Doch nun laß mich gehen, Arnold, ich muß auf mein Zimmer. Aber nimm Du Fingal mit. Ich traue ihm nicht. Er hat jetzt die

Spur von der Dame nebenan und Du weißt, die vergißt und verliert er nicht mehr; er möchte im Zimmer laut werden, wenn er sie sprechen hört.«

»Du hast Recht. Brich auf, aber befiehl Du ihm, daß er mit mir geht, dann folgt er mir williger.«

»Fingal, mein Hund,« sagte Werner, den treuen Gefährten liebkosend, »geh Du mit Arnold da – geh! Nachher bei Tische sehen wir uns wieder. Adieu!«

Der Hund, dem Befehle gehorsam, den er sehr gut verstanden, ließ seinen Herrn ruhig fortgehen, obgleich er ihm mit leisem Knurren nachsah. Dann aber, als Werner hinter den grünen Hecken verschwunden, sprang er an Arnold empor, leckte seine Hand und schloß sich ihm an, als er langsam nach seines Vaters Hause ging. –

Werner dagegen trat vorsichtig in sein Zimmer. Und ach, wie wunderbar war es und wie kam es, daß es ihm jetzt mit einem Male so schön und traulich erschien. Es war ihm plötzlich, wie umgezaubert, ein ganz anderes Zimmer geworden, wie er ein ganz anderer Mensch. Aber so geht es im Leben! Ein einziger Hoffnungsstrahl ist oft hinreichend, das ganze Leben zu vergoldem wie ein einziger kalter Hauch oft genügt, alle kaum ersprossenen Blüthen zu knicken. Werner saß auf seinem Bett, der Thür ganz nahe, die in das Nachbarzimmer führte und natürlich fest verschlossen war. Die beiden Damen waren darin und unterhielten sich über gleichgültige Gegenstände. Jesuina berichtete eben mit kurzen Worten, daß sie spazieren gegangen, und Maria erwähnte, daß ihre Kopfschmerzen so ziemlich gewichen seien.

»Aber Joao bleibt lange aus,« fügte sie hinzu, »was mag ihn so lange in Interlaken fesseln?« Kaum hatte sie es gesagt, so stürmte ein eiliger Fuß die Treppe herauf. Gleich darauf riß eine hastige Hand wie immer schnell die Thür auf und, ohne einen Gruß zu sprechen, warf sich der ungestüme Mann rücksichtslos auf das Sopha und rief: »Es ist warm, bei Gott! Und ich glaube wahrhaftig, es giebt wieder ein Gewitter. Das ist ein fruchtbares Jahr an Gewittern.«

»Hast Du etwas ausgerichtet?« fragte Maria den Bruder.

»Zum Teufel, nein! Gott weiß, wo die Menschen alle herkommen! Es ist wie eine Völkerwanderung, wenn man am See steht und die Boote kommen sieht. Ich habe noch kein Quartier gefunden. Löcher genug, aber keine anständigen Zimmer, wie wir sie Pinto Machado zumuthen können. Doch sind mir einige mit einer sehr schönen Aussicht angeboten, aber erst in einigen Tagen, und die werde ich wohl nehmen. Morgen oder übermorgen erhalte ich gewisse Nachricht.«

»Wo, in welcher Gegend liegen sie?«

»Ach, ich kann die Orte hier nicht mit Namen nennen, aber es ist ein ganz hübscher Erdenfleck für ein paar Tage. Nun, wir haben ja noch Zeit. Auf der Post war noch kein Brief von Pinto. Er läßt mich lange warten und das Geld rollt Einem hier unter den Händen fort. Es ist verdammt theuer im Schweizerland. Und doch muß er mir schreiben, wann er kommt, damit ich ihn vom Boote abhole, sonst weiß er ja nicht, wo wir zu finden sind.

Und wahrhaftig, das Suchen nach einem Menschen sollte Einem hier schwer fallen. Jedes Haus ist eigentlich ein Fuchsbau und bietet Verstecke in Fülle. Haha! Aber halt, ich habe Hunger und Durst. Die Bergluft zehrt. Das ist wenigstens etwas Gutes hier. Es ist jetzt ein Uhr, und um zwei Uhr speist man erst; so will ich denn noch eine Stunde ruhen, ich bin müde vom Hin- und Herlaufen, denn dies Haus liegt ja am Ende der Welt. Adieu!« –

Er stürzte aus dem Zimmer und die beiden Damen waren wieder allein. Maria, die sich langweilen mochte, gähnte, und Jesuina schien ein Buch ergriffen zu haben und zu lesen, wenigstens verhielt sie sich ganz still. Gesprochen wurde nichts mehr, nur hörte Werner nach einiger Zeit, daß die Damen sich umzukleiden begannen, und so verließ er das Zimmer, nachdem auch er sich in die Tafeltoilette geworfen und dabei so wenig Geräusch wie möglich gemacht hatte.

Die Eßglocke läutete heute so laut wie alle Tage und wie immer strömten die hungrigen Gäste eilig von allen Seiten herbei. Was die uns bekannten Personen betrifft, so hatten sie ihre alten Plätze behalten, nur waren sie um einige Stühle hinaufgerückt, den Stammgästen näher, denn einige ältere Gäste waren abgereist und neue dafür wiedergekommen, die nach der Reihe, wie sie eintrafen, an den unteren Tischenden Platz nehmen mußten, denn so war es Sitte in der Pension zu Beausite.

Die drei Brasilianer saßen heute schon auf ihren Plätzen, als Adele mit ihrer Gesellschaft erschien. Als sie sich niederließ, schweifte ihr schönes Auge ruhig über den

Tisch, und da ihr Blick, vielleicht nicht ganz zufällig, mit dem Jesuina's zusammentraf, so verneigten sich Beide kaum merklich, wie man es wohl thut, wenn man sich schon bei Tische gesehen hat und Antheil an einander nimmt. Werner aber behielt standhaft die ihm angerathene fremde Haltung der Brasilianerin gegenüber bei und sie desgleichen, obwohl sich bisweilen ihre Blicke unwillkürlich begegneten, aber dann immer wieder rasch zur Seite wichen.

Um so länger und aufmerksamer dagegen betrachteten sich aus der Ferne die beiden jungen Damen, und Arnold und Werner bemerkten mit Vergnügen, daß das Sammetauge Jesuina's mit steigendem Wohlgefallen an dem wie Sonnenlicht glänzenden Gesicht Adelen's hing. Was Donna Maria betraf, so schien ihre Krankheit nicht bedeutend gewesen zu sein, denn sie aß und trank fast so reichlich wie ihr ausgehungertes Bruder, und wieder rollten ihre funkelnden Augen die Tafel entlang und sie musterte mit Falkenblick jeden Fremden, wobei sie heute etwas verbissen und wenig befriedigt aussah.

So ging die Speisestunde ruhig vorüber, aber während man noch bei Tische saß, hatte sich draußen der Himmel schon wieder mit Wolken umzogen und das von Joao verheißene Gewitter war wirklich bereits im Anzuge. Da die Damen bald Regen fürchten mochten, so eilten sie rasch nach Hause, aber nicht eher wandte sich Jesuina vom Tische ab, als bis sie abermals Adelen einen stillen Gruß zugesandt hatte.

Arnold begleitete mit Fingal die beiden Damen nach seines Vaters Hause, Werner dagegen suchte nach kurzer Rücksprache mit Adele und seinem Freunde sein jetzt so trauliches Holzgemach auf. Seine Nachbarn saßen wieder im Gespräch beisammen, wenigstens die Geschwister, denn Jesuina verhielt sich wie immer still, wenn sie nicht besonders zu irgend einer Antwort aufgefordert wurde.

»Ich habe es ja gesagt, daß es ein Gewitter giebt,« sagte Joao eben, als Werner eintrat. »Es ist zum Tollwerden! Wenn es hier regnet, ist der lehmige Boden unergründlich und man bleibt darin stecken. Das ist eine schöne Aussicht für den lieben langen Tag. Nun, heute Abend wollen wir einmal den Thee in der Pension trinken und dann in den Salon gehen. Vielleicht findet sich für mich eine Partie Whist oder dergleichen. Gehet Ihr mit?«

»Ich wenigstens gewiß,« erwiderte Maria gähnend. »Ich langweile mich hier zum Sterben. Ach, wenn doch der liebe Machado erst hier wäre!«

»Das sage ich auch,« fuhr Joao fort. »Aber will mir Donna Jesuina nicht die Ehre anthun, mir auch eine Antwort auf meine Frage zukommen zu lassen?« fragte er ironisch.

»Ich werde auch mit in den Salon gehen!« erwiderte sie ruhig. »Ich wüßte nicht, was ich sonst thun sollte.«

»So habe ich die Ehre, mich vorläufig zu empfehlen,« sagte Joao. »Man kann bei solchem Wetter hier nichts Besseres thun als schlafen und das will ich nach Kräften.«

»Ich werde es auch thun!« versetzte Maria, und nach diesen Worten ging Joao fort und es blieb fast zwei Stunden lang im Zimmer still.

Schon lange vor dieser Zeit aber hatte Werner seinen Beobachtungsposten verlassen und war zu seinem Freunde gegangen, den er in des Obersten kleinem Salon bei den drei Damen fand. Nur der Oberst, immer beschäftigt und von seinem Comptoir ganz in Anspruch genommen, fehlte.

»Was machen wir heute Abend?« fragte Adele, als Frau Halder zufällig einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte.

»Ich weiß etwas Neues!« berichtete Werner schnell. »Die Brasilianer werden den heutigen Abend im Salon zu Beausite zubringen, so haben sie es unter sich verabredet. Eine andere Wohnung haben sie noch nicht, aber in einigen Tagen werden sie wahrscheinlich eine finden.«

»So!« rief Adele munter, »das ist gut, dann müssen wir eilen. Nun wissen wir ja gleich, wo und wie wir unsern Abend zubringen. Wir gehen auch in den Salon und ich werde mein Album mitnehmen und einige Personen portraituren, das macht Spaß.«

So war es beschlossen und als man bald darauf Frau Halder diesen Entschluß mittheilte, stimmte sie gern bei, da sie ja nun wußte, wie sie ihre Gäste unterhalten konnte.

Wenn in der Schweiz einmal auf längere Zeit schlechtes Wetter eintritt, so sind die Bewohner einer Pension allerdings oft sehr übel daran. Alle weiteren und auf die Berge sich erstreckenden Ausflüge sind ihnen untersagt, sogar die Wege in der Nähe abgeschnitten und sie bleiben einzig und allein auf das Haus und dessen Räumlichkeiten angewiesen, in dem sie gerade ihr Unterkommen gefunden haben.

Um ihnen nun wenigstens hier einige Annehmlichkeiten zu gewähren, haben viele Wirthe nach Kräften das Ihre gethan und für die Unterhaltung nicht allzu anspruchsvoller Gäste einigermaßen gesorgt. Doch ist es natürlich, daß zu solcher Zeit die Wirthe und deren Bedienung gar sehr in Anspruch genommen werden, denn die Wünsche der verschiedenen zahlreichen Fremden wachsen mit dem Bedürfniß und was der Eine hat, wollen sie Alle haben, so daß ihrem mannigfaltigen Belieben oft mit dem besten Willen nicht immer genügt werden kann.

Was in dieser Beziehung bisweilen von den Wirthen gefordert wird, ist geradezu erstaunlich, denn ein Theil der sonst immer willkommenen Fremden ist von einer solchen Unverschämtheit besessen, daß man sich wundern muß, wie mancher Pensionsbesitzer nicht die Geduld verliert und die Bedränger seiner Ruhe und seines Hauses von seiner Thür weist. Am liebsten würden diese Damen und Herren es den Schweizern allein zum Vorwurf machen, daß überhaupt schlechtes Wetter eintritt, wenn sie reisen, und man sieht sie nicht selten darüber mürrisch und ungeberdig werden, daß die Wirthe

nicht für einen beständig heiteren Himmel sorgen. Das kommt einem vernünftigen Reisenden natürlich närrisch vor, aber, lieber Gott, es ist einmal so und die Narrheit ist gang und gäbe geworden unter den Menschen, namentlich aber unter den Reisenden, die nach der Schweiz pilgern, um einmal etwas ganz Neues und Besonderes zu sehen und dann oft denselben düsteren Himmel, denselben durchnässenden Regen zu finden, den sie zu Hause so oft und ganz umsonst haben können.

Auch Herr Ruchi in Beausite zu Unterseen hat in den letzten Jahren seinem geräumigen Hause noch einen großen und schönen Salon zugefügt, um seinen Gästen darin ein behagliches Unterkommen bei schlechtem Wetter zu bieten, und man muß gestehen, daß er für den Anfang ganz leidlich für das Wohl und Behagen derselben besorgt gewesen ist. In dem großen und geschmackvoll decorirten neuen Raume sind hinreichend Tische und bequeme Sophas und Sessel aufgestellt, damit sich die zeitigen Bewohner familienweise nach Belieben hier und da gruppiren können. Zeitungen, Journale, Kupferstichwerke liegen überall umher; allerhand Spiele sind vorhanden, um dem Geschmack und der Gewohnheit der verschiedenen Nationen zu entsprechen, und namentlich die Engländer und Amerikaner können sich nicht beschweren, daß man auch hier ihren Lieblingsneigungen nicht gebührend Rechnung getragen habe. Auch ein gutes Pianino ist vorhanden mit Noten in Fülle, von Hause aus

gewiß nur für die Gäste bestimmt, die musikalisch gebildet sind und dem etwaigen Zuhörer damit einen Ohrenschmaus bereiten können; allein leider ist dadurch auch Gelegenheit geboten, daß jeder beliebige Backfisch, jede sentimentale Irländerin, jede den Ohrenzwang mißachtende Amerikanerin ihre Klimpereien vom Morgen bis zum Abend ertönen läßt und dadurch manchem stillen Gaste schon den Anbruch des jungen Tages oder gar die ersten wohlthätigen Stunden der Nacht verdirbt. So ist also Mancherlei vorhanden, was ein bescheidener Reisender anständiger Weise verlangen kann und oft kaum zu Hause hat, und wenn sich die Gäste bei diesen Vorkehrungen dennoch häufig zum Sterben langweilen, dann ist gewiß kein Anderer als sie selbst daran schuld, denn es fehlt ihnen eben das, was in einer Pension nicht fehlen sollte und leider doch nur so selten gefunden wird: das gesellige Element und die schöne Eigenschaft, sich in die Verhältnisse und Umstände ihrer Lage zu schicken. Dies so oft entbehrte gesellige Element wäre in den verschiedenen Pensionen der Schweiz gewiß viel häufiger vorhanden, wenn die Versammelten stets einer und derselben Nation angehörten; allein das ist gerade in der Schweiz niemals und nirgends der Fall. Wie wir schon wissen, sind daselbst alle möglichen Nationalitäten vertreten, und die einzelnen sondern sich, entweder weil sie zu klug oder zu dumm sind, meist von einander ab, mit einer Strenge und einer Unduldsamkeit, mit einem Dünkel und einer Selbstüberhebung, die uns Wunder nehmen muß, da diese Menschen, welche Sprache sie auch reden

mögen, doch zu demselben Zweck in die weite Welt gezogen sind, nämlich um ihrem Vergnügen nachzugehen. Dies Vergnügen aber scheint für sie nicht zu existiren, sobald sie es gemeinsam mit Anderen genießen sollen, die nicht nur denselben Anspruch darauf haben, sondern auch den Drang dazu in sich fühlen, das ihrige mit den Uebrigen zu theilen.

Bei schlechtem Wetter nun pflegt in Beausite der Theetisch im großen Speisesaale immer schon sehr frühzeitig und bis an den späten Abend besetzt zu sein, da Jedermann nach seinem Belieben sich diese Herzstärkung verschaffen kann. Am besuchtesten aber ist er in den ersten Abendstunden, da Alles dahin strebt, nach eingenommenem Thee einen Platz in dem zwar großen, aber doch noch immer nicht ganz ausreichenden Salon zu erobern. Da haben denn die armen Kellnerinnen, die den ganzen Tag nicht zur Ruhe kommen, ganz außerordentlich viel zu thun; sie laufen sich fast den Athem aus, um Jedem gerecht zu werden, und doch gelingt es ihnen nur selten, dem Gaste eine freundliche Miene abzugewinnen, da in solcher Pension, ein eigenthümliches Ding, vor Allem die Eifersucht, der Neid rege sind und der Deutsche sich von dem Engländer, dieser von dem Franzosen, und dieser endlich von dem Russen übervortheilt, ein Jeder aber den Anderen bevorzugt glaubt.

Aehnlich nun ging es auch an dem Abend in Beausite her, den unsere Freunde daselbst zuzubringen beschlossen hatten. Sie waren sämmtlich zur rechten Zeit erschienen, außer dem Oberst, der entweder beschäftigt oder,

weil er dergleichen Zusammenkünfte nicht liebte, ganz gemüthlich zu Hause geblieben war. Ja, sie waren sogar mit die Ersten, die ihren Thee, ihre frische Butter und kalte Fleischschnitten erhielten und darum gelang es ihnen auch, bei Zeiten den Salon zu erreichen und sich einen runden Tisch auszusuchen, an dem sie alle Fünf Platz hatten und der so günstig gestellt war, daß man von ihm aus den ganzen Salon und alle seine Insassen bequem überblicken konnte.

Als sie in den noch leeren großen Raum traten, brannten die Lampen schon auf den verschiedenen Tischen und auch die Kerzenflammen vor dem Pianino zitterten in der frischen Abendluft, die durch die offenen Fenster in den kühlen Saal strömte. Draußen hatte der Regen aufgehört, das Gewitter war vorübergezogen und die mit blauem und violettem Duft umzogenen Gebirge boten einen herrlichen Anblick dar, wenn man den Blick in das friedliche Thal sandte, das jenseits des grünen Obstgartens sich bis zum Thuner See hinzieht.

So lange sich unsere Freunde im Theezimmer aufgehalten hatten, waren die Brasilianer nicht erschienen, auch als sie dasselbe verließen, zeigten sie sich noch nicht und Arnold, der beweglichste unter den fünf Personen, mußte auf Adele's Bitten von Zeit zu Zeit in den Eßsaal blicken, um zu erkunden, ob die sehnlich Erwarteten denn noch nicht gekommen wären.

Unterdessen hatte sich der Salon allmählig gefüllt und die Herrschaften traten wohl- oder übelgelaunt, je nachdem ihnen ein weiches oder hartes Stück Hammelfleisch

zu Theil geworden war, herein. Sehr bald waren die Tische in der Nähe unserer Gesellschaft besetzt und auch an den entfernteren hatten schon größere oder kleinere Familiengruppen Platz genommen. Nur die jüngere Welt hatte die nächste Umgebung des Pianinos erobert und zeigte keine Lust, sie sich von den älteren Personen streitig machen zu lassen. Eine kleine brünette Amerikanerin trommelte mit wahrhaft republikanischer Geringschätzung der ganzen übrigen Versammlung ihren Yankeedoodle vor und einige der muntersten Töchter Albions hatten sich schon um die Taille gefaßt und schwenkten sich, zur Freude ihrer Eltern, in insularer Ungrazie nach dem Takte des unharmonischen Geklimpers herum, wozu ihnen ein nicht gar zu großer Raum geblieben war. So entstand bald, da auch an anderen Tischen sehr laut in allen möglichen Sprachen der Welt ›gebabelt‹ wurde, ein nicht unbeträchtlicher Lärm, im Ganzen aber, wenn man die einzelnen Tische einer genaueren Musterung unterwarf und sich über das Geräusch der Musik und der schlurrenden Tänzer fortzusetzen verstand, bot sich eine ganz erkleckliche Augenweide dar, der sich denn auch unsere Gesellschaft in der ersten Viertelstunde ohne Einschränkung zu allgemeinem Behagen hingab.

Mitten im Salon, wo der größte, mit Zeitungen und Journalen, Modeblättern und Reisebüchern beladene Tisch stand, hatte sich ein Kreis älterer Damen und Herren versammelt und hier wurde, wie es schien, die Unterhaltung zwischen Modedingen und Politik getheilt. Man bemerkte in dieser Gruppe Deutsche, Franzosen und

Schweden, von denen sich aber eine dänische Familie, ingrimmig auf die ganze Welt noch von 1864 her, bald abgezweigt hatte. Es war eine sehr interessante Unterhaltung, die Gesichter der bereits mit einander bekannt gewordenen und verschiedenen Nationen angehörenden Menschen zu studiren und von ihren Mienen ihr *pro* oder *contra* abzulesen, da in dem lauten Gewirr der mit einem Mal durcheinander redenden Menschen kein einziges Wort zu verstehen war.

Diesem Mittelpunkt zunächst saßen um einen etwas kleineren Tisch sechs Russen mit durchweg ächt typischen Gesichtern ihrer Race, und das Mienenspiel dieser Männer zu beobachten, war ein nicht minder hoher Genuß. Sie sprachen kein Wort, vor Jedem aber lag ein Häufchen Goldstücke, denn sie spielten ein nationales Kartenspiel, wobei die Geldstücke sehr schnell rollirten und sich bald zu diesem, bald zu jenem Glücklichen wandten. Bisweilen nur ließ sich ein unterdrückter Fluch von den bärtigen Lippen eines ernst blickenden Moskoviters vernehmen oder auch eine Faust fiel manchmal etwas unsanft auf den polirten Tisch, wenn die launige Göttin des Spiels sich einmal recht widerspenstig erwies.

Hinter ihnen auf einem Sopha vor einem viereckigen Tisch saßen zwei englische Ladies mit würdevollen Mienen und drei langhalsige Misses mit fabelhaft blonden und lang ausgerollten Locken. Letztere zeichneten auf Albumblättern und waren dabei so still wie das Grab, während die ehrbaren Mütter sich von der heimatlichen Insel und deren exclusiver Glückseligkeiten unterhielten,

so daß man sich wundern mußte, wenn man es hörte, warum sie derselben gerade in der besten Jahreszeit so schnöde den Rücken gekehrt hatten.

Ihnen gegenüber, ebenfalls an einer Wand, saßen vor einem runden Tisch zwei liebenswürdige livländische Baronessen mit ihrer Tante und dem Bräutigam der einen. Das Brautpaar spielte mit einem kleinen tragbaren Kegelspiel und die andere Nichte und die Tante stickten eifrig, von Zeit zu Zeit sich unterredend oder dem Spiele des Brautpaares zuschauend, das zwar oft alle Kegel umwarf, aber die Augen ganz wo anders hatte und darüber die umgefallenen wieder aufzurichten vergaß.

So gab es hier noch verschiedene Gruppen und wir könnten ein Buch voll schreiben, wenn wir die hier versammelten seltsamen Physiognomien schildern und die Art und Weise ihres nationalen Gebahrens einer näheren Betrachtung unterziehen wollten. Allein das Gesagte genüge und so kehren wir zu unserer Gesellschaft zurück, die sich unterdeß auch zu verschiedenartiger Unterhaltung angeschickt hatte.

Frau Halder, immer und überall die thätige Hausfrau, strickte ämsig an einem beinahe zu lang gerathenen Strumpf für den guten Oberst und sah dabei etwas echauffirt aus, denn das Gelärm um sie her war ihr ungewohnt und die Menge fremder Menschen genirte sie ein wenig. Die Gesellschafterin Adele's saß ihr zunächst, hatte sich in ihren Sessel zurückgelehnt und betrachtete mit lächelndem Gesicht das lebhafte und bunte Schauspiel rings herum. Arnold und Werner, von denen der Erstere

neben Adele saß, spielten eine Partie Schach, wenigstens zum Schein, denn ihre Augen flogen bald nach der Thür, die die Brasilianer noch immer nicht einlassen wollte, bald hasteten sie auf der Beschäftigung Adels, die anscheinend die ruhigste und innerlich vielleicht doch die aufgeregteste von Allen war. Vor ihr lag ihr schönes Album und sie zeichnete mit ihrer bekannten Meisterschaft und in schnellen Zügen die Portraits einiger um sie her Sitzenden, wobei sie das Glück hatte, von dem Beifall ihres Nachbarn oft genug belohnt zu werden, denn sie traf haarscharf die Eigenthümlichkeiten Derjenigen, die ihr Stoff zu ihren lebendigen Skizzen geboten hatten.

Unter dem Tisch endlich, denn auch er hatte sich in den Salon einzuschmuggeln gewußt, lag Fingal, mit dem Kopf nahe bei seines Herrn Fuß, aber sich weislich so vorsichtig benehmend, daß Niemand im Saale Kunde von seiner Anwesenheit erhielt.

»Ich nehme Dir Deinen Läufer,« sagte eben Arnold zu Werner, »Du giebst gar nicht Acht auf Dein Spiel.«

»Das wundert mich gar nicht,« erwiderte Adele, die es gehört, und dabei deckte sie rasch ihre linke Hand über die Zeichnung, an der sie vor wenigen Minuten vorsichtig zu skizziren begonnen hatte.

»Warum decken Sie die Hand über das Blatt?« fragte Arnold und sah scharf nach ihren Fingern, als ob er durch sie hindurch das verdeckte Portrait wahrnehmen könne. »Bitte, lassen Sie es mich sehen.«

»Noch nicht! Warten Sie fünf Minuten, dann ist es so weit, daß Sie es Ihrem Freunde zeigen können.«

Sie zeichnete ruhig weiter und die Freunde setzten schweigsam ihr Spiel fort. Endlich aber legte sie den Bleistift bei Seite und schob Arnold das Buch hin. »Sehen Sie da – erkennen Sie jetzt, was ich aus der Erinnerung entworfen?«

Arnold warf nur einen Blick darauf und stieß sofort einen Ruf des Erstaunens aus, der auch den eben tief nachdenkenden Werner aufmerksam machte. So richtete auch er jetzt sein Auge auf das Blatt und fuhr dann lebhaft empor, denn was er sah, war das ungemein ähnliche Portrait Jesuina's mit dem so anmuthig über das schwarze Haar geworfenen Schleier, den sie beständig trug.

»Das ist schön,« sagte Arnold, während Werner stauend schwieg. »Sie sind eine wahrhafte Meisterin in Ihrer Kunst.«

»Mag sein, aber das Bild ist nicht für Sie bestimmt, sondern für den, der es so still anstarrt, als ob er es in seinem Leben noch nicht lebendig vor sich gesehen hätte. Ja, Herr Altstetten, Sie sollen es einst haben, wenn auch nur, um wegen der Geduld belohnt zu werden, die Sie heute so überaus männlich an den Tag zu legen haben.«

Kaum hatte sie es gesprochen, so öffnete eine immer hastig zugreifende Hand die Thür des Salons vom Speisesaal her und herein traten die beiden brasilianischen Damen, gefolgt von Joao Pedro Gomez, um durch ihre Erscheinung augenblicklich die allgemeine Aufmerksamkeit der zunächst Sitzenden auf sich zu ziehen. Einige Secunden blieben die fremden Damen an der Thür stehen, gleichsam verwundert, den Salon so überfüllt zu

finden, aber schon hatte Jesuina den ihr zunächst stehenden Tisch bemerkt und ein sanftes hoffnungsvolles Lächeln glitt über ihre immer traurigen Züge. Diese Hoffnung sollte nicht vergebens gehegt sein, denn kaum hatte Adele, die auf diesen Moment nur gewartet zu haben schien, die Damen hereintreten sehen, so stand sie von ihrem Stuhle auf, eben so wie sich auch Arnold und Werner sofort erhaben, trat mit freundlich einladendem Blick den Damen entgegen und bot ihnen die Plätze an dem ziemlich großen Tisch an, die noch so eben Arnold und Werner eingenommen hatten.

Der Eindruck, den Adele mit dieser zuvorkommenden Artigkeit hervorbrachte, mußte ein überaus wohlthätiger für Jesuina sein, denn sie trat rasch auf sie zu und hörte ruhig theilnehmend die Worte an, die die schöne Luzernerin in flüssiger französischer Sprache an sie richtete.

Maria's brennendes Auge funkelte neugierig forschend über die beiden stattlichen Männer hin, die bescheiden zur Seite getreten waren; dann verbeugte sie sich gegen Adele und die älteren Damen und bald darauf saßen Beide, doch so, daß sie, da auch Frau Halder und Fräulein Dubs aufgestanden waren, nicht neben einander, sondern Maria zwischen den beiden älteren Damen und Jesuina neben Adele ihren Platz fand.

»Sie sind sehr gütig und ich danke Ihnen, meine Damen!« sagte nun Joaa, sich gegen die kleine Tischgesellschaft verbeugend, nahm aber dann keine weitere Notiz von seinen Verwandten, sondern begab sich an den Spieltisch der Russen, die ihn augenblicklich zu fesseln

schienen, während Arnold und Werner nach dem Speisesaal gingen und für sich noch zwei Stühle holten, die sie an eine Ecke des Tisches stellten, um sich darauf niederzulassen und ihr unterbrochenes Spiel für's Erste wenigstens fortzusetzen.

Die lebhaft Maria Gomez war sehr bald mit den beiden älteren Damen in ein Gespräch gerathen und so konnten sich Adele und Jesuina ganz ungestört unterhalten, was sie denn auch ohne Weiteres thaten. Daß sie sich Beide lebhaft für einander interessirten, sah man ihren warmen und theilnehmenden Mienen auf der Stelle an, wenigstens Die, die darauf vorbereitet waren und die nähere Verbindung der beiden schönen Damen in's Werk gesetzt hatten. Maria dagegen, die den inneren Zusammenhang der vier Personen nicht ahnte, fand in dem Ganzen nur einen Art allgemeiner Höflichkeit und so legte sie den beiden Hauptpersonen durch ihre Anwesenheit nicht den geringsten Zwang auf.

Arnold und Werner aber, scheinbar höchst eifrig ihrem Spiele ergeben, hatten das aufmerksamste Auge für alle Vorgänge und so gewahrten sie bald mit Vergnügen, daß Adele's und Jesuina's Gespräch immer lebhafter wurde, wobei ihnen auch nicht entging, daß Beide immer leiser und vertraulicher sprachen, als ob sie schon Jahre lang mit einander bekannt gewesen wären.

Der Anfang des Gespräches nun, welches Adele und Jesuina führten, interessirt uns nicht; es bewegte sich um die Schönheiten von Interlaken, um das regnerische

Wetter und sonstige alltägliche Dinge. Allmähig aber wurde ihre Unterhaltung wärmer, ihre Augen senkten sich tiefer und lebhafter in einander und ohne daß sie es aussprachen, fühlten sie doch wie durch einen feinen, ihnen innewohnenden weiblichen Instinkt, daß sie sich schon viel näher standen, als die äußeren Verhältnisse es hätten voraussetzen lassen sollen.

Ob wohl Werner das Herz pochen mochte, als er diese so lange und angelegentliche Unterredung aus nächster Nähe mit ansah, von der er gleichwohl kein Wort verstand? O gewiß, und doch hatte er eigentlich nicht die richtige Vorstellung von diesem Gespräch, denn bisher hatten die beiden Damen noch keine Sylbe über ihre näheren Verhältnisse oder von den beiden Personen gesprochen, die ihnen wissentlich oder unwissentlich am nächsten standen.

Nach geraumer Zeit indessen stockte das so eifrig begonnene Gespräch, und bei Adele wenigstens erschien es so, als ob sie im Stillen überlege, wie sie nun allmähig ihrem eigentlichen Ziele näher kommen könne. Jesuina aber, die während dieser Pause nicht wissen mochte, was sie jetzt beginnen solle, nahm plötzlich das vor ihr liegende Album in die Hand, blätterte darin und gerieth bald auf die Zeichnung, die Adele's Bleistift so eben beschäftigt hatte. Einen Augenblick hielt sie inne, als ob sie staune, dann aber nach einem raschen Blick auf Maria hin, die sie gar nicht beachtete, wandte sie ruhig das Blatt um, sah aber dabei Adele mit wunderbar großem und

forschendem Auge an, das lauter und klarer ihr Gefühle aussprach, als es Worte vermocht hätten.

Endlich, nach längerem Besinnen schlug sie sanft das Buch zu und sich näher zu Adele neigend, sagte sie mit leise bebender Stimme:

»Haben *Sie* diese Skizze entworfen, mein Fräulein?«

»Ja. Das Zeichnen und Malen ist eine meiner Lieblingsbeschäftigungen. Sie haben auf dem einen Blatte etwas Bekanntes entdeckt, nicht wahr?«

»Zu meiner höchsten Verwunderung – ja! Wie kamen Sie darauf?«

»Das schöne traurige Gesicht der betreffenden Person,« sagte Adele muthig und liebevoll, »gefiel mir vom ersten Augenblick an ungemein und so zeichnete ich es aus der Erinnerung, um mir selbst eine Freude damit zu bereiten.«

Ein unendlich süßer und tief dringender Blick belohnte sie für diese Worte, dann aber fuhr Jesuina also fort:

»Ach, ich danke Ihnen, recht herzlich danke ich Ihnen. Das thut wohl! Aber *Ihr* Gesicht hat mich auch vom ersten Augenblick an wunderbar angezogen – es ist ein so liebes und gutes Gesicht!«

Adele lächelte sanft. »Dann haben wir uns Beide gegenseitig rasch lieb gewonnen, ohne daß wir es erfahren hätten, wenn wir nicht heute zufällig zusammengekommen wären,« sagte sie herzlich. »Ja, dergleichen liegt im Gefühl und es weht uns das oft plötzlich an wie ein lieblicher frischer Luftzug.«

»Ja, ja, im Gefühl liegt es allein. O, und wie wohl mir das thut, kann ich Ihnen gar nicht sagen, wenigstens hier nicht.«

»Sagen Sie es mir ein andermal und anderswo, dann will ich Ihnen auch noch mehr sagen!« flüsterte Adele mit einiger Hast.

»Gern, aber wo, wann?«

»Haben Sie morgen ein Stündchen Zeit für mich?«

»Ich für Sie? O wie gütig sind Sie! Ich will es mir überlegen – doch nein, ich kann und will lieber gleich jetzt sagen: ich bin bereit. Aber wo wohnen Sie?«

»Im ersten Hause rechts von hier, aber ich bin daselbst nur auf kurzen Besuch – bei der Dame dort. Wir können uns viel leichter und ungestörter wo anders sprechen.«

»Wo, wo? Ach, sagen Sie es mir, denn das ist ganz nach meinem Wunsch.«

Adele besann sich und ihrem energischen und thatkräftigen Willen gelang es bald, das Rechte zu finden. »Wann haben Sie am besten Zeit?« fragte sie.

»Es müßte sehr früh sein, wenn meine Verwandten noch schlafen, denn ich gebiete nicht völlig über meine Zeit und – mag ihnen hierin kein Vertrauen schenken,« fügte sie mit höchst trauriger Miene hinzu.

»Gut, das ist auch nicht nöthig, wir können das ganz unter uns abmachen. – Ist es Ihnen um sechs Uhr recht oder scheint Ihnen das zu früh?«

»Nein, durchaus nicht, das ist nach meinem Wunsch.«

»Gut, so kommen Sie um sechs Uhr nach dem Garten von Beausite; halten Sie sich in der Laube auf, die zwischen Beausite und meinem Hause liegt und dort werde ich Sie abrufen und an einen Ort führen, wo wir um diese Zeit ganz ungestört sind.«

Jesuina's Antlitz, immer so schön, sah bei diesen Worten unvergleichlich reizend aus, denn es schien einen Augenblick lang wie mit Purpur übergossen, der aber schnell wieder ihrer gewöhnlichen Bleiche wich. Es kam ihr innerlich vor, als würde sie plötzlich auf mächtigen Armen emporgehoben und als ab die bitteren Sorgen vergangener Tage weit hinter ihr zurückwichen. Ja, sie glaubte jetzt wirklich einen bedeutsamen Schritt vorwärts gethan zu haben und doch fühlte sie eine wahre Herzensangst dabei. Sie hatte ihre Lider über die großen runden Augen gesenkt und Adele sah mit Bewunderung, wie schön ihr Gesicht jetzt erschien, als die langen schwarzen Wimpern über die Wangen fielen, in jener Art, wie Murillo so oft seine Madonnen gemalt hat. Endlich nickte sie, aber sie verhielt sich ferner stumm. Adele dagegen, als ihre Hauptaufgabe für diesen Abend erfüllt, wandte sich lebhaft zu den anderen Damen hin, denn es war ihr vorgekommen, als ob der feurige Blick Maria's bisweilen mit argwöhnischem Ausdruck auf ihr geruht hätte, und um diesen Argwohn zu zerstreuen, brach sie die leise Unterhaltung ab und begann eine allgemeinere, obgleich sie sich diesmal gänzlich in ihrer Annahme geirrt und Maria's scharfes Auge und der dämonische Blick desselben sie auf eine falsche Fährte geleitet hatte.

Jesuina blieb unterdessen tief in sich versunken, denn sie hatte allerdings so Manches zu bedenken. Sie frohlockte innerlich und durfte ihr Gefühl nicht im Mindesten offenbaren. Aber da wurde sie aus ihrem Sinnen durch Etwas geweckt, was ihr zuerst einen leichten Schreck verursachte. Fingal, der bisher ruhig unter dem Tisch gelegen, war ihr allmählig näher gerückt, und da sie gerade ihre Hand auf dem Schooße hielt, hob er den großen Kopf empor und beleckte sie, wie er es so oft und gern bei seinen Freunden that. Jesuina zuckte dabei leicht zusammen, da sie aber den Hund auf der Stelle erkannte, so streckte sie ihm muthig ihre Hand hin und Fingal küßte sie wieder, wie es gewiß auch sein Herr gern gethan hätte, wenn ihm die Gelegenheit dazu geboten worden wäre.

»Wem gehört dieser Hund?« fragte sie, sanft erröthend, bald darauf, da das Gespräch der anderen Damen einen Augenblick stockte.

»Jenem Herrn dort,« erwiderte Adele, und froh, ein anderes gleichgültigeres Gespräch gefunden zu haben, erzählte sie von Fingal und berichtete, daß dieser Hund mit seinem Herrn ihrem Vater im letzten Winter das Leben gerettet habe.

Jesuina hörte der längeren Erzählung mit der lebhaftesten Theilnahme zu und wiederholt legte sie ihre schöne Hand auf den Kopf des Hundes, der sich diese zarte Liebkosung gern gefallen ließ.

So verbrachte man die letzten Stunden dieses Abends angenehm genug, trotz der großen Spannung, in der sich

alle zunächst Betheiligten befanden. Die jungen Männer aber nahmen nicht an der Unterhaltung der Damen Theil, und als endlich die Zeit des Aufbruchs gekommen war, grüßte man sich gegenseitig ohne Worte und nur Adele und Jesuina drückten sich rasch und mit innerem Verständniß die Hände, während Maria von den älteren Damen Abschied nahm und sich noch einmal für die ihr erwiesene Güte bedankte.

Als Joao den Aufbruch der kleinen Gesellschaft gewahrte, trat er mit lebhaft geröthetem Gesicht heran und begrüßte auch seinerseits die beiden älteren Damen, ohne auf Arnold und Werner genauer zu achten und sie nur mit einem kurzen und oberflächlichen Blick streifend.

Die Brasilianer verließen den Salon zuerst; etwas langsamer folgte ihnen die übrige Gesellschaft nach. Fräulein Dubs ging mit Frau Halder voran und so hatten die drei Uebrigen einige Augenblicke Zeit, rasch ein paar Worte über den Vorfall zu wechseln.

»Das war gut,« sagte Arnold zuerst, als sie im Freien waren. »Wie es scheint, haben Sie mit der Dame Freundschaft geschlossen – nicht wahr?«

»Ja, Gott sei Dank, das Eis ist gebrochen und morgen früh um sechs Uhr habe ich mit ihr eine Zusammenkunft und da werde ich erfahre, was ich wissen will.«

»Wo findet die Zusammenkunft statt?« fragte Werner, dessen Herz voll Hoffnung und Zuversicht klopfte.

»Das ist *mein* Geheimniß, mein Herr. Wir wollen ungestört sein.«

»Wir bescheiden uns, zumal wir wissen, daß wir doch nachher erfahren, was vorgefallen ist, nicht wahr?«

»Ganz gewiß, und nun gute Nacht, meine Herren. Das war ein prächtiger Regenabend und ich habe mich köstlich unterhalten. Diese Dame ist, wenn sie spricht, noch viel schöner, als wenn sie schweigt. Gute Nacht, Fingal!«

Der Tag war so reich an unerwarteten Ereignissen gewesen, daß sowohl Arnold wie Werner heute viel mehr Neigung verspürten, allein zu sein und sich ihren Gedanken zu überlassen, als sich noch zu unterhalten. So schieden auch sie sehr bald und Arnold nahm Fingal mit auf sein Zimmer, was sich derselbe auch ohne Widerstand gefallen ließ, da er jetzt beiden Freunden fast auf gleiche Weise zugethan war.

Werner trat leise in sein Zimmer, setzte sich ruhig nieder und lauschte mit allen seinen Sinnen, denn eben sprach Joao, der den Damen noch auf einige Minuten Gesellschaft leistete, sehr laut und in seiner bekannten leidenschaftlichen Weise.

»Es ist zum Rasendwerden,« lautete das erste Wort, das Werner vernahm, »so um Gold spielen zu sehen und nicht mitspielen zu dürfen! Die dummen Russen! Da hätte ich wahrhaftig ein gutes Geschäft machen können, denn sie verstehen gar nichts von den Karten und wissen das Glück nicht beim Schopfe zu fassen. So wie sie, spielt

bei uns jeder Sackträger, und von der wahren Kunst haben sie gar keinen Begriff. O Pinto, Pinto, wo bleibst Du so lange, denn wahrhaftig, mir geht das Geld aus und ich weiß kaum noch, wie ich den Wirth morgen oder übermorgen bezahlen soll. Und das Alles weiß Pinto, ich habe es ihm lange geschrieben und er kommt doch immer noch nicht!«

»Habt Geduld,« tröstete ihn seine Schwester, »Du weißt ja, daß er Dein treuer Freund ist und Dich noch nie im Stich gelassen hat. O, ich kenne ihn besser als Du und weiß, wie hoch ich ihn zu schätzen habe! Uebrigens will ich Dir noch ein paar Napoleons geben, wenn Du sie so nothwendig brauchst. Da hast Du sie, aber nun jammere nicht mehr über das leidige Geld; das ist ein so erbärmlicher Gegenstand, daß ich kaum begreife, wie man alle Tage darüber reden kann.«

Hierbei warf sie ihm einige Goldstücke auf den Tisch, die Joao sogleich gierig einzuraffen schien.

»Ich danke Dir,« sagte er, »die kommen mir gerade zu rechter Zeit. Es ist gut, daß die Frauen bisweilen sparsamer sind als wir.«

»Und Pinto Machado,« fuhr Maria fort, »wird auch zu rechter Zeit kommen; ich habe schon das Vorgefühl davon, daß wir bald die Freude haben werden, ihn zu sehen.«

»O, Du bist heute göttlich, Maria!« rief Joao, »und wenn Du nicht meine Schwester wärest, möchte ich Dich – für Dein Vorgefühl küssen. So gebe ich Dir nur die Hand

und wünsche Dir eine gute Nacht – und auch Dir, schöne – interessante – und dabei doch immer unglückliche Cousine. Haha!«

Jesuina antwortete nichts auf diesen ironischen Ausbruch der plötzlichen guten Laune ihres edlen Cousins, nur sagte sie ziemlich leise: »Gute Nacht!« und das war das letzte Wort, welches Werner an diesem Abend im Nebenzimmer vernahm.

SECHSTES CAPITEL. AN DER PHILIPPSBUCHT.

Mit welchen Empfindungen, welchen Hoffnungen, welchen Entschlüssen sich Werner von Altstetten an diesem Abend zur Ruhe begab, wollen wir nicht genauer untersuchen. Es genüge, zu sagen, daß er Gott für die ihm so wunderthätig erschienene Hülfe dankte, welche ihm Adele Irminger gebracht und noch ferner zu bringen verhieß, und daß er auf die Gewandtheit und Geistesklarheit dieses edlen Wesens eben so fest wie auf ihr reines Herz und ihren guten Willen baute.

»Morgen,« sagte er sich, »werde ich Näheres über die Verhältnisse dieser Jesuina da Costa Faria erfahren, und dann wird es sich entscheiden, ob mein Gefühl für mich bisher recht geleitet hat und ob ich ferner den Eingebungen desselben folgen darf. Glück auf denn, Werner, die eine Nacht ist kurz, und Gott gebe nur einen schönen Tag, damit die wichtige Unterredung ruhig zu Ende geführt werden kann!«

Mit dieser Art von Gebet schlief er bald ein, und Gott schenkte ihm nicht allein einen gesunden Schlaf, sondern er sandte auch einen schönen Morgen auf die Erde, denn er ließ durch seine allmächtige Sonne früh die Nebel zertheilen, die das Thal von Interlaken die ganze Nacht hindurch erfüllt hatten. Das sah er, sobald er die Augen aufschlug, denn obgleich noch weißliche, undurchsichtige Schleier an den gegenüber liegenden Bergen hingen, so fand er sie doch schon in lebhafter Bewegung und ein nur halb wetterkundiges Auge konnte daraus entnehmen, daß die goldene Sonne bald siegreich aus dem Kampfe hervorgehen würde.

Es mochte etwa fünf Uhr Morgens sein, als Werner diese Bemerkung machte und um diese Zeit war noch Alles in dem Holzhouse still. Bald darauf aber hörte er im Nebenzimmer einige Bewegung und es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß eine der Schläferinnen sich von ihrem Lager erhob und rasch ihre Toilette beendigte.

Gegen sechs Uhr gab endlich auch die zweite Schläferin von ihrem Dasein Kunde, und nachdem sie einige Male laut gegähnt, sagte Maria zu ihrer Cousine:

»Wie, Jesuina, Du bist schon auf und angekleidet? Was heißt denn das? Willst Du etwa ausgehen?«

»Ja,« antwortete Jesuina kurz und fest, »ich muß es sogar. Ich habe Kopfschmerz und da kann ich es nicht länger in dem dumpfen Zimmer aushalten.«

»Ah so! Dann Glück auf den Weg! Wie ist denn das Wetter?«

»Gut und trocken, aber die Sonne scheint noch nicht.«

»Sieht man die Schneeberge?«

»Nein, es hängen noch weißliche Nebel davor.«

»Nun, dann bleibe ich liegen und schlafe noch ein Stündchen. Guten Morgen!«

Werner, dem bei dieser Unterhaltung das Herz pochte, weil er irgend eine zufällige Störung fürchtete, hörte zu seiner Beruhigung gleich darauf die Thür öffnen und bald krachten auch die Stufen der Treppe und ein leichter Fuß stieg auf denselben hinab. Auch die Hausthür hörte er öffnen, dann aber sprang er auf und kleidete sich an, um sich bald zu seinem Freunde zu begeben und ihm den glücklichen Beginn des so wichtigen Rendezvous zu verkünden. –

Jesuina, zierlich und einfach gekleidet, wie sie immer des Morgens ging, und den schwarzen Schleier tief aber ihr Gesicht geschlagen verließ rasch des neue Haus, und hoch aufathmend, als sie die frische Morgenluft einsog, die sie heut wie die Ahnung einer nie gekannten glücklichen Freiheit umfächelte, begab sie sich nach Beausite, wo sie schon eine Kellnerin bereit fand, ihr ein Glas frischer Milch zu geben, um die sie bat. Das aufmerksame Mädchen brachte ihr auch einige Brödchen dazu, aber sie zu essen, hielt sie sich nicht auf und steckte sie in die Tasche, um rasch wieder zu gehen und die rechte Zeit nicht zu versäumen. Das that sie auch, sobald sie ihr einfaches Frühstück beendet, und so trat sie zeitig genug in die dunkle Laube, die ihr von Adele bezeichnet war. Es stand eine Bank darin, aber sie setzte sich nicht darauf, denn der Boden war von dem Regen des vorigen Abends

noch feucht und kühl. Vielmehr ging sie unruhig auf und ab und hielt dabei die Augen nach den Bergen gewandt. Und dies war gerade die Zeit, wo die Sonne siegreich durch die leichten Nebelmassen drang und die weißlichen, wogenden Schleier flugs nach allen Seiten trieb. In weniger als fünf Minuten lagen die Jungfrau und der Mönch silberklar in ihrer ganzen Schönheit und Majestät da und nur aus den tiefer gelegenen Thälern dampften noch die entrinnenden durchsichtigen Nebel empor. Sonst war die Luft warm und aromatisch frisch, wie immer nach flüchtigen Gewitterschauern, der Himmel lichtetete sich immer mehr, seine Farbe wurde jeden Augenblick blauer und so regte sich alles Lebendige fröhlich und heiter in der erwachenden Natur, was diese bleierne Nacht mit ihren Dünsten und ihrer Dunkelheit niedergehalten hatte. Auch die kleinen Vögel in den Gebüschern fingen an, ihr munteres Lied ertönen zu lassen, und die Bienen schwärmten lustig aus, um den frischen Nektar aus Blüten und Blumen zu saugen.

Jesuina, anfangs so bang und beklommen, fühlte sich, als sie das Alles sah und hörte, allmählig ruhiger und behaglicher werden, denn die reine Natur impft ja so gern der bedrückten Menschenbrust ihre Ruhe und ihren Frieden ein.

Plötzlich hörte sie in ihrer unmittelbaren Nähe ein Frauenkleid rauschen; sie drehte sich schüchtern um und da stand Adele Irminger, holdselig lächelnd vor ihr und hielt ihr die noch entblößte Hand zum Gruße hin.

»Hier bin ich,« sagte das edle Mädchen, »und da sind Sie ja auch. Das ist gut, nun kommen Sie. – Aber haben Sie auch feste Schuhe an,« fragte sie gleich darauf, »und können Sie Ihr Kleid recht hoch aufschürzen? Der Weg, den wir einschlagen, wird etwas feucht sein.«

»Meine Schuhe sind fest, wie ich sie immer hier auf Spaziergängen trage,« erwiderte Jesuina, »und – sehen Sie da, mein Kleid läßt sich leicht aufschürzen.«

»Das ist gut. Nun kommen Sie rasch, damit wir aus dem Bereiche der Häuser gerathen, von wo wir leicht gesehen werden könnten.«

Damit schlug sie, an dem Hause des Obersten auf der Fahrstraße vorbeigehend, die Richtung nach dem Fußsteige ein, der durch die Wiesen und an der Aare entlang nach der neuen Aarbrücke führte, über die Jesuina am vorigen Tage gegangen war, nachdem sie mit Werner die erste Begegnung gehabt hatte. Auf dem ganzen Wege bis fast zur Brücke begegnete ihnen Niemand, wie sie auch für kein neugieriges Auge, während ihres Beisammenseins verfolgte, denn an so frühem Morgen nach einem Regentage sucht kein Mensch den Weg über die Wiesen auf und darauf eben hatte die umsichtige Adele ihren Plan gebaut.

Bis sie auf dem Fußsteig waren, der so breit ist, daß zwei Personen bequem nebeneinander gehen können, sprachen sie kein Wort; sobald sie aber zwischen die schützenden Hecken eingetreten waren, fühlte Jesuina den Trieb, zuerst ihrem Herzen Luft zu machen, und so sagte sie, hold erröthend:

»Ach, mein liebes Fräulein, Sie wundern sich gewiß, und mit Recht, daß eine Ihnen ganz Fremde den Wunsch ausgesprochen hat, mit Ihnen ein so ernstes Gespräch zu führen, wie es mir jetzt bevorsteht, aber daran ist Nichts schuld, als Ihr Gesicht.«

»Mein Gesicht?« fragte Adele mit heiterem Blick.

»Ja, ich sagte es Ihnen schon gestern Abend – es ist ein so unendlich liebes und gutes Gesicht und hat mir sogleich ein unbegreifliches Vertrauen zu Ihnen eingeflößt. Nie ist mir ein Menschenantlitz begegnet, das so sanft, klar und friedfertig ist und ich kann mich noch gar nicht satt daran sehen.«

Adele blickte noch freudiger bei diesen Worten auf und sie sagte sogleich: »Aus Ihrem Munde kann ich diese schmeichelhafte Erklärung schon anhören, sie klingt mir sehr angenehm, und nicht um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sondern um Ihnen auch *meine* Meinung über Sie darzulegen, nehmen Sie von mir das offene Geständniß an, daß auch ich nie ein schöneres Gesicht als das Ihre gesehen habe, obgleich es für mich nur *einen* Fehler – den trüben Schatten unüberwindlicher Traurigkeit hat, der darauf lagert.«

»O still!« sagte Jesuina, die dunklen Augen sanft niederschlagend, »die bloße Schönheit ist oft eine verrätherische Gabe und mir hat sie schon recht tiefe Wunden geschlagen.«

Bei diesen Worten fanden sich wie unwillkürlich ihre Hände, und sie ließen sich nicht eher wieder los, als bis sie an ihrem nahen Ziele angekommen waren.

Dies Ziel war eine große und schöne Eiche auf der ganz nahe an der Aare gelegenen Wiese, die einzige in der ganzen Runde, die mit ihrem prachtvollen Blätter-schmuck weit über das niedrige Gebüsch fortrugte, das sie umgab. Unter der Eiche stand eine Bank und an deren Rücklehne war eine kleine Tafel mit dem Namen ›Philippsbucht¹‹ angeheftet. In der That bildet die hier wild rauschende Aare dicht am Fuße der Eiche eine kleine Ausbuchtung und den auf der Bank Sitzenden spielen die blauen Wellen des Bergstroms fast bis an die Füße. Es ist unstreitig ein lieblicher Platz und er sucht in der ganzen Umgegend vergebens seines Gleichen, wenn eben der Besucher dieses großartigen Paradieses ein anspruchsloses und genügsames Gemüth hat. Rechts von der Eiche mitten auf der Wiese steht eine kleine Sennhütte, in der eine arme Tagelöhnerfamilie wohnt. Am Ufer der unruhigen Aare ziehen sich einige schöngewachsene Pappeln entlang. Geradeaus vor sich hat man jenseits der hölzernen Brücke die mit Wald bewachsene Anhöhe, auf

¹Es trägt diese Bank ihren Namen von einem Schriftsteller, der, wenn er in Interlaken weilte, hier gern saß und Morgens zu arbeiten pflegte. Um ihn zugleich zu ehren und zu erfreuen, haben seine Interlakener Freunde diesem Platz jene Bezeichnung nach seinem Vornamen zu Theil werden lassen. Wer dieser fremde Schriftsteller ist, überlassen wir dem Scharfsinn des Lesers zu errathen und fügen wir nur so viel bei, daß er einige Arbeiten geliefert hat, deren Handlung sich im Umkreise von Interlaken bewegt und die den Beifall mancher nachsichtiger Leser daselbst zu erringen so glücklich waren.

der die Heimwehsfluh liegt; rechts davon steigt der grüne, schön geschwungene Abendberg und links der Rugen und die grau schimmernde, kahle, schynige Platte auf. Ringsum auf den Wiesen erhebt sich hie und da graugrünes Weidengebüsch. Noch weiter rechts breitet sich das weite Becken des Thuner Sees mit seinen blau und violett in die Höhe ragenden Bergen aus, links in weiterer Ferne eben so der Briener See, beide stets von bläulichem Dust umwallt. Eine aromatische, frische Luft quillt aus den saftigen Wiesen hervor und angenehme Kühlung haucht selbst zu der heißesten Tageszeit die Aare herüber.

Uebrigens herrscht hier stets eine einladende Stille und der tiefste Frieden ruht auf der ganzen Natur. Nur die Aare rauscht und braust ununterbrochen, Tag und Nacht ihre wunderbare Melodie in unser Ohr. Dann und wann zwitschern die Vögel in dem hehren Eichenwipfel oder es erklingt die leise tönende Schelle einer auf der Wiese weidenden Ziege; nur an Sonn- und Festtagen summt die Glocke vom Kirchthurm zu Unterseen herüber, das ist aber auch Alles und nichts stört sonst den einsamen Naturfreund in seiner stillen Betrachtung, wenn nicht etwa einmal ein eilig schreitender Tourist den Weg kreuzt, um nach der Brücke und auf die naheliegenden Berge zu gelangen.

Diesen lieblichen Platz hatte Adele zu ihrer heutigen Unterredung mit Jesuina auserwählt, denn sie hatte ihn lieb gewonnen, weil sie durch Arnold mit ihm bekannt

geworden war und ihn in seiner Gesellschaft schon öfters besucht hatte, da er dem Hause seiner Eltern so nahe lag. Als sie nun heute mit ihrer neuen Schutzbefohlenen daselbst angekommen war und neben ihr auf der Bank Platz genommen hatte, schwiegen Beide einen Augenblick und genossen zuerst die Anmuth und den Reiz der sie so friedlich umgehenden Natur. Dann aber plötzlich Jesuina's Hand wieder ergreifend, blickte Adele das arme Mädchen liebevoll an und nickte ihr ermuthigend zu.

»An dieser Stelle,« sagte sie, »ist es schön, nicht wahr? Nun, hier wollen wir plaudern und Sie werden gewiß den Muth haben, mir Alles zu sagen, was auf Ihrem Herzen liegt, da wir uns ja nun nicht mehr fremd sind. Also sprechen Sie dreist und unverzagt!«

Jesuina seufzte tief auf und drückte der so liebevoll Redenden warm die Hand.

»Also Sie bleiben nur wenige Tage hier?« begann sie zu fragen, als ob sie sich erst der neugewonnenen Freundin so lange wie möglich versichern wolle.

»Ja, leider nur noch sehr kurze Zeit. Mein Vater kann jeden Augenblick kommen und mich mit sich fortnehmen. Darauf muß ich und müssen auch Sie vorbereitet sein.«

»O, das ist schade. Ich behielte Sie gern so lange hier, als ich selbst an diesem Orte verweilt, obgleich ich nicht wissen kann, ob ich nicht noch früher fort muß als Sie. Von hier aus also gehen Sie nach Luzern?«

»Ja, das ist meine Heimat, wo mein Vater sein Haus hat und sein Geschäft betreibt.«

»Dahin werden wir wahrscheinlich auch bald gehen,« sagte Jesuina nachdenklich, »wenigstens habe ich davon reden hören.«

»O, so besuchen Sie mich dort,« fuhr Adele lebhaft fort, »und ich werde mich unendlich freuen, Sie in meinem stillen Zimmer begrüßen zu können.«

»Sie sind sehr gütig! Ob ich aber davon Gebrauch machen kann, weiß ich nicht. Ich bin nicht unabhängig und nach meinem Wunsch und Willen wird wenig gefragt.«

»Ich weiß es bereits und denke mir das Uebrige hinzu. Aber damit Sie mich wenigstens zu finden wissen, so gebe ich Ihnen hier meine Karte. Lassen Sie sich, sobald Sie können, von dem ersten besten Menschen nach meines Vaters Hause führen, der Banquier Irminger ist in Luzern Jedermann bekannt. Und wann Sie auch kommen mögen, Sie sollen mir jeden Augenblick willkommen sein.«

»Ich danke Ihnen herzlich und diese Karte will ich mir wie einen Talisman aufbewahren. O, wen Sie wüßten, wie sehr Ihre Güte mich beruhigt und erhebt! Denn so viel Wohlwollen, wie Sie mir erweisen, ist mir noch von Niemandem zu Theil geworden.«

»Das ist ja sehr traurig. Sie müssen in Ihrem jungen Leben sehr trübe Erfahrungen gemacht haben.«

»Sehr trübe, von Kindheit an, und jetzt die allertrübste.«

»Erzählen Sie mir das, recht offenherzig. Sie glauben nicht, welchen innigen Antheil ich an Ihrem Schicksal nehme.«

»O ja, ich glaube es, denn ich lese es in Ihren Augen. Ach, mein Fräulein, ich befinde mich . . .« und hier brach ihr so lange standhaft zurückgehaltener Schmerz in einen heftigen, aber kurzen Thränenstrom aus, »ich befinde mich augenblicklich in einer verzweiflungsvollen Lage!«

Adele sagte nichts hierauf, aber ihre Hand umfaßte die Hand der Klagenden fester und bald nahm sie sie, sich ganz zu ihr hinwendend, in ihre beiden Hände und sah sie bittend und unendlich liebevoll an. »Reden Sie,« flüsterte sie endlich mit ihrem sanftesten Schmeichelton, »ich höre mit *ganzem* Herzen.«

»Nun denn, ja, ich will es und so beginne ich mit meiner Vergangenheit, um mit meiner Gegenwart zu enden, denn eine Zukunft habe ich nicht.«

»O doch, Sie müssen sie haben, und was ich dazu beitragen kann, soll geschehen, ich verspreche es Ihnen.«

Jesuina dankte nur mit Blicken, fuhr dann aber sogleich zu reden fort. »Mein Vater,« sagte sie, »ist oder war ein Portugiese, in Lissabon geboren. Seine Eltern waren wohlhabende Leute und ließen ihm eine gute Erziehung zu Theil werden. Indessen seine große Reiselust – er hatte sich schon als junger Mann der Schifffahrt gewidmet – trieb ihn früh vom Vaterlande fort und er wanderte wie so viele seiner Landsleute, nach Brasilien aus, um dort

sein Glück zu machen. Es gelang ihm auch, in die Kaiserliche Marine zu treten und da ihm das Glück hold schien, arbeitete er sich rasch empor, bis er Capitain geworden war. Indessen von nun an wollte es nicht mehr vorwärts mit ihm gehen, und obgleich er im Ganzen in allen seinen Unternehmungen und auf seinen Reisen glücklich war, so gelang es ihm, dem Ausländer, doch nicht, seine Verdienste in der gebührenden Weise anerkannt zu sehen. Vielleicht auch war daran sein gerader offener Charakter schuld. Er verschmähte alle krummen Wege und, von keinen mächtigen Verbindungen unterstützt, ging er, seiner eigenen Kraft vertrauend, einsam seinem Ziele zu. Nirgends aber herrschen Neid, Zwietracht, Eifersucht in so wucherischer Gestalt und Fülle wie in Brasilien, und da mein Vater keine Lust empfand, sich Jedermann zum Freunde zu machen, so erwarb er sich gerade unter den höher stehenden Beamten seines Berufes manche Feinde. Genug, er machte viele Reisen, bestand mancherlei Gefahren und lernte einst in Madrid, wo er einer diplomatischen Sendung beigegeben war, eine Andalusierin kennen, die er bald liebte, wie sie ihn, und die er nach zwei Jahren sich als Gattin nach Rio heimholte. Diese Spanierin wurde meine Mutter und ich blieb ihr einziges Kind. Die Ehe meiner Eltern war glücklich, bis auf den Umstand, daß mein Vater zu oft vom Hause entfernt sein mußte, was meine Mutter stets mit großem Kummer erfüllte. In der Zeit seiner Abwesenheit hielt sie sich, von allem größeren Umgang getrennt – ach! auch sie war ja hier eine Ausländerin! – in Rio auf, wo mein Vater gleich

nach seiner Verheirathung ein kleines Landgut, eine Art Pflanzung, gekauft hatte und wo er, wenn der Dienst ihn nicht abrief, mit meiner Mutter in Ruhe und Frieden lebte.

Indessen sollte dies Glück nicht lange dauern. Ich war noch ein ganz kleines Kind, als mein Vater in seinem Berufe starb. Sein Schiff versank und wir haben ihn nie wiedergesehen. Meine Mutter, eine stille, sanfte, mehr innerlich als äußerlich lebende Natur und von viel höherer geistiger Ausbildung als so viele Spanierinnen, war trostlos über diesen Verlust und zog sich von nun an von allem Verkehr zurück und brachte ihre Tage mit mir und einer Lehrerin auf der kleinen Pflanzung zu, von deren Ertrag sie fast allein lebte, da sie kein eigenes Vermögen besaß. Hier lebte sie nur ihrem Schmerz, ihrer Erinnerung an den Verlorenen und meiner Erziehung, auf die sie große Mühe verwandte, da sie den Vorzug der geistigen Ausbildung an sich selbst und ihrem geliebten Mann kennen gelernt hatte.

So wuchs ich allmählig heran und meine ersten Jugendeindrücke waren trauriger Art, da ich ja jeden Tag den Schmerz meiner Mutter sich erneuern sah und die Bitterkeit unserer einsamen Lage in ihrer ganzen Trostlosigkeit kennen lernte. Als ich aber beinahe erwachsen war und meine Mutter wohl einsehen mochte, daß ich die Welt und die Menschen darin doch kennen lernen müsse, ihr eigener Schmerz auch wohl linder geworden war, faßte sie den Entschluß, ihren Landaufenthalt mit dem in Rio

zu vertauschen, sobald sich eine Gelegenheit finden würde, ihr kleines Gut vortheilhaft zu verkaufen. Diese Gelegenheit fand sich und meine Mutter gewann dadurch ein größeres Capital, als sie früher besessen, und es ward ihr die Freude zu Theil, sich und mir Genüsse zu bereiten, von denen wir bisher streng abgeschieden gewesen waren.

So lebten wir denn zwei Jahre recht glücklich und zufrieden in Rio, bis meine Mutter plötzlich vor etwa zwei Jahren starb und mich allein und völlig schutzlos zurückließ.

Indessen, wenige Monate vor ihrem so schnell eintretenden Tode, hatte unsere Familie einen ganz unerwarteten Zuwachs erhalten und zwar durch Joao Pedro und Maria Antonina Gomez, dieselben, die Sie gestern Abend gesehen haben. Die Mutter derselben und mein Vater waren Halbgeschwister gewesen, ohne sich jemals besonders nahe gestanden zu haben, wie auch wir Kinder uns früher noch nie gesehen, da Joao's und Maria's Eltern schon vor langer Zeit Brasilien verlassen hatten und nach Europa gegangen waren. Mein Cousin und meine Cousine kamen damals von Paris, wo sie erzogen worden waren, wie so viele Rionesen, und wo ihre Eltern angenehm gelebt hatten, da sie ein beträchtliches Vermögen besaßen, wie uns wenigstens gesagt wurde. Nachdem aber zuerst ihr Vater und dann ihre Mutter gestorben war, kehrten Beide nach Brasilien und zwar nach Rio zurück, wo Joao, wie er meiner Mutter erzählte, eine Anstellung

suchte, in der er die in Paris erworbenen Kenntnisse verwerthen könne. Allein diese Anstellung wollte sich nicht so bald finden lassen, er trachtete auch wohl nicht ernstlich danach, und da sein Vermögen noch für ihn und seine Schwester ausreichend war, so lebten sie anfangs ganz behaglich, schlossen sich aber schon damals meiner Mutter, als die einzigen Verwandten, die ihr geblieben, ziemlich nahe an.

Allmählig indessen fing Joao ein nachlässigeres Leben an, er gerieth in üble Gesellschaft und lebte nun wie ein großer Herr, anstatt sich der Arbeit zu widmen, wie er so oft prahlerisch verheißen hatte. So schwand sein Vermögen rasch dahin, bis auf einen geringen Rest, den er nicht antasten konnte und der in Paris zurückgeblieben war.

Als nun meine Mutter so plötzlich starb, waren Joao und Maria Gomez die Ersten, die zu mir kamen und mich baten, nun bei ihnen Schutz zu suchen und mit ihnen eine Familie zu bilden. Sie wollten mir zu allem Guten behülflich sein, versprachen das Beste und erwiesen sich so theilnehmend und freundschaftlich, daß es thöricht und undankbar von mir gewesen wäre, wenn ich ihren Beistand hätte ablehnen wollen, zumal da ich Niemand sonst auf der Welt besaß, der mir näher stand oder dem ich mich blindlings hätte anvertrauen können.

So nahm ich denn ihr Anerbieten an, verkaufte den von meiner Mutter ererbten Haushalt und zog zu Maria und Joao Gomez in's Haus. Ach, hätte ich das doch nicht gethan und mich lieber in irgend ein Kloster als Pensionärin begeben, da wäre ich doch meine eigene Herrin

geblieben und Niemand hätte mir einen Zwang auferlegen dürfen. Ja, gern auch hätte ich durch meiner Hände Arbeit und durch Unterrichtgeben mein Leben gefristet, denn ich hatte ja viel mehr gelernt als viele junge Mädchen in Rio und es wäre mir zumal leicht geworden, durch meine musikalischen Kenntnisse und meine Stimme mir den Unterhalt zu erwerben, wenn der Ertrag meines kleinen Vermögens dazu nicht ausgereicht.

Allein das sollte nicht sein und ich folgte den Lockungen meiner Verwandten, obgleich ich sehr bald einsah, daß der Schein der Freundlichkeit und Theilnahme, mit dem sie mir genaht, nur ein sehr trügerischer gewesen war. Denn kaum war ich die Hausgenossin Maria's und Joao's geworden, so thaten sie sich weit weniger Zwang an denn je zuvor und ich erkannte zu meinem Schrecken, welchen Händen ich mich freiwillig überliefert. Joao Pedro Gomez, von jeher ein Feind aller Arbeit und jeder ernstesten Besschäftigung, war nichts als ein das Leben in vollen Zügen genießender Abenteurer und er wäre vielleicht noch eine Stufe tiefer gesunken, wenn er kühner gewesen wäre. Allein es fehlte ihm – nicht an Trieb – wohl aber an Muth und Kraft zu ernsteren Unternehmungen, denn er war von Natur zaghaft, verweichlicht und fürchtete immer für seine Gesundheit, so daß er nur zu oft auf mich den Eindruck eines unmännlichen Menschen machte, der wohl im Trüben zu fischen die Neigung besaß, nie aber mit seinen Fähigkeiten offen an den Tag trat, wenn es etwas zu gewinnen und zu erringen galt. Ganz allein dem Genuß der Welt hingegeben, zersplitterte er seine

Kräfte und Mittel in ganz alltäglichen Dingen auf eine unverantwortliche Weise, und seine Schwester stimmte darin leider mit ihm überein, sie trieb ihn sogar oft zu noch leichtsinnigeren Unternehmungen an, denn sie hat keine richtige Einsicht in die sie umgebenden Verhältnisse und leider auch kein Herz, kein weibliches Gemüth, ist heftig, leidenschaftlich wie ihr Bruder und allein auf die Ausbeutung des Augenblicks bedacht.

Das Alles sah ich leider schon in den ersten Wochen ein und da die Geschwister durchaus keine Rücksicht auf mich nahmen und nur den Eingebungen ihrer augenblicklichen Laune folgten, konnten sie mich nicht länger über ihre Verhältnisse täuschen und ich erkannte zu spät, in welche gefährliche Lage ich gerathen war. Ja, gefährlich, sage ich, denn Joao hatte gleich nach meiner Mutter Tode mein kleines Vermögen an sich genommen, unter dem Verwande, es sorgsam zu verwalten und mir auf eine angenehme Weise damit das Leben zu fristen. Ach, ich wußte damals noch nicht, daß er ein leidenschaftlicher Spieler und oft in Verlegenheit war, woher er das Geld zur Befriedigung unserer Bedürfnisse nehmen sollte, und so hatte er wahrscheinlich sehr bald auch den größten Theil meines Vermögens verthan, ohne daß ich in der ersten Zeit eine Ahnung davon hatte, und wenn ich später einmal davon zu reden anfing und einige Besorgniß verieth, so wurde er heftig, beklagte sich über den Mangel meines Vertrauens und schalt mich, daß ich den Frieden seines Hauses störe und unberufen in den Gang seines Lebens und dessen Genuß eingreife.

Dieser Genuß war denn allerdings die Hauptaufgabe seines Lebens und er gab sich ihm ohne alle Einschränkung und mit der kaltblütigsten Mißachtung meiner Empfindungen, so wie auf Kosten seines Rufes hin. Den Tag über schlief er, erst gegen Abend ging er aus und spät Nachts, oft erst gegen Morgen, kam er wüst und träg nach Hause, um uns, und namentlich mich, sobald ich mit ihm in Berührung trat, auf höchst lieblose Weise zu behandeln.

Ich ertrug diese Unbill ruhig und gefaßt, denn was sollte ich thun? Ich wandte mich freilich oft mit Bitten an Maria, ihm mit sanfter Belehrung und vernünftigen Vorstellungen entgegenzutreten; allein sie lachte mich aus und nannte mich ein unverständiges Kind, das von dem Leben und der großen Welt, dem Treiben der Menschen und ihren Verhältnissen keine Kenntniß habe. So fand ich mich in mein Schicksal und wandte mich nur im Innern immer mehr und mehr von meinen Verwandten ab.

Da kam eines Tages ein Brief aus Paris und gleich darauf hieß es, wir müßten Rio verlassen und sofort nach Frankreich gehen. Ohne nennenswerthen Widerstand bei mir zu finden, trafen Joao und seine Schwester ihre Vorbereitungen, und schnell, wie sie beschlossen war, wurde die Reise ausgeführt. Von Rio zu scheiden, wo ich in der letzten Zeit so wenig Befriedigung gefunden, wurde mir nicht schwer, aber auch meine Jugenderinnerungen an das Grab meiner Mutter, vielleicht auf Nimmerwiedersehen hinter mir zu lassen, ging mir unendlich nahe und

ich ergab mich einer tiefen und gewiß gerechtfertigten Traurigkeit.

Der Tag unserer Abreise war festgesetzt und der Abschied von Rio genommen. Da begab ich mich noch einmal in die schöne Domkirche, um von Gott Beistand für alles Kommende zu erflehen und dort begegnete mir ein seltsames Abenteuer.«

»Halt!« unterbrach sie die aufmerksam lauschende Adele. »Meinen Sie damit die Begegnung mit den beiden jungen Männern, die Sie hier in meiner Gesellschaft gesehen?«

Jesuina sah die Redende erstaunt an. »Wie,« rief sie fast heiter, »kennen Sie vielleicht schon diese Geschichte?«

»Ja, ich kenne sie ganz genau und weiß Alles, was sich daran knüpft. Sie können sich wohl denken, daß die mir befreundeten Männer, deren Lebenslauf mir hinreichend bekannt ist, mich auch von ihren Erlebnissen in Rio in Kenntniß gesetzt haben.«

Jesuina senkte nachdenklich den Kopf, dann sagte sie mit dem Ausdruck innerer Zufriedenheit auf ihrem schönen Gesicht: »Nun, wenn es so ist, dann kann ich ruhig weiter erzählen. – Wir reisten also von Rio ab und kamen nach Marseille. Von dort gingen wir auf der Eisenbahn nach Paris. Wir fanden sehr bald ein angenehm in einer Vorstadt gelegenes Häuschen und richteten uns nach Kräften behaglich ein. Im Anfang war ich von dem Treiben in der großen Stadt geblendet und fühlte eine gewisse Lebenslust in mir aufflackern. Allein bald war

ich von dem wüsten Gewoge eingeschüchtert und fühlte mich nur glücklich, wenn ich in meinem stillen Hause und Garten mir allein überlassen blieb. Einige Wochen verhielt sich Joao ganz still und war bemüht, mich mit den Sehenswürdigkeiten der großen Stadt bekannt zu machen; bald aber mied er das Haus und ich gewahrte sehr wohl, daß er das alte ausschweifende Leben wie in Rio wieder begonnen habe. Ja, er wurde noch viel ungestümer, heftiger, leidenschaftlicher und, unseren Ermahnungen längst entwachsen, gab er sich zügellos dem frivolen Pariser Leben hin.

»Da geschah es,« fuhr die Erzählerin nach einer kurzen Pause tief aufseufzend fort, »daß Joao uns eines Abends einen Fremden in's Haus brachte, den er, wie er sagte, schon in Rio gekannt, hier aber zu seinem Glück unverhofft wiedergefunden habe. Es war ein Brasilianer, ebenfalls in Paris erzogen und der Sohn eines reichen Kaufmanns in Rio. Er hieß Pinto Machado.«

»Ah!« rief Adele unwillkürlich und wandte sich lebhaft zu der Erzählerin hin, die sie mit einigem Erstaunen betrachtete.

»Wie,« sagte sie, »wissen Sie etwa schon von ihm?«

»Nein,« erwiderte Adele, sich schnell fassend, »ich weiß nichts und denke mir nur mein Theil. Erzählen Sie ruhig weiter, ich bin begierig, die Fortsetzung zu hören, denn Ihre Erzählung interessirt mich sehr.«

»Ja, Pinto Machado hieß er und er war in der That ein ansehnlicher Mann. Wohlgestaltet, mit einem klugen

Gesicht und eigentlich hübsch, konnte er Anspruch darauf machen, den Frauen zu gefallen, und er gefiel auch Maria vom ersten Augenblick an sehr, obgleich er mir ein widerwärtiges Gefühl einflößte, denn sein Auge war nicht ehrlich, nach meinen Begriffen, sein Blick boshaft und das Ansehen eines großen Herrn, das er sich gab, mißfiel mir vor Allem. Mit dem Gelde ging er sehr verschwenderisch um, er warf es um sich, wie ein Fürst und als solcher geberdete er sich auch; dabei war seine Rede prahlerisch und gegen uns Frauen benahm er sich, als müßten wir ihm zu Füßen fallen, wenn er uns nur eines Blickes würdigte. Trotz seiner nicht unangenehmen äußeren Erscheinung flößte er mir, wie gesagt! von Anfang an Mißtrauen und Widerwillen ein, eine Art Grauen, von dem ich mir keine Rechenschaft geben konnte. Es haftete ihm etwas Geheimnißvolles, Räthselhaftes an, das Niemand zu durchdringen vermochte und womit er leider auch meinem Cousin und meiner Cousine imponirte. Am widerwärtigsten war er mir und mein ganzes Gefühl sträubte sich in dieser Beziehung gegen ihn, wenn er den Liebenswürdigen, Zarten spielen wollte, denn daß dies eine Maske war, durchschaute ich auf den ersten Blick. Er verstand es nicht, um Neigung und Liebe zu werben, sondern er forderte sie mit Gewalt, ohne alle Umstände, als müsse jedes Weib auf den ersten Wink ihm gehören. Dabei war er dreist, unverschämt und setzte bei Jedermann eine sich von selbst verstehende Sympathie für ihn

voraus. Daß er also ein gefährlicher und zu allen schlimmen Mitteln greifender Mann sei, sagte mir mein weiblicher Instinkt und demgemäß wich ich ihm auf alle Weise aus und wies ihn stets in die Schranken der Sitte und des feineren Anstandes zurück. Daher war gleich von Anfang an zwischen ihm und mir eine Art Fehde erklärt, und da meine Verwandten auf der Stelle für ihn Partei nahmen, so gerieth ich auch sehr bald mit ihnen in ernste Conflict.

Indessen Don Pinto Machado war nicht der Mann, der sich von einem einmal eingeschlagenen Wege zurückschrecken ließ und er verfolgte mit hartnäckiger Ausdauer seine gegen uns gefaßten Pläne. Leider war ich die Person, der er von vornherein entschieden seine Gunst zuwandte und er bewies mir dieselbe auf jede Weise, so sehr ich mich auch dagegen sträuben mochte. Eine wahre Befriedigung gewährte es mir daher, als ich sehr bald sah, daß Maria Gomez ihm leidenschaftlich ergeben war und ihm das auch durch ihr Benehmen bewies, weil ich glaubte und hoffte, daß er dadurch von mir abgeleitet werden und der lebhaften und gefallsüchtigen Cousine seine Neigung zuwenden würde. Allein darin täuschte ich mich leider, er bemerkte die Bemühung Maria's wohl, jedoch fuhr er unablässig fort, sich mir, wo es ging, zu nähern und seine Leidenschaft für mich an den Tag zu legen.

Da Joao uns aus Pinto Machado's Lebensweise kein Geheimniß machte und er mit demselben bald auf vertrauten Fuß gerieth, so gewährte ich in kurzer Zeit, welche Triebfedern es waren, die ihn in Bewegung setzten und seine Laufbahn bestimmten. Einen eigentlich ernsten und gediegenen Lebenszweck hatte er nicht, nur das Vergnügen und die Sucht, Geld zu erwerben, um es leichtsinnig verthun zu können, war sein Ziel, und das verfolgte er rastlos mit einer Dreistigkeit und Consequenz, daß ich oft zitterte, wenn ich bedachte, daß dieser Lehrmeister gerade noch Joao fehlte, um ihn rettungslos in's Verderben zu stürzen.

Ach, was ich damals schon für Sorge und Qual überwand, und noch dazu ganz im Stillen, wage ich Ihnen gar nicht zu beschreiben. Mir war oft so bang und beklommen zu Muthe, daß ich mich nicht zu lassen wußte, da mir meine und meiner Verwandten Zukunft immer dunkler und dunkler zu tagen begann. O, daß dem armen Menschen bei solchen Betrachtungen nicht oft das Herz bricht, ist ein Wunder und wie ich die Bitterkeiten meines Lebens bis jetzt so ruhig ertragen habe, weiß ich heute noch nicht.

Was nun die beiden Männer damals in Paris trieben, mit wem sie verkehrten, zu welchem Zweck sie oft gemeinschaftlich im Stillen arbeiteten, habe ich nie in Erfahrung gebracht. Indessen hatten sie immer Geld und wir lebten eigentlich in einem mir bis dahin unbekannt gebliebenen Luxus. Keins von den Dreien versagte sich

irgend einen Genuß und ich ward, im Stillen mich dagegen auflehnend, wider meinen Willen mit in denselben fortgerissen.

So vergingen mehrere Wochen, und da ich während dieser Zeit nach wie vor fortfuhr, mich den bestimmteren Bewerbungen Pinto Machado's zu entziehen, so wuchs meines Cousins Groll gegen mich, während Maria sich stellte, als gönne sie mir den Vorzug, den ihres Bruders Freund mir sichtbar angedeihen ließ, obgleich sie doch im Stillen gegen mich Partei nahm und ihre Vorliebe für denselben offen an den Tag legte.

Vor einem Monat etwa kam Pinto Machado eines Tages zu uns und nachdem er lange mit Joao geheimnißvoll geredet, verkündete Dieser uns nach Jenes Abschied, daß wir uns auf eine Reise nach der Schweiz begeben würden, wo mein Trübsinn, wie er es nannte, durch die schöne Natur bald weichen und ich eine heiterere Anschauung vom Leben gewinnen würde. Maria, allen Zerstreungen zugethan, war natürlich damit einverstanden, um so mehr, da Pinto Machado unser Begleiter auf dieser Reise sein sollte, die, wie man bisweilen durchblicken ließ, den beiden Männern großen pecuniären Gewinn verhieß, da sie im Stande seien, auf dieser Reise Verbindungen anzuknüpfen, die uns Allen für die Zukunft große Vortheile entsprachen.

So reisten wir denn auch ab und ich verließ nur mit Widerwillen unser stilles Haus, in dem ich doch bisweilen wenigstens allein gewesen war und meine Zeit mit Lesen

und musikalischen Studien ausgefüllt hatte. Indessen reisten wir nicht gemeinschaftlich mit Pinto Machado. Dieser ging über Lyon nach Italien, wo er wichtige Geschäfte zu vollführen habe, wie uns Joao sagte, wir dagegen fuhrten über Straßburg nach Bern. In Interlaken erst sollten wir Pinto Machado treffen, der von Mailand kommt, und mit uns theils hier, theils an anderen Orten den Sommer verbringen will. Ach, und diesen mir so furchtbar gewordenen Menschen, der mir schon lange die Ruhe meiner Seele genommen hat, erwarten wir nun alle Tage. Er ist mir noch viel entsetzlicher geworden, seitdem er mir von Mailand aus schriftlich seine Hand angetragen hat, die ich natürlich, ohne einen anderen Grund als meine natürliche Abneigung anzugeben, abgelehnt habe. Ehe ich mich in dieses Mannes Hand begeben, will ich lieber sterben, denn ich weiß oder ich ahne vielmehr, daß meine Verbindung mit ihm mich nur in's Verderben stürzen würde. So kennen Sie denn meine traurige Lage in ihrem ganzen Umfange. Ich bin von aller Welt verlassen und habe leider keine Mittel in Händen, um augenblicklich mein Leben zu fristen, wenn ich meinen Entschluß, mich von meinen Verwandten zu trennen, endlich doch ausführen muß, da ich die Sklaverei unter ihnen nicht länger ertragen kann. Habe ich nun nicht Recht gehabt, wenn ich Ihnen sagte, daß ich mich in einer verzweiflungsvollen Lage befinde, und daß ich nicht weiß, wie ich mich aus derselben retten soll? Ach, und nun, da Sie mir doch nicht, werden helfen können, rathen Sie mir wenigstens, was ich thun soll. Wenn Pinto Machado erst

da ist, dann weiß ich nicht, was geschieht, und daß er bestimmt kommt, habe ich noch in diesen Tagen erfahren, in diesen Tagen, die mir, da ich Sie und andere gute Menschen hier gefunden, einen süßen Genuß bereitet hätten, wenn mein Herz nicht in beständiger Angst zitterte und die Sorge um meine Zukunft mir die Seele zerrisse!«

Diese mit so rührender Einfachheit und so liebevollen vertrauender Hingebung vorgetragene Erzählung hatte Adele Irminger's edles Herz ganz und gar erobert und schon ihre theilnehmende Miene zeigte, wie tief ergriffen sie davon war. Jetzt umfaßte sie die arme Jesuina mit ihrem Arm, preßte sie fest an sich und drückte lebhaft Küsse auf ihre Wangen, ihre Augen und zuletzt auch auf ihre Lippen, die den ihrigen mit fast glühender Inbrunst entgegenkamen. Eine lange Zeit blieben die beiden Mädchen so fest umschlungen sitzen und kein Laut drang über ihre Lippen, als ob ihre Herzen zu tief bewegt gewesen wären, um die rechten Worte finden zu können.

Endlich aber raffte sich die geistig starke Adele aus ihrem Sinnen auf und obgleich sie von Zeit zu Zeit ein halblautes Schluchzen ausstieß, sagte sie doch mit sichtbarer Fassung. »Ach, Sie Arme! Wie sehr, wie sehr beklage ich Sie! Was müssen Sie unter diesen Ihrer so unwerthen Menschen gelitten haben! Und was werden Sie von ihnen noch zu leiden haben, bis ein stärkerer Arm Sie den peinvollen Fesseln entzogen hat! Doch ja,« fuhr sie nach einer Weile mit zunehmender Fassung fort und indem sie sich einem tiefen Nachdenken überließ, »wie soll man Ihnen rathen, wozu? Das ist für den Augenblick schwer zu

sagen, denn auf solche Dinge, wie ich sie eben von Ihnen gehört, konnte ich ja gar nicht vorbereitet sein. Doch verlieren Sie vor allen Dingen nur nicht den Muth – es wird sich, es muß sich ein Ausweg finden lassen und in der Ferne dämmert er mir schon allmählig auf. Allein so rasch, wie Sie vielleicht glauben, wird es sich nicht thun lassen, was doch einmal geschehen muß. Hier, an Ort und Stelle, bin ich unmächtig und kann Ihnen nicht so beistehen, wie ich so gern möchte und wie es allein durch die Umstände geboten ist. Also haben Sie Geduld, ertragen Sie noch eine Weile die unerträgliche Knechtschaft und weichen Sie einstweilen nur vorsichtig, langsam den an Sie gestellten Anforderungen aus. Unterdessen werde ich mir die Sache überlegen und für Sie nach Kräften wirken. Ich muß durchaus mit Ihnen in Verbindung bleiben, sobald ich von hier fortgehe, und glücklicher Weise liegt der Weg dazu offen vor mir. Doch zuerst will ich eine Frage an Sie richten, die Sie mir ehrlich beantworten müssen. Da auch ich nicht ganz selbstständig bin und einen Vater habe, in dessen Hause ich lebe, so scheint es mir vor allen Dingen nothwendig, daß ich diesen meinen Vater, der mir alle mögliche Freiheit läßt und mir jeden Wunsch erfüllt, mit in unser Geheimniß ziehe. Ist Ihnen das genehm? Zu Ihrer Beruhigung kann ich Ihnen sagen, daß er nicht nur ein überaus guter, sondern auch ein geschäftskundiger Mann ist, und wozu er uns räth, das können wir getrost thun, denn sein Rath wird gerecht, billig und menschenfreundlich sein.«

Jesuina schauerte unwillkürlich zusammen. »Ach,« sagte sie, »Sie mögen wohl Recht haben, aber mein Gefühl sträubt sich dagegen, noch mehr Menschen in das düstere Gewebe meines Schicksals blicken zu lassen und ihnen so mein Geheimniß zu verrathen. Nein, thun Sie es lieber nicht, oder, bevor Sie es thun, warten Sie noch etwas, und erst wenn ich Ihnen sage, daß ich in kurzer Zeit einen bestimmten Entschluß fassen muß, dann mögen Sie Ihrem Herrn Vater davon Mittheilung machen.«

»Sie thun vielleicht nicht Recht mit dieser Weigerung,« versetzte Adele nach einigem Besinnen sanft, »doch will ich Ihrem Gefühl nicht widerstreben. Gut, so schweige ich noch – aber nur so lange, das sage ich Ihnen im Voraus, bis ich sehe, daß es durchaus geboten ist, meinen Vater von unserm Verhältniß zu unterrichten, denn auch ich – ja, ich bin jetzt durch Ihr Vertrauen mit in Ihr Verhältniß eingetreten und Sie sollen dasselbe nicht zu be-reuen haben. Doch nun zu etwas Anderem. Ich will jetzt von dem Wege reden, der uns offen liegt, um in fernerer Verbindung mit einander zu bleiben. Allerdings können Sie an mich schreiben, meine Adresse haben Sie ja, allein es könnte doch der Fall eintreten, daß Sie einer augenblicklichen Hülfe bedürfen. Und da – da verweise ich Sie hiermit an eine thatkräftige und Ihnen gewiß jederzeit zu Diensten stehende Hand.«

Jesuina blickte die mit einiger Befangenheit redende Adele mit großen und erwartungsvollen Augen an. »Welche Hand meinen Sie?« fragte sie leise und leicht erbebend.

»Die eines Freundes, der zugleich auch Ihr Freund ist, ohne daß Sie vielleicht eine Ahnung davon haben.«

»Wen meinen Sie? O, bitte, reden Sie!«

Adele lächelte über die Hast, die sich in Jesuina's Frage verrieth, zumal es ihr vorkam, als errathe Diese schon den Freund, von dem sie sprechen wollte. »Ich meine den jungen Mann,« sagte sie, »Herrn Werner von Altstetten, der Ihnen mit seinem Freunde damals in Rio in der Kirche begegnete.«

Ueber Jesuina's mattweißes Antlitz ergoß sich ein purpurner Strahl und erhellte es, wie die Sonne so oft, plötzlich eine trübe Gegend erleuchtet und sie dadurch nur noch mehr verschönt. »Ich verstehe,« sagte sie leise – »ist er denn wirklich mein Freund?«

»Ja, er und sein bester Freund, Arnold Halder, sie Beide sind Ihre Freunde, und auf ihre Hülfe können Sie, müssen Sie sogar nächst der meinen am meisten rechnen.«

»Ach, wäre es möglich! Aber so sagen Sie mir doch, wer sind diese beiden Männer, die ich so wenig kenne und die mir doch durch ihre Erscheinung, durch ihr ganzes Wesen, namentlich aber auch durch ihre Verbindung mit Ihnen so nahe getreten sind?«

»Ich will es Ihnen mit wenigen Worten sagen,« fuhr Adele, jetzt selber lebhaft erröthend, fort. »Es sind zwei edle Männer – ohne allen Zweifel *sehr* edle Männer, ich habe die Beweise davon in Händen, und wenn ich Ihnen Alles von ihnen sagen könnte, was ich weiß, so würden Sie auf der Stelle mit mir einer Meinung sein. Zugleich

sind sie –« hier erröthete sie noch stärker – »Freunde meines Vaters, sie treten in kurzer Zeit in nähere Verbindung mit ihm, und wenn Sie länger in Luzern bleiben sollten, werden Sie dieselben auch dort bei uns finden, denn sie begeben sich, wenn ihr Aufenthalt hier zu Ende, zu meinem Vater und treten in sein Geschäft, da sie Kaufleute sind, wie er. Doch das sage ich Ihnen nur ganz im Geheimen und Sie dürfen noch keinen Gebrauch davon machen, wenn Sie einmal mit ihnen reden sollten. An diese Männer nun – oder wenn Sie einen von ihnen vorziehen sollten, mit dem Sie genauer bekannt sind – ich meine Herrn Werner von Altstetten – wenden Sie sich zunächst, wenn Sie noch hier einer Hülfe bedürfen sollten. Sprechen Sie ganz dreist mit ihm und berufen Sie sich dabei auf mich, Sie werden ihn darauf nicht unvorbereitet finden. So« – und Adele lächelte triumphirend auf – »nun glaube ich Ihnen wirklich den besten Rath gegeben zu haben, den ich Ihnen im Augenblick geben kann, denn wenn Herr Altstetten und sein wackerer Freund sich Ihrer annehmen, dann sind Sie in guten und starken Händen – das verspreche ich Ihnen.«

»Ach!« seufzte Jesuina erleichtert und getröstet auf, »wie danke ich Ihnen! Aber wie kann ich es wagen, mich in einer so kritischen Angelegenheit an mir noch so fremde Männer zu wenden? Bitte, belehren Sie mich darin, denn es widerstrebt das eigentlich – meiner weiblichen Natur –«

»Liebe,« unterbrach sie Adele mit zärtlichem Händedruck, »darin irren Sie vielleicht. Gerade Ihre *weibliche*

Natur muß Sie an eine kräftige männliche Hülfe weisen. Und – bleibt Ihnen denn eine Wahl, haben Sie anderen Beistand? Und die nächste Hülfe, ist sie nicht immer die beste, zumal sie wirklich in diesem Fall die *allerbeste* ist?«

»Sie mögen Recht haben, obgleich ich nicht hoffen kann, daß sie sich meiner so annehmen werden wie Sie. Am liebsten würde ich mich nur – an Sie wenden.«

»Das können und sollen Sie auch – ich habe hier ja nur den Nothfall im Auge gehabt.«

»Ach so, jetzt verstehe ich Sie. Ja, das will ich thun. Und nun bin ich wirklich getröstet und ich habe die feste Ueberzeugung, daß ich mich heute an die einzige Person gewandt habe, die mir helfen konnte.«

»Das mag wohl sein – aber warum blicken Sie sich so ängstlich um?«

»Ich weiß nicht, mir ist, als ob wir nicht mehr lange hier sitzen dürften. Es sind fast zwei Stunden verstrichen und Joao und Maria könnten mich suchen und es würde mir nicht angenehm sein, wenn sie mich mit verweinten Augen bei Ihnen fänden, obwohl sie daran gewöhnt sind, mich Thränen vergießen zu sehen.«

»Wenn Sie das ängstigt, so lassen Sie uns aufbrechen. Das Wichtigste haben wir uns ja nun gesagt. Doch geben Sie mir noch einmal Ihre Hand. Ich habe also Ihr Versprechen, daß Sie mich in Luzern besuchen?«

Jesuina's bejahende Antwort war kaum vernehmbar. Denn vom tiefsten Dankgefühl ergriffen, fiel sie der guten Adele um den Hals, umschlang sie mit beiden Armen und küßte sie innig und wiederholt. Dann standen sie Beide

auf und schritten Hand in Hand auf demselben Wege zurück, den sie gekommen waren und erst an dem Fahrwege kurz vor ihrer Wohnung trennten sie sich, nachdem sie sich noch viele herzliche und tröstliche Worte gesagt hatten.

SIEBENTES CAPITEL. EINE UNERWARTETE TRENNUNG.

Als Adele ihre neue Freundin verlassen hatte, denn so können wir Jesuina da Costa Faria doch wohl jetzt nennen, eilte sie mit laut pochendem Herzen und flammendem Gesicht ihrem gegenwärtigen Wohnhause zu. Als sie aber eben in die Thür eintreten wollte, sah sie Arnold und Werner, mit Fingal wie immer an ihrer Seite, vom Obstgarten her ihr eilig entgegenschreiten. Auf der Stelle wandte sie sich zu ihnen hin, begrüßte sie herzlich und berichtete nun sofort im Auf- und Niedergehen, was sie so eben gehört und mit Jesuina verabredet hatte.

»So,« schloß sie ihre Erzählung, »nun wissen Sie Beide Alles und nun denken Sie eifrig über die Rolle nach, die wir in dem nun folgenden Drama zu spielen haben werden. Möglich ist's, daß Alles anders kommt als wie denken und wünschen, aber eben darum wollen wir uns nach besten Kräften auf Alles vorbereiten. Es ist dies ein Abenteuer,« fügte sie heiter lächelnd hinzu, »wie es sonst nur Männer zu erleben pflegen, aber diesmal spiele ich, ein Mädchen, auch eine Rolle darin mit und ich denke, sie so zu spielen, daß alle Betheiligten mit mir zufrieden sein werden. – Doch jetzt, meine Herren, lassen Sie uns in das Haus gehen – oder haben Sie schon gefrühstückt?«

»Nein,« erwiderte Arnold, »wir haben auf Ihre Rückkehr gewartet und meine Mutter hat gar nicht begreifen können, was Sie so früh und unbemerkt aus dem Hause geführt hat.«

»Kommen Sie. Ich werde der guten Frau bald genug etwas gesagt haben, was sie befriedigen wird. Ich bin spazierengegangen und habe mich in den kreuz und quer führenden Wegen des Bödeli verlaufen – kann das nicht Jedem einmal passiren?«

Also scherzend trat sie, von den Freunden gefolgt, in das Haus ein und bald war ihr Bericht abgestattet und geglaubt und nun saßen sie Alle in der Laube beim Frühstück, nach dem sich jeder Einzelne schon lange geseht hatte, da es weit über die gewöhnliche Zeit hinausgerückt war.

Während sie so saßen und plauderten, kamen die Wagen vom ersten Morgenboot vom Thuner See angerollt und alle waren mit einer Menge neuer fremder Gäste beladen. Plötzlich hielt einer derselben vor der Thür und ein Herr stieg aus, den gewiß Niemand im Hause schon an diesem Morgen erwartet hatte. Es war Herr Irminger, dessen heitere Stimme sich alsbald vernehmen ließ und dem Fingal zuerst mit freudigem Gebell entgegeneilte, während die Anderen sich von ihrem Erstaunen noch gar nicht erholen konnten.

»Ja, ja,« sagte der gute Mann, als ihn endlich Alle begrüßt und Adele ihn herzlich geküßt hatte, »du bin ich schon wieder. Ihr habt mich so früh nicht erwartet und ich selbst hätte nicht gedacht, heute schon wieder hier zu

sein. Allein meine Geschäfte in Bern haben sich schneller als je abgewickelt und da ich gestern einen Brief aus dem Comptoir in Luzern erhielt, der mich eiligst zurückrief, so fuhr ich heute um fünf Uhr ab und nun bin ich hier. Jetzt aber, mein Kind, und Sie, liebe Dubs, packt rasch Eure Sachen, wir müssen noch heute Morgen fort. Ich habe schon gestern eine Depesche nach Hause geschickt und mir meinen Wagen bis zum Brünings-Hotel zu senden befohlen. Dort erwartet er uns heute Nachmittag und bis dahin fahren wir mit Extrapost. Ich will sogleich zu Halder auf's Comptoir gehen und von dort den Wagen bestellen lassen. Könnt Ihr in anderthalb Stunden fertig sein, wie?«

Alle, wie sie um ihn herumstanden, zeigten durch das Staunen auf ihren Gesichtern, wie sehr sie durch diese gewiß nicht erwartete Mittheilung überrascht waren und von allen Seiten wurden lebhaft bedauernde Aeußerungen laut.

»Ja, ja, ich habe das Alles vorhergesehen, meine Lieben,« fuhr der gute Mann fort, »aber es läßt sich diesmal nicht ändern. Na, Interlaken liegt ja nicht außer der Welt und Luzern auch nicht und so können wir uns ja Alle hier oder dort bald wiedersehen.«

Er nickte hierbei Arnold und Werner mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln zu, von denen der Erstere sich noch gar nicht von seinem Erstaunen erholen konnte. Dann ging er in den Salon und rief Adele an seine Seite, der er rasch einige Fragen verlegte, von deren Beantwortung er außerordentlich befriedigt schien. Zehn Minuten

darauf hatte er schon seinen Hut genommen und war nach der Stadt hineingeschritten, um, wie er gesagt, seinen Freund Halder aufzusuchen und die Extrapost nach dem Brüning-Hotel zu bestellen.

Hinter ihm aber blieb Alles in der größten Aufregung, zum Theil sogar in Bestürzung zurück. Arnold war wunderbar schweigsam und nachdenklich geworden und Werner secundirte darin seinem Freunde nach Möglichkeit. Die Aemsigsten und doch dabei Ruhigsten waren die Frauen, denn sie arbeiteten rüstig an den Koffern, die sie schnell mit dem Nöthigen füllten, um zu rechter Zeit fertig zu sein, da Adele und ihre Gesellschafterin schon wußten, daß Herr Irminger keinen Spaß verstand, wenn das Geschäftsinteresse ihn zu irgend einem eiligen Schritt nöthigte.

Die beiden Freunde mußten sich während dieser Zeit von den Damen fern halten und sie thaten es mit sichtbar schwerem Herzen. Während die Koffer gepackt wurden, saßen sie vor der Thür auf einer Bank und beriethen hastig, was vor der Hand zu berathen war, bis Arnold endlich seine Fassung wiedererlangte und sagte:

»Laß es gut sein, Werner, es sollte einmal so sein und darin muß ein vernünftiger Mensch sich zu finden wissen. O wie gut ist es aber, daß wir so weit gekommen sind! Wir haben das Wichtigste erfahren und nun sind wir wieder eine Zeit lang auf uns selbst angewiesen. Gut denn, wir wollen die uns gegebene Zeit nach Kräften benutzen, sie vergeht rasch und – der Herbst, der Herbst, mein Junge, kommt auch endlich heran.«

»Aber die arme Jesuina!« sagte Werner leise. »Die wird durch diese schnelle Abreise am härtesten betroffen. Das Verhältniß zwischen ihr und Fräulein Irminger war so schön eingeleitet –«

»Still doch! Du wirst es fortsetzen, mein Freund, also jammere nicht. Sieh doch, wie schnell sich diese Adele in die Trennung findet und ich bin doch fest überzeugt, daß sie gerade eben so ungern geht, wie wir sie gehen sehen. Also den Kopf hoch, Werner, nicht verzagt! Vorwärts! heißt die Parole und ich – ich bin dazu bereit.«

»Ach ja, ich auch!« seufzte Werner. »Aber etwas zu rasch ist mir dieser Abschied denn doch gekommen. Indessen füge ich mich. Aber so viel Zeit wird sie doch wohl noch haben, um an Jesuina einige Worte zu richten, wie?«

»Ohne Zweifel und dazu werde ich sie selbst zu bestimmen suchen, sobald sie nur wieder sichtbar wird.« –

Der Oberst Halder, der ruhig arbeitete, erschrak nicht minder als seine Hausgenossen, als er den Banquier so plötzlich und unerwartet in sein Comptoir treten sah und von der sogleich erfolgenden Abreise des alten Freundes hörte. Dabei spiegelte sich eine sichtbare Verlegenheit auf seinem gutmüthigen Gesicht ab und, wie er es stets zu thun pflegte, ging er auch diesmal gerade auf den kritischen Fall los, indem er sagte:

»Mein lieber alter Freund, Ihre so schnelle Abreise betrübt mich um so mehr, als ich mir aus meiner Nachlässigkeit einen gewissen Vorwurf zu machen nicht unterlassen kann. Ich habe Ihren Auftrag in Beziehung auf die jungen

Männer nicht vergessen, allein die Gelegenheit hat sich bei meinen vielen Arbeiten noch nicht finden lassen, ihn bei ihnen nach Ihrem Wunsch auszurichten.«

Herr Irminger machte ein Gesicht, als ob er von dieser Mittheilung nicht eben sonderlich schwer berührt würde und sagte in seiner alten freundlichen Weise:

»Lassen Sie sich darum kein graues Haar wachsen, mein alter Frennd, die Sache eilt ja nicht so sehr. Thun Sie nur jetzt recht bald Ihre Schuldigkeit und schreiben Sie mir binnen heut und acht Tagen, was Sie ausgerichtet haben. Dann allerdings möchte ich ganz im Klaren sein und was dann noch fehlt, das nehme ich in meine eigene Hand. So, damit sind wir fertig, nun aber schicken Sie Jemand zur Post und lassen mir einen guten Wagen bis zum Brüning bestellen. Ich habe Eile. Er kann so bald wie möglich bei Ihnen vorfahren und bis die Damen fertig sind, mag er warten.« –

Unterdessen hatten die drei Frauen ihre Arbeit im Hause beendet und schon standen die Koffer und Reisetaschen gefüllt und verschlossen vor der Thür, um, sobald der Postwagen kam, aufgeladen zu werden. Arnold und Werner waren nicht von dem Platze gewichen und den ersten Moment, wo die Damen wieder sichtbar wurden, benutzte der Erstere, der schon reisefertigen Tochter des Banquiers den Wunsch seines Freundes vorzutragen.

Sie war auf der Stelle dazu bereit und setzte sich zum Schreiben an Jesuina nieder. Flüchtig warf sie die Worte auf's Papier, und als der Brief ohne Adresse gesiegelt war, übergab sie ihn Werner mit der Bitte, denselben, sobald

es thunlich, mit der gehörigen Vorsicht Jesuina zu übergeben. Der Brief selbst aber lautete folgendermaßen:

»Meine Liebe! Zu meinem größten Leidwesen muß ich plötzlich abreisen, da mein Vater unerwartet schnell gekommen ist und wichtige Geschäfte ihn nach Hause rufen. So kann ich Sie leider nicht mehr sehen und sprechen. Aber es bleibt Alles bei unserer Verabredung und ich halte Sie bei Ihrem Versprechen fest, mich so bald wie möglich in Luzern zu besuchen. Sie werden mir zu jeder Stunde willkommen sein. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen will, wenn ich nicht noch hinzufügen soll, daß ich den innigsten Antheil an Ihrem Schicksal nehme, ja, mit meinem ganzen Herzen. In irgend einem unvorhergesehenen Nothfall wenden Sie sich dreist an Denjenigen, der Ihnen diese Zeilen übergibt. Ich wiederhole es, er ist ein edler Mann, er schätzt Sie sehr und Sie können ihm unbedingt und in jeder Beziehung vertrauen. Auch er nimmt großen Antheil an Ihnen, vielleicht einen größeren, als Sie denken. Nur die Noth und der Umstand, daß ich Sie vor Ihrer Abreise nicht mehr sehen kann, drängt mich zu

dieser Mittheilung. Vernichten Sie dies Papier, sobald Sie es gelesen haben, damit es Ihnen keine Unannehmlichkeit bereite. Ich erwarte früher oder später irgend eine Mittheilung von Ihnen, meine Adresse haben Sie ja. Treu und mit ganzem, vollem Herzen ergeben

Ihre Adele.«

Kaum hatte Werner diesen ihm so angenehmen Auftrag zur schleunigen Besorgung empfangen, so kam auch Herr Irminger schon wieder von seinem Ausgange zurück und bald darauf fuhr der Postwagen vor. Der alte Herr schien große Eile zu haben und trieb rastlos zur Abreise, so sehr man ihn auch von allen Seiten aufzuhalten bemüht war. Als nun aber auch der Oberst von seinem Comptoir kam, um von den lieben Gästen Abschied zu nehmen, da trat der alte Freund aus Luzern an ihn heran, reichte ihm die Hand und sagte:

»Es ist nun einmal nicht anders, mein lieber Freund, und wir müssen schon wieder von einander scheiden. Daß dies so rasch geschieht, ist mir gewiß nicht angenehm, aber die leidigen Geschäfte warten nicht auf unser Behagen. Haben Sie tausend Dank für Ihre Liebe und leben Sie wohl. Daß ich mich als Ihren Schuldner fühle, brauche ich nicht zu sagen, aber daß ich meiner Schuld eingedenk bin, hoffe ich Ihnen bald auf die rechte Weise darthun zu können. – Frau Halder,« wandte er sich zu dieser, »ich bin Ihr ergebenster Diener – auch Ihnen sage

ich meinen besten Dank. Adele wird Ihnen gesagt haben, daß Sie auch bei mir ein Unterkommen finden werden, wenn Sie einmal Lust haben, sich den Vierwaldstädter See zu begeben. So. – Und nun kommen Sie an die Reihe, meine Herren,« sagte er zu den eben so befangen wie betrübt zur Seite stehenden jüngeren Freunden. »Was sprechen wir nun zu einander? O, wir wollen es kurz machen, das ist immer das Beste. Besuchen Sie mich also bald in Luzern und dann können wir mehr Worte mit einander wechseln. Das ist vor der Hand Alles. – Bist Du fertig, mein Kind?«

»Ja, Väterchen, ich bin fertig!« sagte Adele mit einer verrätherischen Thräne der Rührung im Auge, die sie jedoch standhaft unterdrückte:

»Na, dann gieb auch Du Deinen Abschied zum Besten. Ich bin damit zu Ende.«

»Meine Herren,« sagte nun Adele, jedem der Freunde eine Hand reichend, »Sie haben mir viele Freundlichkeiten in Interlaken erwiesen und ich bin Ihnen herzlich dankbar dafür. Meines Vaters Wunsch, Sie bald in Luzern zu sehen, ist auch der meinige, und mit der Hoffnung auf baldige Erfüllung dieses Wunsches scheidet ich. Leben Sie wohl und bleiben Sie alles Dessen eingedenk, was wir mit einander verhandelt haben.«

Dann küßte sie Frau Halder noch einmal, was sie schon so oft und recht herzlich gethan, und endlich folgte sie dem Vater vor die Thür, während nun auch Fräulein Dubs Abschied nahm. Bald saßen Alle im Wagen, das

Posthorn erklang und die Pferde trabten mit ihrem melodischen Geläut davon, nur betrübte Gesichter und noch bedrücktere Herzen zurücklassend, die sich in diese so schnelle Trennung noch gar nicht finden konnten. –

Eine Stunde später saßen die beiden Eheleute in der so einsam gewordenen Laube am Mittagstisch und neben ihnen, am Fenster, hatten sich tiefbekümmert Arnold und Werner niedergelassen. Fast Niemand sprach ein Wort und man hörte nur das Klappern der Teller und Gabeln. Als das Essen aber beendet war, wandte sich der Oberst zu den so schweigsamen jungen Leuten um und sagte:

»Ja, das waren ein paar recht angenehme Tage, nur sind sie leider zu schnell vorübergegangen. Doch so geht es im Leben: das Angenehme hat stets nur eine kurze Lebensdauer. Hm! Ich hätte die Adele gern noch einige Wochen hier behalten, das ist ein Mädchen nach meinem Sinn und Geschmack. Nicht wahr, Mutter, Du auch?«

»Gewiß,« antwortete Frau Halder betrübt, »es ist ein sehr liebes Mädchen und wir waren gleich in den ersten Stunden so vertraut mit einander, als ob wir uns Jahre lang gekannt hätten.«

Der Oberst blinzelte kopfnickend dabei nach seinem Sohne hin, der aber verzog keine Miene, sondern trommelte nur mit den Fingern auf den Tisch und sah träumerisch zum Fenster hinaus.

»Aha!« dachte der Oberst, »ich muß einmal etwas stärker anklopfen, der Junge hört heute schlecht, wie es scheint. Und da kann ich mich ja gleich meines kritischen Auftrags entledigen – hm! Ja,« fuhr er laut fort,

»auch der alte Irminger ist ein kreuzbraver Mann und ein wahrer Herzensmensch. So recht nach meinem Sinn. In seinem Hause scheint es hoch herzugehen, wie ich aus allen seinen Andeutungen entnehmen konnte. Na, er kann es ja auch und ist ein steinreicher Mann. Sein Geschäft ist das blühendste in ganz Luzern und er kommt darin gewiß dem größten Baseler oder Züricher Hause gleich. Er steht mit aller Welt in Verbindung und die Leute in seinem Comptoir haben es gut. Er giebt ganz anständige Besoldungen, womit ein Anfänger schon seinen Haushalt führen kann. In einem solchen Geschäft zu wirken, muß angenehm sein und wenn ich an Eurer Stelle wäre, Ihr Leute, dann würde ich es mir angelegen sein lassen, ihm ein wenig um den Bart zu gehen. Und das kann Euch nicht schwer werden, so viel ich gesehen und gehört habe. Er hält große Stücke auf Euch. – Er hat im Herbst zwei gute Stellen frei, hat er mir gesagt,« fuhr er nach einer Weile fort, da kein Mensch sprach, »und wenn Ihr Lust dazu habt, so braucht Ihr es mir nur zu sagen, dann schreibe ich ihm meine Meinung und lege für Euch ein gutes Wort ein, wenn Ihr denn doch zu stolz seid, Euch selber anzubieten.«

Bei diesen Worten konnten sich die Freunde eines leichten Lächelns nicht erwehren, so sehr sie auch in Gedanken versunken sein mochten, und sie warfen sich gegenseitig einen vielsagenden Blick zu. Der Oberst, im besten Zuge und sie aufmerksam betrachtend, bemerkte das stumme Mienenspiel wohl und so sagte er etwas verwundert:

»Nun, warum lächelt Ihr denn so verstohlen? Macht Ihr Euch etwa über meinen guten Vorschlag lustig?«

»Nicht im Geringsten, lieber Vater,« entgegnete Arnold; »wir lächeln nur, weil Du Dich ganz vergeblich mit Deiner Lobpreisung bemühst. Was die beiden im Herbst frei werdenden Stellen im Irminger'schen Geschäft betrifft, so ist die Sache zwischen ihm und uns schon so ziemlich auf's Reine gebracht und es wird nicht lange dauern, so werden wir Dir den Contract zwischen unserm neuen Principal und uns vorzulegen haben.«

»Wie,« rief der gute Oberst, beinahe erschrocken und wurde bald blaß, bald roth, »was heißt das? Durch Wen ist dies Geschäft denn in's Reine gebracht worden, wenn nicht durch mich? Da bin ich doch sehr neugierig, Eure Winkelzüge hinter meinem Rücken kennen zu lernen!«

»Wir haben durchaus keine Winkelzüge gemacht, lieber Vater,« erwiderte Arnold mit ungewöhnlichem Ernst, »am wenigsten hinter Deinem Rücken. Die Sache verhält sich sehr einfach und man hat gegen uns einen sehr geraden Weg eingeschlagen, den wir nur willig zu verfolgen brauchten, um zum Ziele zu kommen. Mit einem Wort, Herr Irminger hat einen sehr sachverständigen Bevollmächtigten hier gehabt und der hat nach besten Kräften seine Pflicht erfüllt und mit uns conferirt.«

»Einen Bevollmächtigten?« fragte der Oberst, auf das Höchste erstaunt und sah bald den einen, bald den anderen jungen Mann an. »Das verstehe, wer kann, ich nicht. Also heraus mit der Sprache, wer hat seine Pflicht erfüllt und mit Euch conferirt?«

Arnold schwieg, weil er nicht wußte, wie er Adele hier mit in's Gespräch ziehen sollte, aber da erbarmte sich Werner seiner Verlegenheit und sagte: »Es hängt das, wie Ihr Sohn schon gesagt, sehr einfach zusammen, Herr Oberst. Herrn Irminger's Bevollmächtigter in diesem Fall war seine eigene Tochter und die hat Arnold den Wunsch ihres Vaters mitgetheilt.«

»Ah!« rief der Oberst mit weit aufgerissenen Augen. »Also so ist es! Na, dann ziehe ich mich wie eine Schnecke in mein Haus zurück und schließe meine Thür. Haha! Also die Adele war es! Na ja, die versteht es freilich besser als ich, mit einem Paar solcher Herren umzugehen, wie Ihr es seid – das Zeug hat sie dazu. Nun denn, so gratulire ich! Was – wollt Ihr schon gehen?«

Arnold, dem das auf diesem Punkt angelangte Gespräch einiges Herzklopfen verursachte, war aufgestanden und hatte seinen Hut genommen. »Ja,« sagte er, »wir müssen gehen, um uns zum Essen anzukleiden. Ueberdies hat Werner einen Auftrag von Fräulein Irminger auszurichten, der Eile hat. Heute Abend wollen wir Euch mittheilen, was wir Euch sonst noch zu sagen haben. Lebt wohl!«

Die jungen Männer gingen und der Oberst ließ sie ruhig ziehen. Als sie aber vom Hause soweit fort waren, daß sie ihn nicht mehr hören konnten, wandte er sich zu seiner stumm und nachdenklich dasitzenden Frau und sagte mit einem komischen Ausdruck höchster Verwunderung in seinem ehrlichen Gesicht:

»Heda, Mutter, hast Du es gehört? Das war ja ganz was Neues! Merkst Du wohl, was in der Luft schwebt? Ha!«

Frau Susan, bis zu den Schläfen erröthend, nickte blos und doch spielte dabei ein glückliches Lächeln um ihre feinen Züge.

»Na ja doch, Du bist auch stumm,« fuhr der Oberst fort. »Dich hat der Blitz auch ein Bischen getroffen wie mich – ich merke es schon. Na, immer los! Die Jungen wollen sich auch einmal ihre Nester bauen, wie die Alten, und ich will ihnen wahrhaftig nicht hinderlich sein. Wenn das einmal geschieht, was ich nur jetzt ganz im Stillen denke und was mir wahrhaftig, nach dem geheimen Verfahren des bewußten Bevollmächtigten zu schließen, schon so ziemlich gewiß erscheint, so hat der Junge keinen üblen Flug gemacht und sich ein recht warmes Nest zu seiner Heimat ausersehen. Hol' mich der Geier, das war hübsch und nun will ich gleich einmal nach der neuen Brauerei gehen und einen kühlen Schluck zur Erholung trinken. Der Junge mit seinem geheimen Bevollmächtigten hat mich heiß gemacht, bah!«

In einer Art Betäubung befangen und von einer an Mattherzigkeit gränzenden Stimmung befallen, wie sie sie lange nicht gefühlt, da sie die so schleunige Trennung von ihrer ihnen so werth gewordenen Gefährtin eigentlich gar nicht zu begreifen im Stande waren, begaben sich Arnold und Werner an diesem Tage zu der

gewöhnlichen Stunde zu Tisch nach dem nahegelegenen Beausite. Aber nicht sie allein litten unter dem schweren Druck dieser Betäubung, sondern auch Jesuina da Costa Faria sollte davon und vielleicht noch viel stärker niedergedrückt werden. Denn als sie mit ihren beiden Begleitern in den Speisesaal trat und die jungen Männer allein und mit seltsam befangenen Mienen bei einander sitzen sah, wurde sie von einem maaßlosen Staunen, das fast dem Schreck gleichkam, ergriffen. Auf der Stelle fast sagten ihr die trüben Gesichter der beiden Freunde, was vorgefallen war, und wenn sie noch irgend einen Zweifel darüber hegen sollte, so war nach dem ihr endlos erscheinenden Mittagsmahl ein Wort hinreichend, sie aufzuklären, welches Werner an sie zu richten die beste Gelegenheit abpaßte. Denn als die versammelten Gäste die Tafel verließen, erhoben sich Arnold und Werner zugleich mit den Brasilianern und beim Verlassen des Saales, als Joao und Maria bereits im Freien waren, trat Werner zu Jesuina heran und flüsterte ihr rasch das Wort zu:

»Fräulein Irminger ist abgereist. Ich habe einen Brief für Sie! Ich halte ihn in meiner Hand – wie soll ich ihn Ihnen zukommen lassen?«

Jesuina's Antlitz wurde noch bleicher als gewöhnlich, als sie dies hörte, aber mit schnellem Entschluß sich fassend, sagte sie: »Geben Sie her! Rasch! Es sieht's jetzt Niemand!«

In einer Secunde hatte sie das kleine Billet empfangen und auf der Stelle verborgen, so daß Werner selbst nicht sah, wo es blieb. Dann aber ihm einen dankbaren Blick

zuwerfend, ging sie ruhig ihren Verwandten nach und begab sich langsamen Schrittes nach ihrer Wohnung, die auch Werner alsbald aufsuchte, ohne indessen für den Augenblick irgend etwas zu erfahren, was er von jetzt an jede Stunde mit wachsender Ungeduld erwartete. In Folge Adele Irminger's und ihrer Begleiterin Abreise waren die Zimmer in des Obersten Hause, welche die Freunde früher bewohnt, frei geworden und Frau Halder sprach daher den Wunsch aus, daß sie dieselben vom nächsten Tage an wieder beziehen möchten. Arnold war für seine Person damit einverstanden, da er aber nach einem mit Werner schon darüber gepflogenen Gespräch wußte, daß dieser es verzöge, noch in seinem jetzigen Hause zu bleiben, so lange die Brasilianer dasselbe bewohnen würden, so nahm er es auf sich, der Mutter begreiflich zu machen, daß sein Freund, aus übergroßem Zartgefühl und um sie nicht zu sehr zu beschränken, noch einige Zeit im Nachbarhause zu bleiben wünsche. Frau Halder, obgleich sie den ihr so lieb gewordenen Gast gern wieder bei sich gehabt hätte, ging ohne weitere Schwierigkeit hierauf ein, und so war es Werner vergönnt, sein Lauscheramt treulichst wie bisher noch einige Zeit fortzusetzen. Sein zweiter Wunsch dagegen, mit Jesuina noch einmal in nähere Berührung zu kommen, sollte trotz seiner lebhaften Hoffnung nicht mehr erfüllt werden und gerade aus diesem Grunde empfand er die Abwesenheit Adels fast eben so schwer wie Arnold, der sich dafür nur durch herzerfreuende Gespräche mit Werner in Bezug auf eine nicht allzu ferne Zukunft entschädigte, und dieser gab sich dem

Freunde darin so ganz und gar hin, daß darüber sein eigenes Verhältniß zu Jesuina im ersten Moment sogar in den Schatten trat.

Dennoch fürchteten sich Beide zumeist vor den nächsten langweiligen Tagen, denn Werner konnte aus guten Gründen sein Zimmer nur dann verlassen, wenn die Brasilianer ausgegangen waren oder sich zum Ausgang anschickten, und so mußte Arnold besorgen, manche Stunde die Gesellschaft seines Freundes zu entbehren, die ihm gerade jetzt von so großem Werthe war. Allein sie hatten sich ganz umsonst vor dieser langweiligen Zeit gefürchtet, namentlich wenn sie gedacht, daß dieselbe sehr lange dauern würde, denn schon am zweiten Tage nach Irminger's Abreise, eben als Arnold zu seinen Eltern gezogen war, sollte sich Etwas ereignen, was ihren Eifer in einer ganz neuen Richtung anspornte und ihr Gemüth wie ihren Kopf in gleicher Weise auf das Höchste in Anspruch nahm.

Es war gegen Mittag am nächsten Tage, als Werner in seine Wohnung ging, da er eben von des Obersten Balcon aus die beiden brasilianischen Damen in ihr Haus hatte treten sehen.

Jesuina war seit der so schnellen Abreise Adelsens noch viel stiller geworden als sonst und sie hatte, wenigstens so oft Werner davon Zeuge gewesen, nur selten eine längere Antwort auf die ewigen Fragen ihrer Cousine gegeben. Offenbar war auch sie durch den so schnellen Verlust der neu erworbenen Freundin traurig gestimmt, das glaubte ihr geheimer Beobachter aus den häufigen

Seufzern zu entnehmen, die sie seit dem vorigen Tage in schmerzlicher Weise hören ließ.

An diesem Mittag nun hörte Werner folgendes Gespräch mit an, das ihm außer den anderen Neuigkeiten, die es verrieth, wenigstens die Erkenntniß brachte, daß Maria und Joao Gomez keine Ahnung hatten, in welches Verhältniß ihre Cousine zu Adele Irminger getreten war.

»Höre einmal auf zu seufzen, Jesuina!« rief Maria ärgerlich, »Du langweilst mich damit fürchterlich. Du bist überhaupt die schlechteste Gesellschafterin, die mir in meinem Leben vorgekommen ist. Wenn ich nur wüßte, warum Du eigentlich den Kopf so tief hängen lässest! Bist Du nicht jung, nicht schön und kannst Du nicht fröhlich sein und Dein Leben genießen, wie ich?«

»Das Leben genießen und fröhlich sein, wie Du?« fragte Jesuina mit einem Ton, in dem eben so viel Stolz wie Verwunderung lag. »Da müßte ich eben organisirt sein wie Du und Genuß an dem Leben finden, welches Du führst. Ich – ich sehe keinen Genuß darin, oder wenn ich einmal einen habe, so trage ich ihn still in mir herum, während Du ihn nur zu haben scheinst, wenn Du ihn äußerlich zeigen kannst.«

»Da haben wir schon wieder meine Aeüßerlichkeit und Deine Innerlichkeit haha! O, Du Thörin! Doch, weißt Du was, ich glaube gar, Du grämst Dich, daß Dein *vis-à-vis* bei Tisch abgereist ist?«

»Wen meinst Du?« fragte Jesuina kurz.

»Das schöne Mädchen mit den blauen Augen, welches neulich so freundlich gegen Dich war.«

»O ja,« erwiderte Jesuina mit tief traurigem Ton, »es thut mir in der That sehr leid, daß ich sie nicht wiedergesehen. Man begegnet auf der Reise so selten Menschen, mit denen man gern verkehren mag.«

»Das ist wahr; mir hat sie auch gefallen. Aber da ist doch einmal nichts zu machen, Du mußt Dich nun schon mit uns begnügen, bis – ein Besserer kommt.«

Jesuina schwieg. Sie wußte wahrscheinlich, wen Maria mit diesem Besseren meinte. Aber da wurde plötzlich die Pause, die im Nebenzimmer entstanden war, wieder auf die gewöhnliche Weise durch Joao unterbrochen. Diesmal jedoch stürmte er mit wilderer Hast denn je die Treppe heran und noch ehe er die Thür hinter sich zuwarf, rief er:

»Glück auf, Maria« Glück auf, Jesuinai Da habe ich endlich den lange erwarteten Brief. Ich habe ihn mir selbst von der Post geholt!«

Maria schrie frohlockend laut auf und schien nach dem emporgehaltenen Brief zu haschen, wenigstens hörte Werner, daß beide Geschwister im Nebenzimmer sich schnell von einem Orte zum andern bewegten.

»Nein!« rief Joao laut, »Du darfst ihn nicht selbst lesen; es stehen Dinge darin, die nur für mich geschrieben sind; ich will Dir sagen, was die Hauptsache vom Ganzen ist. Mit einem Wort: Pinto Machado ist auf der Reise zu uns und er kann morgen, ja, heute schon hier eintreffen.«

Maria stieß einen leidenschaftlichen lauten Freudenruf aus, aber von Jesuina's Lippen ertönte kein Laut. »Wo kommt er her?« fragte Maria hastig weiter.

»Von Mailand kommt er.«

»Ist er in guter Laune?«

»Vortrefflich. Sein Brief sprudelt von Witz und Humor und er ist ganz glücklich über Alles, was er erlebt, und er hat namentlich sehr gute Geschäfte gemacht. Auch Geld bringt er in Fülle, sagt er, und das ist das Beste von Allem.«

»Du Habgieriger! Geld ist Dir freilich immer die Hauptsache gewesen – mir aber nicht. Ich halte mich lieber an den Menschen, den Mann.«

»Und was sagt die schöne Jesuina nun?« fragte Joao mit höhnischer Ironie. »Denkt die stolze Dame nun etwa anders, da ihr Glück ihr endlich in greifbarer Gestalt vor Augen tritt?«

»Schweig!« rief Jesuina ernst und wunderbar ruhig. »Ja, schweigen wir von diesem Glück. Du kennst mich genügend, um zu wissen, welchen bitteren Eindruck Deine *glückliche* Nachricht auf mich macht!«

Joao lachte fast überlaut.

»So lache doch nicht so teuflisch!« rief Maria besänftigend. »Das hilft Dir ja doch nichts. Und was verstehst Du von den Gefühlen der Frauen. Wenn sie ihn einmal nicht mag, wer kann es ihr verargen? Will sie keine Augen für einen solchen Mann haben, dann mag sie sie schließen. Andere öffnen die ihrigen dafür um so weiter.«

»Zum Beispiel Du!« rief Joao überaus munter. »Doch nun lassen wir den Spaß bei Seite und reden wir ernstlich mit einander. Ich habe Euch noch eine andere Nachricht mitzutheilen.«

»Welche denn?« fragte Maria neugierig, während Jesuina sich ohne alle Bewegung verhielt.

»Ich habe eine andere Wohnung gefunden, endlich, und es war wahrhaftig die höchste Zeit, denn hier darf uns Pinto nicht finden, sonst habe ich mit dem ersten Wort auch einen Vorwurf von ihm zu hören. Macht Euch also fertig. Morgen Vormittag, vielleicht noch früher, können wir das höchst anmuthig gelegene Haus beziehen.«

»Also wirklich!« brach nun Jesuina endlich ihr langes Schweigen. »Auch das hast Du mir angethan? Ich soll aus diesem Hause, wo ich mich so wohl fühle wie nirgends!«

»Närrin Du!« rief Maria. »So freue Dich doch! Eine schöne Wohnung ist gewiß ein Genuß und hier kann es Dir doch unmöglich behagen –«

»Es behagt mir aber gerade hier –«

»Darf ich fragen, warum?« fragte Joao scharf.

»Ich will es Dir sagen,« versetzte Jesuina stolz; »weil es eine Wohnung ist, die weder Dir, noch Maria, noch Deinem bezaubernden Freunde behagt. Gerade aber darum behagt sie mir.«

»Gut denn,« rief Joao verächtlich, »dann bleibe Du hier und laß uns ziehen.«

»Gern – gieb mir mein Vermögen und geh. Ich finde allein meinen Weg.«

»Wie?« rief Joao, knirschend vor Wuth. »Das wagst Du mir in's Gesicht zu sagen? Ist das Deine Dankbarkeit, armselige Creatur?«

»Dankbarkeit? Wofür?« fragte Jesuina mit eisiger Ruhe.

»Kinder!« rief Maria dazwischen, »streitet Euch nicht wieder wegen der alten Geschichten. Und Du, Jesuina, sei vernünftig. Dein Vermögen liegt in sicheren Händen.«

»In sicheren Händen? Wer hat es?«

»Gut,« rief Joao wild, »da Du es doch wissen willst, so will ich es Dir sagen. Pinto Machado hat es in Verwahrung. Ihm übergab ich es in dem Augenblick, als er mir in Paris seinen Entschluß mittheilte, daß Du, nur Du sein Weib werden solltest. Einem solchen Mann, der sich so hochherzig gegen mich und Dich benahm, vertraute ich Dein kleines Erbe gern und willig an. Er ist der beste Verwalter desselben, den Du finden kannst, da er es für sich und Dich zugleich verwaltet.«

»O Gott!« schluchzte Jesuina und schlug die Hände zusammen. »Ist es so weit mit mir gekommen? Nun, dann helfe mir Gott! – Ja, wenn es so ist, Joao,« rief sie, »dann wisse, daß ich auch ohne Vermögen leben kann und will, denn es aus Pinto's unreinen Händen zu empfangen, würde mir ein Grauen einflößen. Es ist dadurch verunreinigt und kann den Segen nicht mehr enthalten, den ich mir einst davon versprach.«

»Maria! Hörst Du?« rief Joao, dämonisch lachend. »Ich glaube, sie ist verrückt geworden. Nun ja, dann ist es freilich die höchste Zeit, daß Pinto Machado kommt. – Er wird sich freuen, endlich einmal im Klaren zu sein, – eine Verrückte kann er nicht heirathen und dann freue auch Du Dich, Maria! – Doch jetzt lebt wohl. Ich muß mich ruhen. Das war eine ganz unerwartete Strapaze für mich. Bereitet Euch also auf unseren Umzug vor. Die Stunde

werde ich Euch morgen früh oder noch heute Abend an-
geben, ich erhalte noch Botschaft bis dahin.«

Nach diesen Worten stürzte er aus dem Zimmer. Still war es und blieb es darin, nur Maria summte leise ein Lied vor sich hin, als fühle sie sich überaus glücklich und als habe der Schmerz, der in leisem Gewimmer an ihrer Seite ausbrach, nicht den geringsten Eingang in ihr hartes Herz gefunden.

Werner aber war auf seinem Bett zusammengesunken und hatte den Kopf auf die Hand gestützt. »O Gott!« sagte auch er. »Gieb mir jetzt einen Rath! O, warum ist Adele Irminger nicht mehr hier! Was, ja, was thun wir nun?« –

Fünf Minuten darauf war er bei Arnold und theilte ihm das eben Erlebte mit. Arnold schüttelte den Kopf und wußte eben so wenig Rath wie er. Aber plötzlich raffte er sich mit seiner ganzen männlichen Kraft auf und sagte:

»Sei ruhig, Werner, Alles kommt in der Regel anders, als man denkt. Vor allen Dingen dürfen wir das arme Weib nicht aus den Augen verlieren, und so gieb genau Acht, wenn sie morgen das Haus verlassen. Ich folge ihnen dann, bis ich weiß, wo sie ein Unterkommen gefunden haben, und dann, mein Junge, wenn Pinto Machado da ist und wir wissen, wen wir in ihm vor uns haben, dann erst wollen wir überlegen, was zunächst zu thun. Im Nothfall aber theile ich meinem Vater das ganze Verhältniß mit und dann sind wir um einen verständigen Berather reicher. Bis dahin aber bleibe in Ruhe und bemühe

Dich, Frieden in Dir selber zu haben. Friede im Kopf und im Herzen, und das ist auch schon etwas werth!« –

ACHTES CAPITEL, WAS VATER D'ORELLI SCHREIBT.

Allerdings, Arnold sollte wieder einmal Recht haben, obgleich auf eine ganz andere Weise, als er es selbst und Werner vermuthete; ob das aber nach ihrem Geschmack war und ihren Wünschen entsprach, wollen wir für's Erste noch unentschieden lassen. Ja, es sollte Alles anders kommen, als sie vermutheten, und schon am Nachmittag desselben Tages sollte sich etwas Neues ereignen, was Keiner von ihnen erwartet hatte und unter den obwaltenden Umständen erwarten konnte. Denn kaum war Arnold nach Tisch in das Haus seiner Eltern zurückgekehrt und Werner saß in brütender Einsamkeit auf seinem Zimmer allein, in dessen Nähe ja die einzige Person athmete, die sein ganzes gegenwärtiges Glück und doch seinen größten Kummer ausmachte, da trat Arnold schon wieder ein, in der Hand einen Brief tragend, den er dem Freunde hinhielt und damit einen stillen Wink verband, ihm in das Freie zu folgen.

»Was giebt es denn?« fragte Werner vor dem Hause mit laut schlagendem Herzen. »Ist der Brief an mich?«

»Ja,« sagte Arnold, »er ist an Dich gerichtet und trägt den Poststempel vom Hospiz auf dem St. Gotthard; er kommt also wahrscheinlich von Deinem Onkel D'Orelli.«

Werner warf nur einen Blick auf die Adresse der Briefes, den er schon in der Hand hielt, dann sagte er, mit

dem Freunde nach der Bank unter dem Apfelbaum gehend:

»Ja, er ist von dem guten Onkel. Nun, der kann nicht viel Neues enthalten, was meine Lebensgeister erregt. Lesen wir ihn, es ist einmal eine kleine Abwechslung, nach dem Sturm ein wenig Windstille zu erfahren.«

Mit diesen Worten öffnete er den Brief und begann ihn bis zur Hälfte erst still für sich zu lesen. Plötzlich aber sah er den geduldig harrenden Freund groß an und rief: »Nein, Du sollst ihn doch gleich mitlesen – ich habe da eben einen Namen gefunden, der den Sturm dieser Zeit mit heraufbeschworen. Ach, der gute, alte Mann! Wie heimlich und friedlich blicken mich seine reinen Schriftzüge an und doch – Welch' beunruhigender Dämon scheint in ihnen zu lauern!« Und so begann er Arnold den Brief vorzulesen, der folgendermaßen lautete:

»Mein lieber Werner! Gott der Allmächtige sei mit Dir auf auf Deinen Wegen – das ist immer mein erster und mein letzter Gruß für Dich – und so auch heute.

Nun aber, mein lieber Junge, muß ich Dir zuerst meine Freude über Deinen Brief aussprechen, den Du mir aus dem Hause der Eltern Deines treuen Freundes zu Unterseen geschrieben hast grüße – den alten wackeren Herrn und seine gute Frau herzlich von mir und sage ihnen, daß ich alles Gute, was sie Dir erwiesen und zu erweisen fortfahren, eben so dankbar aufnehme, als ab es mir selbst erwiesen wäre.

Daß Herr Irminger in Luzern und seine Tochter Euch so freundschaftlich aufgenommen haben, hat mich auch

recht beglückt, aber ich konnte es nicht anders erwarten, denn ich kenne den Mann als einen wackeren und aufrichtig dankbaren, obgleich ich niemals Anspruch auf die Dankbarkeit irgend eines Menschen erheben werde, dem ich einmal irgend etwas Gutes zu thun in der Lage gewesen bin. Dennoch hat mich seine Aufmerksamkeit für Euch tief bewegt, und wenn Du ihn wiedersehen solltest, so grüße auch ihn herzlich von mir.

Ueberhaupt ist es mir ein wahrer Genuß gewesen, zu hören, daß es Dir, seitdem Du das Hospiz und mich verlassen hast, in jeder Beziehung so gut ergangen ist. Namentlich hat mich die Gemüthsheiterkeit und der frische Lebensmuth angesprochen, der aus Deinen Zeilen sprüht und mit dem Du jetzt wieder wie ein neugeborener Mensch in das schöne Leben schaut. Viel, sehr viel hat dazu der Verkehr mit Deinem braven Freunde, Arnold Halder, beigetragen, das fühle ich nicht nur, sondern das geht auch aus Deinen lebhaften Schilderungen hervor, mit denen Du Deinen umfangreichen und so genauen Bericht an mich ausgestattet hast. Fahre so fort, mein lieber Junge, genieße die Segnungen des Lebens, welche uns Gott schickt, und wende die Gaben, die er Dir verliehen, immer auf die rechte Weise und zu guten Zwecken an, dann wird Dir schließlich der Segen des Höchsten selbst nicht fehlen und Du wirst am Ende Deiner Tage zufrieden und dankbar auf den Verlauf aller zurückblicken, mit dem fröhlichen Bewußtsein, daß auch ein schlimmer Anfang stets zu einem guten Ende führt, wenn man die

Kraft und den Willen anwenden das Schwere zu besiegen und mit Geduld der Frucht entgegenzuharren, die endlich einmal aus jeder Blüthe hervorbricht.

Doch ich fange an zu predigen und das wollte ich nicht. Ich wollte mir nur einen passenden Eingang für das Folgende suchen, damit Du in ernster Stimmung bist, aber in ruhiger, ich bitte Dich darum, wenn Du lesen wirst, was ich für meine Pflicht halte, Dir ungesäumt mitzutheilen.

Doch zuerst noch etwas Anderes. Du fragst mich, wie es mir seit dem Scheiben ergangen ist? Du lieber Gott, wie soll es mir wohl anders ergehen, als Du Dir denken kannst? Ich bin, Gottlob! immer gesund gewesen, habe meine Arbeit wie immer mit Freuden verrichtet, und des Morgens bin ich so froh und zufrieden aufgestanden, wie ich mich Abends niedergelegt habe. Hier im Hospiz geht Alles seinen ruhigen und altgewohnten Gang fort. Der lange traurige Winter ist einmal wieder vorübergerauscht und unsere schöne, aber kurze Erholungszeit ist gekommen, die ich mir durch weite und lohnende Spaziergänge auch recht zu Ruhe mache. Schnee giebt es jetzt nur wenig bei uns, nur auf den Höhen an den Seiten der Straße liegt er fest, wie alle Jahre. Die Straße ist frei und überall hin gangbar und fröhliche Menschen ziehen Tag für Tag bei uns vorüber, sprechen auch wohl einmal auf ein Stündchen ein und dann giebt es manches Neue zu hören, wovon wir Bergleute in unserem stillen Leben uns nichts träumen lassen. So sind wir denn Alle aus unserm Winterschlaf erwacht, sind Menschen unter

Menschen geworden und tragen unsern kärglichen Honig, wie fleißige Bienen, für den Winter ein, um nicht darben zu müssen, wenn er wiederkehrt und neue Lasten auf unsere Schultern häuft. –

Doch nun zur Hauptsache meines heutigen Schreibens, und da ermahne ich Dich im Voraus noch einmal zur Ruhe, zur männlichen Fassung, damit nicht wieder Dein Herz darunter leidet, was Dein Ohr vernimmt. Ich würde Dir heute nämlich noch nicht geschrieben haben, wenn mir nicht Etwas begegnet wäre, was mich aus meinem Stilleben in der Einsamkeit wie ein lauter Donner Schlag aus heiterem Himmel aufgeschreckt hat und mir zugleich wie ein so seltsames Ereigniß erschienen ist, daß ich mich noch jetzt wie unter der Einwirkung eines für unglaublich gehaltenen Wunders befinde und mich kaum von dem gehabten Schreck erholen kann. Auch Dir wird es seltsam und wunderbar erscheinen, aber Dergleichen ereignet sich wohl im räthselhaften Menschenleben, und darum bereite ich Dich so ernstlich vor, damit es Dir nicht eben so ergehe wie mir.« –

»Na, da bin ich doch neugierig,« unterbrach den Lesenden der aufmerksam zuhörende Arnold Halder. »Der Alte drückt und windet sich ja wie in krampfhaften Zuckungen um sein seltsames Ereigniß herum, als ob er Furcht hätte, es Dir mitzuthemen. Nur immer glatt heraus damit, wir haben schon manches Erstaunliche gehört und sind stets vorbereitet, in dieser alle Tage neuen Welt einmal etwas Funkelnagelneues zu hören. Lies nur ruhig weiter

und nimm Dir die Angst des alten Mannes nicht zu Herzen.«

Werner, der mit den Augen unterdeß in dem drei Bogen starken Schreiben schon weiter vorgedrungen war, hörte kaum, was Arnold sagte; als dieser aber schwieg, fuhr er in der That merkwürdig ruhig im Lesen weiter fort.

»Wenn Du es nun weißt,« las er, »so theile es sogleich Deinem Freunde mit und berathe Dich mit ihm und dann mögt Ihr Beide nach reiflicher Ueberlegung handeln. Mittheilen mußte ich es Dir, dazu war ich durch hundert Gründe verpflichtet, obgleich es mir schwer fällt, Dich aus Deinem gemüthlichen Leben aufzustören und Dir von Neuem vielleicht Kummerniß zu bereiten. Doch zur Sache. Gestern Morgen – es war gerade kein freundlicher Tag und am Abend zuvor war sogar Schnee gefallen – trafen bei uns zwei Fremde zu Fuß ein, die mit einem Lohnwagen von Airolo heraufgekommen waren und unterwegs, eine halbe Stunde vom Hospiz, das Unglück gehabt hatten, daß ihnen ein Pferd gefallen war, welches sie mit aller Mühe nicht wieder auf die Beine bringen konnten. Sobald sie hier erschienen und unsere Hülfe in Anspruch nahmen, sandten wir Leute aus und die kamen denn auch nach zwei Stunden mit dem Wagen langsam an, nachdem sie das übermäßig angestrengte Pferd wieder zum Gehen gebracht. Das wäre nun an und für sich nichts besonders Auffallendes, denn Aehnliches passirt bei uns oft. Aber bevor noch der Wagen mit dem Kutscher und dem Gepäck eingetroffen war, hatte ich eine andere

Entdeckung gemacht. Anfangs konnte ich aus dem einen Mann – er war der Herr und der Andere sein Diener – nicht klug werden. Ich hielt ihn zuerst für einen Franzosen, denn er redete mich in fließendem und sehr elegantem Französisch an. Dazwischen aber sprach er ein gebrochenes Italienisch und mit seinem Diener redete er eine Sprache, die ich gar nicht verstand.

Als ich aber nun das Gesicht des Herrn genauer betrachtete, fühlte ich mich so betroffen, daß ich fast die Fassung verlor. Denn – wundere Dich nur – ich glaubte bekannte Züge in demselben zu entdecken und doch schwankte ich lange, ob ich mich auch nicht geirrt. Allein endlich kam ich zu der Ueberzeugung, daß ein Irrthum unmöglich und daß mein Gedächtniß mir wirklich treu geblieben sei. Denn je länger ich den Fremden betrachtete, um so mehr kam mir sein Gesicht bekannt vor und ich sah oder glaubte vielmehr zu sehen, wen ich vor mir hatte. Es war – und da hast Du den Donnerschlag aus heiterer Höhe – mit einem Wort der brasilianische Herr, der Dir einst in Rio so übel mitgespielt und dessen Photographie, die Du ja bei Dir trugst, ich so oft mit großem Antheil für Dich betrachtet hatte. Dieser Photographie entsprach ganz und gar das dunkle Gesicht mit den brennenden Augen, dem starken schwarzen Schnurrbart und dem Ausdruck der Schlaueit und der Tücke, obgleich das Gesicht im Ganzen keinen üblen Eindruck hervorbrachte und sogar rein geschnitten und männlich hübsch war. Als ich mich nun von meinem Schreck etwas erholt hatte und auf die Sprache zwischen Herrn und

Diener genauer achtete, glaubte ich auch zu erkennen, daß sie Spanisch oder Portugiesisch sprachen, was ich so genau nicht unterscheiden kann. Genug, ich war, wie wir zu sagen pflegen, auf der Fährte, und die verfolgte ich nun wie ein wohl dressirter Hund, sobald ich mich nur erst wieder, so gut es ging, gesammelt hatte.

Bevor der Fremde nämlich zu Tisch ging und während sein Diener sich im Stall mit dem Kutscher unterhielt, legte ich ihm das Fremdenbuch vor, wie es bei uns Vorschrift und Sitte verlangt, und bat ihn, seinen Namen und Stand in dasselbe einzutragen.

»Ist das nöthig?« fragte er mich mit einem wegwerfenden und seltsam stolzen Seitenblick.

»Ja,« sagte ich, »es ist so der Brauch bei uns und wir sehen es gern, wenn alle Fremde ihre Namen eintragen, damit wir wissen, wer und wie viele Reisende das Jahr hindurch bei uns eingekehrt sind.«

»So geben Sie her!« antwortete er kurz und nahm mir die Feder aus der Hand.

Meine Augen hafteten mit ungewöhnlicher Schärfe auf dem Papier, als er die Feder eine Weile sinnend in der Hand hielt, als ob er überlege, was er schreiben solle. Plötzlich jedoch alle Bedenklichkeit von sich werfend, setzte er die Feder an und schrieb mit hastigen, aber deutlichen Zügen:

»*Pinto Machado nebst Diener.*«

Mir stockte die Sprache und das Herz schlug mir überlaut, als ich das las, aber ich faßte mich schnell und sagte,

auf das Buch deutend: »Auch diese beiden Rubriken bitte ich auszufüllen.«

»Gut!« sagte er lächelnd und schrieb dann neben seinen Namen, daß er aus Mailand komme und nach Interlaken gehe.

Nun, mein guter Werner, kannst Du Dir mein Erstaunen und meine Gedanken selber ausmalen, ich will es nicht versuchen, da ich mich nicht dazu im Stande fühle. Sobald er geschrieben und die Feder lässig auf den Tisch geworfen, wandte ich mich rasch von ihm ab, um mich einigermaßen zu beruhigen.

Erst nach geraumer Zeit und nachdem auch ich mich am Speisetisch niedergelassen, wagte ich es, mein Gesicht wieder zu ihm zu erheben und nun studirte ich mit Muße das seinige, das mir mit jedem Augenblick interessanter und angenehmer vorgekommen wäre, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich einen so teuflisch hinterlistigen Menschen vor mir habe.

Da wir gerade allein bei Tische waren, ließ ich mich nun mit ihm in ein längeres Gespräch ein und nachdem ich mich ganz gefaßt, fragte ich ihn nach seiner Heimat, wie wir es fast bei jedem Fremden thun, und eben so nach seinem endlichen Reiseziel, wobei ich beflissen war, ihm meine Verwunderung auszudrücken, daß er so gut Französisch spräche, da ich ihn doch für keinen Franzosen halten könne.

Bei diesen Worten lächelte er geschmeichelt und da er zugleich der Flasche sehr eifrig zusprach, wurde er redseliger und hielt in keiner Weise mit seinen Mittheilungen

zurück. Er sei ein Portugiese, erzählte er, habe aber lange in Paris gelebt und dort seine Erziehung genossen. Jetzt sei er auf Reisen, theils in Geschäften, theils zum Vergnügen, und nach Interlaken gehe er, um daselbst einige Freunde und seine Braut zu finden, mit der er sich vermählen wolle, um im Herbst nach Paris zurückzukehren.

»Also haben Sie Ihrem Vaterlande Lebewohl gesagt?« fragte ich beiläufig.

»Ach, mein Vaterland ist nicht Portugal,« sagte er darauf mit etwas wegwerfendem Ton. »Ich bin eigentlich in Rio zu Hause, in Brasilien, aber ich habe das Leben dort satt. In Rio lebt man blos und allein für die Geschäfte, in Paris aber kann man nebenbei auch dem Vergnügen leben, und wenn ich wählen darf, wähle ich Beides und darum ziehe ich Paris der ganzen übrigen Welt vor.«

Nach dieser Mittheilung hatte ich genug von ihm gehört und mein Erstaunen beruhigte sich allmähig mehr und mehr, da ich schon jetzt den Gedanken faßte, Dir sogleich diese Begegnung zu berichten. Etwa um vier Uhr meldete des Herrn Kutscher, daß sich sein Pferd so weit erholt habe, um die Thalfahrt bis Hospenthal aushalten zu können, und so fuhren sie eine halbe Stunde später ab.

Kaum war er fort, so saß ich am Schreibtisch und schreibe mit zitternden Händen diese Zeilen. Hier hast Du nun Alles, was ich Dir berichten kann. Nur fühle ich

mich noch verpflichtet, den wichtigsten Grund zu enthüllen, warum ich Dir von dem Vorgefallenen Kenntniß gebe. Da Du nämlich mit Deinem Freunde auch in Interlaken bist und Dein alter Feind Dir leicht zufällig begegnen könnte, Dir aber eine solche zufällige Begegnung gewiß nicht angenehm wäre, so hielt ich es für meine väterliche Pflicht, Dich auf eine solche vorzubereiten, damit Du schon vorher überlegen kannst, wie Du Dich bei diesem Zusammentreffen verhalten willst und die so nöthige Ruhe dabei bewahrst. Leider kann Pinto Machado, wenn er sich unterwegs nicht aufhält, schon vor diesem Briefe in Interlaken sein und meine Vorbereitung kommt also zu spät. Indessen ließ sich das nicht ändern und dem Telegraphen wollte ich meine Meldung nicht anvertrauen, zumal eine solche immer zu kurz geräth und das Wichtigste unausgesprochen läßt.

Nun bleibt mir nur noch übrig, Dich noch einmal zu bitten, vorsichtig und ruhig zu Werke zu gehen und Dich auf keinen Fall in ernstlichen Hader mit dem erbärmlichen Menschen einzulassen. Vielleicht, wenn Du mit ihm zusammentrifftst, findest Du sein Gewissen erwacht und er ersetzt Dir freiwillig den Schaden, den er Dir in Rio zugefügt.

Vor allen Dingen laß mich bald wissen, ob Du diese Zeilen erhalten hast und was dann geschehen ist.

Ich bitte Gott, daß er Dich, wie immer, so auch in diesem Fall in seinen allmächtigen Schutz nehme und daß Du siegreich – siegreich über Dich selber, aus diesem neuen Kampfe hervorgehst.

Grüße nun Deinen Freund und auch den treuen Fingal grüße von mir! Ach, ich denke so oft an das gute Thier, wie ich an Dich denke und Du wirst mir das verzeihen, denn unsere Hunde hier oben sind ja mit unserm Herzen verwachsen und wir wissen, besser als ein anderer Mensch, was sie werth sind und wie sehr sie unsere Liebe verdienen.

Lebe wohl und vergiß nicht ganz Deinen treuen alten Onkel auf der eisigen Höhe; es vergißt auch Dich nun und nimmer

Giacomo D'Orelli.«

Es ist kaum zu sagen, welche Wirkung diese, den Hauptgegenstand ihrer bisherigen Gedanken so unmittelbar berührende Nachricht auf die beiden Freunde, wenigstens im ersten Augenblick, übte. Insbesondere schien Werner davon am meisten betroffen, trotzdem er schon so lange durch die Mittheilungen Joao Pedro Gomez' auf das Wiedererscheinen Pinto Machado's vorbereitet war. Allein jetzt, wo kein Zweifel mehr obwalten konnte, daß sein alter Feind auch sein neuer Gegner sei, fühlte er die ganze Tragweite dieser verhängnißvollen Fügung und es kostete ihm einige Mühe, sich sofort in die gegenwärtige Sachlage zu finden. Er saß eine Weile, starr in die Ferne blickend, als suche er im leeren Raum vor sich den Grund, die Ursache aus, warum ihm, gerade ihm so Bedeutsames begegnet und was er dem Menschen zu Leide

gethan, der jetzt, wie ein gespenstisches Bild aus dem Dunkel auftauchend, zum zweiten Mal seinen Weg zu kreuzen bestimmt schien.

Auch Arnold Halder war sichtbar betroffen, aber als er sein erstes unwillkürliches Erstaunen bewältigt und sein klarer Verstand begriffen, wie seltsam hier der Zufall oder vielleicht auch ein unbegreifliches Verhängniß sein Spiel getrieben, gegen dessen Walten einmal nicht anders als durch ergebungsvolle Duldung oder ein entschiedenes Handeln aufzutreten sei, da faßte er sich schnell und die erste Gemüthserregung kraftvoll von sich abschüttelnd, war er bald wieder der Alte geworden, der ruhig, gefaßt, besonnen dem bösen Feinde entgegensritt und seine ganze moralische und physische Kraft dem Freunde gegen denselben zu Gebote stellte.

So fand er zuerst auch die Lust und Neigung zum Ausprechen seiner Gedanken wieder und nachdem er einen heiteren Blick auf den noch immer schweigend neben ihm sitzenden Werner geworfen, sagte er:

»Also wirklich! Es hat seine ganze Richtigkeit, Du hast die Wahrheit von Deinem Nachbar gehört! O, man sollte es kaum glauben, daß solch ein Roman, denn das ist ja die ganze Begebenheit, sich im wirklichen Leben abspielen könnte! So sind wir denn jetzt an den Anfang des Endes desselben gelangt und die Entwicklung liegt fast allein in unserer Hand. Ha, Dein alter Onkel hat wohlgethan mit diesem Schreiben, er hat uns wirklich und ernstlich vorbereitet und wir wissen nun bestimmt, daß Jesuina da Costa Faria's Verehrer der vortreffliche Herr

Pinto Machado aus Rio ist. Ha! und der Schurke will sich dies schöne unschuldige Weib als seine Beute von hier holen und als seine Gattin mit nach Paris führen, um sie vielleicht so lange zu besitzen, als sein Auge Wohlgefallen an ihr findet oder ihr Herz nicht vor Schmerz und Weh bricht? Bei Gott, das ist kein übler Gedanke, aber er wird und darf nie zur That werden. Durch diese Rechnung, mein Freund, ist schon ein Strich gemacht, ehe sie noch ausgehändigt wird, und in dieser Comödie spielen mehr Menschen mit als der Eine, der sie ausgeheckt hat. – Aber nun, Werner, sitz' nicht so stumm und brütend da. Jetzt kommt die Zeit zum Handeln, die Du Dir so lange gewünscht, und nun rege nicht nur den Geist, sondern auch den Mund und die Hand, damit ich weiß, daß ich noch meinen alten Freund Werner von Altstetten an meiner Seite habe.«

»O, o,« rief dieser und riß sich mit einer energischen Kopferhebung von seinem Brüten los, »glaube nicht, daß ich, wenn ich auch stumm bin, nicht doch schon Geist und Hand im Stillen rege. Nein, ich bin wach und bereit, wozu Du wach und bereit bist, und so sage mir nur, inwiefern wir zuerst handelnd auftreten wollen.«

»Unser erstes Handeln, Werner, muß darin bestehen, daß wir uns zu meinem Vater begeben und ihm mit kurzen Worten die ganze Geschichte erzählen! Ich sehe nicht ein, was uns das längere Schweigen gegen ihn nützen sollte, im Gegentheil, es könnte uns nur schaden, denn er ist gerade der rechte Mann, wie mir scheint, der uns unter Umständen einen guten Rath ertheilen kann. Komm

sogleich zu ihm. Er ist jetzt auf seinem Comptoir und da haben wir ihn für uns allein.«

Werner stand hastig von seinem Platze auf und die beiden Freunde schritten Arm in Arm durch den Obstgarten auf die Straße und nach Unterseen hinein.

»Also Dir ist ganz gut zu Muthe?« fragte Arnold seinen Freund noch einmal unterwegs.

»Gewiß, Arnold; ich habe Muth, ich habe Kraft, ich habe Willen – was willst Du mehr?«

»Aber auch etwas heiter mußt Du dabei sein, denn Du glaubst nicht, wie leicht Einem der Kampf wird, wenn man mit leichtem fröhlichem Herzen in denselben eintritt. Und dieser Kampf – ich meine ja keinen mit eisernen Waffen, sondern mit Kopf und Herz, ist ja ganz was Neues und Erfrischendes für uns. Wir haben uns so lange geruht, daß es einmal Zeit wird, wieder zu Thaten überzugehen. Und die That, die nun folgen soll, ist ja die richtige Folge von Deiner, von unserer Niederlage in Rio, und wenn eine Scharte von damals noch auszuwetzen ist, so soll sie jetzt ausgewetzt werden, verlaß Dich darauf.«

»Ja, Du hast Recht! Sie *soll* ausgewetzt werden, obgleich es mir wahrhaftig nicht darum zu thun ist, die armeligen 18,000 Francs wieder zu erhalten. Nein, mir ist allein darum zu thun, diesen Schurken in seinen eigenen Netzen gefangen, gedemüthigt zu sehen, und daß er die Ueberzeugung erlangt, daß jede Schurkerei auf der Welt doch immer ihre Rächer findet, und sollte sich selbst das Meer zwischen den Schuldigen und Unschuldigen legen.

Ha, gut, daß wir nicht mehr in dem moralisch vergifteten Rio sind! Wir werden hier alle rechtlich Denkenden auf unserer Seite haben, und alle Schweizer sind für uns rechtlich Denkende, einem solchen hergelaufenen Schuft gegenüber. – Aber halt, da sind wir vor dem Comptoir Deines Vaters und da sitzt er – gehen wir gleich hinein?«

Arnold trat dicht an Werner's Seite und blickte durch das niedrig gelegene Fenster in das Zimmer. Kaum aber hatte er seinen Vater darin wahrgenommen, so pochte er an und rief:

»Guten Abend, Vater! Stören wir Dich nicht?«

Der Oberst, sein Pult verlassend und das Fenster öffnend, sah die jungen Leute mit einem raschen Blick prüfend an, und da er ein kluger Mann war und scharfe Augen besaß, so merkte er an der Stelle an ihren Gesichtern, daß etwas Neues und Wichtiges vorgefallen sei. »Immer herein!« rief er freudig und winkte mit der Hand, »Ihr stört mich nicht.«

Gleich darauf waren die Beiden in das Zimmer getreten, in welchem sich der alte grauköpfige Herr mit seinen Büchern allein befand. Und ohne sich weiter aufzuhalten, berichtete nun Arnold, was so eben Vater D'Orelli vom Hospiz geschrieben, wozu er die Mittheilung fügte, daß Werner schon seit einigen Tagen auf anderem Wege eine ähnlich lautende Ankündigung von dem Erscheinen Pinto Machado's in Interlaken erhalten habe.

Der alte Oberst hörte ruhig und aufmerksam bis zum Ende zu, und obgleich er anfangs sichtbar überrascht war, so faßte er sich doch sehr schnell. Die plötzliche

Röthe seines Gesichts aber, sein funkelndes braunes Auge und ein gewisses schlaues Lächeln damit verbunden, zeigte den Freunden schon, wohin sein Rath sich neigen werde, den Arnold am Schluß seiner Erzählung sich von ihm erbeten hatte.

»Aber wo und wer ist denn die Braut?« fragte der Oberst, der erst vollständig klar in den Zusammenhang der Sache schauen wollte.

Werner wollte reden, aber Arnold fiel ihm schnell in das Wort und mit raschen Zügen theilte er seinem Vater auch darin das Nöthigste mit, so wie, daß Adele Irmingers sich lebhaft für das arme Mädchen interessirt und ihr ihren freundschaftlichsten Schutz versprochen habe, sobald sie nach Luzern gekommen sein werde.

»Ah!« rief der Oberst mit lächelnder Miene, »also die Adele ist auch mit im Spiel? Na, dann habt Ihr keinen schlechten Verbündeten und nun begreife ich den ganzen Zusammenhang. Aha! Zwei Vögel – zwei Nester, haha!«

»Was willst Du denn mit den Vögeln und den Nestern sagen?« fragte Arnold verwundert.

»Nichts, mein Junge,« rief der wieder ernst gewordene Oberst. »Ich dachte mir nur eben etwas ganz Anderes dabei. Doch jetzt laßt uns einmal den Herrn Pinto Machado in's Auge fassen. Ihr wollt auf ihn los, das ist natürlich, und darin stimme ich Euch aus vollem Herzen bei, denn wenn Ihr Eure 18,000 Francs wiedererhalten könnt, so ist das keine Kleinigkeit. Allein, Kinder, geht darin etwas vorsichtig und behutsam zu Werke. Ihr habt vielleicht nicht daran gedacht, daß Ihr hier in Eurem Vaterlande,

das heißt, auf schweizerischem Boden steht. Unsere Gesetze, das muß ich in Eure Erinnerung zurückrufen, sind aber nicht der Art, daß Ihr einen Mann für seine in Rio begangenen Sünden hier zur Rechenschaft ziehen könnt. Nein, das geht bei uns nicht, und auf die Gesetze dürft Ihr Euch also nicht stützen. Es ist und kann zwischen Euch und dem Rionesen nichts als eine vertrauliche Privatangelegenheit sein, daher könnt Ihr Euch ihm wohl in den Weg stellen und ihm Eure Meinung sagen, aber weiter könnt Ihr meines Erachtens nichts thun. Geht der Herr auf diese Eure Meinung ein und will er Euch das gestohlene Gut zurückerstatten – gut. Will er es nicht,« und der Oberst zuckte hier mit einem ganz verzweifelt kritischen Gesicht die Achseln – »dann weiß ich eben auch nicht, was Ihr weiter thun sollt.« »Nichts, mein Junge,« rief der wieder ernst gewordene Oberst. »Ich dachte mir nur eben etwas ganz Anderes dabei. Doch jetzt laßt uns einmal den Herrn Pinto Machado in's Auge fassen. Ihr wollt auf ihn los, das ist natürlich, und darin stimme ich Euch aus vollem Herzen bei, denn wenn Ihr Eure 18,000 Francs wiedererhalten könnt, so ist das keine Kleinigkeit. Allein, Kinder, geht darin etwas vorsichtig und behutsam zu Werke. Ihr habt vielleicht nicht daran gedacht, daß Ihr hier in Eurem Vaterlande, das heißt, auf schweizerischem Boden steht. Unsere Gesetze, das muß ich in Eure Erinnerung zurückrufen, sind aber nicht der Art, daß Ihr einen Mann für seine in Rio begangenen Sünden hier zur Rechenschaft ziehen könnt. Nein, das geht bei uns

nicht, und auf die Gesetze dürft Ihr Euch also nicht stützen. Es ist und kann zwischen Euch und dem Rionesen nichts als eine vertrauliche Privatangelegenheit sein, daher könnt Ihr Euch ihm wohl in den Weg stellen und ihm Eure Meinung sagen, aber weiter könnt Ihr meines Erachtens nichts thun. Geht der Herr auf diese Eure Meinung ein und will er Euch das gestohlene Gut zurückerstaten – gut. Will er es nicht,« und der Oberst zuckte hier mit einem ganz verzweifelt kritischen Gesicht die Achseln – »dann weiß ich eben auch nicht, was Ihr weiter thun sollt.«

»Oho!« rief Arnold mit seinem alten feurigen Blick, »diese unsere Meinung werden wir ihm etwas drastisch sagen, wir werden ihn in unsere Mitte zwischen zwei Breitseiten nehmen, ihn in die Enge treiben, und da wollen wir doch sehen, ob er es Auge in Auge mit uns wagt, sich auf die hiesigen Gesetze zu berufen, wenn wir ihm sein eigenes Geständniß vorhalten, daß er Werner betrogen hat.«

»Gut, gut, thut das,« erwiderte der Oberst, »und ich wünsche Euch den besten Erfolg. Aber, Kinder, was die sogenannte Braut des Herrn betrifft – darum bekümmere ich mich nicht, das ist eine *geheime* Privatsache und mit dem *Geheimen* habe ich alter Republikaner nie etwas zu schaffen gehabt.«

»Nun, dann unternehmen wir es,« rief Arnold überaus heiter und auf den Scherz seines Vaters eingehend. »Wir sind nicht bloß Republikaner, wir sind Weltbürger und die

müssen mit dem Offenbaren wie mit dem Geheimen umzugehen wissen. Nicht wahr, Werner?»

Werner nickte ihm lächelnd Beifall, als der Oberst plötzlich ausrief:

»Aber die Mutter, Arnold, soll die denn auch den ganzen Spektakel erfahren? Und ich sehe nicht ein, wie Ihr ihr Eure Unruhe verbergen und Euer Hin- und Herlaufen verheimlichen wollt.«

Arnold besann sich schnell. »Nein,« sagte er, »für jetzt braucht sie noch nichts zu wissen, Vater, damit sie sich nicht unnöthig ängstigt. Möglicher Weise ziehen wir sie später in's Vertrauen, und soll es durchaus und wider alles Erwarten unumgänglich sein, es bald zu thun, so bist Du wohl so gut, ihr begreiflich zu machen, was vorgeht, und sie dann zugleich vor übergroßer Sorge zu bewahren.«

»Das soll geschehen, mein Junge, so fasse ich die Sache auch auf. – Aber halt, nun habe ich die Lust zu meiner Arbeit im Comptoir verloren. Ihr habt mir Kopf und Herz zugleich warm gemacht. Wie wäre es, wenn wir einen kleinen Spaziergang über die Berge unternähmen und uns dabei die ganze Geschichte so recht *con amore* überlegten, wie?»

»Wir sind bereit,« erwiderte Arnold, »ein Gang nach der Heimwehfluh hinauf kann uns nichts schaden, zumal wir jetzt so wenig frische Luft schöpfen.«

»Soll ich denn auch mitgehen?« fragte Werner seinen Freund.

»Warum nicht? Wir sind ja vor Abend wieder zu Hause und kommen dann gerade zur rechten Zeit, um zu hören, was bei Dir im Nebenzimmer vorgeht.«

»In welchem Nebenzimmer?« fragte der Oberst mit neugierig horchenden Ohren.

Arnold fühlte sich geneigt, ihm mit Einstimmung Werner's auch hierüber Aufschluß zu geben und bald wußte der Oberst, was ihm bisher noch unbekannt gewesen war.

»Ah – so!« sagte er, »nun ist mir mit einem Mal sehr Vieles klar und nun weiß ich auch, warum Sie nicht gleich wieder mit in unser Haus gezogen sind.«

Die beiden Freunde lachten und der gute Oberst lachte herzlich mit ihnen, da er nun auch einen Blick hinter den Schleier des vor seinen Augen spielenden Romans geworfen hatte. Darüber nun noch weiter redend, gingen sie auf den nächsten Wegen der Wagneren Schlucht zu und stiegen den alten schattigen Pfad zur Heimwehsluh hinauf. Hier war ja des Obersten Lieblingsplatz und bald saß er vergnügt zwischen den beiden jungen Leuten, die gern in seinen Wunsch einstimmten, mit ihm ein gutes Glas Bier zu trinken, obgleich Werner den lebhaften Trieb in sich spürte, nach Hause zu kommen, als ob er heute mehr denn sonst etwas daselbst zu versäumen habe.

Als er dies endlich aussprach, sagte Arnold zu ihm: »Beeile Dich nicht zu sehr, Du kommst früh genug nach Haus, um rechtzeitig Deinen Lauscherposten zu beziehen. Die Brasilianer haben gewiß auch das gute Wetter

benutzt und sind ein wenig spazierengegangen. Uebrigens habe ich große Lust, auch einmal ein Ohrenzeuge des nachbarlichen Gesprächs zu sein, und wenn Du nichts dagegen hast, so begleite ich Dich am Abend auf Dein Zimmer. Ich möchte auch einmal hören, wie der Vogel – vielleicht derselbe, den mein Vater vorher gemeint – in seinem Käfig singt – ich aber meine den Herrn Joao Pedro Gomez, der wahrscheinlich der Brautführer Pinto Machado's werden soll.«

Der Scherz that seine Wirkung, er beruhigte Werner's inneren Trieb und Drang, nach Hause zu kommen. Und so blieb er heute viel länger davon entfernt, als er es eigentlich gut heißen konnte, und als sie endlich von der Heimweh'sfluth aufbrachen, sprang er mit einer wahren Gernsjägerkühnheit die steile Wand nach der Aare hinab, um nur so bald wie möglich an sein heutiges letztes Tagewerk zu kommen.

NEUNTES CAPITEL. DIE UNTERBROCHENE JAGD.

Endlich war Werner von Altstetten's heißer Wunsch befriedigt und er sah wieder sein stilles Landhäuschen vor sich liegen. Der Oberst verabschiedete sich von den jungen Leuten und kehrte gedankenvoller denn je in seine gemüthliche Laube und zu seiner guten Frau zurück. Noch viel gedankenvoller vielleicht schritten Arnold und Werner nach des Letzteren Hause und vorsichtig stiegen sie die knarrende Treppe empor, damit Niemand sie vernehme und die Bewohner des benachbarten Zimmers

nicht auf die Anwesenheit Unberufener aufmerksam gemacht und dadurch in ihrer Unterhaltung gestört würden, falls sie dazu Neigung verspüren sollten. Sobald die beiden Männer in Werner's Zimmer eingetreten waren, ließen sie sich, so leise wie möglich, zunächst der Thür, die in das Nachbarzimmer führte, auf Stühlen nieder. Auch Fingal streckte sich zu den Füßen seines Herrn aus, nachdem er einige Mal dicht an dieselbe Thür getreten war und sie aufmerksam beschnuppert hatte.

»Gebiete ihm, sich zu legen,« sagte Arnold leise, »ich glaube, er hat die Witterung des edlen Wildes schon.«

Als es geschehen war, herrschte im Zimmer die tiefste Ruhe und nur das Athmen der drei lebendigen Geschöpfe war darin zu vernehmen. Man hätte das leiseste Geräusch im Nebenzimmer hören können, aber nichts regte sich darin, lange Zeit hindurch. Endlich schien Arnold die erzwungene Ruhe und das Schweigen peinlich zu werden und so sagte er leise: »Sie sind noch nicht da, Werner; sie werden ausgegangen sein.«

»Das scheint mir auch so,« lautete die Antwort, »aber warten wir geduldig. Ich habe es hier gelernt, stundenlang gewissermaßen auf dem Anstand auszuharren und mir ist die Zeit nie lang geworden. Heute haben wir Beide Gesellschaft und da wird es sich schon ertragen lassen. Uebrigens können wir ganz unbekümmert reden, da Niemand da ist, der uns behorchen kann, und wir hören ganz deutlich jeden Tritt, wenn Jemand die Treppe heraufkommen sollte.«

So plauderten sie ruhig fort, die Ohren achtsam nach außen richtend; aber sie lauschten vergebens, denn nichts unterbrach die tiefe Stille, die im ganzen Hause herrschte. Unterdessen war es ziemlich spät geworden und die Dämmerung des Abends senkte sich schon mit ihren bläulichen Schatten auf Berg und Thal herab. Die Jungfrau und der Mönch, die so eben noch einen rosigen Schimmer von der in der Ebene schon längst untergegangenen Sonne gezeit hatten, wurden bleicher und bleicher und zuletzt nahmen sie die matte kreideartige Färbung an, die diese Schneecolosse immer in der Abend- oder Nachtbeleuchtung zeigen. Arnold war an's Fenster getreten und sah dem Farbenspiel des wechselnden Lichtes zu, Werner dagegen saß noch immer auf seinem Stuhl, innerlich überaus beschäftigt und jeden Augenblick das Erscheinen der sonst so pünktlichen Nachbarn erwartend.

Da wandte sich Arnold zu ihm herum und sagte: »Es ist seltsam! Das erste Mal, wo ich ein Zeuge Deiner Geistererscheinung sein will, lassen die Geister Dich im Stich. Ich scheine nicht auserwählt zu sein, ihre Stimmen zu vernehmen, und das wundert mich eigentlich gar nicht, da ich ja weiß, wie materiell ich denke und wie wenig ich Deinem zarten Empfinden gewachsen bin. Doch das ist langweilig hier. Ich will einmal nach Beausite hinübergehen und sehen, ob dort mehr Leben und Bewegung ist. Deine Geister trinken am Ende Thee und bleiben im Salon und dann können wir lange auf ihr Erscheinen warten, sie gehorchen unserer Citation nicht.«

»Ja, thu' das,« erwiderte Werner, »ich aber bleibe so lange hier und erwarte Deine Rückkehr Sind sie in Beau-fite, dann gehen wir Beide hin und später können wir ja immer wieder hierher zurückkehren.«

Arnold nahm seinen Hut und wollte sich schon nach der Thür begeben, als Werner ihn am Arm festhielt. Sein feines Ohr, an das Lauschen zwischen diesen Holzwänden gewöhnt, hatte so eben Bewegung unten auf der Treppe vernommen, und in der That hatte er sich nicht geirrt, denn gleich darauf kam ein leichter Fuß die Treppe herauf und bald auch vernahm man, daß es eine Frau war, denn eine feine Stimme summt leise ein Lied vor sich hin.

»Halt!« sagte Werner, »bleib hier – ich glaube, es ist Donna Maria, die zuerst nach Hause kommt.«

Kaum hatte er es gesprochen, so legte sich eine Hand auf das Thürschloß seines Zimmers und herein trat, einen Leuchter mit einem frischen Licht in der Hand haltend, die Hausmagd, die ihre leichte Arbeit gewöhnlich mit leisem Gejodel zu begleiten pflegte.

Als sie die Thür geöffnet und in der bereits tiefen Abenddämmerung die beiden Männer und den ihr entgegenkommenden Hund gewahrte, erschrak sie; bald aber hatte sie Fingal und dann auch die Herren erkannt und da sagte sie laut auflachend:

»Ah, beinahe hätte ich mich erschrocken, meine Herren. Ich wußte gar nicht, daß Sie zu Hause waren, zumal Sie nicht laut reden, wie sonst.«

»Wir wollten eben gehen,« erwiderte Arnold, »und das will ich jetzt wirklich thun, Werner.«

»Warte noch einen Augenblick,« sagte dieser und sich dann zu dem Mädchen wendend, fragte er: »Sind meine Nachbarn etwa ausgefahren, Christine?«

Die Magd sah ihn groß und fragend an. »Ja so,« sagte sie, »Sie waren ja nicht zu Hause, als die Herrschaften ausgezogen sind!«

»Was,« riefen Arnold und Werner in einem Athem, »sie sind ausgezogen? Heute Nachmittag schon?«

»Ja, gewiß, und es kam überaus eilig,« erzählte das Mädchen treuherzig. »Gleich nach Tisch ging der schwarze Herr fort und kam sehr bald wieder. Er sprach sehr laut mit den Damen, aber ich habe kein einziges Wort verstanden. Und da mußten sie einpacken, es ging Alles wie im Fluge, denn der Herr trieb sie zur größten Hast. Ach, die eine Dame, die schöne, schien sehr ungern fortzugehen. Sie hatte den ganzen Nachmittag geweint, und als sie endlich ging, drückte sie mir dankend die Hand und dabei zog sie ihren schwarzen Schleier tief über das Gesicht, damit Niemand ihre verweinten Augen sähe.«

»Und sie gingen zu Fuß fort?« fragte Werner, während ihm das Herz zum Zerspringen klopfte.

»Ja, zu Fuß, und der Herr ging zu Herrn Ruchti, um seine Rechnung zu bezahlen; fahren konnten sie nicht, es war kein Platz mehr in dem Wagen, der das Gepäck holte, denn sie hatten ja so viele Koffer und Taschen bei sich.«

»Wohin sind sie gegangen?« fragte Arnold schnell. »Wissen Sie das nicht? Ich gebe Ihnen einen Napoleon, wenn Sie es mir sagen können.«

»Das kann ich bei'm besten Willen und für zehn Napoleons nicht, denn ich weiß es wahrhaftig nicht. Aber vielleicht kann es Ihnen Herr Ruchti sagen, mit dem der Herr lange gesprochen hat.«

Wäre es nicht schon zu finster gewesen, um die Gesichter der beiden Männer genauer zu betrachten, so hätte sich die Magd ohne Zweifel sehr über sie gewundert, so verdutzt sahen sie aus, als sie, wie von Schreck gelähmt, unbeweglich vor ihr standen und ihr den unverhofften Bericht von den Lippen abzulesen schienen. So standen sie noch immer, als die Magd schon längst wieder gegangen war, und es schien, als ob sie keine Worte finden könnten, um ihr Erstaunen auszudrücken und die in ihnen tobenden Gefühle kundzuthun. –

Endlich ermannte sich Arnold zuerst und seinem Freunde zunickend, sagte er: »Da hat Dich Deine Unruhe auf dem Spaziergange doch nicht umsonst gepeinigt, mein Junge, und es würde mir lieber sein, wenn mein Vater uns nicht mit auf den Berg genommen und mit Bier gespeist hätte. Das ist ein fataler Strich durch *unsere* Rechnung, ich sehe es jetzt nur zu gut ein. Aber was nun? Doch, das kann ja gar keine Frage sein – wir gehen zu Ruchti, und wenn er uns nicht sagen kann, wo sie geblieben sind, so ist ja Interlaken nicht so groß, daß wir drei solche Menschen nicht darin wiederfinden könnten. Halloh, Werner, den Kopf in die Höhe! Jetzt beginnt

ein anderer Act unseres Dramas und die Suche, die Jagd nach Menschen geht los. Ohne Zweifel ist Pinto Machado schon gekommen; der Brief Deines Onkels hat mehr Zeit gebraucht, bis er in unsere Hände gelangte, als ein Reisender bedarf, der ohne Aufenthalt vom Gotthard nach Interlaken fliegt. Ha! es sind also ihrer Vier, auf die wir zu fahnden haben und die Spur ist breit und erkenntlich genug, um sie bald zu finden. Vorwärts, zögern wir nicht! Es ist schon später Abend und da geht ein tüchtiger Jägersmann am sichersten, wenn er ein edles Wild verfolgt und dabei nicht gesehen sein will. Es ist sogar gut, daß es dunkel ist, da sieht Dich der Spitzbube nicht gleich, wenn er uns zufällig in's Garn laufen sollte.«

»Das fürchte ich am allerwenigsten,« versetzte Werner, der sich unterdessen von seinem lähmenden Schreck erholt hatte; »er wird mich nicht sogleich erkennen, auch wenn er mir bei Tage entgegentritt. Einmal vermuthet er mich hier gar nicht und dann – dann sehe ich doch wohl auch etwas anders als in Rio aus. Ich trage ja ganz andere Kleider und mein Haar ist auf europäische Weise verschnitten.«

»Na, mag es sein wie es will – vorwärts, sage ich, wir wollen keine Minute Zeit verlieren.«

»Halt!« warf Werner mit einem Mal sehr bedächtig ein – »wir wollen nicht zu stürmisch zu Werke gehen und uns die Art unserer Jagd erst ein wenig überlegen, dazu haben wir ja noch immer Zeit. Zuerst wollen wir einmal in das Zimmer nebenan gehen und nachsehen, ob uns vielleicht irgend ein zufälliges Zeichen ihre Spur verräth.«

»Hm, ja, das können wir freilich thun, aber es wird vergeblich sein.«

Werner hatte unterdessen Licht angezündet und sie traten damit auf den Corridor hinaus. Die Thür zum Nebenzimmer war unverschlossen und sie befanden sich bald in dem großen Raum, den Werner mit seltsamem Zagen betrat, als ob ihm hier das Dunkel des obwaltenden Geheimnisses gelüftet werden könnte.

Das Nebenzimmer, in dem sie jetzt standen und dessen Ecken und Winkel sie wiederholt vorsichtig beleuchteten, war natürlich leer und da es noch nicht aufgeräumt war, stand Alles so da, wie die abgezogenen Fremden es verlassen hatten. Die Betten waren unberührt; auf den Tischen standen die halb abgebrannten Kerzen. Auf dem Sopha, den Werner genau untersuchte und auf dem Jesuina so oft gesessen, wenn er ihre traurige Stimme gehört, war keine Spur von ihr zurückgeblieben. Auf dem Boden lagen Papierstücke umher, wie sie eilig Abreisende zu hinterlassen pflegen. Sie wurden alle in die Hand genommen und vorsichtig betrachtet, aber nichts, gar nichts ward entdeckt, was irgend einen Aufschluß über das Verbleiben der Verschwundenen hätte geben können. Nur ein feiner, angenehmer Duft im ganzen Zimmer machte sich bemerklich, derselbe, den Werner schon an jenem Tage, wo er neben ihr an der Aare entlang ging und am Abend, als er in ihrer Nähe im Salon gesessen, an Jesuina wahrgenommen hatte und der so eigenthümlich und durchdringend war, daß man ihn nicht wieder verkennen konnte, wenn man ihn einmal eingeathmet.

»Hier ist Nichts,« sagte Arnold nach einer Weile. »Du siehst es. Bist Du darüber beruhigt?«

»Ja – aber nun fort zu Ruchti, da erfahren wir gewiß mehr.«

»Das glaube ich auch. So komm!« Werner sah sich noch einmal mit umflorten Blicken im Zimmer um, als wolle er Abschied von den Stellen nehmen, an denen Jesuina da Costa Faria so lange geweilt; dann seufzte er schwer auf und folgte dem Freunde, der schon die Kerze ausgeblasen hatte und die Treppe hinuntergestiegen war. – Als die beiden jungen Männer hastig in den Garten von Beausite eintraten und in den bereits hell erleuchteten Speisesaal blickten, sahen sie die Gäste gemüthlich neben einander an den langen Tafeln sitzen und ihren Thee schlürfen. Es war das ein so friedliches und behagliches Bild, daß sie eine Weile stillstanden, um ihr aufgeregtes Herz zur Ruhe kommen zu lassen. Dabei musterten sie aufmerksam die Speisenden, aber die so sehnlich Gesuchten waren nicht darunter, und auf den Plätzen, die sie früher eingenommen, saßen bereits unbekannte, neu angekommene Gäste.

»Sie sind nicht da,« sagte Arnold leise zu dem stillgewordenen Werner, »aber komm, bevor wir mit Ruchti sprechen, laß uns in den Salon blicken, damit wir nirgends mehr unsere Schuldigkeit versäumen.«

Sie umschritten rasch das Haus und traten unter die kleine mit Blumen geschmückte Veranda, welche hinten den Salon abschließt, aber auch hier waren die Gesuchten nicht, wie Werner von Anfang an vorausgesetzt hatte.

Jetzt endlich begaben sie sich zum Wirth und fanden ihn in seinem Comptoir mit einer Engländerin im Gespräch. Sobald dasselbe beendigt war, riefen sie Herrn Ruchti bei Seite und trugen ihm ihr Anliegen vor.

»Ja, meine Herren,« sagte derselbe ganz ruhig, »daß die Brasilianer fort sind, hat seine Richtigkeit, aber wohin sie gegangen sind, weiß ich nicht.«

»Sie haben also nicht Ihren Wagen benutzt?«

»Nein. Ihr Gepäck haben sie von einem Fuhrmann fortschaffen lassen, hat mir der Herr gesagt, aber woher er ihn geholt und wer er war, ist mir nicht bekannt. Weit aber können sie nicht sein, sonst wären die Damen nicht zu Fuß gegangen, die ich überhaupt nur flüchtig beim Vorübergehen gesehen habe. Als mir der Herr die Rechnung bezahlte, sagte er nur, daß ein Freund von ihm gekommen und daß ihre bisherige Wohnung ihnen nun nicht mehr groß genug sei. Sie werden also einen größeren Gasthof gewählt und darin ein Unterkommen gefunden haben. Uebrigens muß ja bald das Fremdenblatt ausweisen, wo sie sind, gedulden Sie sich doch bis morgen.«

»Ach, das Fremdenblatt!« lachte Arnold. »Das – kommt uns übermorgen oder noch später viel zu spät – wir wollten schon heute wissen, wo sie geblieben sind.«

»Du kann ich leider nicht dienen,« entgegnete Herr Ruchti, auf den schon wieder ein anderer Gast lauerte, um ihm irgend einen Wunsch vorzutragen.

»So,« sagte Arnold zu Werner, als sie den Garten verließen und auf die Straße hinaustraten, »da wären wir so

klug wie vorher. Nun wollen wir einmal durch ganz Interlaken patrouilliren und sehen, ob wir nicht am Ende doch noch glücklich sind. – Aber halt, kommt da nicht mein Vater?«

Ja, es war der Oberst, der eben aus seinem Hause daherkam und noch einen Spaziergang in der Abendkühle unternehmen wollte. Als er die Beiden sah, die rasch auf ihn zukamen, blieb er stehen und sagte:

»Na, wo steckt Ihr denn eigentlich? Die Mutter ist arg in Sorgen, daß Ihr gar nicht nach Hause kommt. Halb und halb habe ich schon gebeichtet, denn ich mußte ihr erklären, daß Ihr andere und wichtigere Geschäfte habt, als Euch nach ihrem Befinden zu erkundigen. Aber nun, was ist Euch? Ihr seht ja Beide wie angeschossene Eber aus.«

»Wir haben noch einen weiten Weg vor uns, Vater,« erwiderte Arnold. »Komm mit uns, wir können Dich gebrauchen. Unterwegs sollst Du Alles hören.«

»Topp!« rief der Oberst, wie immer gut gekannt, »ich bin dabei – aber was giebt's?«

In wenigen Minuten hatte der gute Oberst Alles gehört und auch er war darüber nicht wenig verwundert.

»Na,« sagte er, »besonderes Glück habt Ihr im Anfang bei Eurem Unternehmen nicht, aber das schadet nicht, dafür ist gewiß das Ende um so lohnender. Also sie sind fort! Nun gut, das ist Numero Eins; Numero Zwei aber ist: was wollt Ihr jetzt thun?«

»Sie suchen!« antwortete Arnold kurz.

»Bis wir sie finden!« setzte Werner hinzu.

»Suchen – finden!« wiederholte der Oberst nachdenklich. »Nun ja, das ist recht schön, aber, meine lieben Freunde, nehmt es mir nicht übel, Ihr scheint mir dabei etwas zu stürmisch zu verfahren und Eurer Jugend noch immer zu leicht die Zügel schießen zu lassen. Ich sage Euch gleich, heute findet Ihr sie nicht mehr, denn wo Ihr auch vorsprechen mögt, so kennt ja heute noch Niemand ihre Namen und kein Portier, kein Kellner, keine Magd wird Euch über sie Auskunft geben können. Wo Hunderte und mehr Fremde an einem Tage ankommen wie hier, da verschwinden drei oder vier Menschen wie Atome. Das sage ich Euch, insofern sie noch in Interlaken sind. Sind sie aber bereits abgereist, was ich zwar nicht glaube, was aber Niemand wissen kann, so kommt Ihr dann doch jedenfalls zu spät und einholen könntet Ihr sie nicht, selbst wenn Ihr wüßtet, welchen Weg sie eingeschlagen haben. Also Eile mit Weile, Ihr Herren; ruht Euch bis morgen und dann beginnt Euern Kreislauf am Orte nach einem bestimmten System, nicht Kreuz in die Quer, denn bis morgen haben sie ihre Namen in die Fremdenbücher eingetragen und da braucht Ihr nicht einmal Jemandem ein gut Wort zu geben und um Auskunft zu bitten. Ihr laßt Euch ganz einfach vom Portier die Fremdenbücher vorlegen und dann ist die Sache bald abgemacht.«

»Ja, ja doch,« erwiderte der immer ungeduldiger werdende Arnold, »das mag Alles ganz gut sein, aber es beschwichtigt unsere Unruhe nicht. Bis morgen zu warten,

ist für Werner so gut, wie einen armen auf der Erde Leidenden auf die Wonnen des Himmels zu vertrösten.«

»Oho! Haben Sie es denn so sehr eilig, lieber Freund?« fragte der Oberst Werner mit heiterem Gesicht.

»Nicht in der Art, wie Arnold eben scherzend bemerkte,« versetzte dieser, »aber beruhigen würde es mich doch, wenn ich vielleicht heute schon erführe, wo sie geblieben sind, um dann morgen ohne Zeitverlust den Damen und Herren meinen Besuch machen zu können.«

»Na, wenn es so ist, dann will ich Euch den Willen thun,« rief der Oberst gutmüthig aus, »und damit Ihr für heute noch auf dem Spiel bleibt, werde ich selber einmal Haus bei Haus eine vorläufige Nachfrage halten; morgen habt Ihr dann Zeit genug, es besser zu machen, wenn es mir mißglückt.«

Damit waren die Freunde einverstanden und nun begannen sie von Haus zu Haus zu gehen, wo nur irgend anständige Fremde einzukehren pflegten. Dabei ging der Oberst, mit dem ›Hotel Unterseen‹ beginnend, immer allein in das Haus und befragte die ihm sämtlich bekannten Portiers, während die jungen Leute ihn vor der Thür erwarteten. Nirgends aber erhielten sie den erwünschten Bescheid. Und dabei nahmen die Fragen des Obersten bei den oft beschäftigten Dienstleuten und bei der großen Menge der abzulaufenden Hotels und Pensionen viel Zeit fort, so daß, als sie endlich am anderen Ende von Interlaken beim ›Hotel du Lac‹ ankamen und keine Auskunft erhalten hatten, der Oberst etwas kleinlaut sagte:

»Es war wieder und zum letzten Mal nichts, denn heute thue ich keinen Schritt weiter; es ist zehn Uhr, die Leute gehen schon zu Bett und die Mutter erwartet mich mit tausend Aengsten, da sie ja gar nicht gewohnt ist, mich so spät nach Hause kommen zu sehen. Und Euch oder Arnold wenigstens wird sie mit Millionen Aengsten erwarten, ich kenne sie. Morgen also könnt Ihr auch in die Nebenstraßen laufen und die großen Gasthöfe am Höhenwege noch einmal absuchen – jetzt kehre ich um und blase ›Hahn in Ruh!‹ Doch, lieber Altstetten, da fällt mir ein, wie steht es nun mit Ihnen – werden Sie auch jetzt noch auf Ihrem Vorsatz beharren und in Ihrem kleinen Hause allein bleiben wollen?«

Arnold lachte beinahe fröhlich auf, Werner aber erwiderte sogleich: »Nein, Herr Oberst, wenn ich heute Morgen hätte voraussehen können, was heute Abend eingetroffen ist, dann wäre ich gleich mit Arnold zu Ihnen hinübergezogen, denn dort bin ich ja viel behaglicher untergebracht, es gefällt mir tausend Mal besser in einer Familie als in dem Gasthause und da habe ich ja auch immer Arnold bei der Hand.«

»Alle Wetter!« scherzte der Oberst. »Wie rasch sich bei Euch jungen Leuten der Wind dreht! Jetzt gefällt es Ihnen tausend Mal besser bei uns und heute Mittag gefiel es Ihnen Millionen Mal besser in dem Holzhause. Haha! Doch das thut weiter nichts, ich begreife die Logik Ihrer Consequenz!«

Auf diese Weise heiter plaudernd, kehrten sie langsam nach Hause zurück. Der Oberst aber blieb unterwegs oft

stehen und warf seine Blicke wiederholt nach den weißen Schneebergen hinauf, denn er konnte an ihnen weder bei Tag noch bei Nacht vorübergehen, ohne auf ihre Schönheiten zu achten und seine Gedanken frei und unbeschränkt dort oben umherschweifen zu lassen. Frau Halder aber, als sie endlich ihren Mann und mit ihm den Sohn wiedersah, war übergücklich, denn sie hatte in der That schon große Sorge gehabt und aus den nur andeutenden Aeüßerungen des Obersten auf viel ernstere Vorgänge geschlossen.

Am nächsten Morgen, sobald Werner bei seinem Freunde in der Laube gefrühstückt und nachdem zu Frau Halder's Freude sein Koffer aus dem Nebenhause wieder an die alte Stelle in ihrem eigenen Hause gebracht worden war, trieb er Arnold zur Eile an und bat ihn, die beschlossene Jagd nun nach allen Regeln der Kunst beginnen zu lassen, damit ihnen nicht noch mehr Zeit ungenutzt verstreiche, als ihnen leider bis jetzt schon verstrichen war.

»Ich bin bereit,« sagte Arnold, der Mutter Lebewohl sagend und seinen Hut nehmend. »Aber wo beginnen wir heute?«

»Sollen wir nicht einmal zuerst nach dem ›Jungfraublick‹ gehen?« fragte Werner, als sie schon auf der Straße standen. »Ich hörte gestern Joao Gomez von der

schönen Aussicht sprechen, die seine neue Wohnung haben solle und das ›Hotel zum Jungfraublick‹ soll ja vor Allem malerisch liegen.«

»O ja – aber eine schöne Aussicht haben hier viele Hotels, nicht der ›Jungfraublick‹ allein. Doch laß uns ihm zuerst einen Besuch abstatten, auf jene Seite müssen wir nachher doch hinüber.«

So begannen Sie denn ihre heutige Jagd, wie Werner ihr Unternehmen einmal getauft, schon am frühen Morgen und nicht eben sehr langsam schritten sie aus, als sie über die noch feuchten Wiesen nach der Aarbrücke gingen, da sie diesmal mit ihren Nachforschungen von einer anderen Seite her, als am vergangenen Abend, anfangen wollten.

Es war ein schöner, sonnenklarer Morgen, so recht zum Genuß der zahllosen Reize der Umgebung von Interlaken geschaffen, noch nicht zu warm und etwas frisch sogar, aber die beiden Freunde genossen sehr wenig davon, denn ihre Augen waren heute dafür geschlossen, da ihre Gedanken nach ganz anderer Richtung schweiften. In ernste Gespräche vertieft, legten sie ihren weiten Weg zurück und stiegen so eilig den steilen Weg nach dem ›Jungfraublick‹ hinan, als hätten sie gar nicht die Sonnenstrahlen gefühlt, die sich hier schon sehr bemerklich machten, da die kühlen Ausströmungen der Aare nun hinter ihnen lagen.

Als sie aber auf der großen Terrasse des prachtvollen Hotels anlangten und Werner nun die von hier aus noch

nie gesehene Gegend, zuerst den Brimzer See überschaute, der dicht vor ihnen lag und dann die Park- und Gartenanlagen ringsum bemerkte, da gingen ihm die Augen doch wieder für die Schönheiten der Natur auf und er sagte zu Arnold, der, den Hut in der Hand und sich den Schweiß von der Stirn wischend, neben ihm stand:

»Ei, das ist ja ein wahres Paradies. Das ist fürwahr die Heimwehsfluh im Kleinen und nur von der Cultur etwas wohnlicher gemacht. O, wie ist Interlaken so reich an solchen herrlichen Punkten.«

»O ja,« erwiderte Arnold lächelnd, »der ›Jungfraublick‹ ist eine Art Paradies, aber er entbehrt leider auch des Engels mit dem feurigen Schwerte nicht.«

»Wer ist dieser Engel mit dem feurigen Schwerte?«

»Das ist der Verwalter dieses auf Actien gegründeten Hotels, Herr Wagner, wenn er mit seinen Rechnungen an die das Paradies verlassenden Adamiten herantritt und sie ihnen mit seinem gemüthlichen Lächeln präsentiert. O ja, leben läßt es sich hier schon, aber man muß ein reicher Mann sein, oder wie ein vornehmer Herr das liebe Geld für zu leichte Waare halten, um sich nicht darum zu grämen, wenn man es aus dem Fenster wirft. – Doch genug mit dem Sehen, vergessen wir unsere Aufgabe nicht. Da ist der Portier – komm – fragen wir ihn.«

Der goldbetreßte Portier trat dem bekannten jungen Mann entgegen und hörte ruhig dessen Frage nach gestern etwa eingetroffenen Brasilianern an.

»Nein,« sagte er, »bei uns sind sie nicht eingekehrt; wir haben überhaupt seit zwei Tagen keinen Fremden mehr

aufnehmen können, denn das Haus ist bis unter die Dachsparren voll.«

»Dann leben Sie wohl,« erwiderte Arnold rasch, »nur können Sie mir wohl den Gefallen thun, nach meines Vaters Hause einen Boten zu senden, wenn in kürzester Zeit doch die bezeichneten Herrschaften bei Ihnen einkehren sollten.«

Der Portier versprach es und somit war der ›Jungfraublick‹ für diesmal abgethan. Die Freunde stiegen denselben Weg, den sie gekommen waren, wieder hinunter und begaben sich nun zunächst in die kleinen Straßen, wo so viele größere und kleinere, mehr oder weniger anmuthige Pensionen lagen. Ueberall wurde dieselbe Frage gesprochen, aber auch überall dieselbe Antwort gehört: die vier genau bezeichneten Personen waren nirgends sichtbar geworden.

So setzten die unermüdlichen Forscher in dieser Gegend des Bödeli ihre Jagd nach allen Richtungen fort, in allen Straßen und Gassen fragten sie nach, in alle Gärten drangen sie ein, aber nirgends waren die Brasilianer eingekehrt und ein naiv pfiffiger Oberkellner machte sich sogar den Scherz, ihnen zu sagen: Wenn er ihnen mit Nordamerikanern dienen könne, die habe er genug, mehr als zu viel, aber aus Südamerika sei in diesem Sommer noch keine Maus bei ihm eingekehrt.

So ging die Reise denn weiter und diesmal erstreckte sie sich sogar bis Bönigen, der reizenden Colonie unmittelbar am Briener See, wo in den letzten Jahren neue Pensionen wie die Pilze aus der Erde gestiegen sind.

Aber auch in Bönigen wußte Niemand etwas von den bezeichneten Personen, und so kehrten sie von dort nach dem Eingang von Interlaken zurück, begannen beim Hotel du Lac, wo sie am vorigen Abend aufgehört, ihre Nachfragen und setzten sie ohne Resultat fort im Hotel Interlaken, Schweizerhof, Hotel des Alpes, bis sie zu den feinsten in der Mitte des Höhweges gelangten, dem Ritschard-, Jungfrau- und endlich Victoria-Hotel, dem gegenwärtig schönsten, herrlichsten und gesuchtesten von ganz Interlaken und Umgegend.

Auch im Innern dieses comfortablen und durch seine architektonische Schönheit, seine Größe und Pracht imponirenden Hotels war Werner noch nie gewesen und er trat trotz seiner mit jedem Augenblick zunehmenden Unruhe und Hast mit einiger Neugierde in dasselbe ein. Und in der That rechtfertigte es dieselbe, denn wer ein so großartiges, dreihundert Zimmer bietendes Etablissement noch nicht gesehen hat, in dem hundert dienstbare Geister nach militärischer Ordnung ihren Dienst verrichten, und wo der Luxus der Gegenwart mit den Annehmlichkeiten des Ortes und mit der Dienstbeflissenheit des Besitzers so Hand in Hand geht, wie hier, der wird bewundernd davor und darin stehen und den Wunsch nicht unterdrücken können, hier auch einmal ein paar Wochen von seinen Arbeiten auszuruhen und die Gaben der Natur und der Menschen aus erster Hand zu genießen.

Als Arnold und Werner in den geräumigen Vorgarten eintraten und einen Augenblick am kühlen Springbrunnen und bei den Spielen der anwesenden zahlreichen Gäste verweilten, sahen sie Letzteren an, wie glücklich und wohl sie sich in diesem irdischen Eden befanden und in der That, sie hatten heute auch wohl besondere Ursache dazu, denn die strahlende Jungfrau, die man von hier aus in ihrer vollsten Majestät und Größe überschaut, sah an diesem Morgen mit so klaren und verführerischen Augen auf das Treiben der Menschen herunter, wie nie.

Und hier endlich sollte den schon halb ermüdeten Jägern die erste Spur der Verfolgten aufstoßen und so ihre Morgenarbeit doch nicht ganz vergebens gewesen sein. Denn als sie aus dem Vorgarten in die mit Glas bedeckte und mit Blumen und Springbrunnen geschmückte Halle des großen Hotels getreten waren, um den mit allen darin lebenden Personen am meisten vertrauten Portier zu suchen, kam dieser ihnen entgegen und gab ihnen nach einigem Besinnen folgenden Bescheid auf ihre Fragen.

»Bei uns wohnen die Herrschaften auch nicht,« sagte er, »aber ich erinnere mich sehr wohl, schon vor mehreren Tagen einen Herrn, wie Sie ihn beschreiben, hier gesehen und gesprochen zu haben. Er erkundigte sich, ob drei geräumige und nach vorn heraus gelegene Zimmer frei wären und da ich dies verneinte, äußerte er ein sehr lebhaftes Bedauern und bat, ihn so bald wie möglich zu benachrichtigen, wenn sie frei werden sollten, er

wohne in Beausite. – Das war vor mehreren Tagen, meine Herren,« fuhr der intelligente Mann fort. »Gestern gegen Abend nun kam er abermals und stellte dieselbe Frage und es war ein noch etwas größerer Herr in seiner Begleitung, den ich noch nie gesehen und der sehr elegant und vornehm aussah. Auf meine Antwort, daß wir auch bis jetzt noch nicht die verlangten drei Zimmer frei hätten, sagte der größere Herr in französischer Sprache: ›Laß es gut sein, Joao! Endlich wird hier doch einmal eine Wohnung frei werden und wir können so lange nach dem Gießbach gehen. Da soll es auch gut sein und wir haben sogar den Vortheil, dort mehr unter uns zu sein; ich liebe das Gedränge der Menschen nicht.‹ Darauf gingen sie fort und ich bin überzeugt, daß sie mit dem nächsten Boot nach dem Gießbach gefahren sind.«

Die Freunde hatten genug gehört. Sie dankten dem mittheilsamen Portier und traten rasch auf die Straße hinaus, ohne noch einen Blick um sich her zu werfen, da die ihnen zugekommene Nachricht plötzlich alle Schönheit der Welt vor ihren Augen verwischt hatte. Kaum aber sahen sie sich mitten in dem geräuschvollen Treiben der Straße allein, so sagte Werner:

»Das sind sie! Diesmal haben wir ihre Spur gefunden. Und der Fremde, der Herrn Joao Gomez begleitete, war kein Anderer als Pinto Machado. Elegant sah der Schurke immer aus und ein vornehmes Aussehen wußte er sich überall zu geben. Aber was machen wir nun?«

»Das ist sehr einfach,« erwiderte Arnold sogleich gefaßt. »Wir fahren mit dem nächsten Boot nach dem Gießbach und machen ihnen dort unsere Aufwartung, denn zu der Ueberzeugung wirst Du doch wohl jetzt gekommen sein, daß sie augenblicklich nicht in Interlaken sind, da wir ja nun alle Hotels und Pensionen abgesucht haben.«

»Wohlan, ich bin bereit, komm!« sagte Werner. »Aber Dein Vater muß es wissen, daß wir über den See gegangen sind, sonst wartet Deine Mutter wieder vergebens auf uns und es regnet Vorwürfe über Vorwürfe, daß wir so saumselig sind.«

»Aha, Du hast Talent, einer Frau gefällig zu sein, ich sehe es; aber Recht hast Du auch und nun komm; das Boot wartet nicht auf uns. Unterwegs wird mir ja wohl irgend ein Bekannter begegnen, dem ich die Botschaft anvertrauen kann.«

Er sollte sich darin nicht getäuscht haben. An der Haltestelle des Bootes nach dem Gießbach und Brienz fuhren so eben die Wagen aus Interlaken und Unterseen mit ihren Reisenden vor und unter ihnen befand sich auch der Omnibus aus Beausite, dessen Kutscher Arnold kannte. Rasch schrieb er einige Zeilen mit Bleistift auf ein Blatt seines Notizbuches, faltete es und übergab es dem Kutscher mit der Bitte, es nach seiner Ankunft zu Hause sogleich dem Obersten oder dessen Frau zu übergeben. Die Worte, die er geschrieben, lauteten ganz einfach:

»In Interlaken waren sie nicht, aber wir haben ihre Spur gefunden und verfolgen sie nach dem Gießbach. Vor

Abend können wir nicht zurück sein und möglicher Weise bleiben wir noch länger. Also Geduld und Nachsicht mit unserm Ausbleiben. Es grüßt Euch Euer Arnold.«

Eine halbe Stunde später ging das Boot mit den beiden Freunden und ihrem steten Begleiter, Fingal, nach dem Gießbach ab und nun erst hatten sie Zeit, sich ein wenig von ihrem eiligen Morgenlauf zu erholen und einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, deren sie wohl bedurften. Als sie aber noch eine Stunde später am Fuß des Gießbachs landeten und langsam den Weg nach der allbeliebten Höhe hinaufstiegen, sagte Arnold zu Werner:

»Nun bekommst Du doch endlich auch den schönen Gießbach zu sehen. Mache also Deine Augen auf und sieh, was um Dich her vorgeht.«

»Predige nicht, sondern denke!« antwortete Werner zerstreut. »Was gehen mich jetzt alle Schönheiten der Welt an, da ich vielleicht in der nächsten Minute den Mann vor mir sehe, nach dem ich seit Monaten trachte und mit dem ich ein so ernstes Wort zu sprechen habe.«

Arnold lachte still für sich. »Da bist Du in der rechten Stimmung,« sagte er dann. »Ich glaubte, Du seiest viel mehr darauf vorbereitet, ein schönes Mädchen wiederzusehen, und nun ist es ein Mann.«

»Es sind Beide, Arnold, das Interesse für sie fließt bei mir in Eins zusammen. Aber was machen wir, wenn sie uns nun dort oben begegnen?«

»Oho! Sie werden uns doch nicht beim ersten Schritt in den Weg laufen? So gefällig ist das Schicksal nicht. Geh nur immer langsam voran, wir sind noch lange nicht

oben und bis dahin werden wir wissen, wie wir uns zu verhalten haben.«

Er sollte die Wahrheit gesprochen haben. Denn kaum hatten sie die schöne Terrasse erreicht, vor der der Gießbach seine schäumenden Gewässer donnernd in die Tiefe stürzt, und kaum hatten sie sich einige Minuten geruht, um zu Athem zu kommen und das schöne Schauspiel zu genießen, so führte ihnen der Zufall einen Bekannten in den Weg, oder vielmehr eine Bekannte Arnold's, die ganz dazu angethan war, ihnen die beste Auskunft über die auf dem Gießbach verweilenden Fremden zu geben.

Es war die älteste Tochter des Directors des Gießbach-Etablissements, die anmuthige Bertha Stephani, die Hebe des Gießbachs,¹ wie man sie mit vollem Recht nennen darf. Sie kam eben aus der Dependance des Hotels am

¹Wie bekannt, hat das junge Weib, die älteste Tochter des in der Schweiz allgemein bekannten Botanikers, Natur- und Gartenfreundes, Herrn Schmidlin, das Schicksal gehabt, schon vor Ablauf des neunzehnten Lebensjahres Wittwe zu werden und sich, darin ergebungsvoll fügend, ihren früheren Verhältnissen als Hausherrin entsagt, um dem viel beschäftigten Vater wieder treulich in der großen Wirthschaft zu helfen und nun wieder die Dienende mit einer Anmuth und einem Anstand zu spielen, die ihr die höchste Achtung und das Wohlwollen aller Besucher des herrlichen Gießbachs erworben haben, indem sie nicht nur, was häufig vorkommt, die Männer mit ihrer stets sich gleichbleibenden Freundlichkeit entzückt, sondern, was viel seltener ist, auch alle Damen durch ihre angeborene Grazie einnimmt, mögen dieselben nun so hoch oder niedrig stehen, wie sie wollen und mögen sie von diesseits oder jenseits des Oceans herkommen. Allen ohne Ausnahme begegnet sie mit gleicher Würde und mit gleich ächtem weiblichen Takt und ist darin das schöne Vorbild ihrer

Wasserfall, wo sie irgend ein häusliches Geschäft verrichtet hatte und sich nun nach dem Hotel begeben wollte, als sie Arnold Halder bemerkte, der ihr schon aus früherer Zeit her bekannt war.

Sobald er die schlanke Gestalt der jungen Wittve wahrnahm, erhob er sich von seinem Sitz und ging ihr grüßend entgegen. Sie reichte ihm wie einem alten Bekannten traulich die Hand und hörte nun sogleich, zu welchem Zweck die beiden Freunde heute nach dem Gießbach gekommen waren.

Als Arnold aber ausgesprochen, was ihm auf dem Herzen lag, besann sie sich einen Augenblick und sagte dann mit ihrem anmuthigen Lächeln:

»Nein, Herr Halder, die Personen, die Sie mir eben bezeichnen, sind gegenwärtig nicht hier, doch können sie leicht noch im Laufe des Tages eintreffen. Ueberzeugen Sie sich selbst davon und kommen Sie zu Tisch; ich werde Ihnen Plätze anweisen, von wo aus Sie alle Anwesenden einer genauen Musterung unterwerfen können.«

Die beiden Freunde, schon wieder um eine Hoffnung ärmer, folgten ihr willig in das schöne Hotel und erhielten bald darauf die verheißenen Plätze an der von Fremden reich besetzten Mittagstafel. Wie sie aber auch ihre Augen dabei anstrengen mochten, die Gesuchten waren

jüngeren, ebenfalls anmuthigen Schwester, mit der sie gemeinschaftlich die Zierde des lieblichen Ortes bildet und so auch ihrerseits dazu beiträgt, den guten Ruf zu bewahren, den sich das Gießbach Etablissement von Anfang an bei allen Besuchern der Schweiz erworben hat. Anm. d. Verf.

wirklich nicht anwesend, und so befriedigten sie wenigstens ihren Appetit an den guten Speisen und dem vortrefflichen Wein, der nirgends in der Schweiz so gut ist, wie hier.

Nach Tische begaben sich die Freunde in nicht allzu freudiger Stimmung in den Park, um die vielbewundernten Schönheiten des Ortes zu betrachten und so hatte Werner doch wenigstens *einen* Genuß von dem mit so großer Hoffnung begonnenen Ausfluge.

Geduldig warteten sie, bis auch das letzte Boot aus Interlaken und das aus Brienz gekommen war; als sie aber die Gesuchten auch dann nicht unter den vielen anlangenden Gästen erkundeten, beschlossen sie, abermals unverrichteter Sache nach Hause zurückzukehren und so nahmen sie Abschied von den freundlichen Bewohnern des Hotels und stiegen schweigsam und etwas eingeschüchtert nach dem See wieder hinab, um beim beginnenden Abend die Fahrt nach Hause zurückzulegen.

An Geist und Körper ermüdet, obgleich sie so gar große Strapazen nicht erduldet hatten, langten sie wieder in Interlaken an, aber die Hast am Morgen, das Umherlaufen und Bergsteigen, die frisch aufflackernde Hoffnung und die getäuschte Erwartung hatten sie erst aufgeregert und dann abgespannt, wie es bei dergleichen Unternehmungen in der Regel zu geschehen pflegt. –

Anscheinend ruhig, aber innerlich doch tief bewegt und fast entmuthigt, schritten sie langsam in das von

Fahrzeugen und wandernden Menschen wimmelnde Interlaken hinein, und um ihre Pflicht bis zum Ende zu erfüllen, fragten sie noch einmal in den Hotels, die sie passirten, ob denn noch Niemand die oft genug beschriebenen Fremden gesehen habe.

Alle Fragen waren vergebens, Niemand hatte sie gesehen. So kamen sie, noch schweigsamer geworden, wieder vor dem Victoria-Hotel an, von dessen Portier sie die falsche Fährte empfangen hatten. Arnold wollte dem goldbordirten Manne eben ein sehr zweifelhaftes Loblied singen, als sie den Besitzer des Hotels selber im feinen schwarzen Frack, wie er immer ging, vor der Thür stehen sahen. Es war dies der älteste Sohn des Herrn Ruchti in Beausite und daher mit Arnold Halder ziemlich genau bekannt.

Als der freundliche junge Mann die beiden Freunde mit ihrem Hunde langsam des Weges daher kommen sah, grüßte er schon von Weitem und kam ihnen flugs bis zum Eingang des Gartens entgegen.

»Der hat etwas für uns!« sagte Arnold und plötzlich wuchs sein eingeschlafener Muth wieder um ein Bedeutendes.

»Meine Herren,« sagte Herr Ruchti zu ihnen, als er sie erreicht hatte, »Sie haben sich heute morgen bei meinem Portier nach vier Fremden erkundigt, die eine Wohnung bei mir begehrt haben, und derselbe hat Sie nach dem Gießbach verwiesen. Das thut mir leid, aber er hat Ihnen nur gesagt, was er wußte, und die beiden Herren selber hatten ihn ja mit ihren Angaben in die Irre geführt.«

»Was,« rief Arnold, von Neuem anflehend, »sind diese Brasilianer etwa bei Ihnen eingekehrt?«

»Nein, das sind sie nicht, aber hier gewesen sind sie heute allerdings, und sie haben sogar um zwei Uhr mit zwei Damen bei mir gespeist, wovon die Eine eine wunderschöne, obgleich sehr stille Person war.«

»Ha,« rief Werner, »weiter, weiter – was wissen Sie sonst noch von ihnen?«

»Ich wollte mir eben die Freiheit nehmen, es Ihnen zu sagen,« fuhr Herr Ruchti eifrig fort. »Da der Portier mir gesagt hatte, daß Sie nach diesen Personen geforscht haben, so habe ich sie nicht aus den Augen gelassen und den einen Herrn bei Gelegenheit gefragt, ob er wiederkomme und Wohnung bei mir nehmen wolle, und auf wessen Namen ich die Zimmer reserviren solle –«

»Ha, das war schlau von Ihnen!« unterbrach ihn Arnold mit ganz erheitertem Gesicht. »Und nun weiter!«

»Da sagte mir der größere und sehr elegant aussehende Herr,« fuhr Herr Ruchti fort: »Ob wir wiederkommen, wissen wir noch nicht; es ist möglich, aber bestimmen können wir jetzt nichts. Wir wollen auf einige Tage in die Berge, und Sie würden uns einen Gefallen erweisen, wenn Sie uns einen bequemen Wagen mit zwei guten Pferden besorgen wollten. Mein Name aber steht auf dieser Karte.« Und damit überreichte er mir diese Karte.«

Bei diesen Worten zog er eine feine Pariser Visitenkarte aus der Tasche und Arnold, der rasch danach griff, las beim dämmernden Abendlicht die feingestochenen Namen: ›Pinto Machado.«

»Sie sind es wirklich!« sagte Arnold mit einem lauten Erleichterungsseufzer. – »Da, lies! Aber was weiter, Herr Ruchti, also in die Berge wollten sie? Wohin?«

»Hören Sie nur. Als ich die Karte eingesteckt, fragte ich den Herrn, wohin ich den Wagen bestellen sollte? ›Wir wollen eigentlich nach Grindelwald,‹ sagte er, ›aber nicht direct. Zuerst wollen wir also nur Lauterbrunnen besuchen und von dort nach der Wengernalp hinaufsteigen. Findet man dort gutes Quartier für die Nacht?‹

›Sehr gutes, mein Herr!‹ sagte ich.

›Nun, dann bleiben wir heute Nacht auf der Wengernalp,‹ sagte der größere zu dem kleineren Herrn, ›und gehen morgen nach Grindelwald, wo wir einige Tage im ›Adler‹ rasten wollen.‹

›Sie befehlen also nur einen Wagen nach Lauterbrunnen?‹ fragte ich noch einmal.

›Ja, aber er muß unmittelbar nach Tisch kommen, damit wir nicht zu spät auf der Wengernalp eintreffen.‹

So ließ ich den Wagen also bestellen und sie fuhren ab – jetzt müssen sie also schon auf der Wengernalp sein. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann, und diesmal hoffe ich Ihnen keine falsche Nachricht gegeben zu haben.«

Arnold und Werner bedankten sich herzlich und schlugen dann neubelebt den Weg nach Hause ein, denn heute konnten sie nicht mehr in die Berge, dazu war es zu spät und sie zu ermüdet.

»Endlich also,« sagte Arnold zum Freunde, »haben wir sie sicher. Wenn wir morgen früh um drei oder vier Uhr

aufbrechen, sind wir um acht oder neun Uhr auf der Wengernalp, und da sie spät Abends oben eingetroffen sind und nichts gesehen haben, werden sie die Alb nicht so früh verlassen. Thun sie es doch, so folgen wir ihnen sogleich nach Grindelwald, und dort im ›Adler‹ treffen wir sie. Da hast Du meinen Plan, mein Junge, und nun wollen wir wieder fröhlich sein und uns zu Hause zum neuen Unternehmen stärken. Ha, das wird eine angenehme Jagd, obgleich sie etwas angreifend ist, aber das schadet nichts; sind wir doch sicher, die ganze Gesellschaft morgen beim Kaffee oder spätestens beim Diner im ›Adler‹ zu finden. Halloh! das ist eine köstliche Aussicht, und nun gebe uns Gott nur gutes Wetter, damit wir nicht wieder vom Himmel einen Querstrich erleiden, den uns die Erde nicht mehr machen kann. Bist Du nun wieder munter?«

»Frisch wie am Morgen, und ich brauchte gar nicht zu schlafen!« jauchzte Werner auf.

»O doch! Wir müssen uns bei Kräften erhalten, mein Junge, denn wir werden wahrhaftig nicht sehr langsam die Berge hinaufsteigen. Ha, das wäre etwas für meinen Alten, der liebt solche Parforcetour – aber das leidige Comptoir fesselt den gewissenhaften Mann.«

»Das ist vielleicht recht gut,« erwiderte Werner nachsinnend. »Nein, laß uns lieber allein bleiben. Dein Vater ist zwar ein prächtiger Mann, aber in unsere Gefühle kann er sich doch nicht versetzen, und so würde er uns diesmal eher hemmen als treiben und wir könnten nicht reden, wovon uns das Herz voll ist.«

»Ja, da hast Du Recht; also wir bleiben allein und regen ihn auf keine Weise zum Mitgehen ein.«

Als die beiden jungen Männer mit so munteren Gesichtern und aufgeräumten Geistes nach Hause kamen, erregte ihr Erscheinen große Freude bei Arnold's Eltern und der Oberst glaubte im ersten Augenblick daraus schließen zu dürfen, daß sie ihren Zweck bereits erreicht, die Gesuchten getroffen und ein befriedigendes Abkommen mit ihnen geschlossen hätten. Allein als sie nun in Gegenwart der aufmerksam lauschenden Mutter Alles der Reihe nach berichteten, sah er wohl ein, daß er sich geirrt, und mit einigem Erstaunen auf seinem gutmüthigen Gesicht, sagte er:

»Also so steht die Sache? So, so! Na, dann seid Ihr ja eigentlich heute noch eben so weit von Eurem Ziele entfernt wie gestern! Ha, ob ich es mir nicht gedacht habe! Die Füchse, woher sie nun stammen mögen, sind und bleiben immer ein kluges Geschlecht, und sie finden überall Löcher, in die sie sich verkriechen können. Na, die Sache fängt allmählig an interessant zu werden, denn bis heute Abend war sie eigentlich, für die Zuschauer wenigstens, herzlich langweilig.«

»Ja, für die Zuschauer,« erwiderte Arnold, »das mag sein, aber wir, das kannst Du glauben, haben uns nicht im Geringsten gelangweilt. Nur das vergebliche Suchen und die getäuschte Erwartung hat uns etwas ermüdet.«

»Na, das meine ich ja,« rief der Oberst, »Ihr seid nur Hitzköpfe, die sich gleich beim ersten Anlauf mit einem totalen Erfolge schmeichelten, aber nun habt Ihr die Erfahrung gemacht, daß man nicht immer zum Zweck kommt, wenn man schon fast die Hand nach ihm ausstrecken kann. Ihr werdet morgen, trotz Ruchti's Versicherung, auch noch nicht dazu kommen, gebt Acht!«

»Aber so verbittere ihnen doch nicht die Freude, Mann,« rief Frau Halder dazwischen. »Das ermuthigt sie doch gewiß nicht! Doch – es soll also morgen wirklich wieder über die Wengernalp nach Grindelwald gehen?«

»Ja, Mütterchen, um drei Uhr schon, und die Lise muß früh aufstehen, denn Kaffee müssen wir haben, ehe wir das Haus verlassen.«

»Dann soll es nicht fehlen. – Aber Ihr werdet doch vorsichtig sein und es nicht darauf ankommen lassen, mit den schrecklichen Menschen in Zwist zu gerathen?«

»Oho, Mutter, wo denkst Du hin! Wir brauchen ja gar nicht mehr mit ihnen in Zwist zu gerathen, wir stecken schon lange mitten darin. Ich fürchte überhaupt viel mehr, daß sie Fersengeld geben, wenn sie uns wittern, denn ich kenne meine Brasilianer. Riesen mit dem Wort, sind sie Zwerge in Bezug auf die That.«

»Glücklicher Weise geht das Entwischen diesmal nicht so leicht,« nahm Werner das Wort; »sie haben Damen bei sich, und die werden ihnen, wenigstens was die Eine betrifft, nicht sogleich in die Berge nachkriechen.«

»Ach, das arme Wesen!« sagte Frau Halder mit wahrhaftem Bedauern. »Was mir das schöne Geschöpf leid thut, kann ich gar nicht sagen.«

»Du weißt also davon?« fragte Arnold, seinen Freund mit stillem Lächeln von der Seite anblickend.

»Ich weiß, leider Gottes, Alles, Kinder; der Vater hat es mir heute gesagt, und ich will nur wünschen, daß Ihr dabei nicht zu Schaden kommt.«

»Was Schaden!« murmelte der Oberst. »Sei doch vernünftig, Frau. Sie treten ganz einfach an den Spitzbuben heran und fragen: Haben Sie vielleicht die 18,000 Francs in der Tasche, die Sie uns in Rio gestohlen haben? Wohl-an, so geben Sie sie her!«

»Und wenn er das nun nicht thut, sondern ein Messer zieht und es Einem von Euch in die Brust stößt?«

Alle drei Männer lachten bei diesen mit weinerlicher Geberde vorgebrachten Worten laut auf, dann aber wandte sich Arnold zur Mutter und sagte besänftigend:

»Mütterchen, so leicht zieht man ein Messer nicht und noch weniger sticht man es einem Menschen in die Brust. Und wenn er das thäte oder versuchte, dann wäre er erst recht übel daran, denn dann hätte er sich gegen die Schweizer Gesetze vergangen und wir hätten ihn vollkommen in unserer Gewalt.«

»Ach Du lieber Gott!« seufzte die Mutter. »Wenn diese Geschichte doch erst zu Ende wäre! Wer hätte das gedacht! Erst über das Meer – so weit, so weit, und nun wieder über die Berge!«

»Es geht ja aber diesmal nicht weit, beste Mutter, es sind ja *unsere* Berge, und vor denen wirst Du Dich doch nicht fürchten?«

»Vor den Bergen nicht, aber vor den Menschen darin!«

»Macht ein Ende mit dem Dinge!« rief der Oberst.

»Und nun eßt etwas Kräftiges und trinkt eine gute Flasche Veltliner – hole sie, Frau – ich helfe!«

Früh gingen die Bewohner des traulichen Hauses an diesem Abend zur Ruhe, denn schon um zwei Uhr wollte der thatenlustige Arnold aufstehen und sich zu der angenehmen Reise in die Berge rüsten. Das that er denn auch und noch vor drei Uhr brachte die Magd den jungen Leuten das Frühstück in's Zimmer, wo sich plötzlich ganz gegen ihr Erwarten auch der Oberst einfand und zu ihrer höchsten Verwunderung ebenfalls reisefertig zeigte, denn er trug seinen Bergrock, hatte sein Stöckchen in der Hand und Ami folgte ihm auf dem Fuße.

»Wie, willst Du denn schon so früh ausgehen?« fragte ihn der Sohn mit sichtbarer Verlegenheit.

Der Oberst sah ihn groß an und lachte hell und fröhlich auf. »Na, das versteht sich, Knabe,« rief er, »ich werde Euch doch nicht allein die Morgenfrische des Lauterbrunnerthales genießen lassen? Nein, ich will meinen Theil mit davon haben. Bis fünf Uhr habe ich Zeit, also gehe ich bis Zweilütschinen mit, wenn Ihr nichts dagegen habt.«

Die Freunde blickten sich lächelnd an und drückten nun, so gut es ging, ihre Freude über die unverhoffte Begleitung aus, und da der Oberst nur eine gute Stunde weit mitgeben wollte, so war es ihnen sogar angenehm, da sie ja nachher noch Zeit genug hatten, sich ihre Herzen zu erleichtern. So traten denn die drei Männer Punkt drei Uhr ihre Reise an und rüstig schritten sie aus, bis sie die Berge erreichten und in das reizende Thal drangen, welches die wilde Lutschine laut brausend und tausend Schaumwirbel aufwerfend durchströmt. Hier erst forderte der Oberst die jungen Leute auf, ihre stürmische Eile zu mäßigen und mit Ruhe den schönen Morgen zu genießen, der ihnen einen guten Tag versprach, obgleich die Sonne noch hinter leichten Nebelschleiern verborgen war, die sich aber allmählig lichteten, während die höchsten Bergspitzen schon rosig angehaucht schienen und wolkenlos in den reinen Aether ragten.

Auf diesem Wege prophezeite ihnen der Oberst einen guten Tag und bat sie, wenn sie in Grindelwald bleiben sollten, Peter Michel zu grüßen und ihm zu sagen, daß die große Tour nur aufgeschoben, aber nicht aufgehoben sei.

Wie er gesagt, so that er es: in Zweilütschinen trennte er sich von den jungen Leuten, und nachdem er ihnen diesmal den besten Erfolg gewünscht, trat er langsam den Rückgang mit seinem kleinen Ami an, der sich nur höchst ungerne von seinem Freunde Fingal trennte, welcher natürlich wieder die Reise über die Berge mitmachte.

Leicht und frei aufathmend, schritten Arnold und Werner nun in das Lauterbrunner Thal hinein, das an so frühem Morgen noch in tiefem Schatten ruhte und kühler denn je war. Sie waren fröhlich gestimmt, denn sie fühlten Lust und Kraft in sich, das Schwerste zu bestehen, obgleich sie sich so recht eigentlich doch noch nicht vollständig klar gemacht, was sie beginnen wollten, wenn sie die gesuchte Gesellschaft erreichten. Vor allen Dingen natürlich wollten sie sich der Identität Pinto Machado's versichern, und stand es fest, daß er der Betrüger aus Rio war, woran sie ja nach Vater D'Orelli's Schreiben kaum noch zweifeln konnten, dann wollten sie ihm zuerst wie unbefangene Reisende in den Weg treten und, je nach seinem eigenen Verhalten, ihm die Beweise verlegen, die sie über seinen Betrug in der Hand hatten, und ihn hiernach auffordern, seine bereits anerkannte Schuld zu tilgen. Neben diesem Hauptplan aber hatte Werner noch einen Nebenplan in seinem Kopf, oder vielmehr in seinem Herzen gebildet, und der war ihm nicht weniger wichtig als jener. Von Jesuina's Abneigung gegen Pinto Machado überzeugt, wollte er es versuchen, auch in diesem Punkt mit ihm ein Abkommen zu treffen und Jesuina veranlassen, wenn sie auf eine Trennung von ihren Verwandten bestände, eine solche bis Luzern zu versparen, dann sich aber an Adele Irminger zu wenden, die durch ihren Vater schon Mittel und Wege finden würde, ein junges Weib von ihren Bedrängern zu befreien, das Niemand zwingen konnte, an einer Verbindung festzuhalten, über

deren Fortbestand oder Ende es ganz allein zu bestimmen hatte, zumal in der Schweiz, wo Niemand der Slave eines Anderen zu sein braucht, sobald er es selbst nicht sein und bleiben will.

Das waren so ungefähr die Pläne, die Arnold und Werner unterwegs reiflich besprachen, und sie hatten sich dabei so in Eifer versetzt, daß sie gar nicht merkten, wie rasch sie vorwärts kamen, denn sie stiegen schon langsam den spiralförmigen Weg nach dem Dorfe Wengern empor, als sie mit ihren Plänen zu Stande gekommen waren und nun mit ruhigerer Fassung ihrem ersten Ziele zustreben konnten.

Auf diesem Bergwege begann sich auch allmählig die Sonne fühlbar zu machen, die klar und golden aus ihren Morgenschleiern hervorgetreten war. Langsamer schritten sie vorwärts, aber sie hielten sich unterwegs so wenig wie möglich auf, da sie die Alp in frühester Stunde erreichen wollten. Das gelang ihnen denn auch, denn es war nicht weit über acht Uhr, als sie die Jungfrau mit ihren unermeßlichen Schneefeldern in ihrer ganzen majestätischen Pracht zu ihrer Rechten liegen und bald darauf auch das ›Hotel de la Jungfrau‹ vor sich sahen, in dem die freundliche Frau Wyder waltete und unverhofft schon wieder einen Besuch von ihnen erhalten sollte.

In der Umgebung des mitten auf grüner Alp gelegenen großen Hauses war noch Alles still, als sie sich ihm vorsichtig näherten. Kein einziger Gast war zu bemerken, obgleich man nicht annehmen konnte, daß sie noch sämtlich der Ruhe pflegten. Erst in der Hausthür trat

ihnen die Wirthin schon in ihrem vollen Putz im braunen Wollkleide entgegen und begrüßte die bekannten jungen Männer mit der ihr eigenen Freundlichkeit.

Arnold bat sie, sie auf ihr eigenes Zimmer zu führen, und hier erst legten sie ihr die Fragen nach den vier Personen vor, die nach ihrem eigenen Ausspruch diese Nacht aus der Alp hatten zubringen wollen.

Aber schon der Gesichtsausdruck der Wirthin verrieth, daß sie sich wiederum einer Täuschung hingeeben, denn sie schüttelte den Kopf und sagte mit sichtbarem Bedauern:

»Nein, Herr Halder, diese vier Personen haben nicht auf der Wengernalp geschlafen, und ich habe sie sogar nicht einmal gesehen. Ueberhaupt habe ich nur sechs Herren in dieser Nacht beherbergt, und die sind bereits vor zwei Stunden nach Grindelwald weiter gegangen. Es waren aber keine Amerikaner, Gott bewahre! sondern ehrliche Deutsche und ganz junge Leute, Studenten, ich glaube aus Heidelberg – aber sie können ja ihre Namen im Fremdenbuch lesen, sie haben sich sämmtlich eingeschrieben und Jeder hat einen Vers dazu gemacht.«

Arnold und Werner verriethen nicht das geringste Verlangen nach diesen Namen und noch weniger nach den Versen, sondern sie standen ganz verblüfft vor der hübschen Frau und starrten sich fast mit versteinerten Blicken an.

Da sagte die junge Frau, die ihre Verlegenheit bemerkte und ihnen vielleicht einen kleinen Trost zukommen lassen wollte:

»Da fällt mir ein, Herr Halder, daß gestern Abend eine größere Gesellschaft hier zu Pferde vorbeigekommen ist, die es sehr eilig zu haben schien. Da sie aber bei mir nicht einkehrte, habe ich sie mir nicht so genau angesehen. Das mögen die Leute wohl gewesen sein, die Sie suchen. Sie sind wahrscheinlich bei meiner Schwester auf der Scheideck geblieben, und da werden Sie gewiß über sie Auskunft erhalten.«

»Dann müssen wir gleich weiter, beste Frau!« sagte Arnold und warf Werner schon einen antreibenden Wink zu.

»Wie,« rief Frau Wyder, »so schnell und ohne sich einen Augenblick auszuruhen? Soll ich Ihnen nicht rasch wenigstens eine Tasse Kaffee machen lassen? «Nein, das hält uns zu lange auf – aber ein Glas Wein können wir trinken – geben Sie her!«

Wenige Minuten später saßen die Freunde bei der Flasche, aber so stumm und betrübt hatten sie lange kein Glas Wein zusammen getrunken, denn ihre beste Hoffnung war hier mit einem Schlage zu Grabe gegangen. Indessen bewirkte es der feurige Wein oder ihr elastischer Jugendmuth – sobald sie die Flasche geleert und Abschied von Frau Wyder genommen hatten, schritten sie wieder heiterer als vorher über die schöne grüne Matte durch die Rinderheerden mit dem melodischen Glockengeläut auf die kleine Scheideck zu, die sie denn auch bald erreichten.

Allein auch hier hatte Niemand die Gesuchten gesehen und der Hoffnungsstrahl, den Frau Wyder in ihnen angefacht, war schon wieder erloschen.

Auf der gemüthlichen Scheideck, wo sie noch die sechs Studenten aus Heidelberg trafen, die sich eben auch hier durch einige neue Verse verewigten, hielten sie sich etwas länger auf, um zu essen, denn der Appetit junger Männer schwindet beim Bergsteigen nicht, wenn ihr Herz auch mit trüben Empfindungen und ihr Kopf mit ernstesten Gedanken erfüllt ist. Und da, als sie dort saßen und aßen, fiel Arnold plötzlich ein neuer Gedanke ein und er trug ihn sogleich mit so entschiedener Gewißheit vor, daß auch Werner wieder neuen Muth schöpfte und ihn als einen in der That möglichen, ja wahrscheinlichen auffaßte.

»Wir haben durchaus noch keinen Grund,« sagte Arnold, »an dem Gelingen unseres heutigen Unternehmens zu verzweifeln und eigentlich hätten wir uns das schon früher sagen können. Die Sache wird ganz einfach so liegen. Die Brasilianer sind gestern erst spät nach Tisch, das heißt etwa um vier Uhr, von Interlaken abgefahren. Unterwegs werden sie sich gesagt haben, daß es zu spät sei, um den steilen Weg nach der Wengernalp emporzureiten und da sind sie denn gleich nach Grindelwald gefahren und besuchen die Alp erst auf dem Rückwege. So haben wir also gar keine Eile nöthig. Entweder treffen wir sie noch im ›Adler‹ zu Grindelwald oder, wenn sie dort etwas spät aufgebrochen sind – und mit Damen reist man etwas langsamer – wir begegnen ihnen auf dem Wege

hierher, denn wie es nur einen Weg durch die hohle Gasse nach Küßnacht giebt, so giebt es auch nur einen von Grindelwald nach der Scheideck – und – da, da hast Du mit einem Schlage die ganze Lösung des Räthsels.«

Werner athmete von Neuem auf; der mit Trostgründen immer so reich ausgestattete Freund hatte ihn wieder er-muthigt und nun glaubte auch er, daß Arnold diesmal Recht habe und daß sie nun endlich der Gesuchten habhaft werden würden, die sie ja ohnedies bis Grindelwald hatten verfolgen wollen.

So brachen sie denn, nachdem sie sich nach ihrem anhaltenden Marsch hinreichend gestärkt und auch dem unermüdlichen Fingal ein reichliches Mahl vorgesetzt, nach einem einstündigen Aufenthalt auf der kleinen Scheideck von Neuem auf und schritten bei glühender Sonnenhitze nach dem Grindelwalder Thal hinunter, unterwegs wenig redend und nur ihre Augen an dem herrlichen Schauspiel der Eis- und Schneeberge weidend.

Langsamer als am kühlen Morgen gehend, erreichten sie endlich um ein Uhr Mittags ihr heutiges letztes Ziel, wie sie wähnten, ohne, wie sie gehofft, auf dem drei Stunden langen Wege den Brasilianern zu begegnen, obgleich ihnen viele andere Reisende zu Fuß und zu Pferde entgegengekommen waren. Hierdurch nicht eben erfrischt und ihre Füße leidlich ermüdet fühlend, langten sie vor dem ›Adler‹ in Grindelwald an und wieder umringten sie wie bei ihrem ersten Besuch des Ortes die braungekleideten Führer, die ihnen freundlich grüßend entgegenkamen, da sie hofften, nun endlich einmal ein

paar Herren gefunden zu haben, mit denen sie eine große Tour in die Berge unternehmen könnten.

Allein auch diesmal hatten sie sich darin getäuscht. Arnold und Werner gaben ihnen sogleich zu erkennen, daß sie eines anderen Zweckes wegen nach Grindelwald gekommen wären und so traten die Freunde in den von Menschen belebten Gasthof, an dessen Thür ihnen der Wirth freundlich grüßend entgegentrat.

Rasch nun wurde die Frage nach der Anwesenheit der so eifrig Gesuchten gestellt – allein auch diesmal erhielten sie eine Antwort, die sie so wenig wie die an den anderen Orten befriedigte.

»Nein, bei mir sind sie nicht gewesen,« berichtete Herr Rudolph Bohren, »aber sie können ja jeden Augenblick kommen – gedulden Sie sich also!« setzte er gleich darauf hinzu.

Ja, das hatte man ihnen überall gesagt, aber was half ihnen das? Das war immer derselbe Freibrief auf die Zukunft, aber die Gegenwart, was brachte ihnen die?

Da war es denn sehr natürlich, daß die Freunde etwas trübe gestimmt sich an einen stillen Ort des Gartens zurückzogen und vor der Hand an Nichts dachten als der Ruhe zu pflegen, deren sie auch in der That nach dem mehr als achtstündigen Marsch bedurften, da ihnen denn doch nicht die ausdauernde Zähigkeit des guten Oberst Halder zu Gebote stand.

Zufällig hatten sie an demselben Tisch Platz genommen, an dem sie damals mit Peter Michel gesessen, und

starrten nun schweigend und nachdenklich auf die herrliche Berg- und Gletscherwelt hinaus, die heute ohne Nebel und sonstiges Hinderniß vor ihnen lag, als ermuntere sie sie, den damals unterbrochenen Besuch diesmal mit lohnenderer Aussicht abzustatten. Allein daran dachten sie heute nicht, sie fühlten sich seltsam erschlafft und hatten alle Lust in die Berge zu steigen verloren, denn die so anhaltend getäuschte Hoffnung hatte nicht nur ihre Herzen bedrückt, sondern zugleich auch lähmend auf ihren Geist und Körper eingewirkt.

Als sie so träumerisch dasaßen und still die Tasse Kaffee tranken, die man ihnen vorgesetzt, näherte sich ihnen, wie an jenem Tage, ein Mann, der so eben von ihrer Ankunft gehört hatte und sogleich herbei kam, um sie auf das Herzlichste zu begrüßen. Bescheiden und langsam, wie er sich immer den Fremden vorstellte, kam er heran und erst als er dicht bei den jungen Männern stand, schauten sie auf und sahen Peter Michel mit lächelndem Gesicht ihnen zunicken.

»Gott grüß', Ihr Herren!« sagte er und streckte ihnen die Hand hin. »Na, ich habe lange auf eine Nachricht von Ihnen gewartet, aber nun sind Sie selbst gekommen und machen mir gewiß die Freude, mit mir ein wenig auf den Eisfeldern spazieren zu gehen?«

»Nein, lieber Michel,« entgegnete Arnold, nachdem er des Mannes Gruß erwidert und dieser neben ihnen Platz genommen hatte, »das können wir leider auch heute nicht, aber das nächste Mal soll es gewiß geschehen. Wir sind diesmal aus einem ganz anderen Grunde hier und

befinden uns, ehrlich gesprochen, auf einer Art Jagd nach einem edlen Wild.«

»Oho!« rief Michel erfreut – »soll ich Ihnen suchen helfen? Das schlägt ja auch in mein Fach und es wäre nicht das erste Mal, daß ich die richtige Fährte eines solchen Wildes gefunden hätte. Bestimmen Sie über mich; sagen Sie mir, was Sie suchen, und ich stelle Ihnen meine ganze kleine Wissenschaft zur Verfügung, denn ich habe in diesem leidigen Sommer immer die beste Zeit.«

Dies freiwillige Anerbieten schien Arnold nicht eben überflüssig zu sein; er bedachte sich rasch und nachdem er auch von Werner einen zustimmenden Wink erhalten, theilte er Peter Michel, so weit es ihn interessiren konnte, den vorliegenden Fall mit.

»Hm!« sagte der schlaue Führer, »Ihre Beschreibung der vier Personen genügt mir und ich werde sie in mein Gedächtniß eintragen. Gesehen habe ich sie noch nicht und ich glaube auch nicht, daß sie schon hier gewesen sind. Aber ich werde ein Auge auf sie haben und wenn sie auf den Schauplatz treten, sollen Sie benachrichtigt werden, ich habe eine ganz erkleckliche Zahl erfahrener Kundschafter zu meiner Verfügung.«

»Das mag für die Zukunft ganz gut sein, lieber Michel,« erwiderte Arnold, »aber für jetzt hilft es uns leider nichts, denn wir brechen morgen früh schon wieder auf und kehren nach Unterseen zurück, da wir hier ja nicht ewig warten können. Indessen haltet Euer Versprechen und sobald Ihr die vier Personen sehet, so telegraphirt uns nach meines Vaters Hause und behaltet die Fremden im Auge, bis

wir selbst kommen, und wir werden in diesem Fall gewiß nicht lange auf uns warten lassen.«

»Na ja, das soll geschehen, verlassen Sie sich darauf.«

In diesem Augenblick wurde ihr Gespräch unterbrochen, und wie damals im Frühstückszimmer, als der Oberst bei ihnen saß, der Wirth mit dem Brief des Boten in der Hand zu den Gästen trat, so kam er auch jetzt heran, nur daß er diesmal viel schneller ging und in seiner Miene schon von Weitem einige Aufregung erkennen ließ. In seiner Hand hielt er eine telegraphische Depesche und so trat er auf die drei Männer zu, die augenblicklich ihre Gesichter auf ihn hinwandten und ihn erwartungsvoll anschauten.

»Was haben Sie da?« fragte Arnold. »Bringen Sie uns schon wieder eine papierene Botschaft?«

Der Wirth lachte. »Ja,« sagte er, »es ist beinahe wie neulich, nur kommt diesmal der Bote nicht zu Fuß, sondern etwas schneller durch die Luft hierhergeflogen. Mit einem Wort, ich habe eben eine telegraphische Depesche von Ihrem Herrn Vater erhalten, Herr Halder.«

»Von meinem Vater? Eine telegraphische Depesche?« rief Arnold verwundert und sprang lebhaft von seinem Sitze auf.

»Ja, und sie ist diesmal an mich gerichtet, doch betrifft sie die beiden Herren. Da haben Sie sie, lesen Sie und dann können Sie thun, was Ihnen beliebt.«

Arnold nahm die Depesche, die Herr Bohren bereits geöffnet hatte, und zog rasch das darin enthaltene Blatt hervor. Die Zeilen desselben lauteten:

»Wenn mein Sohn in Grindelwald – gleich nach Hause kommen, falls nicht ernstliche Abhaltung. Wichtiger Brief angelangt, der seine Anwesenheit erfordert. Unterseen – Arnold Halder.«

Arnold, der Sohn, las diese von seinem Vater gesandten und ihm nicht recht verständlichen Worte mit dem größten Erstaunen. Auch Werner, der sie ebenfalls las, verstand sie nicht und es malte sich, wie bei seinem Freunde, auf seinem Gesicht eine lebhaftere Verwunderung ab.

»Ein wichtiger Brief ist angelangt?« sagte Arnold. »Von wem könnte denn der gekommen sein? Und er erfordert meine Anwesenheit zu Hause? Hm, Werner, das kann sich doch nur auf unsere vorliegende Angelegenheit beziehen, meinst Du nicht auch?«

Werner fuhr plötzlich ein neuer Gedanke durch den Kopf und alles Blut seines Herzens strömte verrätherisch in sein Gesicht. »Es ist sonderbar,« sagte er, »und wie es scheint, sollen wir stets durch bedeutsame Vorfälle von Grindelwald abgerufen werden – dieser Brief aber, Arnold, der unsere Anwesenheit in Unterseen so eilig erfordert, ist ohne Zweifel – von Jesuina da Costa Faria geschrieben und sie giebt uns Kunde darin, wohin sie die beiden Schurken geschleppt haben.«

»Werner!« rief Arnold, »du hast Du Recht! Das war ein guter Einfall. Ja, ja, so ist es – o, wäre dieser Brief doch gleich mit durch die Luft geflogen, dann könnten wir hier auf der Stelle die richtige Fährte der Füchse und der gefesselten Taube verfolgen. Aber es hätte ja viel zu viel Zeit

fortgenommen, einen Boten damit herzusenden und so ist die Depesche diesmal jedenfalls gerechtfertigt. Aber was hilft alles Reden – wir müssen augenblicklich nach Hause, mein Junge!«

»Doch nicht zu Fuße?« warf Herr Bohren ein, da er die jungen Männer sich schon zum Aufbruch rüsten sah. »Sie sind ja eben erst angekommen und der nächste bergige Weg nach Unterseen ist vier Stunden weit. Nein, warten Sie noch eine Stunde, dann fährt mein Wagen leer nach Interlaken, um eine Familie aus dem Hotel des Alpes abzuholen, die auf acht Tage Quartier bei mir bestellt hat. Es könnte gleich fortgehen, aber die Pferde fressen und darin stört man sie nicht gern, denn ihre Arbeit ist schwer.«

»Gut, das nehmen wir dankbar an,« versetzte Arnold, »und so kommen wir immer noch früher zu Hause an, als wenn wir sofort zu Fuß aufgebrochen wären.«

Herr Bohren entfernte sich, um den bequemen Wagen zur Fahrt bereit machen zu lassen; Peter Michel aber wurde beauftragt, die in sein Gedächtniß eingetragenen Personen nicht zu vergessen und sogleich nach Unterseen zu telegraphiren, wenn er ihrer ansichtig werden sollte. Und so stiegen die beiden Freunde nebst Fingal nach einer Stunde in den so glücklich erlangten Wagen und fuhren abermals unverrichteter Sache nach Hause, doch nun voll der bestimmten Hoffnung, daß ihnen der geheimnißvolle *wichtige* Brief den endlichen Erfolg der bisher mißlungenen und so plötzlich unterbrochenen Jagd sicher in die Hände spielen werde.

VIERTER BAND.

ERSTES CAPITEL. WO DIE FÜCHSE MIT DER TAUBE
SITZEN.

Haben wir nun den Verfolgern der uns zum Theil schon bekannten vier Personen eine so lange Aufmerksamkeit gewidmet, so scheint es uns an der Zeit zu sein, dieselbe auch einmal diesen vier Personen selbst zu schenken, um endlich zu erfahren, wo sie ihr Unterkommen gefunden und wie es, da sie von ihrer Verfolgung gar keine Ahnung hatten, so ganz zufällig und ohne ihre absichtliche Mitwirkung geschah, daß Arnold und Werner sie überall suchten, wo sie nicht zu finden waren, und gerade *die* Orte außer Acht ließen, welche sie zu ihrem allerdings wechselnden Aufenthalt gewählt hatten.

Nein, sie hatten nicht die geringste Ahnung davon, daß man sich von irgend einer Seite her so viele Mühe gab, sie wiederzufinden, weder Joao Pedro Gomez und seine Schwester, noch Jesuina, und am allerwenigsten die vierte Person, die seit kurzer Zeit zu ihnen gestoßen, und die, ganz fremd in dieser Gegend und völlig uneingeweiht in die Verhältnisse, die sich allmählig darin geknüpft, sich ganz allein dem Genuß der Gegenwart und den geheimnißvollen Plänen überließ, die sie nach der Schweiz und in die Nähe des Kreises gerufen, mit dem wir uns bisher in diesen Blättern beschäftigt haben.

Doch bevor wir verrathen, wo diese aus einem so fernem Lande herüber gepilgerte Gesellschaft ein Unterkommen gefunden, müssen wir erst noch einen schärfer prüfenden Blick auf die einzelnen Persönlichkeiten werfen, aus denen sie bestand, denn wenngleich wir durch eigene Beobachtung und durch die Erzählung Jesuina's schon Mancherlei über sie erfahren habenso bleibt uns doch noch Einiges nachzuholen, was zu ihrer genaueren Characterisirung unerläßlich ist und was erst das rechte Licht auf die Verhältnisse wirft, in denen sie nicht allein zu einander standen, sondern in die sie auch mit den Personen treten werden, für deren Geschick wir uns bisher am meisten interessirt haben.

Aus Jesuina's eigener Berichterstattung an Adele Irmingier kennen wir bereite das Herkommen, die Jugendchicksale und den ferneren Lebenslauf des verwaisten brasilianischen Mädchens und nur Weniges noch dürfte hier in kurzen Zügen darüber nachzutragen sein. Eben so lernten wir ihre Verbindung mit dem unedlen Geschwisterpaar aus Rio und wissen, wie dasselbe zum Unheil der Verwaisten es verstanden hatte, sie sich unterthänig zu machen, unter dem Vorwand, ihr den fehlenden Schutz angedeihen zu lassen – ein Vorwand, den wenigstens Donna Meiria anfangs gewiß ohne gewinnsüchtige Nebenabsichten gebraucht, der von dem habsüchtigen Joao Pedro Gomez in Wahrheit nur als Folie benutzt wurde, um sich durch das nicht unbeträchtliche Vermögen der Waise, wenn nicht zu bereichern, doch gewiß das eigene Leben fristen zu helfen, da die Geschwister viel

verschwenderischer gelebt, als selbst Jesuina wußte, und ohne diese unverhoffte Hülfe in die größte Verlegenheit gerathen sein würden.

Die arme Jesuina, wie bitter war sie getäuscht worden! Als ihre Mutter gestorben, von der sie mit einer so großen Sorgfalt erzogen war und mit der sie so glücklich in einsamer Stille gelebt hätte, glaubte sie von aller Welt verlassen zu sein und gab sich schon den trübsten Erwartungen für die Zukunft hin. Aber wie befriedigt war sie, als die jüngst in Rio angekommenen Verwandten ihr nun so unerwartet liebevoll begegneten, ihr ihren Schutz und ein Familienasyl anboten, so daß sie den so eben erlittenen Verlust noch als ein verhältnißmäßig erträgliches Unglück betrachten konnte! O wie dankbar fühlte sie sich den beiden Geschwistern ergeben, die auf der einen Seite mit so natürlich theilnehmender, auf der anderen mit heuchlerischer Zärtlichkeit an sie herantraten und ihr so die Zukunft wieder voll ungeahnter Freuden und bereits aufgebener Genüsse erscheinen ließen.

Und doch, wie sehr hatte sie sich in diesen frohen Erwartungen getäuscht und wie bald sollte sie die traurigsten Erfahrungen machen, in einer Weise, wie sie es nie für möglich gehalten und wie sie ihr, wenn sie einsam und verlassen geblieben, gewiß erspart worden wären!

Maria Antonina Gomez war, wie gesagt, obgleich sie sich anfangs gegen die arme Waise so ganz anders gezeigt, ein eitles, coquettes Weltkind, ein von Hause aus leichtfertiges und allen Genüssen des Lebens ergebenes Geschöpf, das die von der Natur ihm verliehenen Gaben

und Reize allseitig auszubeuten und zu verwerthen verstand und das sich kein Gewissen daraus machte, den Versuch zu wagen, die viel edler organisirte und so ehrsam erzogene Jesuina auf dieselben Bahnen zu leiten, die sie selbst von Jugend an mit uneingeschränkter Zügellosigkeit betreten hatte.

Allein nur zu bald gewann sie die Einsicht, daß sie in dieser Beziehung bei der schutzlosen Cousine auf eine Natur gestoßen, die wenig zugänglich für den vielgestaltigen Leichtsinns des Lebens war und daß dieselbe ihren Wünschen und Erwartungen in keiner Weise für jetzt und künftig entsprechen würde, und nun verwandelte sich ihre flüchtige Neigung für die bethörte Waise nur zu bald in das Gegentheil. Die als eine völlig leidenschaftslose und gediegene Persönlichkeit Erkannte wurde ihr erst gleichgültig, dann eine hemmende Last auf dem schlüpfrigen Pfade ihrer eigenen Lebensbahn, und endlich glaubte sie berechtigt zu sein, die Gemüthsruhe derselben durch allerhand Sticheleien, Anspielungen und Vorwürfe zu untergraben, bis endlich zwischen Beiden die tiefe Kluft entstand, die wir bereits kennen gelernt haben, als wir ihre Unterhaltungen über verschiedene sie persönlich berührende Gegenstände als heimliche Zeugen mit anzuhören in der Lage waren. Ja, es hatte nicht lange der verführerischen Einwirkung des noch viel unedleren Bruders bedurft, um sie ganz von der so vielfach betrogenen Waise abzuziehen; und so war zuletzt das Verhältniß zwischen allen Dreien zu jener unnatürlichen und unerträglichen Qual gediehen, die uns Jesuina verrieth, als sie der edlen

Adele Irminger ihr Herz eröffnete und dieser die ganze Trostlosigkeit ihrer jetzigen Existenz enthüllte.

Was nun Joao Pedro Gomez betrifft, so war derselbe nicht nur ein aller höheren Bildung entbehrender Mensch, der nichts Ordentliches gelernt und nie einer ernstlichen Arbeit oder gar einem verständigen Lebensberufe seine Zeit und seine Kräfte gewidmet hatte, sondern er war noch mit vielen anderen Eigenschaften begabt, die ihn zu jedem regelrechten und gesitteten Leben untauglich machten. Von ruhelosen, unsteten Trieben bewegt, besaß er zugleich ein jähes, leidenschaftliches Temperament, war heftig mit dem Wort, zanksüchtig und frivol und dabei in seinen Neigungen auf ganz absonderliche und gefährliche Wege gerathen. Dem hohen Spiel, dem Trunk, der Völlerei ergeben, besaß er nicht die männliche Kraft, sich selbst die Wege zu einer anständigen Existenz zu bahnen, vielmehr war er wie ein schwaches Rohr, das sich von jedem Winde der Laune oder des Zufalls nach allen Richtungen widerstandslos beugen ließ. So wurde er nur zu bald der Spielball in der Hand anderer unwürdiger und naturwüchsigerer Gefährten und sie endlich leiteten ihn schon frühzeitig auf die Abwege, die nur selten zu einem wünschenswerthen Ziele, wohl aber in die Klippen und Untiefen des Menschenlebens führen, die so viele arbeitsscheue und gewissenlose Abenteurer zuletzt scheitern lassen und die mit ihnen Verbundenen in den überall gähnenden Abgrund reißen.

Daß ein solcher Mann nicht befähigt und geeignet war, zweien so jungen Mädchen ein werkthätiger Schutz und

Hort zu sein, ergiebt sich hieraus von selbst, und doch war er der Einzige, der ihre Existenz in Händen hatte, auf dessen Hülfe sie angewiesen und dessen persönliche Lebensstellung den mächtigsten Einfluß auf ihre ganze Zukunft üben mußte, obgleich beide Mädchen sich keineswegs in gleicher Weise von ihm beeinflussen und leiten ließen.

Seine Schwester, so leichtfertig in ihren Lebensansichten, so wenig mit hervorstechenden geistigen Gaben ausgestattet und zu schwach, um ihrer eigenen besseren Einsicht zu folgen, ließ sich allerdings noch sehr leicht von dem heftigen Temperament des Bruders beherrschen, womit er sie nur zu leicht einschüchterte und zur Befolgung seiner egoistischen Rathschläge zwang – Jesuina dagegen hatte sich, wenigstens in ihrem inneren Leben, in ihren Anschauungen und Wünschen von jeher seinem Einfluß zu entziehen gewußt. Ueberhaupt hatten sich die beiden Geschwister bei der Beurtheilung des stillen, bedächtigen Wesens der Cousine verrechnet; sie war wohl eine Weile in ihrem äußeren Verhalten schweigsam, abwartend und anscheinend duldsam geblieben, aber sie gänzlich und auf die Dauer zu unterdrücken und sie ebenfalls wie ein schwankendes Rohr nach ihren Gelüsten zu beugen, das war ihnen nicht gelungen, denn Jesuina besaß jenen ächt weiblichen Stolz und jenen elastischen Widerstandsgeist, die sich gerade in der Noth am schnellsten entwickeln und dann einen Character offenbaren, der keineswegs zur Sklaverei, höchstens zu einer vorübergehenden Duldung geneigt ist, sich aber, wenn er

gewaltsam gefesselt und geknechtet werden soll, plötzlich erhebt und in seiner natürlichen Größe, in seiner sittlichen Reinheit und Kraft den Unbilden der Menschen und des Schicksals gewachsen zeigt.

Namentlich aber trat dieser Character, diese widerstandsfähige Willenskraft in ihrer Neigung hervor, gegen den Umgang, den Joao ihr und seiner Schwester vorzuschreiben oder wenigstens aufzubürden die cynische Frechheit besaß, mit wunderbarer Ausdauer anzukämpfen, während sie manches Andere mit nachgebender Gutmüthigkeit oder auch mit stiller Ergebung ertragen, was er ihr sonst als unabweisliche Nothwendigkeit vorgestellt hatte. So war sie zum Beispiel in's Ausland, nach Paris den Verwandten gefolgt, zwar nicht gern, aber doch ohne langes und ernstliches Widerstreben, obgleich es ihr unendlich schwer fiel, sich von ihrer Heimat und dem Grabe ihrer Mutter zu trennen. Als Joao sie nun aber in Paris auch zu dem intimen Verkehr nöthigen wollte, dem er sich selbst schrankenlos ergeben, da hatte sie sich offen widersetzt und lieber den Zwiespalt der Familie ertragen, als sich den an sie gestellten Forderungen gebeugt. Schon in Rio war sie oft, wie wir bereits aus ihrem eigenen Munde gehört, in die Nothwendigkeit versetzt worden, sich über den Umgang zu beklagen, den Joao ihr und seiner Schwester zuzumuthen die Dreistigkeit besaß, aber das hatte ihr wenig geholfen, zumal die unbesonnenen und leichtsinnigen Maria ihr in diesem Punkte in keinerlei Weise zur Seite stand. Als er ihnen nun aber in Paris Pinto Machado zuführte, den er schon lange als den

Inbegriff aller männlichen Vollkommenheiten gepriesen, ihm alle Rechte eines Hausfreundes einräumte und die beiden Mädchen zwingen wollte, seine Ansicht darin zu theilen, da trat zum ersten Mal ein ernsterer Conflict zwischen Jesuina und dem Cousin hervor, der bis auf den heutigen Tag, wie wir sahen, noch nicht seinen Abschluß gefunden, ja, die zwischen ihnen bestehende Schranke zu einer unübersteiglichen Kluft erweitert hatte.

Pinto Machado war als Flüchtling aus Rio nach Paris herübergekommen, was er jedoch wohlweislich seinen Landsleuten und selbst Joao verborgen, der ihn wohl schon dem Namen nach in Rio kennen gelernt hatte, mit ihm aber daselbst in keine nähere Verbindung getreten war. Pinto Machado war ein gewandter, schlauer und geschäftskundiger Mann, mit einem angenehmen Aeußern begabt und noch einige Jahre von den Dreißigen entfernt. Er trat als ein begüterter Herr auf, der sich vor aller Welt sehen lassen konnte und nach der Geltung in derselben mit allen Mitteln und Fähigkeiten rang.

Er gehörte zu jenen nicht selten gesehenen Menschen, die es recht wohl verstehen, einen geheimnißvollen Nimbus um sich her zu verbreiten und die urtheilslose Menge durch allerlei Künste und Fertigkeiten an sich zu locken, wie sie ein begabter und wohl geschulter Industrieritter so leicht zu zeigen und zu verwerthen versteht. In allen Schlichen und Ränken erfahren, durch das berauschen- de Leben in der großen Welt zu einer Potenz ganz besonderer Art emporgewachsen, seinen Kräften vertrau- end und vor keinem Mittel zurückschreckend, das ihn

zu seinen dunklen Zielen zu führen versprach, besaß er die ihm angeborene Fähigkeit, auf untergeordnete Geister zu wirken, sie an seine Fersen zu fesseln und sie widerstandslos zu Werkzeugen seiner Begierden und Unternehmungen zu machen. So hatte er den weichlichen Joao ganz wie zu seiner Creatur geschaffen gefunden, er hatte ihm geschmeichelt, ihn mit seinen feinen Listen umgeben und Joao, an Verstand, Erfahrung und Lebensklugheit so arm, war nur zu leicht in die Falle gegangen und wurde nun gänzlich von dem kühnen Abenteurer beherrscht, der ihm und seiner Habsucht in der Ferne nur goldene Berge gezeigt und ihm ein Leben voll Genuß und Gewinnst verheißen hatte, wenn er sich ihm mit ganzem Herzen anschleße und blindlings seinen Weisungen und Rathschlägen folge.

Daß dies so war, hatte Jesuina mit ihrem natürlichen feinen Scharfblick sehr bald erkannt und auch das war ihr nicht verborgen geblieben, daß Pinto Machado ganz der Mann war, nicht nur ihren Cousin, sondern auch dessen Angehörige früher oder später in's Verderben zu stürzen. Anfangs hatte sie allerdings keinen Grund gehabt, dem sehr vorsichtig seine Netze auswerfenden Landsmann zu mißtrauen, denn er betrug sich in der ersten Zeit und so lange er unter den Augen der beiden Mädchen blieb, untadelhaft. Anscheinend ein Cavalier, wie ihn die Söhne der reichen Rionesen so leicht zu spielen verstehen, zeigte er sich in der Unterhaltung gebildet, überaus gewandt im Ausdruck seiner Worte und Mienen und dabei voll zarter Aufmerksamkeit gegen die Damen

und voll treuster Ergebenheit gegen den leicht zugänglichen Joao. Und dennoch belehrte die unschuldsvolle Jesuina eine Art von Instinkt, daß gerade Niemand für sie und ihre Verwandten gefährlicher sei als dieser so zart auftretende Mann und sie war von Anfang an gegen ihn auf ihrer Hut, als ob eine warnende Stimme sie von ihm zurückgetrieben hätte.

So lebte man denn in Paris eine Zeit lang in Saus und Braus; unbekümmert folgte Joao den Anreizungen seines neuen Busenfreundes und alle Vergnügungen und Genüsse, welche die Weltstadt so reichlich bietet, wurden in allmählig fortschreitender Raffinerie durch- und ausgekostet. Dabei wurde natürlich viel Geld ausgegeben und wenn Joao keins mehr besaß, wußte ihm Pinto Machado mit nie verlegener Gewandtheit das fehlende zu ersetzen und den blinden jungen Thor dadurch immer tiefer mit seinen Netzen zu umstricken.

Allmählig aber wuchs der Verdacht in Jesuina's angstvollem Herzen, daß es mit diesem raschen Gelderwerb seine besonderen Gründe haben müsse, und von diesem Augenblick an nahm ihr Mißtrauen gegen den aalglatten Landsmann zu und sie zeigte sich um so zurückhaltender gegen ihn, je galanter, aufmerksamer und verbindlicher er selbst gegen sie wurde. Allein, wenn eine geistig begabte Frau einmal erst Argwohn gegen einen ihr näher stehenden Menschen gefaßt hat, dann läßt sie im Combiniren geringfügig erscheinender Thatsachen nicht so leicht nach, und auch Jesuina bemühte sich mit ihrer

durch nichts in Anspruch genommenen Beobachtungsgabe, die Verhältnisse näher zu durchsuchen, in welchen sich ihr um die Zukunft völlig unbekümmerter Cousin zu dieser Zeit zu bewegen fortfuhr.

Und da sah sie denn oder glaubte wenigstens Viel zu sehen, was sie das Unheil nicht mehr verkennen ließ, welches bereits in nicht allzu weiter Ferne über Joao's Haupt schwebte, und nun trat sie allmählig energischer gegen den Verführer auf, zumal sie mit tiefem Schmerz gewahrte, daß derselbe ihr selbst mit einer Art scheinbarer Zärtlichkeit ergeben war und darin ein nicht mehr zu verkennendes bestimmtes Ziel verfolgte.

Mit dieser Wahrnehmung zugleich aber machte sie noch eine andere und sie kaum weniger tief betrübende Maria, die Alles auf der Welt sehr oberflächlich nahm und sich mit ihrem erregbaren Herzen nur zu leicht Menschen anschloß, die ihr gefielen, zeigte offenbar eine allmählig wachsende Neigung zu dem galanten Abenteurer aus Rio und that sich gar keinen Zwang an, dieselbe auf ihre Weise an den Tag zu legen und sie sowohl Jesuina und ihrem Bruder wie sogar dem unwürdigen Gegenstand derselben zu verrathen. Da aber Pinto Machado fortfuhr, seine Gunst allein auf Jesuina zu häufen und gegen Maria nur den Anschein eines vertrauten Freundes anzunehmen, so wuchs der in Letzterer schon lange gährende Groll gegen die schönere und begabtere Cousine und sie gab demselben in allmählig fortschreitender Weise einen Ausdruck, den diese endlich nicht mehr verkennen oder falsch deuten konnte.

Von Joao wurde die Schwester in ihrem Verhalten gegen die Cousine wesentlich unterstützt, denn der gemüth- und sorglose Südländer hatte von jeher keine besondere Neigung für die ernste und bedachtsame Waise gefühlt. Ohne Mittel, wie sie jetzt war, denn was sie einst besessen, hatte er sich schon lange auf unerlaubte Weise angeeignet, war sie ihm doppelt gleichgültig geworden, aber eben so gleichgültig war es ihm auch, was seine eigene Schwester für Pinto empfand, obgleich er alle Tage sah, wie die Hingebung Maria's für seinen Freund im Wachsen begriffen war. Ihm war es allein um ein üppiges Leben zu thun, er wollte und mußte genießen, und da er das jetzt nur noch allein durch seines Freundes Hülfe konnte, so wandte er sich demselben mit allen Fasern seiner Seele zu und gab sich ihm völlig anheim, wobei wir freilich nicht außer Acht lassen dürfen, daß Pinto Machado viel zu schlau war, den trägen Joao ganz und gar in seine Karten blicken zu lassen, so daß dieser bis zur gegenwärtigen Stunde nicht gerade sein Spießgeselle in allen seinen verzweifelten Unternehmungen, aber doch wenigstens sein ihm ganz ergebener Mantelträger war.

Jesuina war schon oft mit dem Gedanken umgegangen, sich von den beiden Verwandten zu trennen und ihren Lebenspfad auf eigene Hand, einsam aber unbescholten weiter zu verfolgen. Allein wie sollte sie diese Trennung ausführen, wie sie überhaupt möglich machen, da ihr keine Mittel zum Lebensunterhalt zu Gebote standen und kein Mensch auf Erden lebte, in dessen Schutz und

Fürsorge sie sich hätte begeben können. Von Joao aber die Mittel dazu zu erlangen, wenn sie sich etwa zu einer Bitte an ihn entschlossen, war voraussichtlich eine völlig hoffnungslose Annahme, denn Alles, was er früher besessen, war längst vergeudet und verpraßt, und schon deshalb hätte er sich dem Wunsche Jesuina's widersetzt, weil er alsdann gezwungen gewesen wäre, irgendwo und -wie eine Summe Geldes aufzutreiben, um ihren Forderungen und Ansprüchen gerecht zu werden. An Pinto Machado selbst konnte er sich in diesem Falle am wenigsten wenden, denn dieser, der den verschwenderischen Freund im Ganzen knapp mit Geld versah, um ihn dadurch nur um so fester an sich zu ketten, würde unter keiner Bedingung die Mittel bewilligt haben, die dazu dienen sollten, Jesuina, auf die er seine Augen und sein Herz geworfen, in eine unabhängige Lage zu versetzen.

Warum und wozu Pinto Machado aber zu der Reise nach der Schweiz gedrungen, wußte Joao bis jetzt selbst noch nicht genau und darum konnte er auch den beiden Frauen nicht den Grund davon verrathen. So hatte er denn allein das Vergnügen, die Zerstreung und Unterhaltung vorgeschützt, die man in der schönen Natur der Schweiz suchen und finden wolle, und Maria hatte ihm gern geglaubt; während Jesuina, wie wir gehört, weit entfernt war, diesen Grund als den einzig richtigen gelten zu lassen, obgleich sie gewiß die eigentlichen dunklen Triebfedern nicht ahnte, die den ränkesüchtigen und abenteuernden Rionesen dazu veranlaßt hatten.

Allein wegen nicht allzu reichlich vorhandener Mittel hatten sie die Reise von Pinto Machado getrennt unternehmen müssen und waren auf kürzerem Wege nach Interlaken gekommen, während Pinto den weiteren Weg über Italien gewählt hatte, angeblich, weil er dort wichtige Geschäfte habe, die er seinem Freunde mittheilen werde, sobald er wieder mit ihm in Interlaken zusammengetroffen wäre. Auf diese Mittheilung hoffte Joao mit einem fast an Gier gränzenden Verlangen, denn er hegte die feste Voraussicht, daß Pinto Machado nur bedeutende Geldgeschäfte in Italien verfolgt haben könne und daß er dadurch selbst die Ebbe wieder schwinden sehen würde, in der er, wie wir ja gehört haben, sich leider schon seit einiger Zeit befand.

So standen die Verhältnisse zwischen den vier Personen schon zu der Zeit, als wir die beiden Geschwister mit Jesuina in Interlaken erscheinen sahen, und nur der jähren Leidenschaftlichkeit Joao's und der herausfordernden Heftigkeit Maria's war es beizumessen, daß das an sich schon bestehende Zerwürfniß mit Jesuina noch einen bei Weitem bedrohlicheren Character annahm.

Hierzu kam nur noch ein bedeutsames neues Moment, das ganz zufällig in's Leben trat und welches den beiden Geschwistern eben so verborgen blieb, als es Jesuina's Kraft von Neuem stählte und ihren schon oft gefaßten Entschluß, sich von ihren Verwandten zu strennen, abermals mit frischer Hoffnung aufleben ließ. Während

sie nämlich mehr denn je das Wiederauftreten des ihrem Cousin so gefährlichen Pinto Machado fürchtete, obgleich es nothwendig war, daß er kam, weil nur er die Mittel zur Fortsetzung ihrer Reise besaß und brachte, war sie zum ersten Mal, seitdem sie ihre Heimat verlassen, mit edlen und wahrhaft gebildeten Menschen in nähere Berührung gerathen. Mit einer Adele Irminger, die ihr mit so liebenswürdigr Offenheit und mit so großer Vertrauen einflößender Theilnahme begegnet war, konnte ihre Cousine Maria Gomez eben so wenig in die Schranken treten, wie Joao Gomez und Pinto Machado mit Werner von Altstetten und Arnold Halder. Diese drei Menschen, von denen ihr nur Adele gänzlich fremd, waren ihr, wie von der Vorsehung gesandt, plötzlich nahe getreten und sie hatte ihre Einwirkung wie den beglückenden Segen einer viel besseren Welt gefühlt. Durch diese Begegnung, sie gestand es sich nur mit schmerzlicher Freude ein, waren ganz andere Wünsche und Hoffnungen in ihr wach geworden und zum ersten Mal fühlte sie so recht lebhaft, daß auch sie für den Umgang, die Freundschaft und die Liebe mit edlen Menschen geschaffen sei. Auch sie durfte es wagen, das sagte sie sich nach jener für sie so bedeutungsvollen Unterhaltung mit Adele an der Philippsbucht, gegen diese Menschen freudig und stolz ihr Haupt zu erheben, denn sie glaubte in der That an die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit des schönen Mädchens, das ihr ganz aus eigenem Antriebe ihre Freundschaft und alle daraus entspringenden guten Folgen entgegen getragen hatte.

Doch bis dahin, wohin sie mit allen Hoffnungen ihrer Seele trachtete, wie weit war der Weg da noch! Welche tiefe, fast unübersteigliche Kluft trennte sie noch von den so gepriesenen wackeren Freunden! Und doch, wenn sie der laut redenden Stimme ihres Innern folgen wollte, die bereits wie eine leise Vorahnung eines unfassbaren größeren Glücks aus der Ferne herüber klang, war dieser weite Weg vielleicht mit Erfolg zurückzulegen und diese tiefe Kluft zu überspringen, aber dazu bedurfte es der Erfüllung und Gewährung einer bedeutsamen Vorbedingung und diese war nur zu erfüllen und zu lösen, *wenn* – etwas wahr und unumstößlich war, was ihr erst in den leisesten Andeutungen und in den glücklichsten kurzen Momenten ihres einsamen Lebens wie ein berauscher Traum vorgeschwebt. Ach, an diesem *Wenn!* scheiterte, wie es so vielen Anderen ergeht, auch Jesuina's kurzer Glückstraum und darum gab sie sich nur in den trostlosesten und doch glücklichsten Augenblicken jenem Schimmer von Hoffnung hin, die Adele in ihr geweckt, als sie sie auf Luzern verträstet und das Versprechen hinzugefügt hatte – und hierin lag eben das süße, kaum begreifliche und doch mögliche Geheimniß, welches unbewußt ihre ganze Seele erfüllte – daß nicht sie allein ihr dort in ihrer Noth helfen wolle, sondern daß auch noch – andere edle Menschen an ihrer Seite stehen würden, um sie gegen die Unbill ihres bisherigen Lebens und die Uebergriffe ihrer jetzigen Gewalthaber in Schutz zu nehmen.

So war der Gedanke an diesen Trost und an diese so ernst verheißene Hülfe gegenwärtig Jesuina's einziges

Glück geworden; von ihm träumte sie bei Tag und bei Nacht, um ihn flogen alle ihre selbst noch dunklen Neigungen, Triebe und Wünsche und darum ergab sie sich vorläufig mit größerer Fassung denn je ihrem traurigen Geschick und ging dem gefürchteten Machado entgegen, wie einem unausweichlichen Unheil, das man noch eine Weile ertragen müsse, um, wenn die rechte Stunde gekommen, es für immer und mit einem Male wie ein giftiges Insect abzuschütteln.

Von den drei Verwandten hatte Joao den so lange vermißten und endlich angekündigten Freund am sehnlichsten erwartet und er mochte auch wohl sehr triftige Gründe dazu haben. Er entbehrte ihn am meisten, weil Pinto Machado ihm eine Art Segen spendender Vorsehung auf Erden geworden war, aus deren Hand er nur allein noch die Mittel erhielt, um in der althergebrachten Trägheit weiter zu leben und den ihm zur Gewohnheit gewordenen Genüssen nachzuhängen. Pinto Machado, das wußte er, arbeitete für ihn, und da er selbst jeder Arbeit abgeneigt oder ihr förmlich entwachsen war, so war es ihm zuletzt auch sehr gleichgültig geworden, worin jene Arbeit bestand, wenn sie nur Früchte trug, goldene Früchte, ohne die seine eigene Existenz gänzlich in Frage gestellt war.

So war er denn, ohne sich im Geringsten darum zu kümmern, wie seine Schwester und Cousine ihre Zeit,

verbrachten, täglich nach dem Landeplatz der Dampfboote in Interlaken gelaufen, um den so sehulich Erwarteten kommen zu sehen, der ihm geschrieben, daß er seinen Weg von Luzern über den Brüning antreten und mit dem Briener Boot in Interlaken eintreffen werde. Und das Glück, seinen unentbehrlichen Freund wiederzusehen, sollte ihm denn auch endlich zu Theil werden. Pinto Machado war Mittags an demselben Tage gekommen, an welchem wir die Brasilianer so unverhofft aus der Nebenpension von Beaufite verschwinden sahen, und Joao, der ihm so unendlich Viel zu sagen, hatte ihn sogleich in die Wohnung geführt, die er einstweilen zu ihrem gemeinsamen Aufenthalt gewählt und die ganz nahe an der Landestelle des Dampfers lag.

Es war dies das reizend gelegene Schweizerhaus auf der grünen Höhe am Briener See, welches Felsenegg heißt und an welches weder der Oberst Halder, noch Arnold und Werner gedacht hatten, weil es eigentlich nur eine noch dazu wenig besuchte Restauration ist und nur selten Fremde auf längere Zeit darin Pension zu nehmen pflegen.

Hierher also hatte Joao zunächst seinen Freund gebracht und ihm schon unterwegs, während der Diener desselben, ein listiger Brasilianer, das Gepäck nach Felsenegg schaffte, über die bestehenden Verhältnisse Bericht abgestattet. Aber Pinto Machado, der den Comfort, den Glanz und wo möglich den Luxus liebte, fand das schlichte und einfach möblirte Felsenegg trotz seiner herrlichen Lage nicht ganz seinen Wünschen entsprechend und so

bemühte er sich schon am nächsten Tage, wiewohl vergeblich, ein Unterkommen in dem großartig eingerichteten Victoria-Hotel zu finden, wie wir bereits erzählt haben.

Kaum aber hatte Joao seinen Freund an jenem Tage unter Dach und Fach gebracht, so verfügte er sich auf Pinto's Wunsch nach dem Hause, in welchem noch die Damen wohnten, und zwar zu derselben Zeit, als Arnold und Werner mit dem so wichtigen Brief vom Vater D'Orelli zu dem Oberst auf's Comptoir gegangen waren.

Wie ungern und widerstrebend Jesuina Joao nach der neuen Wohnung folgte, haben wir bereits erfahren, denn nun, sobald sie das kleine Haus und Beausite verließ, das ihr die drei befreundeten Menschen zugeführt, war ihr jeder Verkehr mit ihnen abgeschnitten und sie war dadurch vorläufig ganz und gar von allen ihren nur erst so schwach dämmernden Hoffnungen getrennt. Indessen, sie gehorchte, denn sie mußte gehorchen, zumal ihr keine Zeit blieb und kein Mittel bekannt war, der eingeleiteten Uebersiedelung zu widerstehen. Maria dagegen war mit der lebhaftesten Freude von Unterseen nach Interlaken gegangen, denn dort durfte sie ja den Abgott ihrer Seele, den herrlichen Pinto Machado wiedersehen, der sie gleichwohl, wenn nicht kalt, doch ziemlich gleichgültig empfing, da er nur Augen und Sinn für Jesuina hatte, die ihn heute gerade wie früher durch ihre wunderbare Schönheit blendete, der sogar ihre unverhüllte Traurigkeit nur einen um so höheren Reiz verlieh.

Wenn sich jedoch Pinto Machado, durch Joao's Versicherungen irregeleitet, von Seiten der schönen Landsmännin einen freundlichen Empfang versprochen hatte, so war er in einer argen Täuschung befangen gewesen. Jesuina trat ihm mit so ruhigem ernstem Gesicht entgegen, als ob nie ein süßes Lächeln ihre reinen Züge umschwebt hätte, und als er ihr die Hand zum Gruße bot, wich sie mit einer hastigen Bewegung vor ihm zurück und sagte zu dem verwunderten Mann, sie habe alle ihre Freundlichkeit für ihn auf Maria übertragen und diese möge ihn willkommen heißen, da sie selbst nicht das geringste Verlangen getragen, ihn wiederzusehen.

Pinto Machado, an eine solche zurückweisende Behandlung schon von Paris her gewöhnt, schüttelte gegen Joao bedenklich den Kopf, aber zu stolz und hochfahrend, eine Frau, die sich ihm so abgeneigt zeigte, die ihm widerfahrene Kränkung und Demüthigung erkennen zu lassen, wandte er sich um so freundlicher Maria zu und diese erging sich in den lebhaftesten Aeüßerungen der Freude, den theuren Freund ihres Bruders, die Stütze und den Trost ihrer ganzen Familie endlich so wohl und heiter wiederzusehen.

So verlief der erste Abend in Felsenegg nicht ganz nach Wunsch des eben angelangten Pinto Machado und schon an diesem Tage gab er seine Meinung dahin zu erkennen, daß er nicht lange Zeit habe, sich in den Bergen der Schweiz umherzutreiben. Einige Tage wolle er allerdings mit den Freunden an irgend einem, wo möglich stillen und abgelegenen Orte verweilen, dann aber müsse er in

die größeren Städte der Schweiz zurückkehren, wohin ihn wichtige Geschäfte riefen, die auch für Joao und seine Verwandten von großer Bedeutung wären.

Joao, immer geneigt, dem bewunderten Freunde in allen Dingen beizustimmen, ging sogleich auf diesen Beschluß willig ein und fragte nur, welche Stadt Pinto zuerst zu seinem längeren Aufenthalte wählen werde.

Da wurde das Wort gesprochen, welches Jesuina wie aus einem trüben und dunklen Traume erweckte und ihr einen Schimmer von Heiterkeit und Zufriedenheit verlieh, der sie auch dem leicht erregbaren Pinto Machado als nicht so schwer zugänglich erscheinen ließ, als er es noch vor wenigen Stunden bei ihrer kalten Begrüßung gefürchtet. Er hatte nämlich Luzern als den Ort ihres nächsten längeren Aufenthalts bezeichnet, und kaum hatte ihr Ohr diesen Namen vernommen, so tauchte der erste Schimmer des noch dunkel vor ihr schwebenden Glückgefühls in ihr auf und sie pries nun im Stillen die Ankunft des verhaßten Mannes, da seine Entscheidung ja auch ihr die nun fest beschlossene Entscheidung ihres Schicksals ermöglichen sollte.

Am nächsten Tage, während Arnold und Werner nach dem Gießbach gefahren waren, hatten die vier Brasilianer, wie wir bereits wissen, im Victoria-Hotel gespeist, und da sie daselbst kein Unterkommen gefunden, hatte Pinto Machado den raschen Entschluß gefaßt, Felsenegg schon wieder zu verlassen und nach der Wengernalp aufzubrechen, um dort und in Grindelwald einige Tage zu verleben, bevor er die beschlossene Reise nach

Luzern antrat. Seinen Diener hatte er mit dem schweren eigenen und seiner Freunde Gepäck schon im Voraus dahin dirigirt und nur das unumgänglich Nothwendige bei sich behalten. Damit waren sie um vier Uhr Nachmittags vom Victoria-Hotel abgefahren und etwa um sechs Uhr in Lauterbrunnen eingetroffen. Als hier aber Pinto Machado hörte, daß die Wengernalp drei gute Stunden von Lauterbrunnen entfernt und Mürren viel näher gelegen, auch lohnender sei, da hatte er, wie er immer ein Freund und Befolger rascher Eingebungen war, plötzlich die Wengernalp aufgegeben, die man erst fast zur Nachtzeit erreichen konnte, und Pferde und Träger nach Mürren bestellt.

Gegen diesen seinen Wunsch war von Niemandem ein Widerspruch laut geworden und so waren die vier Personen abermals den Nachforschungen unserer Freunde entgangen. Während diese von Grindelwald, von dem in Unterseen angelangten wichtigen Briefe angezogen, in Arnold's väterliches Haus heimkehrten, hatten Pinto Machado und seine Begleiter den beschwerlichen Weg nach Mürren zurückgelegt und hier in dem reizend gelegenen Hotel zum ›Silberhorn‹ ein allen ihren Wünschen entsprechendes Obdach gefunden. Hier wollte der Führer der kleinen Gesellschaft einige Tage in stiller Behaglichkeit verweilen, sein Verhältniß zu Jesuina zu läutern und zu befestigen suchen und vor allen Dingen seinem Busenfreunde Joao Gomez einen Aufschluß über seine bis jetzt in's Werk gesetzten Bemühungen geben, dem ewigen Geldmangel desselben für immer abzuhelpen und

sich und ihn in eine Lage zu bringen, die ihren Hoffnungen und Erwartungen von einer glänzenden Zukunft entsprach und auf die Pinto Machado Joao Gomez schon so lange vertröstet hatte.

Und so ist denn auch für uns endlich der Zeitpunkt gekommen, wo wir Pinto Machado persönlich kennen lernen und zugleich einen Blick in die Handlungsweise eines Mannes werfen werden, der schon jenseits des Meeres sich kein Gewissen daraus gemacht hatte, einen Mann zu berauben und zu verunglimpfen, der ihm nie etwas zu Leide gethan, und der jetzt seinen Uebermuth und sein betrügerisches Wirken nach der Schweiz verlegt hatte, um auch hier ein ähnliches Werk zu verrichten, dabei aber ohne Ahnung war, daß die Fäden so vieler menschlicher Thaten oft von einer höheren Hand gelenkt und schließlich zu einem Knoten zusammengeschrützt werden, den nur das Verbrechen ungelöst lassen, die strafende Vergeltung einer unsichtbaren Macht aber allein auf ihre unbegreifliche Weise lösen und entwirren kann.

ZWEITES CAPITEL. AUF MÜRREN.

Wenige Orte in der an Naturschönheiten so überreichen Schweiz bieten ein so großartiges und mannigfaltiges Feld der Betrachtung dar, wie Mürren, denn nirgends findet man die zauberischen Wunder der großen Alpenwelt so übersichtlich geordnet, so klar und deutlich vor dem staunenden Auge ausgebreitet wie hier.

Beinahe 6000 Fuß hoch auf einem weit vorspringenden klippenartigen Plateau liegt malerisch schön und

idyllisch still das harmlose Dörfchen, das höchstgelegene im ganzen Berner Oberlande, unmittelbarem Rande der schroff abstürzenden Felsen, welche die westliche Gränzscheide des quellenreichen Lauterbrunnerthals bilden.

Unmittelbar vor dem Beschauer breitet sich dieses Thal, vom Lüttschinenthal rechts abschwenkend, bis nach den schäumenden Schmadrifällen aus, deren Getös, mit dem Gebraus der Lüttschine vereint, Tag und Nacht bis zu der stillen Höhe des Dorfes Mürren empordringt. Links vom Beschauer erhebt sich auf grüner Alp, dem Trümmletenthal gegenüber, das vielbesuchte Jungfrauhotel der Wengernalp; geradeaus stürzen die schroffen dunklen Felsen des schwarzen Mönchs herab und über diesem gewaltigen Coloß thürmt sich die noch viel gewaltigere Jungfrau mit ihren hier sichtbaren Gaudi- und Guggigletschern und ihrer herrlichsten Spitze, dem Silberhorn auf, blinkend hell und gigantisch dicht vor unseren Augen in die blauen Lüfte strebend, eine silberne Pyramide, wie sie kein Gebirge der Welt größer und schöner aufzuweisen hat.

Zur Rechten weiter schweifend, irrt unser Blick in dem dämonisch wilden Roththal umher und trifft dann die senkrecht emporsteigende Mauer der ebenen Fluh mit ihren ungeheuren Schneefeldern, sodann schließt sich das Mittagshorn, Großhorn und Breithorn an, dem das Tschingel- und Gspaltenhorn und endlich das Schilthorn folgen, von denen allen die Gletscher wie erstarrte breite Flußbänder niedersteigen, um im Thale tief unten ihren Reichthum an Quellen und Bächen auszugießen, die

sämmtlich die Lütschine füllen helfen, weshalb sie sich auch so übermüthig brausend in tausend Wirbeln ihren Weg durch die Felsen bahnt, um endlich ihre jugendliche Lust im Briener See zu ertränken, den sie, schon weit von ihrem Eintritt entfernt, mit ihren grauen Schnee- und Eismassen noch immer trübe färbt.

Wahrlich, der Fremde, der diese wunderbaren Gebilde zum ersten Mal vor sich sieht, muß staunen über die bewundernswürdige Anhäufung und geordnete Gruppierung dieser großartigen Bergriesen und das Herz muß frohlocken, wenn es in dem Sausen und Brausen, welches aus der Ferne herüberschallt und mit dem sich nicht selten der grollende Donner stürzender Lawinen mischt, das allmächtige Walten einer so erhabenen Natur be-
lauscht.

Gerade der breiten Wand des schwarzen Mönchs gegenüber, auf einer von weichem Rasen gebildeten Fläche vor dem Dorfe, hat ein unternehmender und die Reize der prachtvollen Umgebung richtig beurtheilender Mann, Sterchi mit Namen, ein zweistöckiges Schweizerhaus aus Holz erbaut, mit Balconen geziert und mit jenem einfachen und der ländlichen Gegend angemessenen Comfort ausgestattet, der jeden nicht mit zu großen Ansprüchen hierherkommenden Reisenden befriedigen muß. Mehr als dreißig Personen finden hier im Hochsommer, denn nur zwischen Ende Mai und Anfang September dürfte der steile und von Bergwässern überfluthete Weg nach Mürren bequem zu passiren sein für die Nacht ein

behagliches Unterkommen, und was die Küche nebst Zubehör anbelangt, so darf Herr Sterchi sich mit Recht rühmen, darin etwa nicht an Fülle und Reichhaltigkeit seine Standesgenossen in der Ebene zu überbieten, wohl aber in der Art der Zubereitung und der Schmackhaftigkeit seiner Speisen ihnen fast allen zum Muster zu dienen.

Es ist in der That zum Erstaunen, wie es seiner lebenswürdigen Hausfrau gelingt, auf dieser einsamen, von allem menschlichen Verkehr so weit entlegenen Höhe, auf die nur mit Mühe Speise und Trank aus dem Thale heraufgeschafft werden kann, ihren Gästen alle Tage etwas Erwünschtes zu bieten, aber es ist einmal so und wir haben noch Niemanden gesprochen, der nicht auch in dieser Beziehung von Mürren befriedigt zurückgekehrt wäre. Herr Sterchi, wie fast alle in abgeschiedener Einöde lebenden Bergbewohner, mit einem natürlichen Scharfblick begabt, hatte es durch seine reiche Erfahrung im Umgang mit so verschieden gestalteten und gesitteten Menschen dahin gebracht, die Fremden, die tagtäglich zu ihm gepilgert kommen, mögen sie nun zu Fuß, zu Roß oder in bequemen Tragsesseln das Gasthaus zum ›Silberhorn‹ erklimmen, schon aus weiter Ferne nach ihrer Nationalität zu unterscheiden und, wenn er vor seiner Thür stand und die Heranziehenden um die letzte Felsecke biegen sah, zu sagen: Das sind Engländer, das Franzosen und hinterher kommt ein Deutscher langsamen Schrittes einhergegangen. Am gestrigen Tage indessen war seine Menschenkenntniß auf eine harte Probe gestellt worden und er hatte in der That lange geschwankt, in welche

nationale Rubrik er die vier Personen bringen solle, die noch spät Abends nach Mürren gekommen waren, um für einige Tage daselbst ein behagliches Unterkommen zu finden.

Als Pinto Machado und Joao mit den beiden Damen, sämtlich zu Pferde, um die letzte vorspringende Ecke bogen und sich langsam dem Hause näherten, stand Herr Sterchi auch vor der Thür und betrachtete, wie er so oft that, den Zug der Wolken, um daraus auf das Wetter des folgenden Tages zu schließen. Mit seiner bekannten Freundlichkeit und Gastlichkeit trat er an das Pferd der ersten Dame heran und war ihr beim Absteigen behülflich, wie es einer der Pferdeführer mit der anderen Dame gleichfalls that. Keine der vier Personen hatte bis jetzt ein Wort gesprochen und aus ihrer äußeren Erscheinung ging auch nichts hervor, was auf die Nationalität derselben schließen ließ, obwohl Herr Sterchi auf den ersten Blick sah, daß sie keiner der drei Nationen angehörten, die hier am häufigsten zu erscheinen pflegen. Erst als der Pferdeführer, welcher Donna Maria beim Absteigen behülflich war, einige französische Worte an die etwas angegriffene Dame richtete, fühlte er sich erleichtert, daß er mit den so still einherziehenden Fremden doch wenigstens ein paar Worte werde sprechen können, und auch er begrüßte sie jetzt in französischer Sprache, in der auch Pinto Machado sich nun endlich vernehmbar machte und zwei gute Zimmer mit je zwei Betten auf einige Tage verlangte, die aber beide die Aussicht nach der Jungfrau und den übrigen Bergen haben mußten.

Als die vier Personen in die fast sämtlich zur Nacht leer stehenden Zimmer geführt worden waren, die sie glücklicher Weise nach ihrem Geschmack fanden, und Herr Sterchi sie nun wieder verlassen hatte, damit sie es sich in seinem Hause bequem machen könnten, war er noch immer in Zweifel, welcher Nation diese seltsam gekleideten und mit so auffallenden Gesichtszügen begabten Reisenden angehörten. Erst am späteren Abend, nachdem sie ein schnell bereitetes Mahl mit sichtbarem Appetit eingenommen, belehrte ihn das Fremdenbuch, welches er ihnen geschickt vorgelegt, daß er einmal Brasilianer vor sich habe, und nun war er so aufmerksam gegen sie, wie er nur gegen einen englischen Lord, einen französischen Marquis oder einen deutschen Diplomaten sein konnte, obgleich es ihm schon oft vorgekommen war, daß der englische Lord sich nach näherer Betrachtung in einen Koch oder Brauer aus London, der französische Marquis in einen Modisten aus Paris und der deutsche Diplomat in einen simplen Gelehrten aus Berlin entpuppt hatte.

Auch diesmal beschlich Herrn Sterchi wohl keine Ahnung, welche Gattung von Menschen er in seinem reizend gelegenen und immer so gastlichen Hause aufgenommen hatte. Auf die beiden Männer, die außergewöhnlich zurückhaltend und zugeknöpft auftraten, obwohl sie sich Beide kein geringes Ansehen zu geben trachteten, achtete er heute viel weniger, eben weil sie

sich fast absichtlich fern von ihm hielten und seine Gegenwart gar nicht zu bemerken schienen. Um so größere Aufmerksamkeit aber wandte er den beiden Damen zu, von denen die Eine überaus redselig und lebhaft erschien, die Andere aber, durch ihre Schönheit auffallend, gleichwohl ein ungewöhnlich schweigsames und fast trauriges Ansehen bot.

Nachdem die fremden Herrschaften ihr Abendbrod verzehrt und sich noch eine Weile auf dem Balcon vor dem Speisesaale aufgehalten hatten, um von hier aus die großartige Gebirgsscenerie zu betrachten, wobei nur die eine Dame und die beiden Herren sich leise in ihrer Muttersprache unterhielten, gingen sie zur Ruhe, denn die Hitze des Tages und die mühsame Bergtour schien sie alle ein wenig ermüdet zu haben.

Wie gesagt, außer diesen vier Personen übernachtete heute kein anderer Fremder im ›Silberhorn‹, und erst am folgenden Tage, dessen Vorfälle wir genauer zu schildern haben werden, kamen gegen Mittag eine einzelne Dame mit ihrem halberwachsenen Sohn, einige Engländer und ein halbes Dutzend deutscher Touristen herauf, die sich aber sämtlich nur einige Stunden aufhielten und den Brasilianern das luftige Schweizerhaus als bereits eingebürgerten Stammgästen überließen.

Die Nacht war ruhig vergangen und die vier Fremden hatten prächtig geschlafen, wie es wenigstens Herrn Sterchi erschien, denn bis acht Uhr war noch Keiner von ihnen sichtbar geworden, eine Seltenheit hier oben, da die im Hause schlafenden Gäste sich stets schon am frühesten

Morgen zu zeigen pflegten, um vom Balcon aus die ersten schönen Stunden des Tages mit voller Muße zu genießen.

Also bis acht Uhr blieben die Zimmer seiner Gäste geschlossen und erst um diese Zeit that sich das Damengemach auf und heraus trat, schon vollständig gekleidet, wie sie am Abend gekommen war, die schönste und jüngste der Damen, die leise durch den Speisesaal schritt und sich auf dem Balcon davor unter dem ausgespannten Sonnenzelt auf einen Stuhl an der Brüstung niederließ.

Hier gab sie sich ungestört ihren einsamen Betrachtungen hin und genoß, in stillem Entzücken schwelgend, den prächtigen Anblick der eben noch vom Sonnengold rosig angehauchten Schneeberge in der Ferne, während die dicht vor ihr liegenden schon vom vollsten Lichtglanz überfluthet waren.

Es war in der That ein herrlicher Morgen, so schön, wie man ihn lange nicht auf dem immer etwas kühlen ›Silberhorn‹ erlebt hatte. Eine frische erquickende Luft wehte von den riesigen Schneefeldern der Jungfrau herüber und der reinste blaue Himmel überwölbte wie eine durchsichtige Kuppel die unter ihm schlummernde großartige Natur. Noch viel klarer und durchsichtiger aber war die Luft und das lichtfunkelnde Silberhorn erschien dem Auge so nahe, als ob man es in einer halben Stunde hätte erreichen können. Nur um das kühne Breithorn schwebte ein dunstartiger Nebelschleier, der sich aber auch schon zu heben begann, und die unabsehbar tiefen Thalschlünde dampften ihre rauchartigen Ausdünstungen aus, die einem solchen Naturbilde immer jenen

poetischen Duft und Schimmer verleihen, der sie uns so verführerisch und verlockend macht.

Dabei war die Luft vollkommen windstill, es fehlte einmal der Zugwind aus Mürren, den man hier so oft aus erster Hand empfängt und den die Engländer so lieben, daß sie ihn durch die Kunst zu erzeugen streben, wenn er nicht von selbst vorhanden ist. Daher waren denn auch alle Geräusche aus der Tiefe überaus vernehmbar; man hörte die Lütschine wild durch ihr Felsenbett rauschen, das Gebrause der Schmadrifälle tönte deutlich herauf und im Trümmletenthal rollte es bisweilen wie ein leiser Donner, wenn ein lockeres Schneefeld sich in der Höhe löste und unter der Einwirkung der heißen Sonnenstrahlen zerbröckelte und in die grausige Tiefe stürzte, wobei immer der lose Firn stäubte und rieselte, als ob ihn ein Windstoß vor sich hertriebe und in seine Atome auflöste.

Als Jesuina so still und beschaulich auf ihrem Platze saß, näherte sich ihr höflich Herr Sterchi und nachdem er ihr freundlich einen guten Morgen geboten, nannte er ihr die Berge der Reihe nach, machte sie auf alle einzelnen Schönheiten aufmerksam und richtete ihr das große, immer auf seinem beweglichen Ständer bereit stehende Fernglas nach der Wengernalp hinüber, wo sie nun die einzelnen Personen unterscheiden konnte, die sich dort drüben eben zum Aufbruch rüsteten und über die kleine Scheideck nach Grindelwald weiter zogen.

Ach! hätte sie gewußt, daß am Morgen desselben Tages, vielleicht nur um wenige Minuten früher, zwei Männer sich ebenfalls auf der Wengernalp zum Aufbruch gerüstet, um denselben Weg zu verfolgen, und nur zu dem einzigen Zweck, sie und ihre Begleiter aufzufinden, was würde sie dabei empfunden und wie glücklich sich geschätzt haben, daß ihr Wunsch, wieder unter jenen Menschen zu leben, von jenen jungen Männern eben so lebhaft getheilt wurde und daß sie bemüht waren, ihr auch ihre Hülfe angedeihen zu lassen, wenn sie danach verlangt hätte!

Doch das wußte sie nicht und konnte sie nicht wissen, obgleich ihre Gedanken oft in der Ferne weilten und ihre Augen jenseits der dazwischen liegenden Berge die Stelle suchten, wo sie so kurze Zeit so glücklich und hoffnungsreich gewesen war.

Als Jesuina mit Herrn Sterchi eben in der besten Unterhaltung begriffen war und die belehrenden Mittheilungen des freundlichen Mannes mit herzlicher Dankbarkeit anhörte, erschien plötzlich, wie ein Sturmwind daherkommend, die heute ungewöhnlich erregte Maria Antonina Gomez und man sah ihr an, daß sie sich große Mühe gegeben, ihr Haar so schön wie möglich zu locken und überhaupt in ihrer Kleidung alle Eleganz zu entwickeln, die ihr unter den obwaltenden Umständen zur Verfügung stand. Dabei glühte ihr sonst bleiches Gesicht in ungewöhnlich lebhafter Farbe und ihre Augen funkelten blitzschnell umher, als besorge sie, schon zu spät gekommen

zu sein und den ersten Morgengruß des herrlichen Pinto Machado versäumt zu haben.

»Sind die Herren noch nicht hier gewesen?« fragte sie hastig die gerade durch das Glas sehende Cousine, ohne von Herrn Sterchi die geringste Notiz zu nehmen, der sich auch bald darauf entfernte, da er das Beste genossen zu haben glaubte, was ihm seine Gäste zu bieten vermochten.

»Wie Du siehst,« erwiderte Jesuina, noch immer durch das Glas blickend, »sind sie noch nicht da.«

»O die Langschläfer! Ja, ja, ich weiß es schon, darin sind Beide stark. Aber ach, welch köstlicher Morgen und welche himmlische frische Luft! O, was muß der Kaffee hier auf diesem Balcon, diesen Bergen gegenüber, gut schmecken! Ja, man merkt es gleich, daß Pinto wieder bei uns ist, denn ohne ihn würden wir noch immer in dem langweiligen Interlaken sitzen.«

Jesuina antwortete nichts darauf, sondern fuhr fort, durch das Glas nach der Wengernalp hinüber zu blicken. Plötzlich aber drehte sich Maria hastig herum, denn sie hatte einen männlichen Schritt vom Speisesaal her sich der Balconthür nähern hören.

Allein in ihren Erwartungen getäuscht, wandte sie sich unmuthig von der Thür, ab, denn sie hatte nur ihren Bruder erblickt, der, noch halb schlaftrunken, langsam daherschritt, als ob er die Müdigkeit des vorigen Tages noch nicht ganz überwunden hätte.

»Guten Morgen!« sagte Joao gleichgültig. »Ich habe gut geschlafen, Ihr auch?«

»Guten Morgen!« erwiderte Jesuina ruhig, ließ sich aber in ihrer Naturbetrachtung durchaus nicht stören.

»Auch ich habe vortrefflich geschlafen,« sagte nun Maria – »aber wo bleibt Dein Freund? Er ist doch schon aufgestanden?«

»Schon lange und er hat bis jetzt nur in seinen Büchern gerechnet. Das ist auch wichtig, Maria. Uebrigens wird er gleich kommen und wir können immer das Frühstück bestellen.«

Da sich in diesem Augenblick eine junge Kellnerin in Oberländer Tracht an der Thür des Speisesaals zeigte, so erhielt sie den Befehl, das Frühstück auf dem Balcon zu serviren, aber noch ehe es gebracht wurde, sollte Maria's Sehnsucht gestillt werden, denn es ließ sich noch einmal ein männlicher Schritt vernehmen und auf den Balcon heraus trat eine Gestalt, die allerdings wohl des Anschauens eines Mädchens, wie Maria es war, werth erschien.

Es war Pinto Machado, und da er jetzt zum ersten Mal bei voller Tagesbeleuchtung vor unser Auge tritt, so glauben wir die Verpflichtung zu haben, den so viel besprochenen Mann nun auch mit einigen Federstrichen zu zeichnen.

Pinto Machado war, mit einem Wort gesagt, ein sogenannter schöner Mann, das ließ sich nicht läugnen und das sah jedes Auge auf den ersten Blick. Maria's Vorliebe für ihn erschien also in dieser Hinsicht als eine vollkommen gerechtfertigte. Er war von bei Weitem höherem Wuchs als der neben ihm winzig erscheinende Joao, von

untadelhafter Gestalt, breitschultrig, kräftig und muskulös; in seiner Kleidung jedoch unterschied er sich weniger von dem Landsmann und Freund, denn wie dieser trug er einen kurzen, reich mit Schnüren besetzten Rock von schwarzem Sammet; nur seine Beinkleider, darin den in solchen Dingen immer ausschweifenden englischen Touristen nachahmend, waren von roth und schwarzgestreiftem Zeuge und reichten ihm nur bis an die Kniee, da seine kleinen Füße in zierlichen Bergschuhen steckten und seine kräftig entwickelten Beine von eben so bunten Gamaschen umschlossen wurden, eine Tracht, die der ganzen Figur mit dem tyrolerartigen Berghut und dem lose um den feinen Hemdkragen geschlungenen rothseidenen Tuch etwas Theatralisches verlieh und auf der Stelle den eitlen Stutzer verrieth, was er in gleichem Maaße wie Joao Gomez war.

Was nun den Kopf und das Gesicht dieses Brasilianers betrifft, so waren dieselben außerordentlich charakteristisch gebildet und entsprachen vollkommen dem so wohlgewachsenen und in seiner vollsten Jugendkraft stehenden Körper. Wie alle Brasilianer hatte er einen kleinen ovalen Kopf und pechschwarzes, leicht gelocktes Haar, dessen zierliche Anordnung die Sorgfalt erkennen ließ, die er immer seiner äußeren Erscheinung widmete, denn es war nicht nur reichlich mit duftenden Essenzen gesalbt, sondern auch so glatt und aufmerksam gescheitelt und gebürstet, daß kein Härchen an der unrechten Stelle lag.

Seine Gesichtsfarbe spielte zwar auch in's Gelbliche, aber durchaus nicht so stark, wie bei dem völlig olivenfarbigen Joao. Wie dieser hatte auch er große, sprechende, aber von viel größerer geistiger Regsamkeit und Thatenlust funkelnde Augen, mit stark entwickelten, schön geschweiften Brauen, dabei eine edelgeformte Nase, gute Zähne, etwas starke, sinnliche Lippen und einen breiten pechschwarzen Schnurrbart, der in langausgezogenen geraden Spitzen endete und dem lebensvollen Gesicht einen überaus kühnen und männlichen Ausdruck verlieh.

So waren die auf den ersten Anblick erscheinenden Gesichtszüge Pinto Machado's beschaffen und es bleibt uns nur noch übrig, auch das geistige Gepräge derselben zu prüfen, denn hierin wich er von dem weichlichen, eigentlich apathischen und nichtssagenden Gesichtsausdruck Joao's bedeutend ab. Nein, hinter dieser intelligenten und für einen Mann fast zu klaren Stirn arbeiteten wilde und kühne Gedanken, die ohne Ruhe, ohne Rast von einem Ziele zum andern schweiften; aus diesen tiefdunklen Augen blitzte ein durchbohrendes Feuer, einen Muth verrathend, der sich von keinem Gegenstand so leicht abschrecken ließ, wenn sie ihren begehrenden Blick einmal darauf gerichtet; um diesen fest zusammengepreßten Mund spielte ein stolzes, selbstvertrauendes Lächeln, als ob er sich feines Uebergewichts über so viele Menschen vollkommen bewußt war. Und doch bei allen diesen Merkmalen einer bevorzugten Natur bot das ganze Gepräge dieses Gesichtes kein angenehmes, kein die

Seele des harmlosen Beschauers wohlthnend berührendes Bild; vielmehr lag irgend wo ein lauender, böswilliger Zug darin versteckt, der nur durch die lang geübte Kunst, seine Mienen in Schranken zu halten, unterdrückt wurde und sich höchstens in Momenten der Erregung verrieth, wie sie bei dem unendlich ruhigeren und bedächtigeren, also auch viel gefährlicheren Pinto Machado viel seltener zur Anschauung kamen, als bei dem leicht aufbrausenden und jähzornigen Joao, der sich im geistigen Vermögen in keiner Weise mit Jenem vergleichen konnte, wie er ihm auch in körperlicher und männlicher Schönheit bei Weitem nachstand.

Daß dieser Mann kein vorwurfsfreies Leben hinter sich hatte, daß er wie ein allzu kühner, fast tollkühner Pilot durch das Lebensmeer geschifft war und sich vor keinem Sturm, keiner Klippe, keiner Brandung gefürchtet hatte, das konnte schon ein oberflächlicher Beobachter menschlicher Physiognomien erkennen. Und in der That, Pinto Machado war ein Mann, der keine Gefahr scheute, wenn das Besiegen derselben ihm einen Vortheil sicherte, der keinem Kampfe aus dem Wege ging, wenn er dadurch zu dem erstrebten Ziele gelangen konnte und der, alles gewissenhafte Bedenken von Jugend an von sich streifend, nur den Zweck unbeirrt verfolgte, den er von jeher verfolgt: sich auf Kosten Jedermanns, wer es auch sei, zu einem »gemachten« Manne zu machen und Alles, was die Welt Sitte, Anstand, Gerechtigkeit nennt, rücksichtslos über den Haufen zu werfen, um schließlich seinen

Gelüsten zu fröhnen und ein luxuriöses Leben zu führen, was allein das Endziel seines ganzen Lebens war.

Jenes düstere Funkeln im Blick, welches ihn ganz besonders unheimlich erscheinen ließ, wenn er auf irgend eine That speculirend mit sich allein war oder mit einem Anderen um etwas feilschte und rechtete, verlor sich indessen, sobald er mit den Damen in Berührung trat, die schon seit mehreren Monaten durch eine besondere Fügung von Umständen in seine Gesellschaft und eigentlich unter seine Botmäßigkeit gerathen waren. In solchen Augenblicken nahm sein Gesicht etwas Verbindliches, Schmeichlerisches an, was ein leichtfertiges Gemüth wohl erobern und berauschen konnte; und doch hatte Jesuina Recht, wenn sie behauptete, daß er gerade in solchen Momenten zärtlicher Hingebung einem Gauner am meisten ähnlich sehe, denn dann trat für ein scharfes Auge in seinen Zügen die Falschheit, die Hinterlist, die Intrigue hervor, die den Hauptbestandtheil seines Characters ausmachte und welche in dem Geist und dem Gemüth einer zugleich reinen und klugen Frau stets den Eindruck des Widerwillens, wenn nicht des Abscheus hervorzurufen pflegt.

Als Pinto Machado an diesem Morgen zu den bereits auf dem Balcon Versammelten trat, nahm er von Joao gar keine, von Maria Gomez nur wenig Notiz, sondern wandte sich sogleich mit seinem süßesten Lächeln an Jesuina, zu der er dicht herantrat, um ihr mit sanfter Stimme seinen ›Guten Morgen!‹ zu bieten.

»Wie haben Sie geschlafen, Donna Jesuina?« fragte er mit den feinsten Manieren eines galanten und gegen seine Dame jederzeit aufmerksamen Cavaliers.

»Gut!« erwiderte Jesuina kurz und merklich kalt, indem sie den Kopf nur halb nach ihm umwandte und dann ruhig wieder durch ihr Glas sah.

Es entstand eine kurze Pause, die für Pinto Machado etwas Peinliches haben mußte, denn sein dunkles Auge blitzte düster auf und sah dann vorwurfsvoll nach dem sich nachlässig im Stuhle schaukelnden Joao hinüber. Da erbarmte sich Maria seiner und sagte, sich freundlich zu ihm gesellend, mit dem Ausdruck hingebender Willfährigkeit:

»Wenn Jesuina nicht Lust zum Reden hat, denn Sie müssen wissen, daß sie alle Tage einsylbiger wird, so will ich Ihnen Alles berichten, was Sie von ihr zu wissen verlangen. Wir haben prächtige Betten gehabt; haben gut geschlafen; sind zu rechter Zeit aufgestanden und haben nur auf Sie gewartet, um unser Frühstück zu verzehren, das uns auf dieser schönen Stelle ganz vorzüglich schmecken soll.«

Pinto Machado lächelte die freundliche Schwester seines Freundes dankbar an, reichte ihr die Hand und klopfte ihr dann vertraulich die Wange, worüber die heißblütige Maria stolz erröthete. Darauf sagte er:

»Ich danke Ihnen, schöne Maria. Sie sind immer die Dollmetscherin der stummen Dame dort gewesen und ich weiß Ihre Freundschaft für mich zu würdigen. Aber – Sie

haben Recht – wir wollen frühstücken. Joao, ziehe doch einmal die Schelle da an der Thür.«

Joao wandte den Kopf träg herum und versetzte: »Es ist schon bestellt, Pinto, gedulde Dich nur ein Weilchen. Aber was hast Du nachher für diesen Morgen vor?«

Pinto warf ihm einen raschen und wohlverstandenen Blick zu und erwiderte:

»Vor allen Dingen habe ich mit Dir zu reden und wir wollen daher auf jenem ebenen Wege, dem einzigen, welchen es hier zu geben scheint, bis an den Wald hinter den Felsen dort zurückgehen. Ich habe Dir viel zu erzählen, denn wir haben uns ja solange nicht über unsere Verhältnisse unterhalten.«

Joao nickte beistimmend. »Und ich,« sagte er, »habe die größte Lust, Dich erzählen zu hören, obgleich auch ich Dir manches Klagelied vorzutragen haben werde.«

»Klagelieder erspare Dir, sie zu hören bin ich hier nicht gestimmt, denn, wahrhaftig! das ist ein köstlicher Platz und wenn ich mehr Zeit hätte, möchte ich wohl einige Tage länger hier verweilen.«

»Wollen Sie denn schon wieder fort?« mischte sich die immer zum Reden aufgelegte Maria in's Gespräch.

»Ich muß, schöne Maria! Ich bin kein Mann, den selbst eine so schöne Gegend fesseln darf, denn man verweichlicht sich zu leicht, wenn man nur seinem Vergnügen nachgeht. Mich rufen wichtige Geschäfte nach den Städten und so, denke ich, werden wir schon morgen früh diesen Ort verlassen und unsere Schritte nach unserem nächsten Ziele richten, wo wir indessen länger, wohl acht

Tage wenigstens, verweilen werden, falls Sie es nicht vorziehen, diese Zeit ohne mich hier oder sonst wo zuzubringen.«

Maria schüttelte mit einem Blick den Kopf, der Herrn Pinto Machado alle ihre Gefühle für ihn enthüllen mußte, und sagte lächelnd:

»Nein, Don Pinto, wir begleiten Sie diesmal; aber dürfen wir denn nicht erfahren, wohin Sie uns zunächst zu führen gedenken und wo wir wenigstens acht Tage verweilen werden?«

»Das ist kein Geheimniß, schöne Maria! Ich denke, mich von hier aus nach Luzern zu wenden.«

Bei diesem Worte wandte Jesuina unwillkürlich und rasch den Kopf nach dem Redenden um; als ihr Auge aber dabei auf das sie stets beobachtende Auge Pinto's fiel, drehte sie ihn, lebhaft erröthend, wieder zurück, um sogleich wieder ihre Betrachtungen, wenigstens scheinbar, fortzusetzen.

»Also Luzern!« sagte Maria nachdenklich. »O, das soll eine schöne Stadt sein. War die reizende Dame mit den blauen Augen in Interlaken nicht auch aus Luzern, Jesuina?«

»Ich weiß es nicht mehr – doch kann es wohl sein!« lautete die mit zitternder Stimme gegebene Antwort zurück.

In diesem Augenblick wurde das Frühstück gebracht und zierlich auf dem schnell gedeckten Tische aufgestellt. Die vier Personen setzten sich ringsherum nieder und Maria machte die Wirthin, indem sie Pinto zuerst,

dann Jesuina und zuletzt ihren Bruder und sich bediente.

Während des Frühstücks nun waren Maria und Pinto fast allein die Redseligen, während Jesuina sich wie gewöhnlich still verhielt, Joao aber sich schon in Gedanken mit den wichtigen Mittheilungen beschäftigte, die er von seinem Freunde zu erfahren gewiß sein konnte. Kaum aber war das Mahl beendigt, so erhob sich Pinto, machte den Damen eine kurze Verbeugung und gab Joao einen Wink, der sofort aufsprang und dem sich dem Speisesaal zuwendenden Freunde folgte. Hier zündeten sich die beiden Männer Cigaretten an und traten dann vor die Thür, um den Weg zu verfolgen, der, von dem ›Silberhorn‹ eine gute Viertelstunde lang eben fortlaufend, nach der nahegelegenen Bergwaldung führt, ein Weg, der für zwei Personen gerade breit genug war, rechts den gewaltig tiefen Absturz nach dem Lauterbrunnerthale und links die senkrecht emporsteigenden Felsen hatte, so daß man ungestört im Gehen sprechen konnte, ohne die Besorgniß hegen zu müssen, von irgend einem Menschen belauscht zu werden.

Maria schaute den beiden Männern nach, so lange sie sie erblicken konnte; als sie aber hinter der nächsten Felsecke verschwunden waren, wandte sie sich nach der zu ihrer Betrachtung der Wengernalp wieder zurückgekehrten Jesuina um und sagte in vorwurfsvollem und ziemlich heftigem Ton, wie sie ihn eigentlich immer gegen die stille Cousine annahm:

»Ich muß mich wirklich über Deine Unklugheit wundern, Jesuina, dem Freunde meines Bruders und *unserm* Freunde stets so kurz und kalt zu begegnen, wie Du es thust. Das ist doch wahrhaftig nicht die Art und Weise, wie man einem Mann entgegentritt, der uns so viele Gefälligkeiten erweist und dem wir für so viele Verbindlichkeiten Dank schuldig sind.«

Jesuina wandte ihr erglühtes Gesicht zu der Redenden um und sagte ungemein ruhig und eben so fest:

»Ich kann *Deinem* Freunde, denn der meinige ist er nicht, für die Gefälligkeiten und Verbindlichkeiten, die er – *Euch* erwiesen, nicht dankbar sein und bin es nicht. Ich habe dergleichen nie von ihm verlangt und werde sie nie verlangen. Wenn Du also einen solchen Ueberfluß an Dankbarkeit hast, so trage ihn ab – ich wünsche Dir Glück und recht viele Freude dabei. Mich aber laß ein für alle Mal mit – *Deinem* Freunde in Ruhe.«

»Wie? Sprichst Du auch heute im Ernst, Jesuina, nachdem dieser edle und schöne Mann Dir seit so langer Zeit wieder zum ersten Mal vor Augen getreten ist?«

»Ja, ich rede in völligem Ernst, heute wie immer. Behalte Du *Deinen* Freund für Dich, und den Theil, der mir davon gehören könnte, den schenke ich Dir – mit Freuden!«

Maria sah ihre Cousine mit einem fragenden Blick an. »Ich begreife Dich eigentlich nicht,« sagte sie, »heute so wenig wie sonst – oder sprichst Du vielleicht nur aus Neid oder einer Art versteckter Eifersucht so zu mir?«

»Aus Eifersucht? Gott behüte mich davor! Ich sage Dir ja – ich *schenke* ihn Dir – für immer, und nun plage mich nicht länger mit dem langweiligen Gespräch über diesen Herrn – ich wiederhole es Dir und das nimm Dir zu Herzen: es ist heute das *letzte* Mal,« und sie betonte das Wort stark – »daß ich mich überhaupt mit Dir in ein Gespräch über ihn eingelassen habe. Denke an unsere neuliche Unterhaltung über denselben Gegenstand in Interlaken – da habe ich genug gesagt.«

Maria warf den Kopf höhnisch zurück, lächelte still in sich hinein und mit einem bedauernden und doch triumphierenden Blick auf die jetzt so seltsam fest auftretende Cousine verließ sie den Balcon, um auf ihre eigene Hand einen Spaziergang nach den malerisch gelegenen Hütten des nahen Dorfes anzutreten.

Unterdessen waren die beiden Männer hinter dem ersten, ihren Weg ablenkenden Felsvorsprung schon lange aus dem Sehkreis der Bewohner des ›Silberhorns‹ gelangt und nun, als Pinto Machado sich von keinem unberufenen Zuhörer bedroht sah, wandte er sich zu seinem Freunde, der ihn schon einige Male um den Beginn seiner Erzählung gebeten hatte.

»Nun ja,« begann er zu sprechen, »es wird endlich Zeit, daß ich rede und recht frei von Herzen weg rede; und glücklicher Weise sind wir ja nun auch einmal allein, in freier Natur, wo uns kein Mensch belauern kann; denn

die verruchten hölzernen Wände der Schweizer hole der Teufel! Kein Mensch weiß, wenn er zwischen ihnen sitzt, ob die Worte, die er hören läßt, allein in die dazu bestimmten Ohren fallen, oder ob nicht irgend ein Dings von Mensch, wie sich ihrer hier so viele herumtreiben, irgend Etwas aufschnappt, was nicht für ihn berechnet ist und Unsereins in die größte Verlegenheit bringen kann. Nein, das haben wir hier nicht zu befürchten, mein lieber Joao, und so will ich zu Dir sprechen, wie ich schon lange zu sprechen gewünscht habe. Nun mach' aber Deine Ohren auf, mein Freund, raffe Deinen ganzen Mannes-muth zusammen und denke immer, wenn Dir irgend wo eine Gefahr in der Luft zu schweben scheint, daß es sich um unsere dermalige Existenz handelt und daß wir also nicht zu bedenklich dreinschauen, vielmehr Kopf und Hände rühren müssen, wie es Leuten von unserem Schlage, der eigentlich die ganze Welt beherrscht, geziemt.

Doch zur Sache. Ich bin also wieder bei Dir, Joao, und hoffe, wir werden uns nun so bald nicht trennen, oder wenigstens erst dann, wenn unser beiderseitiger Vortheil es erheischt. Du fragst mich nun schon lange mit Deinen brennenden Augen, was ich in der Zeit unserer Trennung gethan und ob ich meine weite Reise gut und weise benutzt habe. O ja, sage ich, und ich muß sogar noch hinzufügen, daß ich mehr, viel mehr ausgerichtet habe, als ich für möglich gehalten, obgleich ich zu Mitteln habe greifen müssen, die, von einer täppischen Hand ergriffen, gefährlich, aber mit der gehörigen Vorsicht angefaßt, wohl etwas krittlich, doch nicht gerade bedenklich sind. Wenn

Du also denkst, daß ich auf ganz sanfte und glatte Weise zum Ziele gekommen bin, so irrst Du Dich, im Gegenteil, ich habe ganz drastisch zugreifen und mich nicht lange besinnen dürfen. Denn wie Du am besten weißt, braucht Unsereins zum Leben viel Geld, und wenn man eben von Hause aus nichts mehr hat, muß man es sich zu verschaffen wissen, wie und wo es Einem gerade geboten wird.

Das habe ich denn nun auch nach meiner Weise zu Deinem und meinem Besten gethan. Was für Mittel ich dazu angewandt und welche Wege ich eingeschlagen, um zum Zweck zu kommen, danach frage mich vorläufig nicht, denn wollte ich Dir alle meine einzelnen Seitensprünge, alle nothwendig gewordenen Pfiffe und Kniffe haarklein auseinandersetzen, so könnte ich einen ganzen Tag lang mit Dir sprechen und käme doch nicht zu Ende. Im Allgemeinen aber will ich Dir sagen, daß mir die Einleitung des großen Wurfs – ein Coup sonder Gleichen in unserer Industrie – nur dadurch gelungen ist, daß ich mir für Geld und gute Worte Gefährten suchte, die mir beistanden, den verborgenen Schatz zu finden und seine Hebung vorzubereiten, und diese Gefährten habe ich gefunden und sie als bewährt, zuverlässig und mir ganz und gar ergeben erkannt. Namentlich Mailand war mir darin günstig und dort habe ich mit großer Mühe und vieler Umsicht den glänzenden Fang in's Werk gesetzt, auf den wir uns schon so lange gefreut und den wir durchaus in's Ausland verlegen mußten, um nachher in aller Ruhe in Paris von unserm Erwerb leben und genießen zu können.

Ja, das habe ich gethan, für Dich und mich, ich wiederhole es, und nun werden wir uns auf lange Zeit frei und unabhängig fühlen, ohne die Sorgen an uns wieder herankommen zu lassen, die uns das sonst so schöne Leben in Paris in der letzten Zeit so bitter vergällt haben. Was hinterher kommt, oder wie die poetischen Menschen sagen: im Schooße der Zukunft schlummert, daran denke ich nicht, das kümmert mich nicht, denn ich bin ein Mensch der Gegenwart und diese will ich allein genießen. Für die späteren Tage lasse ich wieder das Glück sorgen, das mir bisher immer zur Seite gestanden hat, und es wird sich ja wohl beim Schopfe fassen lassen, wenn man so klug ist, zu rechter Zeit die Hand danach auszustrecken.

Doch nun zu dem fruchtbringenden Geschäft selber. Zu dem Gelde, welches ich in Mailand gleichsam als Anlagecapital gebrauchte, gelangte ich in Turin und an anderen Orten durch glückliches Spiel mit reichen Engländern und Russen, und besonders in Nizza machte ich einen großartigen Coup. Es war das eine ganz spaßhafte Geschichte und es hat viel davon in den Zeitungen gestanden, obwohl mein Name glücklicher Weise nicht bekannt geworden ist. Da sie jedoch nicht zur Hauptsache gehört, so erzähle ich sie Dir ein andermal, wenn wir erst in Ruhe sind. Ja, Fortuna, die blinde Göttin, war mir diesmal, bei Gott! sehr günstig und ich werde Dir heute noch den klingenden Beweis davon in die Hände legen. Ha! wie Deine Augen dabei so lüstern blitzen! Aber gedulde Dich nur, es wird und muß bald noch besser kommen.

In Mailand nun machte ich bei einer etwas abenteuerlichen Begebenheit die Bekanntschaft eines jungen Commis oder wenigstens Mäklers eines der größten Bankhäuser und den gewann ich ganz und gar für mich, da ich ihn aus einem sehr unangenehmen Handel zog. Der Mensch war mir dafür sehr dankbar und verschrieb sich mir mit Leib und Seele. Durch ihn gelang es mir, die Correspondenz dieses Hauses mit mehreren auswärtigen Banquiers in die Hände zu bekommen und auf diese habe ich, wie auf eine feste Basis, meine weitreichenden Pläne gebaut. Wie Du weißt, verstehe ich die schätzbare Kunst, fremde Handschriften so täuschend nachzumalen, daß Niemand, selbst der Schreiber nicht, sie von den ächten unterscheiden kann, und da ich durch meinen neu erworbenen dankbaren Freund auch die Tinte und das Papier erhielt, welches man in dem bewußten Comptoir zu den Wechseln und Creditbriefen in's Ausland benutzte, so wurde mir gerade die größte Schwierigkeit überaus leicht gemacht. So ist denn Alles eingefädelt und Du hast nur meiner Anweisung zu folgen und genau zu thun, wie ich Dir sagen werde. Alles Weitere besprechen wir, wenn wir unter uns sind, auf der Reise nach Luzern, denn dahin gehen wir wirklich zuerst, und wenn es dort glückt, was ich so klug ersonnen und eingeleitet, so gehen wir nach Bern, Zürich und Genf, wohin ich überall von Mailand aus zu fest bestimmten Tagen die bereits abgefaßten Creditbriefe senden lasse, wozu sich mein zuverlässiger Freund auf Treue und Glauben verpflichtet hat und

wozu ich ihn zwingen kann, da ich durch jenen abenteuerlichen Handel seine ganze Existenz, seinen Ruf und seinen Credit in Händen habe. Haben wir dann in Genf den letzten Posten glücklich eingezogen, dann können wir auf einen friedlichen und genußreichen Herbst und Winter rechnen. Ende des nächsten Monats schon gehen wir nach Paris zurück und dort finden wir neue Mittel und Erwerbszweige genug, denn auch dafür habe ich schon bei Zeiten gesorgt. Doch nun sind wir noch in diesen Bergen und es gefällt mir hier auf einige Tage ganz wohl, da ich dieselben gewissermaßen als Ruhetage nach so langer Arbeit betrachte. Außerdem begegnet man hier keinen lästigen Bekannten und sollte Einer zufällig uns in den Weg treten, so giebt es hier Schlupfwinkel genug, in die man sich zurückziehen kann, bis die Luft wieder rein ist. Das ist mit ein Grund, warum ich solche abgelegenen Orte, wie diesen hier, aufsuche und sie den übervollen Sammelplätzen der nach Gesellschaft und Unterhaltung jagenden Menschen vorziehe. Leidlichen Comfort findet man überall, auch diesen und jenen Genuß, und hoffentlich wird Deine Cousine endlich ein Einsehen haben und meinen ernsthaften Bewerbungen ein geneigtes Ohr schenken. Ich habe viel für sie und namentlich für Dich gethan, und hoffe, daß Du mir die Wege bei der stolzen Donna Jesuina nach besten Kräften geebnet hast, obgleich ich, Gott sei es geklagt! bis jetzt noch keinen rechten Erfolg davon gesehen habe. Doch das beiläufig, wir werden bald mehr darüber zu reden haben, sobald

ich in Luzern nach dem ersten glücklich beendeten Handel ihr noch einmal und diesmal mit Nachdruck meine Hand antragen werde. Doch – Du willst Etwas sagen, sehe ich – so sprich, ich kann mich unterdeß ein wenig verschnaufen, denn ich habe lange genug in einem Athem gesprochen.«

Pinto Machado stand einen Augenblick still und sog mit Wollust die würzige frische Morgenluft der Berge ein. Joao hatte ihm aufmerksam und mit wachsender Spannung zugehört und nicht selten hatte er zweifelnd und nachdenklich den Kopf geschüttelt, als bedränge das kühne und ihm nun so schonungslos offenbarte Unternehmen doch etwas seine vor jeder wirklichen Gefahr zurückbebende Seele.

»Also Creditbriefe hast Du ausgestellt?« fragte er mit leise vibrierender Stimme. »Und dabei laufen wir nicht die geringste Gefahr?«

»Du ganz gewiß nicht,« versetzte Pinto Machado, verächtlich lächelnd. »Um die Leute in der Schweiz sicher zu machen und sie ganz allmählig auf das Hauptunternehmen vorzubereiten, habe ich bei dem vorher genannten Mailänder Bankhause mehrere Posten Geld hinterlegt und auf Deinen Namen lautende Creditbriefe – zuerst nach Luzern – ausstellen lassen, die Du zu der von mir bezeichneten Frist einlösen wirst. Hast Du Deine kleineren Summen bezogen, so kommen nach und nach die größeren an die Reihe, die ich auf mich selbst lautend, mit eigener Hand ausgestellt habe, die aber eben so gewissenhaft wie die Deinen ausgezahlt werden müssen, denn wenn

man die bekannten Schriftzüge, auf dem bekannten Papier und von der betreffenden Firma selbst gestempelt sieht, so wird kein menschliches Auge und kein menschlicher Verstand zweifeln, daß sie ächt sind. Schüttele darüber nicht den Kopf, sonst beleidigst Du mich. Und was ist es denn weiter, was wir hier thun? Mir scheint es ganz billig und gerecht zu sein. Die reichen Leute hier und überall haben, wenn man es bei dem rechten Licht betrachtet, ungeheuer viel Geld, viel zu viel für einen sterblichen Menschen, und es ist nicht nur eine Schande, sondern sogar die größte Ungerechtigkeit der allgemeinen Weltordnung, daß wir es nicht auch haben, da wir uns doch eben so um unsere Existenz bemühen, wie sie um die ihrige. Und wie haben sie es denn zusammengescharrt? Ehrlich gesprochen: einzig und allein durch Gaunerei, denn das ganze kaufmännische Treiben ist eitel nichts als Gaunerei, wenn man es, wie schon gesagt, aus dem rechten Lichte betrachtet. So billig wie möglich *einkaufen* und so theuer wie möglich *verkaufen*, – ist das etwas Anderes, als eine höhere Art Gaunerei? Ich frage Dich! Nun, ich will auch einmal billig *einkaufen*, und der Unterschied bei mir ist nur der, daß ich auch billig *verkaufe*, das heißt, mein Geld gern ausbebe, was die reichen Geizhalse nicht thun – ich bin also noch besser und ehrlicher als sie, wenn man das Ganze in's Auge faßt und sich nicht um Kleinigkeiten grämt. – Und was Dich nun dabei betrifft, so siehst Du hoffentlich ein, daß Du, wie schon gesagt, nicht die geringste Gefahr dabei läufst, und davon wirst Du Dich überzeugen, wenn Du das erste

Mal in Luzern Deinen Creditbrief, den ich, von dem Hause in Mailand wirklich ausgestellt, schon hier in meiner Tasche trage und der nur auf lumpige 4000 Francs lautet, in klingende Napoleons umgewandelt siehst. Ha, ja, jetzt lächelst Du; ich sehe es wohl, das gefällt Dir. Und nun hast Du mich hoffentlich ein für alle Mal verstanden. Die Dummköpfe in Mailand wußten freilich nicht, als ich ihnen die 200 Goldstücke für Dich aufzählte, daß ich mit gleicher Handschrift ganz ähnlich lautende Creditbriefe von weit höherem Betrage auf mich selbst ausstellen konnte. Uebrigens – ich wiederhole es Dir – habe ich, damit Du wenigstens ganz sicher gehst, die Vorsicht gebraucht, die Ankunft *meiner* Creditbriefe nicht vor der Ankunft der Deinigen, sondern immer erst acht Tage später erfolgen zu lassen. Mein Freund in Mailand giebt sie der numerirten Reihe und dem festgesetzten Datum nach auf die Post. Das ist eine ganz einfache Sache, wie Du siehst, und hat uns das geringste Kopfbrechen verursacht. Du erscheinst regelrecht an dem Termin, der auf Deinem Brief verzeichnet ist, und ich erscheine, sobald ich berechnen kann, daß der meinige angekommen ist – begreifst Du das?«

Joao athmete wiederholt tief auf und konnte nicht Gewißheit genug über die Gefahrlosigkeit des eingefädelten Unternehmens erlangen. »Ich begreife es, o ja,« sagte er viel langsamer, als er sonst zu sprechen pflegte, »aber hast Du denn die für Dich bestimmten Creditbriefe auf Deinen eigenen Namen ausstellen lassen oder selbst ausgestellt?«

»Natürlich, das ist ja das Sicherste, wenigstens habe ich mich in Luzern als Pinto Machado aus Rio angekündigt. In Zürich, Bern und Genf freilich, da lauten die Namen anders, denn die Zeitungen könnten meinen Namen veröffentlichen, wenn das Spiel durch einen wunderbaren Zufall entdeckt würde, was natürlich nicht so rasch geschieht und geschehen kann, als ich in den verschiedenen Städten mein Geld einkassiere, denn ich selbst halte mich natürlich überall nur so lange auf, als es unumgänglich nöthig ist, während Du mit Deiner Schwester und Cousine so lange ruhig in Luzern sitzen bleiben kannst, bis ich Dir ein Zeichen gebe, daß wir in der Schweiz fertig sind. Du siehst, ich habe Alles auf mich genommen und meinen wirklichen Namen sogar preisgegeben, was mir nach längerem Nachdenken für das erste Mal das Sicherste schien. In Luzern will ich wirklich als Pinto Machado auftreten und Niemand kann daselbst sagen: das ist *nicht* der Mann, auf den die Creditbriefe aus Mailand lauten. So gehe ich so sicher wie Du und es ist gar nicht vorauszusehen, daß ein renommirtes Schweizerhaus Anstand nehmen sollte, die für mich gemeldete Summe zu zahlen.«

Joao schüttelte immer noch den Kopf; es schien ihm etwas in der Luft zu schweben, was ihn bei diesem gewagten Spiel nicht ganz heiter blicken ließ. »Du bist also ganz sicher und vorsichtig zu Werke gegangen?« fragte er noch einmal.

Pinto Machado lächelte geringschätzig. »Das kannst Du Dir ohne Frage denken,« sagte er. »Was kann mir denn

dabei Uebles begegnen? Und selbst den *möglichen* Fall gedacht, daß Jemand Verdacht schöpft, daß es mit dieser Anweisung nicht seine volle Richtigkeit habe, und also die Auszahlung beanstandet, so ist die Sache wiederum ganz einfach. Ich nehme meinen Hut, mache eine tiefe Verbeugung, bitte, Nachricht von dem Hause in Mailand einzuziehen, bis wohin ich ganz geduldig warten würde, und verschwinde unter dem Versprechen, von Tage zu Tage gehorsamst anzufragen, was man aus Mailand geantwortet hat.«

»Aber Du fragst nicht wieder an?«

»Natürlich nicht, sondern ich gehe flugs nach Bern oder Zürich und erhebe den nächsten Creditbrief bei einem weniger vorsichtigen Banquier. Das geht ja Alles hier sehr leicht und die guten Leute haben Einem das Reisen in der Schweiz sehr bequem gemacht. Ihre Industrie hat der unsrigen wacker in die Hände gearbeitet und dafür wollen wir alle Achtung vor ihnen haben und uns ihr nur den Fremden ausgepreßtes Geld wohl bekommen lassen. Siehst Du nun ein, Joao, was ich für Dich Alles gethan habe und daß auch nicht ein Schatten von Gefahr auf Deinem Wege liegt? Nun ja, das habe ich zum Theil Deiner Schwester und Cousine wegen gethan und ich hoffe nur, daß Du Dich deshalb um so eifriger bemühen wirst, auf dieselbe – ich meine Donna Jesuina – nach Kräften zu meinen Gunsten einzuwirken.«

»Das habe ich jeden Tag gethan und thue es noch immer.«

»Aber die Wirkung scheint mir bis jetzt nicht recht sichtbar zu sein, wie?«

Joao zuckte die Achseln. »Sie ist ein Weib,« sagte er wegwerfend, »dabei stolz und eigensinnig, launenhaft und von dummen Menschenidealen erfüllt, wie es ihrer auf Erden keine giebt. Du mußt Dir auch einige Mühe geben, ihr mit Vertrauen und Sanftmuth entgegenzukommen und sie um Gotteswillen nicht merken lassen, wo die Gletscher liegen und wie sie heißen, von denen Deine Quellen und Bäche in klingender Gestalt fließen. Darin hat sie ganz eigene und mir eigentlich unbegreifliche Ansichten. Schon daß Du ihr einmal in Paris sagtest, Du habest in einem Hazardspiel gewonnen, war nicht ganz klug von Dir. Sie liebt nun einmal das durch Speculation und industriöses Genie erworbene Geld nicht und sähe es – bei Gott, das ist eben das Unbegreiflichste! – lieber, wir arbeiteten wie die Pferde mit unseren Beinen, oder wie die Holzhacker mit den Armen, um uns das liebe Brod zu verdienen.«

»Ach, das ist ja pure Kinderei! So dumm wird sie doch nicht sein, obgleich ihre Mutter eine Spanierin war! Na, ist sie erst mein, dann wird sie schon klüger werden und das edle Handwerk schätzen und lieben lernen, dem wir unsere jetzige Existenz verdanken.«

»Gewiß – doch nun sage mir noch Eins. Sind die Handschriften – ich meine die aus dem Mailänder Bankhause und die, welche Du selbst fabricirt – sich ähnlich oder gar gleich?«

Pinto Machado konnte eine Geberde des Unwillens über den ungläubigen und zaghaften Freund nicht unterdrücken. »Ach,« sagte er, »was Du für ein armseliger Sicherheitsmensch bist! Da – und er griff in eine seiner vielen Rocktaschen, die sämtlich verschiedene Börsen und Notizbücher enthielten, und zog eine grüne Briefftasche hervor, aus der er rasch ein zusammengefaltetes Papier nahm, und dann eine graue, aus der er ein anderes hervorsuchte, und indem er beide Stücke Joao einhändigte, fuhrer fort: »Da, überzeuge Dich selbst und wenn Du die Handschrift des einen von der des andern unterscheiden kannst, so will ich Dir mehr zutrauen, als Du bis jetzt geleistet hast. – Sieh hin – wer hat den einen und wer den anderen Wechsel geschrieben? Ich oder der Banquier in Mailand?«

Joao verglich die Schriftstücke mit der schärfsten Aufmerksamkeit, aber er komm beim besten Willen keinen Unterschied herausfinden. Papier, Stempel, Tinte, Schrift – Alles war oder schien wenigstens dasselbe zu sein.

»Nein,« sagte er nach einer Weile, »ich kann sie nicht unterscheiden und darin habe ich doch ein scharfes Auge. Pinto Machado!« setzte er frohlockend und nun endlich ganz beruhigt hinzu, »Du bist ein Meister und ich bewundere Dich!«

»Das ist auch Deine Schuldigkeit – bah! O, sieh doch die verrückte englische Lady da! Wo hat sie denn eigentlich ihr Kleid gelassen – sie sitzt ja im Unterrock auf dem Gaul!«

Joao wandte das Auge lachend auf die heranziehende Gruppe und in der That ward er eines lächerlichen Aufzuges gewahr. Der englische Herr, von der Hitze geplagt, hatte Rock und Weste ausgezogen, die ein Träger demüthig über dem Arm trug, und seine Lady, die ihr Kleid bei dem Ritt wahrscheinlich schonen wollte, hatte den unteren Theil umgekehrt, nach oben geschlagen und um den Hals mit einem Bindfaden zugebunden; so sah sie in ihren langen Locken aus wie ein Puppenkopf, der aus einem bunten Sack hervorguckt, und in diesem Aufzuge kam sie bald darauf vor dem Hotel zum ›Silberhorn‹ an, wo sie von allen vor der Thür stehenden Menschen mit lautem Gelächter empfangen wurde, was sie aber nicht im Geringsten kümmerte, da es bei ihr Sitte und Anstand zu sein schien, im Unterrock vor den Augen des Pöbels zu erscheinen. Doch die Engländer werden ja als die practischsten Leute in der Welt gerühmt!



Während die beiden Freunde, langsam auf dem schmalen Wege auf und niedergehend, sich auf diese Weise von ihren sie so eifrig beschäftigenden Angelegenheiten unterhielten, waren schon verschiedene Fremde, zu größeren und kleineren Gruppen vereinigt, zu Fuß, zu Pferde und in Tragsesseln an ihnen vorüber gezogen, ohne daß sie die geringste Notiz von denselben genommen hätten, bis jene Engländer kamen, die durch ihren merkwürdigen Aufzug selbst Pinto Machado einen Augenblick von

seinen ernsten Gedanken abgelenkt hatten. Unter Anderen war auch als eine der ersten nach Mürren Wandern den eine Dame mittleren Alters vorüber gekommen, die, nur von ihrem fünfzehnjährigen Sohn begleitet, den steilen Gebirgspfad von Lauterbrunnen aus zu Fuß zurückgelegt hatte, während ein Träger ihr einen kleinen Reisesack nachtrug, der ihr ganzes Gepäck enthielt.

Da es um diese Zeit bereits sehr heiß geworden war, so langte die muthige und ausdauernde Frau, die ihrer Kleidung nach einem höheren Gesellschaftskreise angehörte, sehr erhitzt und etwas angegriffen endlich im Hotel zum ›Silberhorn‹ an, wo sie sich alsbald mit ihrem Sohn im Speisesaal niederließ, um sich erst abzukühlen, bevor sie sich unter das Sonnenzelt des luftigen Balcons begab.

Nach kurzer Zeit aber trat sie mit noch immer dunkelrothem Gesicht und bewegtem Athem aus dem Zimmer heraus, dessen dumpfige Luft ihr nicht behagen mochte, und setzte sich im Freien in unmittelbarer Nähe Jesuina's nieder, die höflich bei Seite rückte, um ihr einen angenehmen Platz im vollkommensten Schatten darzubieten.

Die fremde Dame dankte verbindlich und ließ ihre Blicke mit sichtbarem Erstaunen auf dem so wunderbar schönen Antlitz und der classischen Gestalt Jesuina's ruhen, und dabei begegneten sich ihre Augen und hafteten mit augenblicklich entstandener Sympathie an einander, denn auch die Fremde zeigte ein angenehmes und wohlwollendes Gesicht, wofür Frauen, wenn sie ein solches an einer Person ihres eigenen Geschlechts treffen, in der Regel ein warmes Interesse verrathen.

»Hier haben Sie Schatten und sitzen nicht im Wind, Madame,« sagte Jesuina sanft lächelnd in französischer Sprache, denn sie war froh, wenn sie einmal mit harmlosen Menschen ein freundliches Wort austauschen konnte.

»Ich danke Ihnen sehr, Sie sind überaus freundlich,« antwortete die Dame in derselben Sprache, obwohl man ihr anhörte, daß sie keine geborene Französin war. »Ach ja, das ist ein sehr schöner Platz,« fuhr sie fort, »und die herrliche Aussicht belohnt den anstrengenden Weg nach Mürren.«

»Sind Sie denn zu Fuß heraufgekommen?« fragte Jesuina etwas verwundert.

»Gewiß, Madame, aber ich habe mir mit meinem Sohne Zeit gelassen und bin um sechs Uhr von Lauterbrunnen aufgebrochen, und jetzt ist es erst halb Elf.«

»Aber das muß Sie ungemein angestrengt haben – Sie sehen auch sehr erhitzt aus,« fuhr Jesuina theilnehmend fort.

»Etwas ermüdet bin ich, o ja, auch erhitzt, aber wir Schweizer sind ja an das Bergsteigen von Jugend an gewöhnt. Es ist ein Vergnügen für uns, auf die Berge zu klettern, und so denken wir an die Mühe nicht, die es verursacht.«

Jesuina ließ ihre schönen Augen noch immer auf der Dame ruhen und, ihr vielleicht selbst unbewußt, begann sich eine kleine Neugierde darin abzuspiegeln, die sich alsbald in ihrer neuen Frage verrieth. »Also eine Schweizerin sind Sie??« fragte sie, wobei sich ein sichtbares Interesse in ihrem Tone kundgab.

»Ja, ich bin aus Luzern, und dort haben wir auch die Berge sehr nahe und ich steige jährlich wenigstens zweimal nach dem Rigi und dem Pilatus hinauf.«

Kaum hatte die Dame Luzern als ihren Wohnort bezeichnet, so trat die bisher nur dunkel in Jesuina erwachte Sympathie in ein viel helleres Licht und schien das ganze Wesen des schönen Mädchens zu verklären. Augenblicklich rückte sie der Dame noch etwas näher, nickte ihr mit einem reizenden Lächeln, das nicht ohne Verwunderung war, zu und sagte, ihre Worte zu einem halben Flüstern dämpfend:

»Bitte, lassen Sie uns etwas leiser sprechen, ich habe meine Gründe dazu – aber es freut mich ungemein, daß Sie gerade aus Luzern sind, denn vielleicht bin ich im Stande, von Ihnen Etwas über eine Dame zu erfahren, die ich kennen gelernt habe und die auch in Luzern ihre Heimat nennt.«

»Wer ist diese Dame?« fragte die Luzernerin ebenfalls leise und rückte nun auch ihrerseits Jesuina noch etwas näher. »Ich lebe schon lange in Luzern und kenne fast Jedermann, der dem Kreise meiner Familie nicht zu fern steht.«

»Sie heißt Adele Irminger und ihr Vater ist ein Kaufmann!« sagte Jesuina etwas zaghaft und blickte erwartungsvoll die Dame an, als wolle sie die Wirkung dieses Namens schon in ihren Mienen lesen.

»Ah,« rief die Luzernerin mit freudigem Aufblick, »Adele Irminger haben Sie kennen gelernt? Wo, wenn ich fragen darf?«

»Vor einigen Tagen in Interlaken.«

»So, so, also hat sie ihren Vater einmal verlassen?«

»Nein, der war auch in Interlaken, obwohl ich nicht so glücklich war, ihn zu sehen. Also Sie kennen Adele Irminger?«

Die Dame lächelte und versetzte mit einem gewissen Stolz: »Wer in Luzern sollte Adele Irminger nicht kennen, das talentvolle, schöne und herzige Mädchen, den Liebling aller Welt! O, da haben Sie ja eine sehr interessante Bekanntschaft gemacht.«

»Ich werde sie auch besuchen,« fuhr Jesuina mit glücklichem Lächeln fort, »sobald ich nach Luzern komme, und das wird hoffentlich sehr bald geschehen.«

»Das thun Sie ja, Sie werden der guten Adele gewiß willkommen sein.«

»Ihr Vater ist ein rechtlicher Mann?« fragte Jesuina weiter.

»O, der angesehenste Bürger der Stadt, einer der alten, nun beinahe ausgestorbenen Patricier von Luzern und zugleich der reichste Banquier. Ueberdies ein höchst wohlwollender, mildthätiger Mann, der kein größeres Glück kennt, als seine einzige Tochter glücklich zu machen. Ach, da werden Sie ein ungemein gastliches Haus kennen lernen – und nicht das allein, sondern auch ein von Jedermann sehr geschätztes Haus, denn Adele Irminger ist eine mit Recht bewunderte Künstlerin, die nur zu bescheiden ist, um als solche in die Welt hinaus zu treten. Sie wissen doch, daß sie malt?«

»Ja, sie hat es mir gesagt,« ich habe aber bis jetzt nur Skizzen und Portraits in Zeichnungen mit Bleistift von ihr gesehen.«

»O, darin ist sie Meisterin, sie trifft jedes Gesicht, das ihr ein Interesse abgewinnt, sogar aus der Erinnerung.«

»Ich habe den Beweis davon – auch mich hat sie aus der Erinnerung gezeichnet.«

»Ich glaube es wohl,« sagte die Schweizerin, mit bewunderndem Blick über Jesuina's herrliche Gestalt schweifend. »Sie haben ihr gewiß gefallen. In der Regel aber trifft sie Männer noch besser, aber diese läßt sie nur Wenige sehen. Ihnen aber wird sie die Sammlung wohl zeigen, wenn Sie sie besuchen.« –

In ähnlicher Weise setzten Beide das Gespräch noch geraume Zeit fort und Jesuina erfuhr viele Einzelheiten aus Adele Irminger's Leben, denn die Fremde war nicht karg mit ihren Lobeserhebungen. Hierdurch gewann Jesuina schnell ein gewisses Vertrauen zu ihr, so daß sie endlich, nach einigem Besinnen, ihr so nahe wie möglich rückte und sagte:

»Ich habe eine Bitte, Madame, deren Aussprechen Sie mir nicht übel deuten mögen –«

»Reden Sie – ich bin zu der Erfüllung derselben bereit – wenn ich kann.«

»O ja – Sie können es. Ich bin nicht allein hier,« fuhr Jesuina mit sichtbar beklommener Miene fort, »sondern mit anderen Leuten, die nicht wissen, daß ich Adele Irminger kennen gelernt und lieb gewonnen habe. Sie brauchen das auch nicht zu wissen. Meine Bitte geht nun dahin,

daß, wenn wir nachher bei Tische vielleicht nahe bei einander zu sitzen kämen, Sie es nicht durch irgend ein Wort verriethen, worüber wir uns soeben unterhalten haben. Wollen Sie das?«

Die Fremde, als ahne sie einen in der Tiefe der Seele Jesuina's schlummernden Kummer, sah sie liebevoll an, reichte ihr die Hand und sagte:

»Von mir haben Sie nichts zu befürchten, meine Liebe. Ich werde bei Tische lieber gar nicht mit Ihnen reden, um Ihnen keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Ueberdies halte ich mich nicht lange auf, denn um drei Uhr steige ich schon wieder nach Lauterbrunnen hinab, wo Bekannte mich abholen, die von Grindelwald kommen. Aber nun habe ich auch noch eine Bitte. Darf ich Ihren Namen wissen?«

»Ich heiße Jesuina da Costa Faria und bin aus Brasilien gebürtig. Und wen habe ich die Ehre in Ihnen zu sehen?«

»Ich heiße Clara von Hertenstein –«

In diesem Augenblick wurden sie unterbrochen. Maria Gomez erschien wieder auf dem Balcon und fragte Jesuina mit etwas scharfer Betonung:

»Sitzest Du noch immer hier und schwärmst?«

»Wie Du siehst – ja!« erwiderte Jesuina mit sichtlicher Munterkeit, wie Maria sie gar nicht an ihr gewohnt war. Aber die so unverhofft ihr gebotene Unterhaltung mit der Luzernerin und Alles, was sie von ihr über Adele Irminger erfahren, hatte sie ganz glücklich gemacht und die reinste und unschuldigste Freude strahlte einmal aus ihren Augen, was so selten geschah, und so blieb sie auch

den ganzen Tag viel heiterer als sonst und ihre Gedanken flogen mit den Wolken über die starren Eisberge hin – die so starr und kalt waren wie ihre Gegenwart – nach jener schönen Stadt an dem grünblauen, von Felsen umkränzten See, wo sie nicht nur bald Adele Irminger, sondern vielleicht auch – recht bald, wie Adele sie hatte hoffen lassen, den Mann wiedersehen sollte, den sie freilich nur einige Male gesehen und gesprochen, und der doch schon, ihm unbewußt, einen siegreichen Einzug in ihr liebeleeres und doch so liebebedürftiges Herz gehalten hatte.



Erst kurz vor Tisch kehrten Pinto Machado und Joao Pedro Gomez, die auf ihrem Morgenspaziergange bis zu der ersten Erfrischungshütte hinabgestiegen waren und sich noch unendlich viele Dinge, die uns weiter nicht interessiren, mitzutheilen hatten, nach dem Hotel zum ›Silberhorn‹ zurück und nahmen mit den Damen an der fast überfüllten Mittagstafel Platz. Pinto Machado, der sich nicht gern in einem so zahlreichen Kreise Fremder aufhielt und dem es überdies in dem etwas engen Räumlichkeiten des kleinen Gasthauses zu schwül wurde, hielt kaum bis zum Ende der Tafel aus und begab sich Nachmittags abermals mit seinem Freunde in einer anderen Richtung als am Morgen auf einen Spaziergang, auf dem er seinen Unmuth über Jesuina gegen deren Cousin ausschüttete, da er sehr wohl bemerkt hatte, daß alle seine

derselben dargebrachten Aufmerksamkeiten und Galanterien mit einer auffallenden Kühle, wenn nicht geradezu einem sichtbaren Widerwillen aufgenommen wurden.

Auf der einen Seite nun so wenig befriedigt, gab er sich umso eifriger der anderen hin und besprach nun noch viel ausführlicher als am Morgen die von ihm entworfenen Pläne mit Joao, bis er gegen Abend wieder in das Gasthaus kam und, sich nun gänzlich von den Damen fernhaltend, in sein Zimmer zurückzog. Hier nun beschäftigte sich der viel mehr als der träge Joao zur Arbeit geneigte Mann sehr angelegentlich, indem er verschiedene Karten der Schweiz vor sich ausbreitete und darin eifrig studirte. Da er aber, nachdem er die verschiedenen, nach Italien führenden Pässe genau durchforscht, mit dem Gefundenen doch nicht ganz zufrieden war und sich nicht immer nach Wunsch darin zurechtfinden konnte, so wandte er sich an den stets zugänglichen und gefälligen Wirth, und dieser, ohne Ahnung, zu welchem Beruf die Belehrung verlangt wurde, und sie allein dem Interesse für seine Heimat zuschreibend, unterrichtete den so wißbegierigen Brasilianer nach bestem Wissen und zeigte ihm alle, auch die am wenigsten benutzten und schwer gangbaren Wege, auf denen man aus der Schweiz nach Italien gelangen kann, wobei er ihm noch die nöthigen Mittel an die Hand gab, mit deren Hülfe er sich allein orientiren konnte, für den Fall, daß ihn einmal die Lust anwandeln sollte, eine schöne Gletscherpartie zu unternehmen und so das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

Joao, der ein Zeuge dieser Studien und Belehrungen war und eigentlich nicht begreifen konnte, warum sein Freund so viel Werth auf diese ihm selbst sehr gleichgültige Kenntniß legte, fragte ihn, als Herr Sterchi sie verlassen hatte, zu welchem Zweck er alle diese Fragen gethan und wozu er die verschiedenen Wege so genau kennen zu lernen wünsche.

Pinto Machado sah den kurzsichtigen Freund mit bedauerndem Lächeln und eigentlich sehr geringschätzender Miene an und sagte nur, während er seine Karten einpackte und in eine feste Reisetasche verschloß:

»Du begreifst das freilich nicht, Joao, aber ich begreife es sehr wohl. Man muß Alles in der Welt kennen, was man einmal zu seiner Bequemlichkeit oder zu seinem Nutzen verwerthen könnte. Ich bin nun einmal gern von allen Wegen der Welt unterrichtet, auf denen ich zu meinem Ziele gelangen kann, und da mir diese Karten nicht deutlich genug waren, so habe ich mich von einem kundigen Manne unterweisen lassen. Ich sehe nicht ein, warum ich immer auf den Straßen reisen soll, auf denen alle Welt reist. Ich liebe das Besondere, namentlich zu Zeiten, und es ist gut, wenn man sich eben auf alle Zeiten, so wie auf alle Ereignisse, die sie bringen können, vorbereitet. So habe auch ich mich heute auf alle möglichen Fälle vorbereitet, da ich nicht wissen kann, welchen Weg ich einschlagen muß, um nach Paris zurückzukehren. Du sollst den directen, den kürzesten, den bequemsten wählen, verlaß Dich darauf; ich aber werde den indirecten, den weitesten, ja, den unbequemsten wählen,

wenn ich nur finde, daß er mich gefahrlos zu meinem Ziele führt. – Doch nun genug hiervon. Gott sei Dank, es ist endlich Abend geworden und ich habe diese Einöde hier ziemlich satt. Morgen früh brechen wir zeitig auf, verweilen kurze Zeit auf dem Gießbach, wozu der Wirth uns so sehr gerathen hat, und begeben uns dann über den Brüningpaß nach Luzern – das sage Deinen Damen, damit sie sich bereit halten, den etwas weiten Weg morgen bei Zeiten anzutreten.« –

Als Joao diese letztere Mittheilung noch am späteren Abend den beiden Damen überbrachte, erregte dieselbe große Freude bei Jesuina, die sich nun endlich ihrem Ziele näher kommen sah, allein sie bezwang die in ihr aufwogende Empfindung, zeigte ein so ruhiges Gesicht wie möglich und äußerte sogar, zu Maria's und deren Bruders Verwunderung, keine Abneigung wie bisher, die Reise schon wieder fortzusetzen, nachdem man kaum erst an einem behaglichen Ruheort angekommen war.

Am nächsten Morgen aber erlitt ihr Aufbruch doch wieder dadurch einige Verzögerung, daß man keine Pferde oder Träger für die Damen erhalten konnte, auf die man mit ziemlicher Sicherheit gerechnet hatte, und erst aus Herrn Sterchi's Versicherung, daß das Reiten bergab bedenklich und unangenehm sei und daß man an dem Restaurationshause oberhalb des Staubbachs einen Schlitten finden würde, mittelst dessen die Damen nach Lauterbrunnen gelangen könnten, entschloß man sich

zum Abmarsch zu Fuß, sich der Leitung einiger Knaben vertrauend, die bereitwillig den Transport der vielen Reisetaschen übernommen hatten.

So war denn der kleine Zug bald in bester Ordnung. Pinto Machado, der auch heute kein freundlicheres Gesicht von Jesuina zu erhalten das Glück genoß und der erst an ihrer Seite den anfangs so bequemen Rückweg auf dem ebenen Wege angetreten hatte, verließ die immer schweigsamer und kälter werdende Dame und schloß sich nun in sichtbar erregter Gemüthsstimmung Joao an, indem er mit ihm an der Spitze des Zuges schritt. Etwas langsamer schreitend und, so lange es ging, die prachtvolle Aussicht nach der Jungfrau genießend, folgte ihnen Jesuina, und viel mürrischer als gewöhnlich, da sich Pinto Machado ihr nicht im Geringsten näherte und ihr liebevolles Entgegenkommen gar nicht zu beachten schien, schloß Maria den Zug, hinter welcher her, die beiden Jungen keuchten, sich so schon frühzeitig auf die Zukunft vorbereitend, die ihnen noch größere Lasten bergan zu schleppen verhiel.

Nach etwas mehr als einstündigem Gange und schon der Schwierigkeiten des abschüssigen Weges sich bewußt werdend, kam man endlich an der bezeichneten Hütte oberhalb des Staubbaches an, wo man einige Erfrischungen genoß und wo sich alsbald der blondbärtige Mann mit den veilchenblauen Augen zeigte, der vielen Lesern dieser Zeilen bereits bekannt sein wird und der sich rühmen kann, der Erste in den Berner Alpen zu sein, der einen ganz neuen und in der That höchst seltsamen

Industriezweig erfunden und den ermüdeten Reisenden zum beliebigen Gebrauch dargeboten hat.

Und wahrlich, wir haben es selbst erprobt und mit verwunderter Miene uns dieser neuen Industrie anvertraut, der Gedanke dieses Mannes ist so übel nicht gewesen und die Ausführung desselben hat sich schon mehrfach als sehr zweckmäßig bewährt.

Dieser Mann nämlich, der das Amt eines Aufsehers des nach Mürren führenden Weges bekleidet und den steil emporklimmenden Pfad, der alle Augenblicke von Wasser, Schlamm und Geröll überfluthet wird, frei und gangbar zu erhalten hat, ist nicht davor zurückgebebt, mit seiner eigenen Kraft die ermüdet bei ihm ankommenden Bergsteiger und diejenigen, welchen vor dem steilen Absturz des Weges bangt, in bequemster und raschesten Weise in's Thal zu befördern.

Von dem Gedanken ausgehend, daß man auch Menschen auf einfachen Holzschlitten von der Höhe in die Ebene hinabschleifen könne, wie er und seine Gefährten im Winter auf dichter Schneelage das Holz von den steilsten Abhängen hinunterschaffen, hat er sich eigene Schlitten von zähem Holz gebaut, und wenn man auf dem mit einem Sack belegten Zweigsitz Platz genommen, spannt er sich selbst wie ein Pferd zwischen die aufwärtsstehenden Handhaben, umpackt sie mit kräftigen Fäusten und zieht und schleift die sich ihm so Vertrauenden die steilen Berglehnen hinab, bald rascher, bald langsamer schreitend, mit kühner Bewegung immer hart am

Abgrunde dahin, über Stock und Stein, durch Bergwässer und Schlamm, über Geröllsteine und Knüppeldämme fort, sich dabei fast nie ruhend, des hellen Schweißes nicht achtend, der ihm in Strömen vom Körper fließt, immer unverzagt und dauerhaft wie die Windsbraut um die scharfen Ecken der Felsen biegend und nicht eher in seinen ungeheuren Anstrengungen nachlassend, als bis er die anfangs zaghaften, bald aber muthiger werdenden Fahrgäste an ihr sicheres Ziel im Lauterbrunnerthale gebracht und erst am Fahrwege nach dem Staubbachfall abgesetzt hat.

Auch Jesuina und Maria, die zusammen in einem Schlitten saßen, waren zuerst zaghaft, als es so schnell, wie sie kaum erwartet, an schwindelnden Abhängen dicht vorbei in die Tiefe ging; als sie aber bald sahen, wie geschickt der Mann verfuhr und wie schnell und sicher die Fahrt bergab ging, ermannten sie sich und blickten nur staunend um sich her und in die dräuende Tiefe hinunter, der sie sich rascher näherten, als sie es mit dem schnellsten Pferde jemals vermocht hätten.

Pinto und Joao hatten sie bald hinter sich gelassen, denn so rüstige Fußgänger diese sein mochten, mit dem sicher tretenden und sich selbst auf den Schlitten stützenden Bergmann konnten sie unmöglich Schritt halten, und so waren die Damen schon in fünfundzwanzig Minuten am Fuße des Felsens angekommen, den man kaum in zwei Stunden ersteigt, und den erst lange nach ihnen ihre männlichen Begleiter, von Schweiß triefend und sichtbar mitgenommen, hinter sich sahen.

Pinto Machado, der bei Weitem ausdauernder und kräftiger, auch ein viel gewandterer Bergsteiger als Joao war, schien noch am wenigsten ermüdet zu sein; dieser dagegen kam mit rothaufgelaufenem Gesicht und fast athemlos im Gasthause zum ›Glaubbachfall‹ an, und hier erklärte er ernstlich, daß er so angegriffen sei, daß er in den ersten zwei Stunden nicht daran denken könne, die Fahrt auf luftigem Wagen nach dem Briener See fortzusetzen. So blieb man denn längere Zeit in dem Gasthause; die Damen begaben sich, da sie nicht im Geringsten ermüdet waren, nach dem Staubbachfall und während Joao sich ruhte und an einer Flasche Wein erquickte, sorgte Pinto Machado für ihre Weiterreise. Er war auch so glücklich, bald einen Fuhrmann zu finden, der ihm versprach, sie zur rechten Zeit an das Dampfboot nach Interlaken zu schaffen, das um drei Uhr Nachmittags nach dem Gießbach abging.

Gegen ein Uhr und nachdem sie sich sämmtlich von den Anstrengungen des Morgenspazierganges hinreichend erholt, bestiegen sie denn auch den Wagen und langten gerade am Fährhause an, als das Boot sich in Bewegung setzen wollte.

Eine Stunde später stiegen sie schon wieder den Berg nach dem Gießbach hinauf, um den Abend und die Nacht daselbst zuzubringen. Allein hier begegnete ihnen wie vielen Anderen das Mißgeschick daß sie kein Unterkommen mehr in dem übervollen Hotel fanden und so mußten sie sich entschließen, noch spät Abends mit einer

Gondel nach Brienz überzusetzen wo ihnen endlich das erwünschte Nachtquartier zu Theil wurde.

Dieser Umstand war auch der Grund, warum Frau Bertha Stephani, die des Versprechens, welches sie Arnold gegeben, wohl eingedenk war, der Brasilianer nicht ansichtig geworden war und also auch nicht die Meldung ihrer Ankunft nach Unterseen abstaten konnte. Diese Meldung wäre indessen auch zu spät daselbst angelangt, denn, schon bevor die Brasilianer einige Stunden am Gießbach verweilten, befanden sich Arnold und Werner, zwar nicht allzu weit von ihnen entfernt, doch bereits auf dem Wege zu einem neuen ihnen dargebotenen Ziele, wie wir im nächsten Capitel erfahren werden, und nur achtundvierzig Stunden früher waren die Freunde auf dem Punkte eingetroffen, welchen erst jetzt die von ihnen Verfolgten erreichten.

So strebten beide Parteien, nur wenige Wegstunden von einander entfernt, ohne daß sie davon die geringste Ahnung hatten, einem und demselben Ziele zu, denn Pinto Machado hatte es wie mit dämonischer Gewalt ergriffen, so rasch wie möglich nach Luzern zu kommen, und in aller Frühe am nächsten Morgen schon bestiegen die drei Personen in seiner Gesellschaft einen Wagen, um über den Brüningpaß an den Vierwaldstädter See zu gelangen und dort das erwartete Heil zu finden, was ihnen Allen in ihrer Phantasie schon lange vor Augen schwebte. Ob und wie sie es erreichten und ob es allen so lebhaft gehegten Wünschen entsprach, das werden uns bald die nächsten Capitel dieses Buches lehren.

DRITTES CAPITEL. DIE WICHTIGEN BRIEFE UND EIN
RASCHER ENTSCHLUSS.

Unsere beiden Freunde, Arnold Halder und Werner von Altstetten, hatten wir verlassen, als sie, durch das Telegramm des Obersten so unerwartet nach Hause gerufen, ihre Nachforschungen in Grindelwald mit widerstrebendem Herzen abbrachen und, dem geheimnißvollen Rufe folgend, ihre Rückfahrt nach Unterseen zu Wagen antraten.

Anfangs unmuthig, weil sie auf der nun schon mehrere Tage umfassenden Jagd nichts Wesentliches erreicht, und eigentlich mit sich selbst und ihrem Mißgeschick rechnend, hatten sie doch in ihrem leicht einer neuen Hoffnung ergebenen Herzen sehr bald ein nicht zu verachtendes Gegengewicht in dem Umstand gefunden, daß der vom Obersten als so wichtig bezeichnete Brief mit ihrem bisher verfehlten Unternehmen in nächster Verbindung stehe, und Arnold hatte das Seinige dazu beigetragen, den kleinmüthig gewordenen Freund zu beruhigen, indem er ihn die Hoffnung fassen ließ, der in Unterseen eingetroffene Brief rühre wahrscheinlicher Weise von Jesuina da Costa Faria selbst her und sie habe, der Leitung Adele Irminger's folgend, sich in vollem Vertrauen an den jungen Mann gewandt, den Jene ihr als einen Freund und Theilnehmer an ihrer Noth so warm geschildert hatte.

Diesen Gedanken wußte der beredte Arnold so gewandt auseinander zu setzen, daß Werner zuletzt keinen Augenblick mehr an der Wahrheit desselben zweifelte, und einmal erst auf diesen Punkt gelangt, betrachtete er das so unerwartet eingetroffene Telegramm sogar als einen günstigen Zwischenfall und ging nun mit dem allmählig schweigsamer gewordenen und in ernste Ueberlegung gerathenen Freunde der Heimat des Letzteren mit froher Erwartung und der lebhaftesten Spannung entgegen.

Es war etwa sieben Uhr Abends, als sie vor dem Hause in Unterseen anlangten und beide Eltern Arnold's in freudiger Stimmung daheim fanden, eine Stimmung, die deutlich auf ihren Gesichtern zu lesen war und die sich die Freunde eigentlich gar nicht erklären konnten, da sie ja keine Ahnung hatte, daß die besorgte Mutter nur deshalb so froh war, weil sie die ihr so gefährlich vorgekommene Unternehmung so schnell beendet sah, der Oberst dagegen einen ganz anderen Grund hatte, sich über ihr pünktliches Eintreffen zu freuen.

»Kommt nur herein,« rief ihnen der alte Herr nach den ersten Begrüßungen zu, als er die fragend auf ihn gerichteten Gesichter der beiden jungen Leute sah, »kommt nur herein und legt erst Hut und Stock ab – Ihr sollt bald hören, warum ich Euch so schnell nach Hause gerufen habe.«

»Wir sind bereit, zu hören,« erwiderte Arnold zuerst, als er mit den Eltern und Werner in der Laube stand und der Oberst die Thür vorsichtig hinter sich geschlossen

hatte. »Aber nun macht schnell, Ihr könnt wohl denken, daß wir unterwegs uns schon genug die Köpfe zerbrochen haben, um zu errathen, woher der wichtige Brief gekommen ist und wer ihn geschrieben hat.«

»Eile mit Weile, Ihr Jungen!« lachte der Oberst. »Ja, wenn Ihr wüßtet, wer diese drei Briefe geschrieben hat, dann würdet Ihr gewiß ganz andere Gesichter machen als jetzt.«

»Drei Briefe?« fragte Werner gedehnt und sah völlig enttäuscht seinen ganz verdutzt dastehenden Freund an.

»So sage ich, ja! Drei Briefe! Und da habt Ihr sie – sie sind aus Luzern gekommen und an die Mutter, an mich und Herrn Altstetten gerichtet.«

»Wie?« rief Arnold, nun erst recht verwundert, »an Euch Drei? Und an mich hat Niemand aus Luzern geschrieben?«

»Nein, Herr Sohn, diesmal nicht, aber was verschlägt das? Du kannst sie ja alle drei lesen und da mag es wohl sein, daß auch Etwas für Dich darin enthalten ist.«

In der That, es waren drei Briefe und da lagen sie schon geöffnet auf dem Tisch, außer dem, der an Werner gerichtet und bis jetzt noch fest versiegelt war. Den einen, den man zuerst las, hatte Adele Irminger an Frau Halder geschrieben und darin die herzlichsten Danksagungen für die freundliche Aufnahme und die glücklichen Tage ausgesprochen, die sie in dem gastlichen Hause des Obersten verlebt hatte. Sie lud auch Frau Halder zu einem baldigen Besuche in Luzern ein, ließ die beiden jungen Männer freundlich grüßen und schrieb zuletzt, daß sie

dieselben nun recht bald in Luzern wiederzusehen hoffe und daß sie wünsche, daß ihres Vaters Aufforderungen ein offenes Ohr bei ihnen fänden. »Herr von Altstetten,« schloß sie ihren Bericht, »mögen Sie sagen, daß er *wahrscheinlich*,« – dies Wort war unterstrichen – »auch noch einen anderen Bekannten bei uns treffen werde und vielleicht befördert das seinen Entschluß, Ihren Herrn Sohn hierher zu begleiten, da ich nicht so glücklich gewesen bin, von ihm selbst das feste Versprechen zu erlangen, welches mir sein Freund mit eigenem Munde gegeben hat.«

Frau Halder hatte diesen Brief selbst vorgelesen und sah nun, wie ihr Mann, die jungen Leute fragend an, die noch nicht wußten, was sie von dem seltsamen Inhalt desselben denken sollten, obgleich sie schon Beide etwas befriedigter aussahen als vorher.

»Nun, erfreut Euch dieser Brief nicht schon an sich?« fragte der Oberst lauernd.

»O ja,« erwiderte Arnold bedächtig, »nur läßt er uns noch etwas im Unklaren.«

»Na, da kann ich Euch schon klarer machen,« sagte der Oberst, »und nun werde ich selbst Euch den Brief vorlesen, den Herr Irminger an mich gerichtet hat.«

Er begann ihn auch sogleich vorzulesen und allerdings gab er schon mehr Ausschluß als der erste, obgleich auch er noch nicht Alles beim rechten Namen nannte.

Herr Irminger ging in diesem Schreiben sehr kurz und geschäftlich zu Werke und nachdem er sich ebenfalls mit

wenigen Worten für die ihm und den Seinigen erwiesene Gastfreundschaft bedankt, bat er seinen alten Freund inständigst, seinen ganzen Einfluß aufzubieten, daß sein Sohn und dessen Freund ohne weiteres Zögern seinen Vorschlag annehmen und zu ihm nach Luzern kämen. Ob sie dann, wenn sie sich in seinem Geschäft umgeblickt hätten, die Neigung zeigten, definitiv in dasselbe einzutreten, überlasse er ihrem eigenen Ermessen. Er halte übrigens dafür, daß es ihnen angenehm sein müsse, bald wieder in volle Arbeit zu gerathen, denn geruht hätten sie sich nun genug und es dürfte sich vor der Hand wohl keine so gute Gelegenheit bieten, ihnen eine Stellung zuzuweisen, die allen ihren Wünschen so vollkommen entspräche wie diese.

»Nun,« sagte der Oberst, als er den Brief zu Ende gelesen, »ist das nicht klar genug? Er will Euch haben, mit einem Wort, und ich soll meinen ganzen Einfluß aufbieten, daß Ihr seinem Rufe folgt. Gut, so sage ich denn: packt noch heute Eure Koffer und geht mit dem ersten Boot morgen früh ab. Zu früh trifft Ihr bei dem Mann nicht ein und er würde nicht so bedeutsam und schnell geschrieben haben, wenn es ihm nicht ernstlich darum zu thun wäre, Euch möglichst bald bei sich zu sehen.«

Arnold und Werner standen mit gesenkten Köpfen vor den sie ernst anschauenden Eltern und wußten kaum, wie sie ihre so verschiedenartigen Empfindungen, der Ueberraschung, der Freude, der Verwunderung, über das so plötzlich über sie hereinbrechende Ereigniß äußern

sollten. Endlich aber faßte sich Arnold, wie immer, zuerst und indem er Werner ermunternd zunickte, sagte er ruhig:

»Gut, sei es so; wir haben aber noch einen dritten Brief und der wird, wenn ich nicht irre, erst die ganze Klarheit in die mir noch immer etwas dunkle Sache bringen. Werner, bedenke Dich nicht lange, sondern öffne den Brief, und wenn Du ihn gelesen hast, theile uns mit, was wir davon wissen dürfen.«

Werner ergriff den auf dem Tische liegenden Brief, löste das Siegel, warf nur einen flüchtigen Blick über das etwas längere Schreiben und sagte dann:

»Nein, meine Lieben, Sie Alle haben mir Vertrauen und Freundschaft in Hülle und Fülle erwiesen und so sollen Sie ihn auch Alle mit mir zugleich lesen.« Mit diesen Worten setzte er sich mit den Uebrigen nieder und las ihnen folgenden Brief vor, den wir, da er für Arnold sowohl wie für Werner das Wichtigste war, was sie heut hören sollten, hier wörtlich mittheilen.

»Mein lieber junger Freund und Lebensretter! In diesem letzteren Wort allein schon liegt eigentlich die Erklärung alles Dessen, was Ihnen und Ihrem Freunde in meinem heutigen Anerbieten etwa noch dunkel bleiben möchte. Doch, da wir über unsere Begegnung aus dem Hospiz schon oft genug gesprochen haben und ich kein Freund von Wiederholungen meiner Gedanken über eine und dieselbe Sache bin, so gehe ich jetzt rasch darüber hinweg und wende mich sogleich meinem gegenwärtigen Anliegen zu.

Während unsrer neulichen Rückfahrt von Interlaken nach Luzern theilte mir meine Tochter umständlich mit, daß Sie und Ihr Freund geneigt wären, zum Herbst in mein Geschäft zu treten, und ich erkläre Ihnen und besagtem Freunde nun auch von meiner Seite, daß es mein aufrichtiger Wunsch ist, daß meine Tochter sich in dieser ihrer Annahme nicht getäuscht hat. So wiederhole ich denn hier noch einmal, was sie Herrn Halder jun. gesagt, und trage Ihnen Beiden zum ersten October die besten Stellen in meinem Comptoir, die des ersten Buchhalters und Kassirers und die eines Correspondenz-Secretairs nach dem In- und Auslande an. Nur die Höhe des Salairs, welches Sie von mir erhalten sollen, lasse ich einstweilen noch in der Luft schweben, da ich überzeugt bin, daß Sie mit dem Anerbieten, welches ich Ihnen mündlich zu stellen die Ehre haben werde, zufrieden sein und sich in Ihre ehemalige Stellung in Rio nicht zurückwünschen werden.

Jedoch – und das ist ein *wichtiger* Punkt in meinem heutigen Schreiben – in *einer* Beziehung weicht mein jetziger Vorschlag von dem meiner Tochter ab. Wenn Sie auch erst am ersten October definitiv in mein Geschäft eintreten – was ich vorläufig als ausgemacht annehmen will – so bedarf ich Ihrer doch schon früher, um Sie in den Umfang und in die Art und Weise der Geschäftsführung meines Hauses bereits vor der Zeit Ihres Eintritts einen ernsten Blick thun zu lassen. Aber dieser ernste Blick – Sie sehen, ich komme meinem heutigen Zweck allmählig näher – muß sehr bald gethan werden, das heißt mit ganz

klaren Worten nichts Anderes als: ich bedarf Ihrer und Ihres Freundes *sofort*, und bitte Sie also, falls Sie überhaupt auf meinen Vorschlag eingehen wollen und bis zur gegenwärtigen Stunde keinen anderen Entschluß gefaßt haben, sich *ohne Säumen* nach Luzern zu begeben und bei mir so bald wie möglich vorzusprechen.

Der Grund, warum ich Sie Beide zu einer solchen Eile treibe, ist ein sehr wichtiger – für Sie und für mich – und ich konnte denselben noch nicht voraussehen, als ich, durch die Umstände dazu genöthigt, neulich so schnell aus dem Hause des guten Oberst schied. Während meiner Abwesenheit von Luzern sind nämlich Dinge vorgefallen und mir unter Anderem nach Bern gemeldet worden, die mir wichtig genug erschienen, um mich meine Rückreise beschleunigen zu lassen, eine Beschleunigung, die mir selbst nicht ganz angenehm war und die Sie gewiß sämmtlich einigermaßen verwundert hat. Allein, Sie wissen ja aus eigener Erfahrung, daß Geschäftsleute, wie ich, ihr Schiff oft nur langsam gegen Wind und Fluth führen, oft aber auch bei vollem Winde mit allen Segeln, so rasch wie möglich fahren müssen. Nun, ein solcher Wind, mit einer recht hübschen Fluth verbunden, ist jetzt gerade bei mir im Anmarsch, und da brauche ich gute Steuerleute, mit freiem Kopf und festen Händen, und Beides glaube ich an Ihnen entdeckt zu haben. Wollen Sie mich nun mir selbst überlassen, mit der Sorge im Herzen, daß mein Schiff auf irgend eine verborgene Untiefe stoße? Nein, das glaube ich, werden Sie nicht wollen, sondern auch Sie werden mit vollem Winde zu mir herüber segeln

und das Ihnen so vertrauensvoll dargebotene Steuer mit freiem Kopf und festen Händen fassen.

Doch ich komme noch einmal auf den Grund zurück, der mich zu solcher Eile treibt und der Sie vielleicht zu ernstlich beschäftigen möchte, wenn ich nicht eine ungefähre Andeutung darüber gäbe. Doch leider kann ich nur obenhin von ihm sprechen, *sub rosa*, wie man in Mailand sagt, denn er ist von *einer Beschaffenheit*, daß ich ihn nicht dem Papiere anvertrauen mag. Mündlich sollen Sie ihn jedoch in der ersten halben Stunde erfahren, sobald Sie mir Ihre Hand gereicht und gesagt haben: Wir sind Steuerleute auf Nicolaus Irminger's Schiff und halten es von jetzt an fest in unsern Händen. Allein, da ich nicht verlangen kann, daß Sie blindlings und auf gut Glück meinem Rufe folgen, so sage ich Ihnen wenigstens das Eine, daß sich ein Ereigniß begeben hat und ein zweites begeben wird, welches in inniger Verbindung mit dem steht, das Sie selbst in Rio betroffen hat. Mehr kann und darf ich Ihnen hier nicht sagen – nur zwei- und dreimal wiederholen will und muß ich: wenn Sie kommen *wollen*, so kommen Sie schnell. Ihre *Sachen*, wenn Sie sie nicht bereit haben sollten, können Sie sich nachsenden lassen; Ihre *Personen* aber müssen im guten Falle zur Stelle sein, noch ehe drei Tage verflossen sind.

Jetzt habe ich Ihnen Alles gesagt, was ich Ihnen schriftlich sagen kann. Prüfen Sie sich also und entscheiden Sie sich schnell. Das habe ich auch gethan, als ich von meiner Reise nach Luzern zurückkehrte und das besagte Geschäft ganz unvermuthet vor mir liegen sah. Hoffentlich

sage ich Ihnen und Ihrem Freunde, den ich herzlich zu grüßen bitte, nur auf kurze Zeit Lebewohl und zeichne bis auf baldiges Wiedersehen – unter allen Umständen als

Ihr dankbarer Nicolaus Irminger.«

Werner faltete den Brief mit sinnender Miene zusammen und sah dabei zuerst den Oberst und dann dessen Sohn an.

»Verstehst Du das?« fragte er endlich den Letzteren mit hörbar bewegter Stimme.

»Ja!« rief Arnold laut und dabei überaus ruhig seinem Freunde in's Auge sehend, »ich glaube es wenigstens zu verstehen. Faß doch die Hauptsache auf, Werner, und da können wir ja kaum noch zweifeln. Das bewußte Ereigniß, welches sich bereits begeben hat, und das andere, das sich noch begeben wird, steht mit einem dritten Ereigniß in Verbindung, welches uns Beiden in Rio begegnet ist. Das heißt mit anderen Worten nichts als – ich darf es ja jetzt meinen Eltern sagen – Jesuina da Costa Faria hat sich an Adele Irminger gewandt und sie um ihren Schutz gebeten. Sie also, sie werden wir in Luzern finden – das geht schon aus Adels Brief an meine Mutter hervor, und aus diesem Grunde allein schon zweifle ich keinen Augenblick, daß Du, Werner, wiederum mit mir einverstanden sein und mit mir sogleich nach Luzern aufbrechen wirst, damit wir dort eintreffen, noch ehe, wie

Herr Irminger sagt, die drei Tage verflossen sind. Heda, mein Freund, ich bitte um eine schnelle und verständliche Antwort und nur das Eine will ich noch hinzufügen, daß ich glaube, daß wir nur darum in unserer Nachforschung nach jenen Leuten so unglücklich gewesen sind, weil es das Schicksal sich vorbehalten hatte, uns in dieser Beziehung in Luzern um so glücklicher werden zu lassen. Also – gehst Du mit?«

Werner sah ihn mit seinen großen blauen Augen voll und freudig an, dann nickte er. »Ja, ich gehe mit!« sagte er fest und reichte seinem Freunde die Hand.

»Nun, dann sind wir ja aus aller Noth!« rief der Oberst frohlockend. »In Gedanken gehe ich auch mit Euch und ich habe von Anfang an gewußt, daß Ihr gar keinen anderen und besseren Entschluß fassen konntet. Jetzt aber, Mutter, tummle Dich. Laß die Koffer vom Boden herunter holen, lege den Jungen die Wäsche und die Kleider zurecht und dann wollen wir alle Vier das Einpacken besorgen.«

Da erhob Frau Halder abwehrend die Hand und sagte:

»Halt, alter unruhiger Mann; in solchen Dingen die Hand anzulegen, verstehst Du nicht und hast es nie verstanden. Du tappst immer etwas zu handgreiflich zu und bist viel zu unwirsch, um wahrhaft hülfreich zu sein. Ich aber habe Lust und Zeit genug, das ganze Geschäft allein auf mich zu nehmen, und wenn die jungen Herren mir nur ihre Sachen zurecht legen wollen, so soll bald Alles nach Wunsch abgethan sein. Was nicht fertig ist, schicke ich bald nach und so soll es an mir nicht liegen, wenn

sie – da Gott es doch einmal so will morgen nicht schon abfahren können.«

»Nun, so sei es denn!« sagte Arnold, dicht an Werner herantretend, der sinnend und mit gebeugtem Kopfe zur Seite stand. »Den Kopf in die Höhe, mein Freund, hier giebt es kein langes Besinnen! Wir gehen morgen mit dem ersten Boot nach Brienz ab und dann mit der Post nach Luzern, wo wir schon morgen gegen Abend eintreffen. So viel steht fest und, nun mag es kommen wie es will. Zu diesem unserm neuen Verhältniß sind wir gelangt, ohne daß wir die Hand dazu geregt hätten. Gott allein hat dazu mitgewirkt und wir müßten blind, taub und geistesschwach sein, wenn wir dem Wink nicht folgen wollten, der uns auf die neue Bahn zu unserem Ziele ruft. Vorwärts, sage ich, und nun mit aller unserer Kraft auf dies Ziel los!«

Als er diese ermunternden Worte hörte und das Auge des muthigen Freundes so willensstark und freudig flammen sah, da raffte sich endlich auch Werner aus seinem Sinnen auf und, plötzlich eine klare Stirn zeigend und dem Freunde fest die Hand drückend, ging er mit ihm in die ihnen zugehörigen Zimmer und nun begab man sich an das Zurechtlegen der Sachen und Frau Halder packte Alles sorgfältig mit eigener Hand, wie nur eine Frau es versteht, in die großen Koffer, die schon zweimal über das Meer gegangen waren und nun mit den Freunden zugleich vielleicht endlich in den Hafen der Ruhe und des Glücks einlaufen sollten.

In zwei Stunden und während der Oberst, dem Winke seiner Frau folgend, nur lächelnd dabei stand und dem ämsigen Treiben der Mutter, des Sohnes und des Freundes zusah, war Alles vollbracht und die Koffer standen bereits geschlossen auf dem Corridor. Rasch nahm man nun das lange hinausgeschobene Abendbrod ein, dann aber verließen die beiden Freunde Arm in Arm das Haus, um noch einmal beim Blinken der Sterne in die reizende Natur hinauszutreten und mit stillem und dankbarem Blick von so Vielem Abschied zu nehmen, was ihnen in der trauten Heimat und in so kurzer Zeit theuer und lieb geworden war.

So schritten sie noch einmal in den grünen Obstgarten und weilten einige Minuten auf der Bank unter dem Apfelbaum, wo sie so manches ernste und heitere Gespräch geführt. Dann gingen sie nach dem freundlichen Beausite hinüber, um auch hier von dem rastlos thätigen Wirth und den Räumen seines gastlichen Hauses Abschied zu nehmen. Als auch das geschehen, wandelten sie Arm in Arm durch das von Leben erfüllte Interlaken, sprachen hie und da im Vorübergehen bei Bekannten vor, um endlich auch den gewaltigen Bergen den letzten Blick zu schenken, die zuguterletzt noch in voller Pracht und Klarheit mit ihren Gletschern und Schneefeldern, mit ihren Eisspitzen und Schluchten auf sie niedersahen, als gäben auch sie ihnen einen Gruß mit auf den Weg und wünschten ihnen Glück auf allen ihren ferneren Pfaden. So endete der Freunde letzter Tag in dem schönen und unvergeßlichen Interlaken und Beide legten sich mit dankbar

zu Gott erhobenem Gemüthe zur Ruhe und stärkten ihre Glieder, die von den körperlichen Strapazen und der geistigen Aufregung des so bedeutungsvollen Tages doch ermüdet waren, obgleich es die kräftigen Männer sich bis jetzt noch nicht eingestanden oder vielleicht gar nicht einmal daran gedacht hatten.

Am nächsten Morgen um vier Uhr aber war schon Alles munter im Hause des Oberst Halder. Frau Susan, obgleich sie sich über das Glück des geliebten Sohnes freute und ihn ohne Bangen nach dem benachbarten Luzern ziehen sah, erschien doch mit thränenenerfüllten Augen am Frühstückstisch. Auch der Oberst war befangener als gewöhnlich und er sprach im Hause fast kein Wort mehr, da er die Scheidenden nach dem Dampfer bringen wollte, der schon um sechs Uhr seine Fahrt nach Brienz antrat.

Endlich aber war die Scheidestunde gekommen und Frau Susan brach in lautes Schluchzen aus. Da sagte der Oberst mit ernster Miene, obgleich auch sein väterliches Herz von Rührung schwoll:

»Frau, mach' es kurz! Sie gehen ja nicht wieder über das Meer, sondern nur über unseren See und am Abend sind sie schon an ihr neues Ziel gelangt. Wünsche ihnen alles Gute, wie ich, aber mache ihnen das Herz nicht so schwer, wie es das Deine ist. In vier Wochen dampfen wir ihnen nach und sehen in Luzern, wie sie sich in die neue Lage der Dinge gefunden haben. Ja – das verspreche ich Dir und nun gieb ihm den letzten Kuß – so!« –

Eine Stunde später hatte auch der wackere Oberst von den jungen Leuten am Boot Abschied genommen und ihnen stumm, aber freundlich die Hand gedrückt. Und es erklang die helle Glocke des ›Gießbachs‹ und der Schlot stieß einen schwarzen Dampf aus, während die gewaltigen Räder schon zu arbeiten begannen.

»Grüßet Irmingers!« lautete des Obersten letztes nachgerufenes Wort; dann rauschte das Schiff hurtig die Aare entlang und in den blaugrünen See hinaus, über den weißliche Morgennebel wallten, die die Aussicht auf die nahen Bergketten verhüllten. Arnold und Werner aber, und der treue Fingal neben ihnen, standen so lange auf ihrem Platz, als sie das weißschimmernde Haar des alten Herrn erkennen konnten; als sie ihn aber nicht mehr sahen, da wandten sie sich um und kehrten ihre von Rührung, Thatendrang und Lebenslust flammenden Augen dem nächsten Ziele zu, das schon mit seinen kleinen Häusern erkennbar am anderen Ende des Sees auftauchte.

Der freundliche Capitain des Dampfschiffes, der Arnold schon von früher her bekannt war, begleitete die jungen Leute, nachdem sie in Brienz gelandet, bis an den Postwagen, mit dem sie über den Brüning fahren sollten, und seiner Fürsorge hatten sie es zu danken, daß sie einen Beiwagen zu alleiniger Benutzung erhielten, der leer nach Alpnach zurückkehren mußte. So fand auch Fingal ein gutes und bequemes Unterkommen und Niemand konnte gegen seine Beförderung mit der Post Einspruch erheben.

Bald nach neun Uhr schon traf die Post in Lungern ein, nachdem sie die beschwerliche Steigung des Brüningpasses überwunden, und da die Freunde keine Lust hatten, während des Aufenthalts in der kleinen Stadt unthätig im Gasthaus zu sitzen, vielmehr sich nach freierer Bewegung in der frischen Morgenluft sehnten, so gingen sie eine Stunde weit dem ihnen folgenden Postwagen voran, bis er sie endlich einholte und nun schon um zwölf Uhr nach Alpnach brachte.

Da lag denn wieder der schöne Vierwaldstädter See vor ihren bewundernden Augen, strahlend im vollen Mittagsglanz der Sonne, und bald standen sie auf derselben Stelle und gedachten lebhaft jener Stunde, wo sie von Herrn Irminger und seiner Tochter Abschied nahmen, um zum ersten Mal in das heimatliche Vaterhaus Arnold's nach Unterseen zurückzukehren.

O, was war ihnen seit jenem Tage nicht Alles begegnet! Wie viele Freuden hatten sie genossen, wie viele unerwartete Hoffnungen erfüllt gesehen! Adele Irminger, Jesuina da Costa Faria waren vor ihre Augen getreten und hatten in den jugendlichen Herzen jenes himmlische Feuer entzündet, welches nur einmal wahr und rein in heiliger Flamme lodert; aber mit der Letzteren war auch der betrügerische Mann wieder aus dem Dunkel der Vergangenheit aufgetaucht, der schon einmal ihr Leben so düster gefärbt und die Freuden desselben verbittert hatte. War das nicht genug des Neuen und Bedeutenden und gab es ihrem Geiste nicht hinreichend zu denken?

O ja, aber sie vertieften sich jetzt nicht mehr in die düsteren Anschauungen vergangener Zeiten; mit frischem Lebensmuth und neuer Hoffnung erfüllt, schauten sie in die unmittelbar vor ihnen liegende Gegenwart hinein und auch die war reichhaltig und vielversprechend genug, um ihre Gedanken ganz zu erfüllen und ihren Herzschlag zu lebhafterem Gange anzutreiben. Nur dies allernächste Ziel vor Augen, bestiegen sie fröhlichen Muthes den bereit liegenden Dampfer in Alpnach und wieder schaufelte der Uermüdliche sausend und brausend dahin, bis das schöne Luzern im goldenen Sonnenglanz vor ihren Augen aufblitzte und ihre Rede, die bisher so lebhaft geflossen war, in Anschauung und Erwartung des nun zunächst Kommenden verstummen machte.

Endlich, ihre Ungeduld nicht mehr länger auf die Probe stellend, legte der Dampfer an der Brücke vor dem ›Schwan‹ an, aber diesmal fanden sie nicht, wie sie gehofft, ein Unterkommen darin. Luzern war in der jetzigen Hochsommerzeit übervoll von Fremden und alle Gasthäuser waren besetzt, so daß es den Freunden schwer fiel, irgend eine ihnen zusagende Wohnung zu finden. Nachdem sie alle am Kai und der Promenade gelegenen Hotels abgelaufen, fanden sie endlich noch ein enges Giebelstübchen im Luzerner Hof auf, und um nur erst ein Dach über sich zu haben, nahmen sie es vorläufig in Beschlag und vertauschten rasch ihre Reisekleider mit besseren, um ihren wichtigen Besuch bei dem Chef des Großhauses ›Irminger, Koch und Comp.‹ abzustatten,

ohne in der Eile zu bedenken, daß es kurz vor der Stunde sei, in welcher Herr Irminger zu speisen pflegte. Nein, daran dachten sie in der Aufregung ihrer Empfindungen nicht, und sobald sie ihre Koffer wieder verschlossen, traten sie den Gang mit Fingal an, den sie nun schon mit zum Besuch nehmen durften, da der neue Chef ja wußte, daß er ihr unzertrennlichen Gefährte war.

Eben verkündete die Uhr des schönen Doms die vierte Stunde, als sie den Luzerner Hof verließen, und auf das rings um sie her herrschende Menschengewühl gar nicht achtend, schlugen sie den wohlbekanntem Weg nach der Kapellengasse ein, um, je näher sie dem befreundeten Hause kamen, mit um so höher schlagenden Herzen dem sie darin erwartenden Geschick entgegenzugehen.

Wessen Herz aber schlug höher und lauter in diesem bedeutungsvollen Augenblick, Arnold's oder Werner's? Wir wollen es nicht zu entscheiden versuchen. Muth und Freude war in Beider Herzen, und doch auch einige Sorge, denn Keiner von ihnen wußte und konnte wissen, ob der heißeste in seinem Herzen brennende Wunsch in baldige Erfüllung gehen würde oder nicht, und so lange diese Ungewißheit im Menschenherzen haftet, nistet auch die Sorge darin, und vielleicht ist es gut, daß es so ist, denn was wäre die höchste Freude ohne sie, da wir ja nicht im ewigen Sonnenschein leben können, sondern auch abwechselnd damit die dunkle Nacht folgen muß, mit ihrer Kühle und ihren Regenschauern, um die von jener gezeitigten Keime zu erfrischen und zu stärken, auf daß sie emporschießen, blühen und Früchte tragen,

um so der weisen Bestimmung der Vorsehung zu entsprechen, die es also gewollt und eingerichtet hat.

VIERTES CAPITEL. DAS ERSTE GESCHÄFT DER NEUEN BUCHHALTER.

Bevor Herr Nicolaus Irminger mit seinen Damen die Reise nach Unterseen und Bern angetreten, hatte er den Entschluß ausgesprochen und auch noch unterwegs festgehalten, gleich nach seiner Rückkehr für den Rest des Sommers gänzlich nach seinem Landsitz oberhalb des Vierwaldstädter Sees überzusiedeln und nur die geschäftlichen Stunden während des Vormittags im Stadthause zuzubringen. Allein auch dieser Beschluß sollte vergebens gefaßt sein und sein Wunsch nicht erfüllt werden, denn als er wirklich an jenem Tage zurückgekehrt war, fanden sich so viele unerwartete und ungewöhnliche Geschäfte vor, daß er schon darum allein von seinem Vorsatz abgehen mußte. Und um denselben ganz unausführbar erscheinen zu lassen, war während seiner Abwesenheit auch noch der älteste und bewährteste Buchhalter lebensgefährlich und ohne Aussicht auf Wiedergenesung erkrankt, und nun mußte der Chef wohl selbst in der Stadt bleiben, um den complicirten Gang seiner Geschäfte mit eigenen Augen überwachen zu können.

Mit ihm blieb auch seine Tochter und deren Gesellschafterin in der Stadt, von denen er sich ungern trennte, da er es liebte, Jemanden um sich zu haben, mit dem er in freien Augenblicken sich gemüthlich unterhalten und die Freuden des Lebens genießen konnte, die einem

so thätigen Geschäftsmann überhaupt nur kärglich zugemessen sind.

Am Abend, nach Tisch, fuhren die drei Personen in der Regel nach dem Landhause hinaus, um fern vom Gewühl der im Sommer so lebhaften Stadt in der würzigen Berg- und Seeluft einige Stunden zuzubringen. An dem Tage aber, von dem an Herr Irminger die aus Unterseen herbeigerufenen Freunde und Gehülfen erwarten zu können glaubte, wollte er sein Haus gar nicht verlassen, denn er sah mit wachsender Spannung der Ankunft derselben entgegen, da er keinen Augenblick zweifelte, daß sie sein freundliches Anerbieten annehmen und ihre Kräfte seinem Hause von Stund' an widmen würden.

Da auch seine Tochter von dieser Voraussetzung unterrichtet war und seine Erwartung theilte, so war es natürlich, daß man sich in dem stets so geregelten Hauswesen in der Stadt auf die Gäste vorbereitete, und wer Augen dafür hatte, konnte wohl bemerken, daß diese Vorbereitungen mit sorglicher Hand und in erwartungsvoller Stimmung getroffen wurden. Die beiden Damen waren an dem Tage, bis zu welchem wir nun in unserer Erzählung gelangt sind, schon früh in der Küche und auch in anderen Räumlichkeiten des Hauses überaus thätig gewesen und Adele hatte sich diesmal nicht in ihre Malerstube begeben, wo sie sonst regelmäßig einige Morgenstunden verbrachte, weil sie zu unruhig war und keine Neigung zum Sitzen verspürte.

Diese Unruhe theilten auch die anderen bei dem bevorstehenden Besuche betheiligten Personen, und daß

Herr Irminger vor Allen sich in einiger Erregung, und mit der vorschreitenden Zeit auch in sichtbarer Ungewißheit befand, bewies er am lebhaftesten dadurch, daß er heute ungeachtet der Fülle seiner Geschäfte einige Male im Laufe des Vormittags das Comptoir verließ und zu seiner Tochter emporstieg, um mit ihr bald Dies, bald Jenes zu reden und sie um ihre Meinung über verschiedene Dinge zu fragen.

Um elf Uhr war er schon zum zweiten Mal bei Adele gewesen und hatte ihr einige Fragen in Betreff gewisser Anordnungen im Hause vorgelegt, aber das verhinderte nicht, daß er gegen ein Uhr schon wieder kam und, da er seine Tochter mit einer Handarbeit beschäftigt fand, sich zu ihr setzte und wieder neue Fragen auszusprechen begann. Allein er war viel zu unruhig, um lange sitzen zu können, und so, die Feder immer noch hinter dem Ohr, stand er wieder vom Sessel auf und schritt mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen sinnend vor ihr hin und her.

»Na,« sagte er,« nachdem er eine Weile geschwiegen, »jetzt haben wir bald Eins, und mit der ersten Post sind sie nicht gekommen, sonst müßten sie schon hier sein. Ich werde zweifelhaft, ob sie heute oder überhaupt noch kommen. Was meinst Du denn dazu, Adele? Ich dünkte doch, ich hätte mich in meinem Briefe deutlich genug ausgedrückt. Wie?«

Adele legte ihre Arbeit bei Seite, trat auf ihren so guten Vater zu und umfaßte ihn liebevoll, auf diese Weise dicht neben ihm her auf dem weichen Teppich durch das

Zimmer schreitend. Dabei war sie sichtbar erröthet und ob es ihr auch schwer ward, die folgenden Worte mit der beabsichtigten Ruhe vorzubringen, so sagte sie doch mit ihrem freundlichsten Lächeln:

»Ja, der Meinung bin ich auch, deutlich genug hast Du Dich ausgedrückt und sie werden es auch so aufgefaßt haben und – kommen,« ich glaube es ganz bestimmt. Wenn sie aber erst mit der Nachmittagspost eintreffen, so wundert mich das nicht; sie können unsere Schreiben ja erst gestern Morgen empfangen haben und dann müssen sie sich doch erst die Sache überlegen, bevor sie an das Einpacken ihrer Kleider und Wäsche gehen. Das Alles will wohl bedacht sein, Väterchen, wenn sie überhaupt gerade zu Hause gewesen sind und die Briefe gleich gelesen haben.«

»Hm! Du hast Recht, daran hatte ich nicht gedacht. Ja – das ist möglich, doch ich will es nicht hoffen. Also daß sie überhaupt kommen, daran zweifelst Du nicht?«

Adele senkte den Kopf auf die Brust und besann sich etwas lange, ehe sie erwiderte:

»Nein, daran zweifle ich keinen Augenblick.«

»Nun, wenn Du das sagst, bin ich schon zufrieden. Aber sprich – seid Ihr auch mit Euren Vorbereitungen zu Stande gekommen? Ist Alles so, wie ich es wünschte?«

»Alles, Väterchen, Du sollst an Nichts etwas auszusetzen finden, verlaß Dich darauf.«

»Gut, ich verlasse mich darauf, ja. O, Adele, wenn sie doch erst da wären! Ich zähle die Minuten, bis ich sie

sehe! Wer hätte das gedacht, wer es nur für möglich gehalten! O, was werden sie für Augen machen, wenn ich ihnen das Unerwartete erzähle!«,

»Ja,« erwiderte Adele, ihren Arm noch fester um den Leib ihres Vaters legend, »und ich beneide Dich darum, ein Zeuge ihrer Ueberraschung zu sein. Doch – warum soll ich es nicht sagen – ich habe eine Bitte, Väterchem und die könntest Du mir wohl erfüllen.«

»Heraus damit, Du Schmeichelkätzchen! Was willst Du? Ha, ich ahne es beinahe schon!«

»Um so besser! Laß mich, wenn Du mit ihnen in Deinem Zimmer sitztest und über die bewußte Angelegenheit sprichst, im Nebenzimmer – o, Du weißt schon, was ich möchte!«

»Nein, ich weiß gar nichts,« sagte Herr Irminger, stehen bleibend und seine immer mehr erröthende schöne Tochter lächelnd von der Seite betrachtend. »Sprich also, was möchtest Du?«

»Hören, was Ihr sprecht und wie sie sich dabei benehmen. Laß mich also im Hinterzimmer sein – ich will mich auch so vorsichtig hinter der Portiere verbergen, daß sie nicht im Mindesten meine Anwesenheit errathen.«

»Hm! Also Du willst *horchen*, wie man im gewöhnlichen Leben sagt. Nicht wahr?«

»Ja, das will ich, Väterchen. Darf ich?«

»Ich will Dir etwas sagen,« fuhr Herr Irminger nach einer Weile mit ernsterer Miene fort. »Eigentlich bin ich kein Freund von solchen unberufenen Zeugen und die beiden jungen Männer sind so ehrenwerthe Leute, ich

achte und liebe sie so sehr, daß ich um nichts in der Welt möchte, sie wüßten um das, was Du zu unternehmen denkst und mir eben als Deinen Wunsch aussprichst.«

»O, darüber beruhige Dich, lieber Vater,« entgegnete Adele sorglos. »Wenn ich gehört habe, wie sie die Sache aufnehmen, so werde ich selbst die Erste sein, die ihnen später ein Geständniß ablegt, und das werde ich so einrichten, daß sie weder Dir noch mir einen Vorwurf daraus machen können. Willst Du nun?«

»Was Du für ein feines Geschöpf bist!« rief Herr Irmingier mit seinem behäbigen Lächeln. »Und da soll man noch Nein sagen? Kann man Dir denn widerstehen, wenn Du so artig zu Werke gehst? Nein, – ich will es nicht. Thu, was Du willst, aber ich weiß nichts davon, das sage ich Dir im Voraus.«

Adele umschlang des Vaters Hals mit beiden Armen und küßte ihn lebhaft.

»Genug, genug!« rief der alte Herr. »Da – höre – schlägt es schon halb zwei Uhr und ich habe meine Geschäfte ganz vergessen.«

»Um Verzeihung, Väterchen, wir haben eben auch ein Geschäft abgeschlossen, und wie die Deinen für Dich wichtig sind, so sind es auch die meinen für mich.«

»Das ist eine richtige Calculation, ja, ja! Aber nun laß mich los – ich muß hinunter. O, wie dumm – ich hatte mich schon auf den Mittag gefreut, und nun müssen wir am Ende allein essen und sie wieder um einen Tag später erwarten.«

»Das befürchte ich noch nicht so ganz gewiß. Der Tag ist noch lang und sie können leicht eine andere Gelegenheit als die Post benutzt haben.«

»Ja, da hast Du wieder Recht. Doch nun gehe ich wirklich. Das war noch ein recht guter Schluß.«

Es waren fast zwei Stunden verstrichen und Herr Irminger war nicht wieder bei seiner Tochter erschienen. Mit etwas betrübtem Gesicht saß er in seinem Comptoirzimmer und schien die Hoffnung auf die Ankunft der jungen Männer an diesem Tage aufgegeben zu haben.

Nicht so Adele. Sie glaubte noch immer, daß sie kommen würden und so saß sie am Fenster, vor dem ein Spiegel angebracht war, durch den sie die ganze Straße bis nach ihrem Ausgang am Kai überschauen konnte. Wenn sie einmal ihren Platz verlassen mußte, so nahm denselben an ihrer Stelle die Gesellschafterin ein, denn diese war jetzt, wie auch bisher, von allem Vorgehenden in Kenntniß gesetzt worden und theilte mit herzlicher Ergebenheit alle Gedanken und Empfindungen des jungen Mädchens, das sie wie eine Mutter und zugleich wie eine Freundin liebte.

Es ging gegen vier Uhr, als Adele wieder am Fenster saß und jetzt fast unaufhörlich und mit wachsender Spannung in den Spiegel blickte. Es war Etwas in ihr, was ihr zu sagen schien: »Gieb Acht! Es kann nicht anders sein, sie *müssen* kommen!«

Und darin sollte sie sich auch nicht getäuscht haben. Denn plötzlich sah sie vom Kai her zwei hochgewachsene, feingekleidete Herren in die Straße treten, und wenn sie dieselben auch nicht sogleich erkannt, so hätte sie doch der große Hund, der ihnen unmittelbar auf dem Fuße folgte, belehren müssen, wer sie seien. Als sie aber diesen Hund sah und dann die beiden Gestalten schärfer in's Auge faßte, sank ihr die feine Arbeit aus den Händen, als würden sie einen Moment lang gelähmt, und ihr liebliches Gesicht nahm auf einen Augenblick eine seltsam bleiche Farbe an. Gleich darauf aber trat alles Blut wieder aus dem Herzen in ihre Wangen zurück und färbte sie bis zu den Augen und Schläfen mit glühendem Purpur, und nun erst gewann sie die Kraft wieder, dem nächsten Augenblick mit der Ruhe und Fassung entgengzutreten, die sie bisher bei allen Begegnungen mit den beiden jungen Männern an den Tag gelegt hatte.

Ohne für den Augenblick daran zu denken, ihren Vater von dem freudigen Ereigniß benachrichtigen zu lassen, beauftragte sie nur Fräulein Dubs, den Herren bis zur Treppe entgegen zu gehen und sie zu bitten, zuerst zu ihr heraufzusteigen, bevor sie sich in's Comptoir zu ihrem Vater begäben, denn sie hegte eine gewisse Besorgniß, daß sie in letzterem Fall nicht ihre beschlossene Lauscherrolle bis zu dem erwünschten Grade werde spielen können.

Wenige Minuten später hatte die gute alte Dame Arnold und Werner im Unterhause empfangen und gleich darauf führte sie sie in Adele's Zimmer. Diese ging ihnen

mit ruhiger Freundlichkeit entgegen, streckte ihnen wie alten Freunden die Hände hin und begrüßte sie auf das Herzlichste, wobei sie die Genugthuung hatte, wahrzunehmen, daß Beide gern und freudig der Aufforderung ihres Vaters gefolgt zu sein schienen.

»O, wie gut ist es, daß Sie heute doch noch gekommen sind,« sagte sie, als alle Drei Platz genommen und die Herren auf ihre Bitte die Hüte abgelegt hatten; »mein Vater hatte schon die Hoffnung aufgegeben, Sie zu sehen, und doch war es ihm sehr darum zu thun, daß Sie schnell kamen. Doch nun, Herr Halder, berichten Sie mir zuerst, was Ihre lieben Eltern machen. Sie sind gesund, nicht wahr?«

Arnold stattete alle ihm aufgetragenen Grüße ab und nun wurde Mancherlei über Unterseen und Interlaken gesprochen, ohne daß bis jetzt ein einziges Wort über den Hauptgrund der Berufung der jungen Männer gefallen wäre, denn das wollte Adele allein ihrem Vater überlassen, da sie ja doch bereits wußte, daß sie eine ungesehene Theilnehmerin des ganzen Gespräches sein würde.

Unterdessen aber war die Gesellschafterin, ohne eine besondere Aufforderung dazu erhalten zu haben, selbst nach dem Arbeitszimmer Herrn Irminger's gegangen, welches hinter dem großen Comptoir lag und hatte ihm mit freudiger Aufregung die Meldung von der Ankunft der beiden Herren gebracht, wozu sie die Mittheilung fügte, daß sie selbst dieselben in das obere Stockwerk geführt habe, um den Herrn nicht in seiner augenblicklichen Arbeit zu stören.

»Was?« rief Herr Irminger mit frohlockendem Erstaunen aus, indem er sich mit beiden Händen in die grauen Haare fuhr, »sie sind doch noch gekommen? O die Adele, die Adele, was hat die für einen – beinahe hätte ich gesagt: Instinkt! Aber es ist gut, es ist sehr gut – nun gehen Sie nur hinaus, auch ich komme gleich. Ich bin gerade fertig für heute und wollte eben mein Pult und meine Schränke verschließen.«

Das that er denn auch mit eiligen Händen und unruhig hin und her trippelnd. Sodann aber ging er in das große Comptoir, nahm ein bereits bei Seite gelegtes und mit einer Schnur fest zusammengebundenes Packet von ziemlichem Umfang, gab dem jetzigen ältesten Commis des Hauses noch einige Anweisungen und eilte dann hastiger, als er sonst zu gehen pflegte die Treppe hinauf, um, von Adele kaum so früh erwartet, gleichsam wie im Sturmschritt in das Vorzimmer ihres Gemachs zu treten. Hier aber gerieth er zufällig vor einen großen Spiegel, und da er darin sein von Unruhe und Hast erregtes Gesicht wahrnahm, faßte er sich, gab sich Mühe, seine gewöhnliche ruhige Miene anzunehmen und schritt nun endlich in Adele's Zimmer, wo er, leise auf den weichen Teppich tretend, ganz unbemerkt hinter den beiden sitzenden Männern seine Stellung nahm.

Aber da verrieth ihn Fingal. Denn kaum hatte er die Annäherung des alten Bekannten wahrgenommen, so stieß er ein freudiges Geknurr aus und sprang mit wedelndem Schweif auf ihn zu, um der Erste zu sein, der den so freundlichen Wirth in seinem Hause begrüßte.

»Heda, alter Bursche!« rief nun Herr Irminger mit heiterem Gesicht, indem er den sich ihm nähernden Hund mit beiden Händen streichelte, »guten Tag! Na, das kennt man an Dir schon, daß Du Einen immer zuerst begrüßest. Aber mach' es kurz – es ist gut – es ist gut – und nun, meine Herren, heiße ich auch Sie willkommen und ich freue mich sehr, daß Sie so bald meinem Rufe gefolgt sind.«

»Das war unsere Pflicht, Herr Irminger,« nahm Arnold das Wort, dessen Hand Jener noch immer festhielt, wie er es auch mit der Werner's that, »von dem Augenblick an, wo wir beschlossen hatten, Ihre Commis zu sein, zumal Sie uns so dringend zur Eile aufforderten.«

»Haha, ja! Das ist wahr, das ist recht – doch davon nachher. Aber ich sehe, Sie sind im schwarzen Frack! Das kommt uns Schweizern im Lande immer etwas seltsam vor – aber es mag so Sitte da draußen sein. Gut, ich habe heute nichts dagegen. Doch ich wollte sagen – an Ihren Rücken sehe ich, daß Sie nicht in diesem Augenblick erst von der Reise gekommen sind. Darf ich wissen, wie es damit steht?«

»Nein, wir sind schon vor einigen Stunden mit dem Postschiff von Alpnach gekommen,« nahm nun Werner das Wort, »und es hat uns etwas Mühe gemacht und Zeit gekostet, ein Unterkommen zu finden.«

»Ah!« rief Herr Irminger mit sichtbarem Erstaunen, dem einige Verlegenheit beigemischt war, »das ist es, aha, ich merke schon! Ja freilich, Luzern ist übervoll von Fremden, und Sie hätten sich das Suchen nach einer Wohnung ersparen können. Aber daß Sie das nicht

gethan, daran ist Keiner schuld als ich selber, denn ich hatte vergessen, Ihnen zu schreiben, daß Ihre Wohnung bereits gemiethet und für Sie in Ordnung gebracht sei, haha!«

»Gemiethet?« fragte Arnold.

»In Ordnung gebracht?« lautete es von Werner's Lippen.

»Nun natürlich, doch was wollen wir lange Worte darüber verlieren! Kurz gesagt: Ihre Wohnung ist diesmal und von jetzt an in meinem Hause und erwartet Sie schon. Ich habe Raum genug in dem alten Dinge und da ich keinen Widerspruch in *meinem* Reiche und in Geschäftsangelegenheiten dulde – so ist die Sache abgemacht.«

»Um Verzeihung, Herr Irminger,« sagte Werner, von solcher Güte und der Art und Weise des Angebots fast gerührt, »ich muß doch noch einigen Widerspruch versuchen. Wir sind unserer Drei, wie Sie sehen, und Sie haben gewiß nicht an Fingal gedacht?«

»Nicht, habe ich das nicht, junger Mann? O, was ein Mensch sich doch irren kann! Da fragen Sie nur meine Tochter dort und die wird Ihnen sagen, daß wir von dem wackern Thiere schon oft gesprochen haben. Zwischen ihm und mir besteht eine Freundschaft, die sich nicht so leicht vergißt, denn sie ist mit etwas dicker Schrift in die Erinnerung eingetragen. Doch nun genug davon. Sagen Sie mir lieber, wo Sie eingekehrt sind, damit ich Ihre Sachen holen lassen kann.«

Arnold nannte, da es doch einmal so verlangt wurde, den Luzerner Hof.

»Ah,« rief Herr Irminger, »das ist gut. Ich werde sogleich danach senden. Warten Sie – das muß rasch abgemacht werden. Adele, ich bitte, sende einen Diener nach dem Luzerner Hof und laß sagen, daß die Herren meine Gäste sind und daß ich mir ihre Koffer ausbitte. So, meine Herren,« fuhr er fort, als Adele einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte, »das wäre abgemacht, und nun, bitte, folgen Sie mir. Wir haben noch gerade Zeit genug vor Tisch, um die Wohnung anzusehen, die ich für Sie in Bereitschaft habe setzen lassen, und da ich mich in dieser Beziehung als Ihr Wirth betrachte, wie Ihre Eltern, Herr Halder, in Unterseen die unsrigen gewesen sind, so ist es auch meine Pflicht, Sie selbst dahin zu führen, wie ich Sie morgen auch in mein Comptoir führen und Ihnen Ihre Plätze anweisen werde. Bitte – folgen Sie mir!«

Arnold und Werner folgten in einiger Verlegenheit, denn diese neue und unerwartete Güte überraschte sie sehr. Herr Irminger stieg, ihnen vorangehend, eine kurze Treppe hinab, trat in einen Seitencorridor und öffnete nun eine Thür, die in eine Reihe von vier neben einander liegenden Zimmern führte, die in einer Art Mansarde unmittelbar über den Comptoirräumen und unter des Banquiers eigener Privatwohnung lagen und ungemein zierlich möblirt und sogar mit einem in diesem Hause ungewöhnlichen Comfort ausgestattet waren.

»Das ist Ihre Wohnung, meine Herren, so lange Sie in meinem Geschäft sein werden,« sagte Herr Irminger mit

sichtbarem Behagen, als er mit den beiden immer mehr überraschten Freunden in der Mitte dieser Räume stand, deren Thüren sämmtlich offen standen, so daß man das freundliche und saubere Ganze mit einem Blick übersehen konnte. »Diese Zimmer stehn schon lange leer und sind ganz so geblieben, wie ihr ehemaliger Bewohner sie verlassen hat. Es war dies Herr Koch, mein früherer Compagnon und Freund, der nie verheirathet war und mir leider zu früh starb. Ich bin Erbe seiner ganzen Hinterlassenschaft geworden – oder eigentlich Adele, die er aus der Taufe gehoben – und die war gerade nicht unbedeutend. Darum habe ich auch seine Wohnung, die er niemals mit einer anderen vertauschen wollte und selten verließ, unangetastet gelassen, denn er liebte sie sehr, obgleich er eine viel größere und bessere hätte bewohnen können. Nun, er hatte eigentlich Recht. Seinen Tisch hatte er bei mir oben – wie auch Sie ihn haben werden – und hier lebte er ganz behaglich und überaus bequem. Denn sehen Sie – hier ist eine Tapetenthür, die man so öffnet. Und auf dieser Wendeltreppe, die sich daran schließt, gelangt man in das große Comptoir, so daß er nicht an die Luft hinaus zu treten brauchte, der alte Herr, und Arbeit und Ruhe, je nach Neigung und Bedürfniß, leicht mit einander vertauschen konnte. Herr Koch war nämlich Rheumatiker und setzte sich nicht gern einer Erkältung aus, darum hat er sich das Alles so gemächlich einrichten lassen. – So, da haben Sie nun die ganze Junggesellenwirthschaft für sich. Doch halt, noch Eins. Sehen Sie hier, das

ist ein Sprachrohr. Das geht sowohl in mein Arbeitszimmer neben dem Comptoir wie in mein Wohnzimmer im oberen Stockwerk. Dadurch konnten wir uns immer verständigen, wenn wir auch nicht bei einander waren, und das können nun auch wir, wenn es einmal nöthig werden sollte. Na, das werden Sie bald Alles kennen lernen. Hier nun, meinte Fräulein Dubs, die Gesellschafterin meiner Tochter und unsere oberste Hausverwalterin, sollen Sie Beide schlafen. Wie Sie sehen, liegen die beiden Zimmerchen nicht weit von einander – na, Sie sind und bleiben ja die ›Unzertrennlichen‹. Haha! Und nun, sind Sie mit der Wohnung zufrieden, die ich für Sie ausgewählt?«

»Herr Irminger,« sagte da Arnold tief gerührt von so viel Güte, die weder er noch Werner erwartet hatte, »was sollen wir dazu sagen und namentlich ich? Denn daß mein Freund so viel Rücksicht und Wohlwollen von Ihnen erfährt, mag seine Gründe haben, aber ich –«

»Ach was!« unterbrach ihn Herr Irminger rasch. »Machen Sie keine Worte über Etwas, was sich von selbst versteht – das merken Sie sich für alle Zukunft. Sie sind des alten Freundes Berg-Halder Sohn und Herrn Altstetten's Freund, dem ich schon einige Aufmerksamkeit schuldig bin, und außerdem sind Sie – Sie selbst. Das ist eine dreifache Potenz und davor hat ein Kaufmann, der rechnen kann, immer Respect. So, nun aber wollen wir wieder hinaufsteigen. Lassen Sie gleich Ihre Hüte hier – oben brauchen Sie sie nicht, und heute Abend können Sie Ihre Koffer auspacken, sie werden bald genug hier stehen.«

»Sollen wir denn nicht heute schon in Ihr Geschäft treten, Herr Irminger,« fragte Arnold, als sie die Treppe hinaufsteigen wollten, »und nicht lieber gleich in das Comptoir gehen, um auch da unsere Plätze kennen zu lernen?«

Herr Irminger drehte sich langsam nach ihm um und sah ihn groß und verwundert an. »Junger Mann,« sagte er lächelnd, »heute schon? Jetzt gleich? Nun, das wäre nicht übel und ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihren Eifer. Aber Sie haben vergessen, daß ich um fünf Uhr zu speisen pflege – und diese Zeit haben wir jetzt – und dicht vor und bei Tisch giebt es keine Geschäfte für mich. Auch das mögen Sie sich für alle Zukunft merken. *Nach* dem heutigen Tisch aber, und das müssen Sie einmal als Ausnahme betrachten, wollen wir gleich an das *wichtige* Geschäft gehen, weshalb ich Sie so schnell gerufen habe, und morgen früh um acht Uhr finden wir uns im Comptoir, und da werden Sie bald heimisch werden, denke ich. Allons, jetzt hinauf und zu Tisch! Die Damen erwarten uns gewiß schon und sie haben ein Recht dazu!«

Arnold konnte seine Blicke nicht so rasch von der reizenden Wohnung abwenden, die man ihm und seinem Freunde hier mit so zuvorkommender Höflichkeit ausgewählt. Denn darin hatte er ja Alles, was er so sehr liebte: Bücher, Kupferstiche, hübsche Statuen von Metall und Marmor, vor allen Dingen aber reizende Oelbilder – o! ob wohl eins, von Adele's kunstfertiger Hand gemalt, darunter sein mochte? – Dieser Gedanke beschäftigte ihn ganz und gar, als er nun mit zögernden Schritten Herrn Irmingers folgte, der mit Werner die Treppe hinauf voranging

und mit ihm über Vielerlei sprach, wovon der so tief in seine Gedanken Versunkene gar nichts hörte.

So war denn endlich die Speisestunde gekommen und die Damen erwarteten die Herren in dem wohlbekanntem Eßsaal. Herr Irminger war diesmal der heiterste und gesprächigste von Allen und er schien gar nicht zu merken, daß die beiden jungen Männer durch ein gewisses zurückhaltendes Wesen nur zu deutlich an den Tag legten, daß sie sich jetzt schon mehr als die Commis denn als die Gäste Herrn Irminger's betrachteten. Adele allerdings nahm dies sehr bald wahr und zuletzt sah es auch ihr Vater, aber anstatt seine heutigen Gäste zu lebhafterer Darlegung ihrer Empfindungen zu ermuntern, wie er es früher gethan, verhielt er sich ruhig abwartend, freute sich im Stillen über ihre Bescheidenheit und rieb sich, wie er es immer that, wenn er recht vergnügt war, die Hände, so daß Arnold und Werner, die diese seine Gewohnheit schon kannten, im Stillen die Bemerkung machten, daß das *wichtige* Geschäft, um welches es sich bald handeln sollte, wohl nicht von besonders bedrückender Art sein müsse.

Indessen konnten sie Herrn Irminger in dieser Beziehung doch wohl noch nicht ganz genau. Er wußte stets das Geschäftliche vom Genuß des Lebens zu trennen und in seinen Privatzimmern, zumal bei Tisch, war er ein ganz anderer Mann als im Comptoir, wenn alle seine Gehülfen arbeitend um ihn her saßen. Nur zu bald aber sollten sie diese Bemerkung zum ersten Mal machen und

erfahren, daß die gemüthliche Heiterkeit bei Tisch in diesem Hause wohl einem bedeutsamen Ernst Platz machen könne.

So war man an den Schluß des Mahles gelangt und Herr Irminger goß sich und seinen Gästen das letzte Glas Wein ein.

»So,« sagte er, indem schon ein gewisser nachdenklicher Zug auf seiner Miene zu lesen war, »nun stoßen wir noch einmal an! Möge Ihr Eintritt in mein Haus ein gesegneter sein, meine Herren, und möge es Sie nie gereuen, meinem Wunsche, Sie hier zu sehen, so bald gefolgt zu sein. Gesegnete Mahlzeit, meine Damen! Den Kaffee aber, Adele, kannst Du heute mit Fräulein Dubs allein trinken, und nun, meine Herren, folgen Sie mir, wenn es gefällig ist – wir werden unsere Tasse ja wohl auf meinem Zimmer finden.«

Alle erhoben sich sogleich. Arnold und Werner wehte die plötzlich hervortretende Förmlichkeit in Herrn Irminger's Wesen wie eine etwas kühlere Luft an und sie verbeugten sich stumm vor den Damen, die ziemlich verlegen dastanden und einen forschenden Blick auf den so sichtlich umgewandelten Hausherrn warfen.

Zwei Minuten später waren Diesem die Gäste auf sein Zimmer gefolgt und unmittelbar darauf wurden drei Tassen Kaffee gebracht und von dem Diener auf den Tisch gestellt, nachdem er dazu einen Wink von seinem Herrn erhalten hatte.

»Bedienen Sie sich selber, meine Herren!« sagte er, auf den Tisch deutend, und während diese es thaten, ging er

selbst nach der Thür und ließ die Portiere herunter, die das dahinter gelegene Zimmer von dem seinigen trennte.

Von jetzt an schien Herr Irminger den Freunden mit jeder Minute ernster und gemessener zu werden. Er sprach kein Wort mehr und trank nur seine kleine Tasse schwarzen Kaffees im Stehen. Dann aber, als er sah, daß auch die jungen Männer seinem Beispiel gefolgt waren, lud er sie durch eine rasche Handbewegung zum Sitzen ein und sich selbst so zwischen sie setzend, daß sein Gesicht im Schatten blieb, dagegen das volle Licht auf sie selber fiel, fragte er kurz und bündig:

»Sind Sie bereit, meine Herren, jetzt mit mir von Geschäften zu sprechen?«

Beide verbeugten sich höflich und Arnold sagte für sich und Werner mit einer nicht wenig erwartungsvollen Miene: »Ja, Herr Irminger, wir sind dazu bereit.«

»Nun denn, so sei es. Ja, meine Herren, ich habe Sie, denke ich, zu einem recht wichtigen Geschäft hierher berufen und zwar zu einem Geschäft, das Sie so nahe berührt wie mich. Ich habe Ihnen zugleich geschrieben, daß dasselbe von einer Beschaffenheit sei, daß ich es nicht dem Papiere anvertrauen könne. Und so ist es auch, denn es betrifft eine Person, deren Namen zu hören, Ihnen, Herr Altstetten, gewiß kein Vergnügen bereiten wird, und deshalb wollte ich Sie auch nicht vor der Zeit beunruhigen und sparte mir diese Eröffnung zur mündlichen Verhandlung auf. Zu der sind wir jetzt gelangt und nun will ich nicht länger hinter dem Berge halten und Ihnen gestehen, daß dieser Name einer Person

angehört, die ich zum ersten Mal in meinem Leben auf dem Hospiz von Ihrem Onkel nennen hörte, als er mir Ihre so verhängnißvollen Erlebnisse in Rio erzählte. Aha, Sie errathen schon, wen ich meine, ich sehe es Ihnen an – nun ja, es ist kein Anderer als jener Schuft Pinto Machado, der Ihnen in Rio so übel mitgespielt. Ich hatte diesen Namen und die Geschichte, die sich daran knüpft, nicht vergessen, im Gegentheil, ich habe Beides meinem Gedächtniß tief eingeprägt, allein Ihr alter Onkel hat mir immer nur einen Theil des Ganzen gesagt, er konnte mir ja nichts aus eigener Anschauung berichten, und so ist er mir in manchen wichtigen Dingen viel zu kurz gewesen und mir ist bei Weitem nicht Alles so klar geworden, wie ich es wohl gewünscht hätte und jetzt wünschen muß. Nun denn, was er in seiner Erzählung versäumt oder vielmehr, was er mir aus guten Gründen, weil er es selbst nicht wußte, vorenthalten hat, das sollen Sie heute nachholen, damit ich endlich eine volle und genaue Einsicht in die Sache gewinne. Hm, ja! Sie sehen mich verwundert an, warum Sie mir das jetzt klar machen sollen – und das habe ich erwartet. Und so muß ich Ihnen denn sagen, daß ein Mann desselben Namens auch in der Schweiz aufgetaucht und sogar bis in meine Sphäre gerathen ist. – Ah, nun werde ich Ihnen schon verständlicher, merke ich. Denn sehen Sie, wie diese beiden Namen so wunderbar mit einander stimmen, so könnten auch die Personen stimmen und mein Pinto Machado aus Rio könnte auch der Ihrige sein. Damit wir nun aber darin auf's Reine kommen und kein Zweifel mehr übrig bleibt, so bitte

ich Sie zunächst, mir noch einmal die ganze Geschichte zu erzählen, wie sie Ihnen in Rio begegnet ist, und dann werden wir ja wohl bald herausfinden, welcher Zusammenhang zwischen unseren beiden Matadoren besteht. Haha!«

Arnold und Werner hörten diese Worte anfangs mit sprachlosem Erstaunen an, denn daß das vorliegende Geschäft sich nach dieser Richtung hin neigen werde, hatten sie nicht erwartet. Der Erste, der sich noch faßte und die Art und Weise des Zusammenhangs schon vermutete, war Arnold, während Werner plötzlich wieder in das alte Weh hinüber gerissen wurde, dem er nun endlich für immer entronnen zu sein glaubte. Das sprach sich auch deutlich aus seinen gepreßten Gesichtszügen aus und um ihm ein wenig zu Hülfe zu kommen, fuhr Herr Irminger also zu reden fort:

»Aha, ich sehe es wohl,« sagte er freundlicher als vorher, »das bedrückt Sie ein wenig und ich finde das ganz natürlich. Aber das hält mich jetzt nicht von dem begonnenen *Geschäft* zurück, dessen Wichtigkeit Sie nun wohl eingesehen haben werden. Vorwärts denn, überwinden Sie Ihre Abneigung, von dieser vergangenen Geschichte zu sprechen, und erzählen Sie mir den ganzen Hergang, von Anfang bis zu Ende. Und wenn Sie damit fertig sind, dann soll die Erklärung meinerseits nicht lange auf sich warten lassen und Sie sollen erfahren, wie dieser Herr Machado in *meine* Sphäre gerathen ist und was für Sie daraus folgen kann. Damit ich aber ganz klar sehe – ich muß das noch einmal wiederholen, so vergessen Sie nicht

die geringste Kleinigkeit und dabei mögen Sie thun, als ob ich die ganze Geschichte zum ersten Mal hörte. Das ist wichtig, für Sie und mich – also beginnen Sie!«

»Vorwärts!« drängte nun auch Arnold den noch immer schweigenden Freund, der sich von seiner Verwunderung nur langsam erholen konnte. Endlich aber hatte er sich gesammelt und nun begann er seine Erzählung mit einer Umständlichkeit, Klarheit und Genauigkeit vorzutragen, daß die ganze Schurkerei bald vollkommen faßlich und klar vor Herrn Irminger's Augen lag, der sich bequem in einen Sessel zurückgelehnt hatte und jedem Wort die größte Aufmerksamkeit schenkte. In manchen Dingen mußte sich der Erzähler sogar wiederholen, dazu veranlaßte ihn der Banquier durch verschiedene Fragen, und wo es sich um irgend eine Bestätigung des Gesagten handelte, da half Arnold zur rechten Zeit aus und das betraf namentlich den Character, die Stellung und den Leumund Pinto Machado's, worin beide jungen Leute dem wißbegierigen alten Herrn nicht genug thun konnten.

Als Werner mit seiner langen Erzählung zu Ende gekommen war, lehnte er sich wie erschöpft in seinen Sessel zurück. Herr Irminger schaute sinnend vor sich nieder, nur zuweilen nickte er befriedigt und lächelte verstohlen vor sich hin, als ob er innerlich mit sich zu Rathe ginge, wie er den von ihm gefaßten Entschluß offenbaren wolle.

Endlich aber erhob er den Kopf, sah Arnold und Werner wiederholt fest an und sagte: »Also so hängt die Sache zusammen! Nun ja, ich dachte es mir wohl. Ich habe so gut wie keinen Zweifel mehr. Also Sie können dem

Herrn aus Rio jetzt beweisen, daß er Sie bestahl? Sie sagten ja, er hätte sich dessen vor einem Freunde oder Bekannten gerühmt – verhält es sich so?»

»Ja, so verhält es sich,« bekräftigte Arnold, »wir können es beweisen, denn wir haben den Brief unseres ehemaligen Principals in Rio in Händen, worin derselbe uns versichert, daß Pinto Machado sich laut gebrüstet, einen deutschen Gimpel, wofür er Werner hielt, über das Ohr gehauen zu haben.«

»So, das ist gut, das freut mich. Nun denn, so muß auch ich Ihnen klaren Wein einschenken. Dieser Pinto Machado befindet sich also jetzt in der Schweiz – er wird nach Luzern kommen –«

»Halt!« unterbrach hier Arnold plötzlich den alten Herrn. »Da fällt mir ein, Herr Irminger, daß wir Ihnen noch nicht Alles berichtet und das Nachspiel ausgelassen haben, welches sich bereits hier vor unsern Augen zuge tragen hat. Auch wir hatten in Unterseen bereits die Entdeckung gemacht, daß Pinto Machado in Mailand, sogar auf dem Wege hierher sei –«

»Wodurch haben Sie diese Entdeckung gemacht?« fragte Herr Irminger mit einer so fein und schlau lächelnden Miene, daß beide Freunde errötheten und Arnold nun von dem Wiederfinden Jesuina's erzählte und wie Werner ihr Nachbar in dem Hause wurde, in welchem er eine Wohnung zu nehmen durch den Besuch Irminger's

beim Oberst Halder genöthigt worden war. Und dann erzählte er, was Werner erlauscht und wie sie dadurch zuerst auf das Wiederauftauchen Pinto's aufmerksam gemacht worden seien.

Herr Irminger lächelte immer heiterer, als er auch dies hörte. Endlich aber sagte er:

»Hm, ja, das stimmt. Alles ganz merkwürdig, und nun glaube ich zu erkennen, daß ich selbst von der Vorsehung auserwählt scheine, diese dunkle Geschichte zum klaren Ende bringen zu helfen. Aber, meine Herren,« fuhr er ernster fort, »wenn Sie glauben, daß Sie mir mit diesem letzten Theil Ihrer Erzählung etwas Neues sagen, so irren Sie sich. Das weiß ich bereits Alles.«

»Das wissen Sie?« fragte Werner erbleichend, während Arnold's männliches Gesicht eine dunkle Röthe überzog.

»Ja freilich weiß ich es. Wozu hätte ich denn ein so liebes und kluges Kind, meine Adele? Glauben Sie, daß sie vor mir ein Geheimniß hat? O nein! Sie hat mir Alles erzählt, was in Interlaken vorgefallen ist – Alles, sage ich – also auch, daß Herr Altstetten seine schöne Beterin daselbst gefunden, daß er seine Bekanntschaft mit ihr erneuert und daß – was mir eine Hauptsache scheint, auf die wir jedoch heute noch nicht zu sprechen kommen, da *unser* kaufmännisches Geschäft vor der Hand das wichtigste ist – daß dieses arme Wesen, die Jesuina, in einer beklagenswerthen Lage sich befindet und daß wir darauf bedacht sein müssen, sie aus dieser Lage zu befreien, wozu wir bereits auch schon den Anfang gemacht haben. Aha, junger Mann, nun färben sich Ihre Wangen wieder

– das macht Ihnen Muth, nicht wahr? Nun denn, haben Sie Geduld, erst kommt das Eine und dann das Andere, und mit dem Ersteren bin ich noch lange nicht zu Ende, denn Alles, was ich bis jetzt gesagt, ist erst der Anfang vom Ganzen.«

»Wenn das der Fall, Herr Irminger,« warf Arnold hastig ein, »dann erlauben Sie mir zu bemerken, daß Ihr Fräulein Tochter Ihnen doch noch nicht Alles gesagt hat, was wir in Erfahrung gebracht, und sie konnte es Ihnen nicht sagen, da die Hauptsache erst nach Ihrer Abreise von Unterseen erledigt wurde.«

Jetzt machte Herr Irminger große Augen. »Nun,« sagte er, »was kommt denn jetzt noch? Das, was nach unserer Abreise geschah, konnte sie und ich freilich nicht wissen.«

Jetzt erzählte Werner mit kurzen Worten, daß sein Onkel vom Hospiz an ihn geschrieben, daß er Pinto Machado gesehen und ihn nach der Photographie, welche er so oft in Händen gehabt, auf der Stelle für denselben Mann erkannt habe, dem er selbst unter gleichem Namen in Rio begegnet war.

Herr Irminger staunte von Neuem. »Ha, das ist allerdings etwas Neues und sehr Wichtiges,« sagte er. »Denn nun erst wissen wir bestimmt, daß wir den rechten Vogel vor uns haben, und jetzt – jetzt, meine Herren, kommt – *mein* Geschäft und so will ich Ihnen mit kurzen Worten entwickeln, wie Sie Beide ganz einfach und ohne alle Beschwerde wieder zu Ihrem Gelde kommen können,

welches dieser Schurke Ihnen, Herr Altstetten, in Rio gestohlen hat.«

»Wie?« riefen Arnold und Werner in einem Athem aus. »Das ist das Geschäft, wegen dessen Sie uns so schnell zu sich riefen?«

»Ja, meine Herren, das ist es, und nun bin ich endlich zu *meiner* Geschichte gelangt und Sie werden bald einsehen, daß ich Ihnen dieselbe eben so wenig in einem Briefe mittheilen wie zugeben konnte, daß die rechte Zeit dazu ungenutzt verstrich, und darum trieb ich Sie zu dieser Eile an. Hören Sie also, die Geschichte ist sehr einfach, aber sie reichte hin, mich schnell von Bern und Unterseen fortzutreiben, da man sie mir nach ersterem Orte hinschrieb und zufällig den Namen des Mannes hinzufügte, den sie betraf. Man schrieb mir nämlich unter Anderem, daß von Sarotti und Compagnie in Mailand, einem guten Bankhause, mit dem ich schon seit Jahren in Geschäftsverbindung stehe, die Benachrichtigung eingelaufen sei, daß in der nächsten Zeit, Ende dieses oder Anfang des nächsten Monats, Gelder bei mir erhoben werden würden, die Reisende dort eingezahlt, um sich nicht mit dem vielen baaren Gelde zu schleppen, und daß man denselben auf mich lautende Creditbriefe übergeben habe. Um mich auf diese Zahlungen vorzubereiten, kündigte man sie mir bei Zeiten an, wie das ja bei uns sehr häufig geschieht. Unter den Namen dieser Fremden nun befand sich auch einer, der mir sogleich durch seinen eigenthümlichen Klang auffiel, und auf der Stelle mußte ich an Sie,

Herr Altstetten, denken, denn dieser Name lautet: Pinto Machado aus Rio. War es nun nicht gut, daß mein Gedächtniß diesen Namen behalten hatte, nachdem Ihr Onkel auf dem Hospiz mir sein Vertrauen geschenkt?«

Arnold erhob sich bei diesen Worten von seinem Stuhle und seine hohe Gestalt richtete sich kerzengerade und stolz auf. Dabei funkelten seine Augen in einem ganz eigenthümlichen Glanz und daß in seinem Kopf ein kühner Gedanke aufstieg, leuchtete aus allen seinen Mienen hervor.

»Wie hoch beläuft sich die Summe, die Sie diesem Pinto Machado auszahlen sollen, Herr Irminger?« fragte er kurz.

»Sie ist etwas hoch, meine Herren, und eben das hat mich auf einen guten Gedanken gebracht, wie Sie sogleich hören werden. Sie beträgt nämlich 100,000 Francs.«

»100,000 Francs!« rief Arnold Halder mit wieder bleich werdendem Gesicht und alle Muskeln desselben spannten sich sichtbar an.

»Ja, so ist es!« sagte Herr Irminger, der mit steigender Verwunderung die auffallende Veränderung in dem ausdrucksvollen Gesicht Arnold Halder wahrnahm. »Und dergleichen kommt bei uns oft vor und Sie werden sehr häufig ähnliche Avisos erhalten, da die Schweiz ja einmal wie kein anderes Land im Sommer von Fremden durchzogen wird. Allerdings kommt auch mir diese Summe *in diesem Fall* etwas hoch vor, allein ich habe auf ähnliche

Berichte von G. A. Sarotti in Mailand schon viel höhere an Engländer und Russen bezahlt. Warum also sollte nicht einmal auch ein Brasilianer ein reicher Mann sein?«

»Ohne Zweifel giebt es sehr viele reiche Brasilianer,« erwiderte Arnold mit zunehmendem Ernst, »und ich würde mich keinen Augenblick bedenken, wenn es nicht gerade *dieser* Brasilianer wäre, auf den jenes Aviso lautet. Doch davon nachher. Bitte, Herr Irminger, verzeihen Sie diese Unterbrechung und theilen Sie uns erst Ihren vorher angedeuteten Entschluß mit.«

»Ja, das wollte ich eben. Hören Sie also. Dieses Aviso und der sich daran knüpfende Creditbrief, der uns ohne Zweifel zur rechten Zeit präsentirt werden wird, hat mir nun folgenden Gedanken eingegeben. Doch bevor ich Ihnen denselben entwickle, sagen Sie mir nur noch Eins. Sind Sie, Herr Halder, diesem Rionesen Pinto Machado persönlich bekannt? Es wäre mir das nicht ganz unlieb, denn in diesem Fall hätte Herr Altstetten bei der von mir sogleich zu erwähnenden Handlung einen vollwichtigen Zeugen, den auch Herr Pinto Machado anerkennen muß, sobald er sich seiner persönlichen Bekanntschaft mit Ihnen erinnert.«

»Nein,« erwiderte Arnold rasch und bestimmt, »Pinto Machado wird sich meiner persönlichen Bekanntschaft nicht erinnern, denn er hat sie nie gemacht. Ich bin mit ihm nie in Berührung gekommen und ich hätte mir ihn sogar nie genauer angesehen, wenn ich nicht durch sein Verfahren gegen Werner auf ihn aufmerksam gemacht worden wäre. Und diese Unbekanntschaft mit meiner

Person – ich nehme das gleich vorweg, Herr Irminger – behagt mir gerade sehr in diesem Fall und ich werde um so leichter und unbefangener in das Kommende eingreifen können, da ich gewiß sein kann, daß Herr Pinto Machado mich keineswegs kennt.«

»Hm, ich verstehe Sie noch nicht recht,« fuhr der Banquier fort, »doch das sollen Sie mir nachher klarer machen. Jetzt lassen Sie mich nur zuerst meinen Gedanken entwickeln und Sie sollen mir dann sagen, ob er Ihnen gut dünkt und ob Sie damit zufrieden sind. Nun denn, der durch dies Aviso angemeldete Herr wird also eines Tages zu der angegebenen Zeit erscheinen und seinen Creditbrief präsentiren. Herr Altstetten wird ihn dabei als seinen alten Bekannten aus Rio recognosciren und dann werden wir alle Drei hervortreten und ihm die 100,000 Francs bis auf die 18,000 zahlen, die er Herrn Altstetten entwendet hat. Und wenn er darüber erstaunt ist, so werden Sie ihm ganz einfach die Sachlage klar machen und die Beweise hervorholen, daß er Sie betrogen hat. Wenn der Herr klug ist, so wird er die 18,000 Francs ruhig im Stich lassen und sich aus dem Staube machen, um nicht weitere Unannehmlichkeiten zu erfahren. Daß Sie zu dem Empfang dieser Summe berechtigt sind, scheint mir unzweifelhaft und ich werde, natürlich erst nach Ihrer Einwilligung, bis dahin mit Jemandem sprechen, der mein gerichtlicher Beistand in solchen subtilen Fällen ist. So also, meine Herren, kommen Sie höchst wahrscheinlicher Weise wieder in den Besitz der Ihnen abgeschwindelten Summe und das ist das *wichtige* Geschäft, weshalb

ich Sie so eilig zu mir beschieden habe. Ich konnte meine Freude über den mir durch einen glücklichen Zufall an die Hand gegebenen Gedanken nicht allein tragen und beschloß auf der Stelle, Sie nicht nur in mein Geschäft zu nehmen, denn dazu war ich schon früher entschlossen, sondern Sie auch Ihr neues Amt mit einem ganz respectablen Gewinn gleich beginnen zu lassen. Das macht mir eben so viel Freude wie hoffentlich auch Ihnen und was an mir liegt, so soll Ihnen auch ferner Gelegenheit geboten werden, tüchtig zu arbeiten, in meinem und Ihrem Interesse, und der Lohn dafür soll Ihnen nicht vorenthalten werden. Doch das nur beiläufig, nachher sprechen wir noch die pecuniären Bedingungen ab, unter denen Sie in mein Comptoir treten – für jetzt sagen Sie mir nur, wie Ihnen der Gedanke gefällt, den ich Ihnen so eben in Bezug auf Herrn Pinto Machado entwickelt habe.«

Bei diesen Worten warfen sich die beiden Freunde einen raschen und Herrn Irminger eigentlich unverständlichen Blick zu, da er in demselben etwas ganz Anderes als Freude über sein hochherziges Anerbieten zu erkennen glaubte. Allein er behielt nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, denn augenblicklich ergriff Arnold Halder das Wort und sagte mit einer Ruhe und Würde, die dem gewiegten Geschäftsmann nothwendig imponiren mußte:

»Herr Irminger! Gestatten Sie uns, zuerst unsern herzlichen und ergebenen Dank für Ihre so vielfach uns erwiesene Güte auszusprechen, dann aber alsbald auch der Pflichten eingedenk zu sein, die wir, von dem Augenblick

an auf uns genommen haben, wo wir den Entschluß faßten, das uns von Ihnen zu Theil gewordene ehrenvolle Anerbieten anzunehmen. Ja, wir waren rasch dazu entschlossen, noch bevor wir wußten, welches Vertrauen Sie uns gleich in der ersten Stunde unsers Geschäftsantritts erweisen würden. So sage ich Ihnen in meines Freundes und meinem eigenen Namen, daß wir von heute, von diesem Augenblick an, Ihre ganz ergebenen Hülfsarbeiter sind. Und so ergreifen wir denn, wie Sie an Werner schrieben, das uns dargebotene Steuer mit *freiem* Kopf und *festen* Händen –«

»Haha!« unterbrach ihn der alte Herr mit einer fast an Rührung gränzenden Freude – »das ist gut gesagt, gut citirt – und da haben Sie meine Hand, meine Herren, und nun will ich Ihnen gleich mittheilen, was ich Ihnen von vornherein als Salair bestimmt habe. Sie sollen es bei mir nicht schlechter haben, das heißt also besser, als Sie es in Rio bei meinem Landsmann gehabt, und so verdoppele ich Ihnen die Summe, die er Ihnen gab, ohne Sie jetzt zu fragen, wie hoch sich dieselbe belief.«

Arnold und Werner, über dieses neue hochherzige Anerbieten noch mehr erstaunt, sprachen mit kurzen Worten ihren herzlichen Dank aus, aber Herr Irminger bemerkte sehr bald an dem hastigen Wesen Arnold's, daß derselbe seinen vorher unterbrochenen Satz gern beendet hätte und nur auf die Gelegenheit wartete, weiter darin fortfahren zu können.

»Sie wollen mir noch Etwas sagen,« unterbrach er die Danksagungen der Freunde. »Reden Sie, denn nun habe

ich die Last von meiner Seele herunter und weiß, daß wir ferner in allem Uebrigen einverstanden sein werden.«

»Ich hoffe es,« sagte Arnold mit Bedeutung, »und um damit gleich eine Probe anzustellen, will ich ergänzen, was Sie mir vorher durch Ihr glänzendes Angebot von den Lippen abgeschnitten haben. Ja, wir ergreifen das Steuer Ihres Schiffes mit freiem Kopf und festen Händen, und nun will ich,« fuhr er lauter redend fort, während sein dunkles Auge von einem edlen Feuer leuchtete und seine Wangen flammten, »gleich mit dem ersten Steuerdruck beginnen, damit Sie sehen, daß Sie auch an die rechten Leute gekommen sind. Mit einem Wort, Herr Irminger, Sie müssen mir sofort eine Bitte erfüllen.«

Der Banquier, auf den das eigenthümlich ernste und gehobene Wesen des jungen Mannes mit jedem Augenblick eine größere Wirkung übte, sah ihn bei diesen Worten erstaunt an. »Was ist das für eine Bitte?« fragte er sinnend, »sprechen Sie sie aus!«

»Sie betrifft jenen Brief des Ihnen befreundeten Geschäftshauses in Mailand, worin man Sie von der bevorstehenden Zahlung der bewußten 100,000 Francs in Kenntniß setzt. Lassen Sie mich dieses Schreiben sehen, ich bitte sehr darum.«

»Gut! O, ist es nur das?« rief Herr Irminger erfreut, da seine Gedanken bereits auf einem ganz anderen Felde umhergeschweift waren. »Nun, ich wollte so wie so auf diesen Fall zurückkommen und darum habe ich gleich die ganze Correspondenz von diesem Jahr von G. A. Sarotti in Mailand mit aus dem Comptoir heraufgebracht.«

Bei diesen Worten griff er nach dem auf dem Tische liegenden Packet, löste den Bindfaden und legte eine Anzahl zusammen gehefteter Briefe den Freunden vor, die ihre Stühle vor einen kleinen Tisch am Fenster rückten und sich sogleich an das Studium derselben begaben, als folgten sie einem und demselben Triebe, obwohl sie noch kein Wort darüber gegen einander hatten austauschen können.

»Hier,« sagte Herr Irminger, der seinen Stuhl ebenfalls heranrückte, »hier haben Sie sie alle von diesem Jahr – die ersten werden Sie jedoch nicht interessiren – und da – das ist der letzte, der mich beauftragt, die bewußten 100,000 Francs an Herrn Pinto Machado zu zahlen.«

Arnold's und Werner's Blicke wurzelten schon auf diesem Brief mit einer Hast und Schärfe, die sich ihr neuer Chef bis jetzt noch gar nicht erklären konnte. Der Brief selbst aber lautete:

»Mein lieber alter Freund und College!

Die besten Grüße von Haus zu Haus vorweg! – Politisch nichts Neues! – Rente wie vorige Woche. Heute nur dies: Ende Juli oder Anfang August des laufenden Jahres wird sich ein mir wohlbekannter Herr aus Rio, Herr Pinto Machado, bei Ihnen mit einem Creditbrief, von meiner eigenen Hand geschrieben, präsentiren und bitte ich Sie, denselben sofort zu honoriren. Wegen der Höhe der Summe, die sich auf runde 100,000 Francs beläuft, benachrichtige ich Sie so zeitig davon. Mit der genannten Summe bitte ich wie bisher mein Conto zu belasten und

stehe ich jeden Augenblick zu gleichem Dienste bereit.
Ganz ergeben und in alter Freundschaft wie immer Ihr
Mailand, 15. Juli 18. .

G. A. Sarotti.«

Da die beiden neuen Commis des Hauses ›Irminger, Koch und Compagnie‹ sehr lange an diesem so kurzen und verständlichen Briefe lasen und der Chef glaubte, sie fänden an dem Sthl dieses halb kaufmännischen, halb freundschaftlichen Schreibens etwas auszusetzen, so sagte er:

»Ja, das ist so ganz des alten Herrn Styl. So schreibt er stets, wie Sie ja auch aus den anderen Briefen ersehen werden, obgleich er sonst wohl etwas umständlicher über die Politik und die Börse handelt. Nun, diesmal hat er allein wegen des Pinto Machado geschrieben, und der Betrag der Summe rechtfertigt es auch, obgleich er mich jederzeit bei Kasse gefunden haben würde.«

Die beiden in ihre Arbeit vertieften Commis antworteten, hierauf nicht, sondern nickten blos mit dem Kopf. Arnold aber studirte noch immer diesen und die nächst vorhergehenden Briefe, verglich die Schriftzüge, sah nach den Post- und Papierstempeln und verfuhr dabei wie der vorsichtigste und bereits in alle Details eingeweihte Sachverständige. Als Herr Irminger dies sah, schmunzelte er in sich hinein, und es gefiel ihm wohl, daß Arnold auch seinem Freunde jeden einzelnen Brief zu lesen gab und dabei mit dem Finger auf Einzelnes hindeutete, ohne zu reden, als verständen sie sich auch ohne Worte. Werner

studirte die ihm überlieferten Briefe mit derselben Genauigkeit und erst nachdem sie sich lange auf diese Weise beschäftigt, erhob Arnold seinen Kopf und sagte, indem er auf einen Brief deutete, der dem Datum nach einige Tage früher aus Mailand eingetroffen war:

»Sie wissen doch, Herr Irminger, auf wen sich dieses Schreiben bezieht?«

Der Chef nahm den Brief auf, las ihn und schüttelte dann den Kopf. »Nein,« sagte er, »der hierin bezeichnete Mann ist mir unbekannt, wie es mir auch Pinto Machado gewesen wäre, wenn ich nicht durch Sie seine Bekanntschaft gemacht hätte.«

Jetzt lächelte Arnold und nickte seinem Chef fast vertraulich zu. »Nun,« sagte er, »dann will ich Sie auch mit diesem Herrn aus Rio bekannt machen. Den kennen wir *Beide* persönlich und er kennt auch *uns*, weshalb es sehr wünschenswerth ist, daß Keiner von uns zugegen ist, wenn er sich seine 4000 Francs holt, damit er nicht stutzig wird und seinem Freunde einen Wink giebt.«

»Wie so denn? Ich verstehe Sie nicht!« sagte Herr Irminger etwas betroffen. »Sie kennen diesen Herrn Joao Pedro Gomez aus Rio?«

»Gewiß, und es ist kein Anderer, als der Cousin der armen Jesuina, der Werner zuerst darauf aufmerksam gemacht hat, daß auch sein Freund Pinto Machado nach Interlaken kommen wird.«

»Wie?« rief Herr Irminger erstaunt. »Dieser Gomez, dem ich 4000 Francs zahlen soll, ist der Cousin jenes schönen Mädchens, von dem mir Adele so viel erzählt

und der mit Ihnen zugleich in Unterseen war und mit Herrn Altstetten Wand an Wand in dem Holzhause wohnte?«

»Derselbe, Herr Irminger, und Sie werden nun und nachher noch besser begreifen, daß wir mit diesem Herrn in Ihrem Comptoir nicht gern in Berührung kommen wollen.«

»Aber warum denn nicht! Ich begreife noch immer nicht, was Sie meinen!«

»Sie sollen es bald begreifen. Doch zur Sache. Diesen Brief von G. A. Sarotti aus Mailand, der an Herrn Joao Pedro Gomez 4000 Francs zu zahlen empfiehlt, sobald sich derselbe einstellt, den halten Sie wohl für ächt, nicht wahr?«

»Wie denn für ächt?« fragte Herr Irminger, leicht die Farbe wechselnd und immer mehr in Verwunderung gerathend.

»Nun, ich meine,« fuhr Arnold ungemein ernst fort: »diesen Brief halten Sie wirklich von G. A. Sarotti in Mailand geschrieben?«

»Ah so! Na, wie sollte ich denn nicht? Sie sehen ja, mein alter Geschäftsfreund, den ich noch neulich besuchte, kurz bevor ich das Unglück auf dem Gotthard hatte, beantwortet mir in diesem Schreiben einige meiner an ihn gestellten Fragen und am Ende fügt er nur, wie er das oft thut, die Anmeldung eines unterwegs befindlichen Creditbriefs, lautend auf 4000 Francs und zahlbar an Joao Pedro Gomez hinzu.«

»Gut, ja, ich glaube es auch,« daß dieser Brief ächt ist, Herr Irminger, das liest man aus dem ganzen Schreiben heraus. Aber, Herr Irminger, bedenken Sie wohl: zwischen 4000 und 100,000 Francs ist ein kleiner Unterschied!«

»Wie meinen Sie das? Drücken Sie sich deutlicher aus!«

»Das soll sogleich geschehen. Für's Erste lassen Sie uns nur mit *freiem Kopf* und *guten Augen* alle diese Briefe lesen und vergleichen, und dann will ich meine Hand ausstrecken und das Steuer fest fassen, das Sie voller Vertrauen von jetzt an in unsere Hände gelegt haben.«

Herr Irminger blickte immer verwunderungsvoller auf die beiden jungen Männer, deren seltsames Gehaben ihm unbegreiflich schien; indessen störte er sie nicht mehr, sondern ging geräuschlos auf dem Teppich hin und her, nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf sie werfend, die sich jetzt leise unterredeten und ihre Bemerkungen gegenseitig mittheilten.

Plötzlich standen sie Beide auf und Arnold trat mit glühendem Gesicht vor seinen Chef hin mit sagte mit der ruhigsten Miene:

»Herr Irminger! Ja, es ist so, wie Sie sagen. Dieser Brief, der die 4000 Francs zu zahlen empfiehlt, ist unzweifelhaft ächt. Allein wenn dieser in dem zweiten Briefe angekündigte Pinto Machado aus Rio derselbe ist, den wir kennen, woran ich nach allem Vorangegangenen keinen Augenblick zweifle, so müssen wie in Allem, was ihn betrifft, vorsichtig sein. Pinto Machado ist nach unseren

Erfahrungen ein anerkannter Gauner und einem solchen darf man in keiner Weise trauen. Also schon aus diesem Grunde kommt mir dieser Avisobrief verdächtig vor. Und so lege ich Ihnen denn die schwerwiegende Frage vor: sind Sie selber überzeugt, daß dieser letzte Brief aus Mailand, der einzig und allein die Auszahlung der 100,000 Francs an Pinto Machado betrifft, während alle übrigen auch sonstige Mittheilungen enthalten, wirklich von dem Ihnen befreundeten Geschäftshause G. A. Sarotti in Mailand herrührt?«

Jetzt erbleichte Herr Irminger, und seine Augen von Arnold zu Werner und wieder zurück schweifend lassend, rief er auf das Höchste betroffen:

»Ei, wie sollte ich denn nicht davon überzeugt sein? Weder ich noch irgend ein Mitglied meines Comptoirs hat bis diesen Augenblick den geringsten Zweifel darüber gehegt, und wie die Sachen zwischen jenem Hause und mir liegen, konnte auch Niemand daran zweifeln, da dieser Brief – der da, den Sie in der Hand halten – das Zeichen seiner Aechtheit an seiner Stirn trägt, das heißt die bekannte Handschrift, das bekannte Papier, den bekannten Stempel zeigt, wie ich sie seit Jahren an ähnlichen Sendungen zu sehen gewohnt bin.«

»Nun, Herr Irminger,« sagte Arnold Halder mit stolzem Erröthen, »dann will ich Ihnen einmal meine und meines Freundes Meinung über diesen Brief und seinen Inhalt sagen. Jener Mann, von dem in diesem Briefe die Rede ist, kann mich oder meinen Freund – wir sind darin nur *eine* Person – nur *einmal* täuschen, das zweite Mal sind

wir gegen jede Ueberrumpelung auf unserer Hut. Allerdings ist oder scheint die Handschrift dieselbe, auch die Stempel, des Papiers und der Post, stimmen, und doch, ich weiß nicht warum, durchbebt mich der Gedanke, daß es mit diesem Schreiben nicht seine volle Richtigkeit habe. Und wenn Sie, der ich jetzt die Ehre habe, Ihr Buchhalter und Kassirer zu sein, meinem ersten Gesuche folgen wollen, so schicken Sie diesen Brief sofort nach Mailand zurück und fragen an, ob G. A. Sarotti ihn wirklich geschrieben hat und ob der Inhalt seiner Intention entspricht. Wir haben noch einige Tage Zeit, bis Herr Pinto Machado die Zahlung beanspruchen wird, denn heute schreiben wir erst den 26. Juli. G. A. Sarotti mag Ihnen telegraphisch antworten – diesen Brief aber muß der vermuthliche Schreiber selbst sehen, er muß also durch die Post dahin gehen und zwar als recommandirter Brief, um auf alle Fälle sicher in seine Hände zu gelangen. Antwortet Herr Sarotti durch den Telegraphen: Ja, ich habe den Brief geschrieben, – gut, so will ich mich in diesem Fall geirrt haben und dann erwarten wir ruhig Herrn Pinto Machado, recognosciren ihn und führen den guten Gedanken aus, den Sie uns vorher vorzutragen die Güte hatten. Allein er darf dabei meinen Freund, den er persönlich genau kennt, während er mich ohne Zweifel nicht kennt, nicht gleich im Anfang sehen, damit sein erfinderischer Geist sich nicht auf Ausflüchte präpariren kann, und ist ihm das Geld bis auf die 18,000 Francs, die er Werner gestohlen hat, ausgezahlt, dann erst mag

dieser herantreten, ihm die in seinen Händen befindlichen Beweise des verübten Betruges vorhalten und in Gegenwart von uns, seinen Zeugen, sein Geld beanspruchen. Dann werden wir ja sehen, was Herr Machado beginnt, und wenn er Widerspruch wagt, so wollen wir es an Androhungen mit den Gerichten nicht fehlen lassen, obgleich ich sehr gut weiß, daß die Schweizer Gerichte einen solchen in Rio verübten Betrug an einem sich zufällig hier aufhaltenden Brasilianer nicht strafen können. Höchstens bleibt uns dann nur noch die Gesandtschaft oder das General-Consulat in Bern übrig und an dieses uns zu wenden, werden wir auf der Stelle entschlossen und bereit sein. Die Vorbereitungen dazu nehme ich auf mich. – Lautet dagegen die Antwort aus Mailand, wie ich zuverlässig glaube: Nein! Wir haben den Brief nicht geschrieben und die Zahlung der 100,000 France nicht verfügt, – nun, dann liegt der Betrug auch hier offen zu Tage, der Fälscher hat sich auch gegen die Schweizer Gesetze vergangen und Sie sind in Ihrem vollen Recht, denselben auf der Stelle festnehmen zu lassen. Das ist *mein* Vorschlag, Herr Irminger, und an Ihnen liegt es nun, denselben anzunehmen oder nicht.«

Der Banquier hatte während dieser mit Ruhe und männlicher Sicherheit vorgebrachten Rede mehrmals die Farbe gewechselt und seinen neuen Buchhalter mit wachsendem Erstaunen, ja mit Bewunderung vom Kopf bis zum Fuß betrachtet. Jetzt trat er rasch auf ihn zu, legte ihm beide Hände auf die Schultern und indem er ihm mit leuchtenden Blicken fest in die Augen schaute, rief er mit

beinahe stammelnder Zunge und von innerer Bewegung tief ergriffen:

»Junger Mann, junger Mann! Sie sind ein Capitalmensch und ich bewundere Sie! Ja, Sie haben mit Ihren so klaren Worten jetzt auch mich zweifelhaft gemacht, und um Ihnen Ihr Recht widerfahren zu lassen und mich vor immerhin möglichem großen Schaden zu bewahren, kann ich nicht anders handeln, als Ihren so wohlgemeinten Vorschlag befolgen. Und das soll auf der Stelle geschehen und ich werde selbst an Sarotti nach Mailand schreiben und den Brief sofort auf die Post besorgen lassen. Vorläufig aber danke ich Ihnen mit wenigen Worten, und späterhin nun, wie es auch ablaufen mag, werde ich Ihnen ja wohl auch durch die That danken können.«

Arnold nickte befriedigt und trat ruhig von dem Banquier zurück, der sich sogleich an sein Pult setzte und eigenhändig einige Zeilen auf das Papier warf, dann das Geschriebene von den Freunden lesen ließ, die es billigten, und endlich das Schreiben mit dem fraglichen Briefe Sarotti's versiegelte und adressirte.

Als er fertig war, stand der alte Herr viel ruhiger auf, als er sich niedergesetzt, und sagte mit lauter Stimme:

»So, meine Herren, das wäre rasch genug beendet und nun werde ich diesen Brief selbst auf die Post tragen, damit ich über seine Besorgung sicher sein kann. Sie aber mögen unterdeß zu meiner Tochter gehen – sie wird in ihrem Zimmer sein, und dort werde ich Sie treffen, sobald ich von meinem Gange zurückkehre. Adieu,

auf Wiedersehen! Ha, das war ein seltsamer Anfang unserer neuen Verbindung. Ich glaubte Wunder was ich Ihnen zu sagen hätte, aber Sie haben mir noch Wunderbareres gesagt und – und, ich bin Ihnen auf ewig dankbar dafür!«

FÜNFTES CAPITEL. IM GESCHÄFT UND IN DER FAMILIE.

Herr Irminger verließ mit eiligen Schritten sein Haus, um sich nach der nahebei gelegenen Post zu begeben und den wichtigen recommandirten Brief zur schleunigsten Beförderung zu empfehlen, die beiden neuen Commis dagegen verfügten sich auf seinen Rath in das ihnen wohlbekannte Zimmer der Tochter des Hauses, die jedoch erst nach einer Weile bei ihnen eintrat und, was sie bei ihrer eigenen Aufregung gar nicht bemerkten, ein eben so stark geröthetes Gesicht zeigte, wie die beiden jungen Männer es hatten. Alle Drei waren von dem, was sie gehört, gesprochen und beschlossen, so lebhaft in Anspruch genommen, daß sie nicht sofort im Stande waren, ein gleichgültiges Gespräch zu beginnen und erst der klugen und immer schnell gefaßten Adele gelang es, einen Gegenstand zur Sprache zu bringen, der die Freunde auf ein ganz anderes Gebiet führte und sie nicht weniger als der eben verlassene interessirte.

»Erzählen Sie mir nun endlich,« sagte sie zu Werner, »was Sie von Jesuina da Costa Faria wissen. Denn ich bin überzeugt, daß Sie nach meiner Abreise noch Manches in

Erfahrung gebracht haben, was zu hören auch mir Vergnügen macht, da ich den wärmsten Antheil an dem Geschick des armen Mädchens nehme, wie Ihnen bekannt ist.«

Das war nun freilich Wasser auf des guten Werner Mühle und er riß sich alsbald von seinen letzten Gedanken los und gab sich dem geforderten Berichte mit voller Wärme hin. Bald wußte Adele aus seinem eigenen Munde, was sie vorher aus Arnold's Erzählung oberflächlich vernommen, und als Werner sich schließlich beklagte, daß alle ihre Nachforschungen bisher vergebens gewesen wären, sagte sie:

»Klagen Sie darüber nicht, Herr Altstetten; es sollte vielleicht Alles so kommen, wie es gekommen ist. Einstweilen haben Sie das arme Mädchen allerdings aus den Augen verloren, allein ich hoffe, das wird nicht mehr lange dauern. Sie hat mir gesagt, daß ihr Cousin nach Luzern zu gehen gedenkt und das haben Sie ja auch selbst gehört, und da wird sie ihr Versprechen wohl erfüllen und mich aufsuchen, sobald es ihr möglich ist. Ist sie aber einmal erst bei mir gewesen, so wird es *meine* Aufgabe sein, sie nicht wieder aus dem Auge zu verlieren, denn in der schlechten Gesellschaft, in welcher sie sich jetzt befindet, darf sie natürlich nicht bleiben. Ich habe darüber mit meinem Vater gesprochen,« setzte sie mit niedergeschlagenen Augen hinzu, »obgleich sie selbst das nicht zu wünschen schien, aber ich hielt es für nothwendig und es hat bereits seine Früchte getragen. Mein Vater stimmt ganz mit meinen Wünschen überein und wenn uns das

Glück nur etwas wohl will, so werden Sie bald eine Hausgenossin mehr bei uns haben, die gewiß dazu beitragen wird, Ihnen die Stellung in meines Vaters Geschäft angenehm und behaglich zu machen.«

»Fräulein Irminger!« rief Werner auf das Höchste betroffen und fast entzückt aus und wollte sich eben in Danksagungen ergießen, als die Thür aufging und Herr Irminger, den Hut in der Hand, in's Zimmer trat und sich erschöpft in einen Sessel fallen ließ, indem er sich den Schweiß von der Stirn trocknete. »So,« sagte er und nickte den beiden Freunden mit einer verständlichen Handbewegung zu, »das wäre abgemacht! Unser Bote geht morgen mit dem Frühsten ab und wird bald genug am Ziele sein. Doch, Fräulein Dubs, kann ich eine Tasse Thee haben – mir klebt die Zunge am Gaumen und es ist unnatürlich heiß.«

Der Thee wurde bald gebracht und während man ihn trank, unterhielten sich die Männer von geschäftlichen Dingen, bis es zehn Uhr schlug, Herr Irminger sich erhob und zu den Freunden sagte:

»Nun, meine Herren, ist meine Zeit zum Schlafen gekommen, denn ich gehe pünktlich um zehn Uhr zu Bett. Verfügen auch Sie sich in Ihre Wohnung und – versuchen Sie, die erste Nacht in meinem Hause recht ruhig zu schlafen. Ihr Frühstück bekommen Sie um sieben Uhr auf Ihr Zimmer, ich habe den Befehl dazu gegeben; um acht Uhr aber bitte ich Sie, sich im Comptoir einzufinden, damit ich Sie meinen Gehülfen vorstellen und in Ihr Amt einführen kann. Gute Nacht!«

Er reichte Beiden mit freundlichem Gesicht die Hand und während Fräulein Dubs einen Diener rief, der die Herren in ihre Wohnung führte, sagte Herr Irminger zu seiner Tochter, als Beide das Zimmer verlassen hatten:

»Der Tausend, Adele, das war ein heißer Tag; das hatte ich nicht erwartet. Doch jetzt still davon. Komm in einer Viertelstunde noch zu mir hinüber, ich will nun auch noch mit Dir über das Vorgehende sprechen.«

Unterdessen hatten Arnold und Werner ihre behagliche Wohnung erreicht und nachdem der sie begleitende Diener die bereit stehenden Kerzen darin angezündet hatte und wieder gegangen war, befanden sie sich endlich allein.

Ehe sie sich aber noch mit dem Inhalt ihrer Koffer beschäftigten und denselben in den reichlich dazu vorhandenen Behältern unterbrachten, blieb Werner mitten in dem größten Raume stehen, sah sich verwundert ringsum und sagte: »Ist es denn möglich, Arnold, sind wir wirklich hier oder träume ich? Mir schwirrt Alles, wie von einem Rade gedreht, im Kopfe herum und ich kann kaum das Glück fassen, das uns so urplötzlich zu Theil geworden.«

»Nun, mir geht es beinahe eben so,« erwiderte der um Vieles ruhigere Freund,« aber von einem großen Glück will ich noch gar nicht reden. Bis wir über das triumphiren, muß noch sehr Vieles geschehen. Alles in Allem genommen, haben wir nur einen guten Anfang gemacht und erst wenn wir diesen Pinto Machado gefaßt haben, der uns merkwürdig in die Hände arbeitet und sich selber

in's Verderben reitet, erst dann und nachdem wir unsere 18,000 Franken getheilt, wollen wir von unserm ersten Glück reden und ruhig und bedachtsam auf das zweite losgehen.«

Werner seufzte still und sagte dann nicht ohne einen leisen Anklang seiner alten Wehmuth: »Von diesen 18,000 Franken gehört mir nichts, mein Freund. Sie sind allein *Dein* Eigenthum.«

Arnold lachte in seiner alten Weise fröhlich auf: »Du Thor! Sollen wir hier nicht theilen, wie wir immer getheilt? Ich wenigstens würde mir selbst verächtlich vorkommen, wenn ich von der alten Richtschnur abwiche. Und dann – bedenkst Du denn gar nicht, daß ich ohne Dich – ohne Dein Unglück, was mir jetzt fast wie ein verkapptes Glück erscheint, gar nicht hierher in Irminger's Haus gekommen wäre? Hättest Du ihn denn, ohne durch jenen Betrug von Rio vertrieben zu sein, auf dem Hospiz aus dem Schnee retten können? Hätte ich also ohne Dich seine Tochter kennen gelernt? O, und da willst Du noch davon sprechen, daß die 18,000 Franken mir allein gehören?«

»Still!« rief Werner leise »Du weißt ja, daß die Wände Ohren haben!«

»Hier nicht, mein Lieber! Sieh doch, diese Wände sind nicht wie in Unterseen aus Holz gemacht, sie sind alle dicht und fest gemauert und das Hörrohr, durch welches man mit unserm Chef correspondirt, ist geschlossen. Also komme ich auf mein Thema zurück und sage Dir: Nein, ohne Dich hätte ich Adele Irminger nicht kennen gelernt

und wäre nie in dieses Haus gekommen, und das, mein Freund, ich gestehe es Dir offen, umschließt jetzt mein ganzes Glück und dieses Glück verdanke ich Dir allein.«

»Ja, ja, ich glaube es, daß Du glücklich bist – aber ich?«

»Geduld, Werner; auch Dir wird das Glück tagen. Du hast ja gehört, was Dir dieses Wundermädchen vorher gesagt hat, und sie hält Wort, verlaß Dich darauf. Erst laß uns nur mit dem Herrn Pinto fertig sein –«

»Ha, gut, daß Du mich daran erinnerst! O, es ist kein Wunder, wenn mir heute der Kopf schwirrt! Wenn Du Dich nun aber in der Annahme, daß jener Brief gefälscht, irrtest, wie dann?«

»Nun, dann sind uns die 18,000 Franken um so sicherer, die werden dem Halunken abgezogen, obgleich ich nicht weiß, woher er das viele Geld haben kann, um jetzt wie ein reicher Herr durch die ganze Welt zu reisen. Doch das ist ja Nebensache; Hauptsache ist –daß ich mich wahrscheinlich *nicht* irre und daß dieser ehemalige Habenichts, der immer ein Großsprecher war, auch jetzt nichts hat und also den Creditbrief gefälscht hat.«

»Ich glaube es auch, doch ganz sicher bin ich nicht.«

»Wer kann darin ganz sicher sein? Es war eine kühne Voraussetzung von mir, ich gestehe es, und es flog mir dieser Gedanke plötzlich aus der Luft zu, wie Einem so mancher Gedanke zufliegt, wenn man sich in Aufregung befindet. Doch nun laß uns hiervon abrechnen. Wir haben für's Erste etwas Angenehmeres zu thun. Sieh Dich doch einmal um – ist das nicht allerliebste hier? So, bei

Gott, haben wir noch nie im Leben gewohnt. Ich komme mir wie ein Fürst vor und ich glaube am Ende, daß der Geist des Herrn Koch, des ehemaligen Compagnons dieses Hauses, hier umgeht und mir zuflüstert –«

»Was?« fragte Werner den plötzlich schweigenden Freund.

»Muß ich Dir das noch mit Worten sagen?« fragte Arnold mit lächelnder Miene. »Du bist heute nicht sehr erfinderisch, wie mir scheint, Dir steckt die Jesuina im Geblüte, und so will ich meinen Satz zu Ende sprechen und das soll heute mein letztes Wort sein, denn ich bin müde und wir haben einen schweren Tag hinter uns –«

»Nun, wie lautet Dein Satz am Ende?«

»Daß mir dieser Geist zuflüstert, wollte ich sagen, daß auch ich einmal der Compagnon dieses Hauses werden könnte, wenn mir ferner das Glück wohl will, welches ich – Dir verdanke!«

Werner nickte und lächelte seinen braven Freund an, und obwohl er sich über dessen Glück gewiß freute, so fühlte er sich doch im Stillen bedrückt, denn sein Glück lag noch in düsteres Gewölk gehüllt weit vor ihm und er ahnte nicht im Geringsten, daß auch in dieser Beziehung wieder sein Geschick mit dem seines Freundes Hand in Hand gehen und Beide wie bisher auch in aller Zukunft die ›Unzertrennlichen‹ sein und bleiben sollten. –

Unterdessen war längst die Viertelstunde verstrichen, nach deren Ablauf Adele zu ihrem Vater entboten war und sie hatte ihn in seinem Zimmer aufgesucht, da sie kaum die Zeit erwarten konnte, sich mit ihm über die

heute stattgefundenen Vorgänge zu unterhalten und vielleicht auch, wenn die Gelegenheit günstig war, ihr etwas volles Herz vor ihm ausschüttete.

Als sie bei ihm eintraf, ging der alte Herr schon in seinem sammetnen Hausrock und mit auf dem Rücken verschlungenen Händen, sichtbar tief in Gedanken versunken, langsam im Zimmer auf und nieder; kaum aber sah er die geliebte Tochter eintreten, so ging er rasch auf sie zu, faßte sie bei der Hand und rief:

»Gut, daß Du da bist, Adele, ich habe Dich schon sehnlichst erwartet. Aber nun sprich, endlich sind wir allein und wir können nicht mehr gestört werden: hast Du Alles gehört, was ich mit meinen beiden neuen Commis gesprochen und verhandelt habe?«

»Alles, mein Vater, kein Wort ist mir entgangen, denn ich stand dicht hinter den Vorhang und war also beinahe in demselben Zimmer.«

»Gut, gut – aber was sagst Du nun?«

»Was soll ich sagen?« erwiderte sie etwas langsam und lebhaft erröthend, da sie auf diese Frage nicht vorbereitet war und viel eher es gedacht hatte, daß der Vater ihr seine Meinung mittheilen als die ihrige von ihr erfahren wolle. »Stelle also Deine Frage etwas genauer, damit ich weiß, worüber Du zuerst zu sprechen wünschest.«

»Ah so! Nun dann will ich genauer fragen, und so sage ich: wie haben Dir bei der Unterhaltung nach Tisch – diese meine beiden neuen Commis gefallen?«

Adele erröthete von Neuem und versetzte dann abermals ausweichend: »O, ich habe es gleich von Anfang an,

als Du mir seine Handlungsweise gegen seinen Freund in Rio erzähltest, gewußt, was Du an einem solchen Manne haben würdest, wenn Du so glücklich wärst, ihn für Dein Geschäft zu gewinnen.«

»Ach, Du sprichst von dem Halder, nicht wahr?« fragte der alte Herr mit stillem, nur mit Mühe unterdrücktem Lächeln.

»Gewiß, denn er ist doch jedenfalls die Hauptperson unter den hier Handelnden, obgleich Herr Altstetten Dein Lebensretter und auch ein prächtiger Mensch ist, der sich nur nicht ganz von seiner bedrückten Gemüthsstimmung losmachen kann und jetzt offenbar unter der Einwirkung eines neuen Schmerzes leidet.«

»Aha! – Aber lassen wir den Altstetten noch ein wenig bei Seite, er ist allerdings noch immer, wie Du ihn einst genannt, das Passivum und gehorcht nur der Triebkraft seines Activums, wie der Schatten dem Licht folgt, aber er ist mir doch sehr werth, denn ohne ihn, siehst Du, wäre ich auch nicht in den Besitz dieses Halder gekommen. Hm! Du meinst also wirklich; daß dieser in allem Vorgehenden die Hauptperson ist?« setzte der Vater mit einem schärferen Blick hinzu.

»Gewiß meine ich das und habe es immer gemeint.«

»Du hast auch Recht gehabt und ich theile Deine Ansicht darin. Ja, Adele, dieser Arnold Halder ist ein wackerer, ein edler und für mich ein sehr bedeutsamer Mann. Er, den ich zu mir berief, um ihm einen Freundschaftsdienst zu leisten und ihn dadurch noch inniger an mich zu fesseln, hat mir heute gleich bei seinem ersten Schritt

in mein Haus einen viel größeren geleistet – ich nehme vorläufig an, daß seine Voraussetzung in Bezug auf den gefälschten Creditbrief eine richtige ist – einen Dienst, sage ich, den ich ihm nie vergelten kann, wenn mir nicht – ein Anderer hilft. Hm! Doch still! Ja, wenn dieser Brief wirklich gefälscht ist, was ich beinahe schon glaube, so unglaublich es mir anfangs vorkam, denn die Sicherheit dieses Menschen übertrifft jede Vorstellung und er beherrscht Einen immer mit seinen löwenkühnen Augen und dem dahinter schlummernden Gedanken – also wenn er wirklich gefälscht ist und er mich also nicht nur um 100,000 Francs bereichert hat, die so gut wie verloren waren, sondern mich auch, was ich noch höher anschlage, mich vor der moralischen Niederlage, als alter Practicus solchen Betrug nicht durchschaut zu haben, bewahrt hat, dann, Adele, bin ich sein Schuldner auf Lebenszeit und er kann von mir fordern, was er will – ich gebe es ihm.«

Während er diese Worte sehr langsam und mit absichtlichem Nachdruck sprach, sah er seine Tochter mit tief forschenden und gleichsam in ihr Inneres dringenden Blicken an, aber diese schlug nicht die Augen vor ihm nieder, denn wie ihr Vertrauen zu ihm immer ein unbegrenztes gewesen, so war es auch jetzt unbegrenzt, und so blickte sie freundlich, herzlich und erwartungsvoll in sein gutmüthiges Gesicht, und indem sie sich sanft an ihn schmiegte, flüsterte sie:

»Ist das ein mit Bedacht gesprochenes Wort, Vater, und habe ich Dich recht verstanden? Du würdest ihm Alles

geben, was er – wenn nicht jetzt, doch vielleicht einst – von Dir fordern könnte?«

»Ja, Adele, das habe ich mit Bedacht gesprochen und ich thue es – so wahr mir Gott helfe!«

Adele schmiegte sich noch fester an ihn und flüsterle leise: »Diesen Worten glaube ich und sie ermuthigen mich wunderbar. Du würdest ihm also auch Deine Tochter geben, wenn er sie – mit seiner *Löwenkühnheit*« – sie betonte dies Wort stark – »zu fordern den Muth hatte – er, der arme Sohn des Berg-Halder's – und sie, die Tochter des reichsten Mannes von Luzern?«

Herr Irminger hob seinen grauen Kopf mit einem wunderbaren Gemisch von Schelmerei und Rührung auf dem leutseligen Gesicht empor, sah seiner Tochter tief in die Augen und sagte mit der mildesten Stimme:

»Und würde denn die Tochter des reichsten Mannes in Luzern diesen armen Mann von mir annehmen, wenn ich ihn ihr gäbe?«

Sie nickte mit einem Lächeln voll unendlicher Glückseligkeit und flüsterte kaum verständlich: »O ja!«

Der Vater aber bewegte seinen Kopf ebenfalls nickend auf und ab und sagte: »So, so! Seid Ihr etwa schon darüber einig geworden?«

Adele schüttelte sanft den schönen Kopf. »Kein Wort ist darüber zwischen uns gefallen; nur habe ich so viel aus seinen Reden entnehmen können – und das hat er mir schon auf der Heimwehfluh in Interlaken gesagt – daß es für ihn einen Grund giebt, der ihn verhinderte, in Dein Geschäft zu treten –«

»Und der wäre?«

»Du könntest glauben – so faßte ich nämlich seine etwas dunkel vorgebrachte Meinung auf – er nähme Dein Anerbieten nur aus eigennützigem Absichten an; und seine Mutter ließ mich später ahnen, daß ihr Sohn in dieser Beziehung sehr zartfühlend sei und daß er den Vortheil, in ein so günstiges Verhältniß zu treten, lieber aufgeben als Dich glauben lassen möchte, daß weitreichende Nebenabsichten ihn zur Annahme Deines Angebots bewegen hätten.«

»Ach so! Also die Mutter hat Dir darin die Augen geöffnet! Nun ja – und Du bist natürlich mit ihr darüber einig geworden, wie?«

»Nein, mein Vater, das ist nicht der Fall gewesen. Frau Halder hat nie eine verständliche Anspielung auf dies Verhältniß gewagt, noch weniger aber ihrem Sohn, wie Mütter es wohl thun, das Wort geredet, obgleich ich aus Allem entnehmen konnte, daß sie ihren Sohn herzlich liebt und ihm alles Gute wünscht.«

»Nun, das ist ja natürlich. Also so – so stehen die Sachen! – Und ich habe Dein Wort, daß Du noch nicht mit ihm – über diesen Gegenstand gesprochen hast?«

»Ja, Du hast mein Wort!« bekräftigte Adele mit ernster und ihren Vater völlig befriedigender Miene.

Herr Irminger ließ seine Tochter los und ging mit gesenktem Kopf wieder hin und her.

»O, o,« sagte er nach einer Weile, »da habe ich eigentlich etwas Schönes angerichtet und wider alle Erwartung

mich selbst in die Lage gebracht, in der ich mich jetzt befinde. Ha, denkst Du noch an unser Gespräch auf dem Dampfboot, als wir die jungen Leute nach Alpnach begleiteten?«

»O ja, ich denke sehr wohl und recht oft daran!«

»Das kann ich mir vorstellen, darin hast Du gewiß ein gutes Gedächtniß. Hm! Und da war ich so kurzsichtig und nur auf meinen Vortheil bedacht, daß ich Dich bat, mir bei den jungen Leuten zu helfen, daß ich sie für mich gewänne, und Du sagtest es mir zu unter der Bedingung, daß Du es auf Deine Weise thun könntest, nicht wahr?«

»Ja, mein Vater, so war es.«

»Nun, *Deine* Weise war sehr gut, wie ich jetzt sehe, das gestehe ich ein, aber an *die* Weise, die Du mir heute enthüllt hast, habe ich damals noch nicht gedacht.«

»Aber jetzt denkst Du daran und billigst sie?« fragte sie mit unwiderstehlichen Schmeicheltönen.

Er reichte ihr die Hand, zog sie an sein Herz und küßte sie. »Ja,« sagte er weich, »ich billige sie, aber ich möchte nicht gern, daß das Verhältniß zwischen Euch vor der Hand ein anderes werde, als es augenblicklich ist. Laß ihn nicht merken, was wir gesprochen haben und betrage Dich ruhig und freundschaftlich gegen ihn wie bisher, doch gönne mir auch den Genuß, mir diesen – diesen Menschen noch eine Weile ohne alle Vorurtheile anzusehen, damit ich mich an den Gedanken gewöhne, einen so jungen Compagnon zu bekommen, oder eigentlich zwei, denn sie werden sich nicht von einander trennen wollen

und das stimmt auch ganz mit meinen Wünschen überein. Du hast mich also verstanden – es bleibt noch eine Weile zwischen uns, wie es ist, nicht wahr?«

Adele nickte dankbar. »Bis Du selbst sagst, daß es nicht mehr so zu bleiben braucht, wie es jetzt ist, Väterchen, und in diesem Punkt will ich wie immer Deine gehorsame Tochter sein.«

Noch einmal umarmten und küßten sie sich und dann gingen wieder zwei Menschen glücklich und früh zu Bett, denn auch sie hatten einen wichtigen Tag erlebt und einen großen Fortschritt in ihrem irdischen Dasein gemacht, wie die beiden jungen Männer, die sich nicht träumen ließen, was so eben über sie gesprochen worden war.



Pünktlich um sieben Uhr, wie Herr Irminger es ihnen gesagt, wurde den beiden neuen Commis das Frühstück auf ihr Zimmer gebracht und der alte Diener, der es ihnen servirte, erwies sich ungemein höflich und zuvorkommend gegen sie. Und das hatte einen sehr natürlichen Grund, denn schon der Umstand, daß die jungen Leute in des früheren Compagnons, Herrn Koch's, Wohnung gezogen, hatte der aufmerksamen Dienerschaft im Hause den Beweis geliefert, daß diese neuen Commis in Herrn Irminger's Augen sehr bedeutsame Männer seien und daß man ihnen also auch alle Achtung und Aufmerksamkeit erweisen müsse.

Arnold und Werner waren an diesem ihrem ersten Morgen in dem traulichen Hause schon sehr früh aufgestanden und hatten ihre verzeihliche Neugierde reichlich befriedigt, indem sie sich mit der Einrichtung ihrer comfortablen Wohnung bis in die kleinsten Details vertraut machten. Nachdem sie dann in aller Gemüthlichkeit das überaus reichliche und wohlschmeckende Frühstück genossen, kleideten sie sich zum Ausgehen an und verließen das Haus, um einmal nach dem Kai hinunter zu gehen und die frische Morgenluft am See einzuathmen. Indessen sahen sie heute nicht viel. Die Berge rings um den See waren sämmtlich hinter Nebelschleiern verborgen und auf dem See selbst lag ein fast undurchdringlicher Duft, der ihnen die Ferne verbarg und die Schönheiten verschloß, die darin enthalten waren. So gingen sie denn nur einige Mal unter den Kastanien der Promenade auf und nieder, indem sie die sie umgebenden schönen Gebäude mit ganz anderen Augen betrachteten als neulich, wo sie noch keine Ahnung gehabt, daß sie bald selbst Bewohner dieser so schönen und viel besuchten Stadt werden würden.

Als der Dom in ihrer Nähe aber durch seinen hellen Glockenklang verkündete, daß es acht Uhr sei, schlugen sie den Rückweg nach dem Kaufhause ein und begaben sich sofort in das Comptoir, das sie heute zum ersten Mal sahen und worin sie schon sämmtliche Commis, von dem ältesten bis zu dem jüngsten, bei der täglichen Arbeit fanden. Alle diese hatten bereits auch die Kunde empfangen,

daß für den ältesten, durch schwere Krankheit ausgeschiedenen Buchhalter und Kassirer zwei neue angekommen seien, die das größte Vertrauen des Chefs genießen müßten, denn er hatte ihnen ja die leerstehende Wohnung seines ehemaligen Compagnons eingeräumt und das war in den Augen des Comptoirpersonals ein sehr bedeutsames Moment für die künftige Stellung der ihnen noch unbekanntem Herren, von deren Persönlichkeit nur so viel verlautet war, daß es ein paar sehr liebenswürdige Männer seien, die schon jenseits des großen Oceans gewesen und bereits durch feste Freundschaftsbande mit Herrn Irminger verbunden wären.

Das Comptoir oder vielmehr die verschiedenen Comptoirräume in diesem großen Geschäftshause lagen in einem etwas hohen Erdgeschoß und nahmen nach der vorderen Front hinaus sechs Fenster ein, die, nur mit festen Holzläden versehen, Abends durch eiserne Querstangen von innen verschlossen wurden. Das eigentliche Geschäftslocal, zu dem jeder Fremde Zutritt hatte, der irgend Etwas kaufen oder verkaufen wollte, war ein tiefes und breites Gemach, welches allein für sich drei Fenster in Anspruch nahm, und daneben lagen zwei kleinere Räume, eins mit zwei und eins mit einem Fenster, in welchen die Schreiber und die jüngeren Aspiranten unter der Aufsicht eines bewanderten Commis arbeiteten.

Hinter dem eigentlichen Comptoir führte eine durch Vorhänge verschlossene Glathür in Herrn Irminger's abgesondertes Cabinet, das nach dem Hofe hinaus lag, und hier arbeitete der alte Herr selbst mit seinem

Correspondenz-Secretair, welchen Posten von jetzt an Werner von Altstetten bekleiden sollte. Arnold Halder dagegen war der Platz des erkrankten ältesten Gehülfen zugedacht, ein an einem Fenster gelegener Raum, der durch ein hölzernes Gitterwerk von dem übrigen Comptoir abgeschlossen und der Art von innen her mit Vorhängen versehen war, daß der darin Arbeitende, wenn er Lust dazu hatte, wohl in das Comptoir hinein, Niemand aber von diesem aus in das kleine Cabinet des ältesten Buchhalters schauen konnte.

Pünktlich, wie er in Geschäftssachen immer war, zehn Minuten nach acht Uhr, erschien auch Herr Irminger im großen Comptoir und, nachdem er das sämmtliche Personal desselben hatte zusammenrufen lassen, stellte er es den beiden Freunden und diese jenem als seine jetzigen ersten Buchhalter und Kassirer, respective Correspondenzsecretaire vor.

Der alte Herr hielt dabei eine einfache, aber etwas ceremoniöse Rede, worin er die neugewonnenen Mitglieder den älteren als warmherzige Landsleute empfahl, die er ihnen in jeder Beziehung als Muster ihrer Gattung vorstellen könne. Sie hätten sich, sagte er unter Anderem, reiche Erfahrungen in einem großen Geschäft jenseits des Oceans erworben, hätten Vieles erlebt, was man in der Heimat nicht so leicht erleben könne, und deshalb habe er selbst ihnen sein ganzes Vertrauen geschenkt, in der festen Voraussicht, daß sie die erworbenen Erfahrungen auch innerhalb seines Geschäfts verwerthen würden. Deshalb möchten auch die früheren Mitglieder desselben

ihnen mit gleichem Vertrauen entgegenkommen und sie würden bald die Genugthuung haben, zu sehen, daß sie dieses Vertrauen keinen Unwürdigen geschenkt. Schließlich bat er alle Anwesende, daß sie das bisher bewahrte gute Einvernehmen unter sich, die alte Eintracht und das herzliche patriarchalische Verhältniß zu ihm selber, dem ihren Kräften und ihrem guten Willen vertrauenden Chef, für alle Zukunft zum Nutzen der Firma bewahren möchten, denn auf gegenseitiger Uebereinstimmung und wirksamen gemeinschaftlichen Zusammenhalten beruhe zum großen der Credit und das Ansehen des Hauses, welches es bisher in der kaufmännischen Welt genossen, und wenn die neuen Mitglieder sähen, wie sich hier Jeder bemühe, dem allgemeinen Zweck zu Liebe alle seine Kräfte und Fähigkeiten an den Tag zu legen, dann würden sie sich in ihrer Stellung bald wie alle Uebrigen wohlfinden und ihre ihm so bekannte Thätigkeit mit Freuden auch hier in Wirkung setzen. Daß dies so sei, und daß es den beiden jetzigen ersten Beamten seiner Firma bei ihm gefallen möge, das sei sein besonderer Wunsch, da er mit ihnen persönlich herzlich befreundet sei und die Hoffnung hege, daß die heute geschlossene Verbindung keine vorübergehende, vielmehr eine für alle Zukunft und zum Nutzen der Firma beständige sein und bleiben möge.

Als er diese Rede mit Ruhe und doch sichtbarer Wärme gesprochen, reichte er den beiden Freunden die Hand und hieß sie als Mitglieder der Firma willkommen. Dann stellte er ihnen alle Uebrigen bis zu den jüngsten Lehrlingen namentlich vor und führte sie in ihr Amt ein, indem

er und der bisher älteste Commis mit ihnen zuerst an die große und kleine Kasse trat, dieselbe Arnold Halder übergab und ihm Einsicht in die vorhandenen Mittel und die darüber Auskunft gebenden Bücher gewährte.

Diese letztere Arbeit nahm viel Zeit fort, allein Arnold Halder's Scharfblick, seiner vieljährigen Uebung und Erfahrung fiel es nicht schwer, sich sehr bald zu orientiren und es war noch lange nicht die Mittagsstunde herangekommen, als er schon mit dem bisherigen ältesten Commis in seinem Verschlage stand und die Unterweisung sich erbat und erhielt, deren er vor allen Dingen in manchen Einzelheiten benöthigt war.

Während Arnold hier ämsig beschäftigt war und seinem jüngeren Instructor über sein schnelles Fassungsvermögen Verwunderung abgewann, hatte sich Herr Irminger mit Werner in sein Privatcomptoir verfügt und diesem persönlich die nächsten Anweisungen über die ihm obliegenden Geschäfte gegeben. Werner, mit voller Aufmerksamkeit den klaren Worten seines Chefs folgend, begriff ebenfalls leicht und schnell, was seines Amtes war, und um drei Uhr hatte er schon eine große Anzahl Briefe nach den Anweisungen Herrn Irminger's geschrieben und diesem zur Prüfung vorgelegt.

Herr Irminger lächelte fein, als er diese ersten Beweise der Fähigkeit seines neuen Correspondenzsecretairs vor sich sah und er gratulirte sich schon im Stillen, daß er nun endlich einmal die richtigen Leute gefunden, denen er nicht allein vollständig vertrauen, sondern bei deren

Hülfe er sich auch die längst ersehnte Ruhe gönnen könne, wenn einmal die Zeit dazu gekommen und seine eigene Arbeitslast im Abnehmen begriffen wäre.

Schon an diesem ersten Tage machten Arnold und Werner die Erfahrung, daß Herr Irminger im Geschäft ein ganz anderer Mann wie im vertraulichen und freundschaftlichen Privatverkehr sei. Zwar blieb er sich immer in Freundlichkeit, Wohlwollen und Leutseligkeit gleich, aber in seinen Worten und in seinem Handeln gab sich eine viel größere Kürze und Gemessenheit kund; dabei beobachtete er von seinem Zimmer aus alles Detail des Geschäfts, trat bald hier, bald da helfend, rathend und fördernd ein, und nichts entging seinem schnellen Ueberblick, der das Geringste für so wichtig hielt wie das Bedeutendste und darum so recht eigentlich das große Rad mit seiner unermüdlichen Triebkraft in dem ganzen umfangreichen Geschäfte war.

So beobachtete er auch an diesem und den nächst folgenden Tagen fast unbemerkt jeden Zug und jeden Strich, den seine neuen Beamten ausführten und, ohne voreilig zu sein, gewann er mit jeder abgelaufenen Stunde, mit jedem vollbrachten Abschluß von Neuem die Einsicht, daß Arnold und Werner den Erwartungen vollkommen entsprächen, die er von vornherein in ihre Leistungsfähigkeit gesetzt hatte.

An Werner fiel ihm vor Allem die ruhige Bedachtsamkeit und die umfassende Kenntniß des großen Handels beim Entwurf und der Ausführung der ihm zugefertigten

Correspondenzen auf. Allerdings arbeitete er etwas langsam, aber jeder Strich brachte eine zweckmäßige Förderung und ging immer gerade auf das beabsichtigte Ziel los. An Arnold Halder dagegen bewunderte er die rasche Orientirung in ihm bisher ganz fremden Objecten und Personen, ferner die mit fast genialer Schnelligkeit, wie durch Instinkt erfundenen und durchgeführten Entwürfe, den klaren Ueberblick und die rapide Arbeitskraft, die in Stunden leistete, was manchem Anderen Tage der Ueberlegung und des Abwägens kostete. Dabei bewahrte der ihm so werthe Mann immer seine plastische Ruhe, nie griff er etwas ihm ganz Neues mit verwirrender Hefigkeit an und immer fand er sich, fast ohne daß er an den ihm zunächst sitzenden Commis eine Frage zu richten brauchte, in dem Vorliegenden zurecht, wie er denn auch sehr bald den einmal eingeführten Geschäftsgang im großen Comptoir selbst in dem kleinsten Detail mit scharfem Ueberblick aufgefaßt hatte, so daß er schon in wenigen Tagen im Ganzen zu Hause war und in den Augen der übrigen ihn von Weitem beurtheilenden Arbeiter den Ruf rechtfertigte, mit dem er ihnen als Muster eines Büreauchefs vorgestellt worden war.

Als der erste Geschäftstag vorüber und das Comptoir geschlossen war, dessen Schlüssel von jetzt an Arnold Halder zu bewahren hatte, und als nun die beiden Freunde mit ihrem Chef zum ersten Mal in das obere Stockwerk hinaufstiegen, um sich zu Tisch zu setzen, ruhten Adele's Augen mit sichtbarer Spannung mehr auf dem

Antlitz ihres Vaters als auf den etwas gerötheten Gesichtszügen der neuen Commis. Aber da sollte sie gleich am ersten Tage befriedigt werden. Denn ihr Vater sah un-
gemein heiter und klar aus, seine Augen blitzten ihr freudig entgegen und an seinem wohlgefälligen Kopfnicken bemerkte sie, daß er diesen ersten Geschäftstag mit freudigen Empfindungen abgeschlossen habe.

Wie sonst auch, wurde bei Tisch kein Wort über das Geschäft gesprochen, das liebte und duldete Herr Irming-
er einmal aus Grundsatz nicht, denn er pflegte zu sagen, daß das geschäftliche Leben ein Leben für sich sei und daß man sich damit nicht die wenigen Stunden der Muße verbittern und verleiden dürfe. Aber auch nach Tische sprach er diesmal kein Wort über den im Comptoir verlebten Tag und als er gegen Abend Adele und die beiden Freunde aufforderte, ihn in seinem Wagen nach dem Landsitz zu begleiten, um einmal ein paar Stunden die frische Bergluft zu genießen, da erkannte sie erst recht, daß der gute Vater befriedigt sei, denn diese Spazierfahrt unternahm er nur, wenn sein Gemüth in vollster Ruhe und behaglichster Stimmung war.

Am Abend, ehe man zur Ruhe ging, sah Adele ihren Vater zum ersten Mal allein, und nun glaubte sie, sei der Augenblick gekommen, wo er sein Herz gegen sie öffnen würde. Und darin hatte sie sich auch nicht getäuscht, wenn seine Mittheilungen auch nur sehr kurz und gemessen sein sollten.

»Nun,« sagte er, als sie neben ihm auf dem Sopha saß und sich nach ihrer Art in solchen Momenten diplomatisch still verhielt, »Du fragst mich ja nicht, wie es mir heute ergangen? Bist Du denn gar nicht etwas neugierig, wie wir Drei uns in den ersten Tag gefunden haben?«

»O ja, Väterchen,« sagte sie, seine Hand fassend und zärtlich drückend, neugierig bin ich gewiß, aber da Du so schweigsam bist, halte auch ich mich zurück, obgleich ich, nach Deinem Aussehen heute Mittag zu schließen, annehmen muß, daß Du – gerade nicht unbefriedigt bist.«

»Nein, ganz und gar nicht,« erwiderte Herr Irminger, »doch mag ich noch nicht viel darüber reden, da man ja von *einem* Tage noch nicht auf die anderen schließen darf. Indessen, was ich heute gesehen, und ich sehe rasch, wie Du weißt, stimmt mich ganz behaglich, es läßt sich Alles gut an, und sobald die Routine da ist – jedes Geschäft hat ja seine eigene – wird es ganz so gehen, wie ich erwartet habe. So viel für heute, ein andermal mehr!«



Wie der erste Tag im Geschäft vergangen war, verging auch der zweite und wieder saß man gemüthlich um fünf Uhr bei der Tafel. Herrn Irminger's Aussehen war noch freundlicher als am Tage vorher und er verfiel in seinen alten Humor, was er nur that, wenn er ganz mit seinen Geschäften zufrieden war. Auch Werner war ungewöhnlich munter und gesprächig; ihm gefiel die ihm

zugemuthete Arbeit offenbar, nur über Arnold Halder's sonst immer so ruhigem Gesicht schien eine leichte Wolke zu schweben und das bemerkte sowohl Adele wie ihr Vater sehr bald.

Als man beim Dessert angelangt war, befahl Herr Irminger dem Diener, eine Flasche alten Rheinweins aus dem Keller des seligen Herrn Koch zu bringen, und als er seinen Gästen ein Glas davon eingeschenkt und selber schon ein halbes getrunken hatte, sagte er mild und freundlich:

»Ja, diesen Wein habe ich auch von dem guten alten Koch geerbt und ich trinke ihn nur, wenn ich recht vergnügt bin und wenn die Geschäfte gut gehen. Nun, das thun sie ja, nicht wahr, Herr Halder?«

»Ich denke es, so viel ich aus den Büchern entnehmen kann, Herr Irminger,« lautete die ruhig und bescheiden vorgebrachte Antwort.

»Richtig! Doch da wir einmal ausnahmsweise von Geschäften bei Tische zu sprechen angefangen haben, so will ich mir die Frage erlauben, warum Sie heute schon den ganzen Tag viel ernster als gewöhnlich blicken. Wenn Sie Etwas auf dem Herzen haben, so lassen Sie es hören, was es auch betreffen möge – ich bin heute völlig in der Laune, einmal ein Uebriges zu thun.« –

Arnold schaute noch ernster vor sich nieder und warf dann einen fragenden Blick auf Werner hin, der ihm gegenüber neben Herrn Irminger saß.

Werner erhob jetzt seinen blonden Kopf, strich sich das wallende Haar aus der Stirn und sah dann wiederum fragend Adele an, die auch bereits merkte, daß nicht Alles im rechten Flusse sei.

»Heraus mit der Sprache!« fuhr jetzt Herr Irminger fort, dem das lange Schweigen etwas peinlich wurde. »Es schwebt Etwas in der Luft, ich wittere es – jetzt muß ich es herunter haben.«

»Mein Freund hat eine Bitte auf dem Herzen,« sagte nun Werner mit fast rührender Bescheidenheit, »und er sehnt den Moment herbei, wo er darüber mit Ihnen reden kann, wie er denn schon gestern Abend ein Langes und Breites mit mir darüber gesprochen hat.«

»Eine Bitte?« fragte Herr Irminger mit scharfer Betonung. »Warum sprechen Sie sie nicht aus, Herr Halder? Das verstehe ich nicht.«

»Ich bin erst zwei Tage in Ihrem Geschäft,« sagte nun Arnold mit ruhiger Zuversicht, »und da möchten Sie es nicht für angemessen finden, wenn ich Ihnen schon mit einer Neuerung käme.«

»Einer Neuerung? Nun warum denn nicht, wenn sie gut ist? Bin ich denn so schwer zugänglich für etwas Neues? Ich dünke, ich hätte das Gegentheil davon an Ihnen selbst bewiesen.«

»Ja freilich! Nun, wenn Sie es erlauben, so will ich es sagen, aber es betrifft das Geschäft und wir sitzen bei Tische!«

»O, der Zauber ist doch schon gebrochen,« rief Herr Irminger. »Jetzt will ich es sogar hören, denn nach Ihrem Gesicht zu urtheilen, scheint mir etwas Ernstliches dahinter zu stecken.«

»Allerdings. Ich habe mich gestern schon über Etwas gewundert, Herr Irminger, und heute, als ich mir die Einzelheiten in unserm Comptoir in aller Ruhe angesehen, habe ich mich noch mehr gewundert; denn meine zweite Wahrnehmung hat die erste nur bestätigen können.«

»Da bin ich doch neugierig!« rief Herr Irminger dazwischen.

»Sie haben Alles, was in solch' Comptoir gehört,« fuhr Arnold fort, »jedes Einzelne ist in der besten Ordnung und Verfassung – nur ein Hauptsächliches fehlt und das kann ich beim besten Willen nicht begreifen!«

»Was wäre denn das?« fragte Herr Irminger mit weit aufgerissenen Augen.

»Ein eiserner Geldschrank. Sie haben so viel Geld in dem jetzigen, und er scheint mir weder gegen Feuer noch gegen Diebstahl gesichert. Auch die wichtigsten Correspondenzen liegen in dem einfachen Holzpult schlecht verwahrt und ich, der ich jetzt die Kasse unter mir habe, bin in Sorge, daß aus diesem Mangel einmal ein Unheil entstehen könne.«

»Hm, hm!« sagte Herr Irminger, ganz mechanisch sein Weinglas herumdrehend und die Augen in das feuchte Gold darin senkend. »Also ein Geldschrank von Eisen fehlt mir, so, so! – Aber wozu das?« fuhr er rascher fort, indem er das Gesicht gegen Arnold erhob. »Wir haben

einen festen Eichenschrank mit starken eisernen Beschlägen, der ist diebessicher genug und gegen ein großes Feuer schützen auch eiserne Schränke nicht. Diebe aber, die etwas so Großes und Abenteuerliches wagen, giebt es bei uns nicht. Noch nie ist ein Banquier in der Schweiz namhaft bestohlen worden, das mag in Paris, London, Berlin und Gott weiß sonst wo vorkommen, aber bei uns ist Niemand so kühn, so frech, in ein solches Local einbrechen zu wollen.«

»Wer weiß es!« sagte Arnold bedeutsam. »Auch die Läden innerhalb der Fenster sind nicht sehr fest und ein tüchtiger Schlosser könnte sie ohne alle Anstrengung zerbrechen. Einem solchen aber ist auch unser Geldschrank leicht zugänglich und meine Sorge ist also gerechtfertigt.«

»Wenn ich in dieser Sache mitreden darf,« nahm jetzt Adele das Wort, da der Vater nachdenklich schwieg, »so gebe ich Herrn Halder Recht.«

»O, ich gebe ihm auch nicht Unrecht!« rief Herr Irmingen. »Ich denke jetzt nur an etwas ganz Anderes. Es fällt mir nämlich auf, und das ist recht merkwürdig, daß Sie in diesem Punkte ganz seltsam mit meinem alten entschlafenen Freunde Koch übereinstimmen. Der wollte auch immer einen großen eisernen Geldschrank haben, weil er, wie Sie, die Kasse unter sich hatte, und da ich, aus den vorher angeführten Gründen, nicht darauf eingehen wollte, grollte er lange mit mir und erbot sich sogar, im Comptoir zu schlafen, wenn gerade viel Geld in der Kasse war. Und da ich auch das nicht zugeben wollte – denn ich

will *keinen* Menschen, wer es auch sei, Nachts oder spät Abends mit Licht im Geschäftslocal haben – ließ er eben jene Hörrohre anbringen, die an verschiedenen Stellen im Comptoir münden, hielt sie Nachts offen und stellte sogar sein Bett dicht vor die Mündung seiner Röhre, so daß er dadurch jedes, auch das geringste Geräusch im Comptoir vernehmen konnte.«

»Das ist kein übler Gedanke,« entgegnete Arnold, »und ich danke Ihnen für diesen Wink. Ich werde es eben so machen und gleich von heute an. Uebrigens gefällt mir diese Erfindung des Herrn Koch,« fuhr er fort und sah Werner scharf an, um ihn an ihr Gespräch am ersten Abend zu erinnern, »und ich werde seine Sorgfalt in jeder Weise nachzuahmen suchen.«

Werner lächelte und sagte dann: »Für uns wird diese Sorgfalt noch leichter durchzuführen sein, als für Herrn Koch, denn wir sind nicht nur Zwei, während er nur Einer war, sondern wir haben auch noch einen dritten Wächter im Zimmer, der treuer, aufmerksamer und scharfhöriger ist als zehn Menschen zusammen.«

»Wer ist denn das?« fragten Herr Irminger und Adele zugleich.

»Das ist Fingal, und dem wird kein Geräusch in der Nacht entgehen, verlassen Sie sich darauf!«

»O, o, meine Herren,« sagte nun Herr Irminger lachend, »das mag ganz richtig sein, aber es gefällt mir durchaus nicht. Ich habe Sie wahrhaftig nicht in mein

Haus genommen, um Sie, nachdem Sie bei Tage gearbeitet, auch noch Nachts wachen oder in Sorge sein zu lassen. Nein, das soll ein Ende nehmen. Schreiben Sie morgen, wohin Sie wollen, Herr Altstetten, und bestellen Sie einen Schrank, wie Sie ihn für gut und zweckmäßig halten. Ich bin jetzt überzeugt, daß der alte Koch Recht hatte und daß sein Nachfolger – ich meine natürlich,« setzte er erröthend hinzu, »sein Nachfolger in seiner Wohnung – seinen Beifall erhalten würde, wenn er noch lebte. – Doch was ist das? Ein Brief? An mich? Nein, er ist an Dich, Adele, und sieh, was Du für eine ausgebreitete Correspondenz hast, – er scheint aus Frankreich gekommen zu sein, denn die Adresse ist französisch geschrieben.«

Er hatte dem Diener den Brief, den dieser hereinbrachte, aus der Hand genommen und einen raschen Blick auf die Adresse geworfen, sobald er dieselbe aber gelesen, ihn Adele hingereicht.

Diese nahm ihn mit einiger Verwunderung entgegen, las ebenfalls die Adresse und fragte den Diener:

»Wer hat ihn gebracht?«

»Der Postbote. mein Fräulein!«

Adele, die nicht errathen konnte, von wem der Brief kommen möge, erröthete lebhaft, während sie ihn öffnete und bat um Entschuldigung, daß sie das gleich thue, aber sie sei sehr neugierig geworden, wer ihr aus Luzern, denn diesen Poststempel trage der Brief, einen französischen Brief schreiben könne, da das nicht Mode unter ihren Bekannten sei.

Alle sahen sie, als sie die schönen Augen auf das scheinbar lange Schreiben richtete, forschend an, Keiner aber mit so glühenden Blicken wie Werner von Altstetten, denn ihm allein schien sein Herz verrathen zu haben, von wem dieser Brief geschrieben sei.

Er sollte sich auch nicht geirrt haben, denn nach einer Weile seufzte Adele tief auf, faltete den Brief und indem sie ihn in die Tasche steckte, sagte sie:

»Schade, daß man so oft, wenn man eine Freude haben könnte, doch auch Trauer dabei hat. Der Brief ist von Jesuina da Costa Faria, meine Herren. Sie befindet sich bereits in Luzern, aber sie ist sehr unglücklich und hat wohl Grund dazu, wie ich sehe.«

Werner's Augen umflorten sich und dennoch konnte er sich – o, welche Geheimnisse birgt das menschliche Herz! – einer heimlichen Freude nicht entschlagen, denn je unglücklicher Jesuina in diesem Augenblick war, um so leichter hoffte er sie in der Zukunft glücklich machen zu können.

Das Schweigen, welches kurz nach Adelens Worten herrschte, unterbrach zuerst ihr Vater, der, nachdem er einen Moment nachgedacht, mit einer gewissen Hast sagte:

»Warum steckst Du den Brief in die Tasche, Adele? Wir sind ja unter uns; Jeder weiß, wie die Sachen liegen, und so theile uns also mit, was Du gelesen, wenn Dir nicht irgend etwas Geheimes die Zunge bindet.«

»Ich weiß nicht,« erwiderte Adele sinnend, »ob ich das darf. Das arme Mädchen wendet sich vertrauensvoll an

mich allein, und da darf ich doch wohl nicht ihre in sichtbarer Angst und Sorge hingeworfenen Worte – *Anderen* mittheilen.«

»Sie haben Recht!« rief Werner, wie plötzlich elektrisirt, aus, »das ist edel von Ihnen und ich stimme Ihnen vollkommen bei.«

»Aha!« sagte nun Arnold in einer Anwandlung guter Laune. »Er findet Ihr Schweigen zwar edel, mein Fräulein, würde es aber doch recht gern sehen, wenn Sie es gegen ihn allein brechen wollten.«

Adele blickte Arnold etwas erheitert an und versetzte sogleich: »Das kann wohl sein und es ist auch möglich, daß ich es thue. Ich will es mir überlegen. Später mehr davon. Aber wie ist es, das Wetter ist so schön und der Abend noch lang fahren wir nicht ein wenig auf's Land, Väterchen?«

»Natürlich!« rief Herr Irminger munter und griff schon an die Glockenschnur, um den Wagen zu bestellen. »Machen Sie sich also fertig, meine Herren, den Kaffee wollen wir diesmal draußen im Freien trinken.«

Man war eine halbe Stunde später auf dem Landsitz eingetroffen und hatte etwas schweigsam den bald bereiteten Kaffee eingenommen. Nachdem dies aber geschehen, trennten sich die vier Personen, denn Fräulein Dubs war diesmal zu Hause geblieben. Herr Irminger ging mit

Arnold Halder umher und zeigte ihm seine neuen Anpflanzungen, und diesen Moment benutzte Adele und gab Werner einen Wink, ihr in einen abgelegenen Theil des Parks zu folgen, wo, wie sie sich schon zu Hause vorgenommen, seine so geduldig ertragene Sehnsucht endlich gestillt werden sollte.

»Kommen Sie, Herr Altstetten,« sagte sie freundlich. »Wir wollen auch nach unserer Neigung plaudern, wie jene Herren, und wenn Sie jetzt Lust dazu haben, sollen Sie erfahren, was Jesuina mir geschrieben hat. Für Sie enthält ihr Brief kein Geheimniß und eigentlich für uns Alle nicht, aber ich möchte den Inhalt nicht allgemein bekannt machen, ehe Sie, den er zunächst interessirt, davon Kunde hatten.«

Werner dankte ihr mit überströmendem Herzen und verrieth die größte Lust, den Brief zu lesen. Adele zog ihn aus der Tasche und legte ihn in Werner's Hand, der ihn sogleich entfaltete und las, während das junge Mädchen schweigend an seiner Seite einen einsamen Parkweg langsam hinunterschritt.

Jesuina's Brief aber lautete folgendermaßen:

»Meine liebe, meine herzlich geliebte, meine einzige Freundin! Endlich bin ich so glücklich oder so unglücklich, denn für Beides giebt es vollwiegende Gründe, Ihnen mittheilen zu können, daß wir in Luzern angekommen sind, vorgestern schon, aber erst jetzt wird es mir möglich, Ihnen einige Worte zuzusenden, da man mich

nur selten allein läßt, was ich heute nur durch die unwahre Klage, daß ich mich leidend befände, bewerkstelligt habe. O liebe Freundin, was habe ich erduldet, seitdem Sie in Unterseen so rasch von mir geschieden sind! Meine Lage wird mit jeder Stunde unerträglicher, für mich schmerzlicher – warum? Das kann, das will ich nicht schreiben, das darf ich Ihnen höchstens mündlich sagen, wenn ich erst wieder so glücklich bin, bei Ihnen zu sein, Ihre Hand in der meinen zu halten und in Ihr liebevolles gütiges Auge zu schauen. O, von diesem mir hoffentlich nahen Glück lassen Sie mich jetzt allein reden, denn es beschäftigt alle meine Gedanken, bei Tag und Nacht, im Wachen und im Traume, überall sehe, höre, fühle ich nur Sie, denn Ihnen vertraue ich ganz, von Ihrem Rathe, Ihrer Hülfe erwarte ich mein einziges Heil, obgleich ich nicht weiß, wozu Sie mir rathen, womit Sie mir in meiner so verhängnißvollen Lage helfen werden.

Doch Sie wollen zunächst Auskunft von mir, und so darf ich mich nicht allein in Klagen erschöpfen. Ich wäre schon gleich am ersten Tage, wo ich in Luzern eintraf, zu Ihnen gekommen und hätte die Bande zerrissen, die mich an diese unwürdigen Menschen fesseln, aber es ging noch nicht und geht vielleicht – auch noch lange nicht. Im Ganzen will ich Ihnen nur so viel sagen: ich habe mit meinen Verwandten vollständig gebrochen und ihnen gesagt, daß ich sie verlassen werde, daß ich sie verlassen muß, wenn ich nicht untergehen soll. Sie glauben mir das noch immer nicht recht und verlachen mich in ihrer leichtsinnigen und lieblosen Weise, weil sie nicht

denken können, worauf ich mich stützen, womit ich mein Leben fristen will, wenn ich sie verlassen habe. Damit ich das aber kann, habe ich nach einem langen erschöpfenden und leidenschaftlichen Gespräch, welches ich gestern mit ihnen hatte, von Joao Pedro Gomez mein Vermögen gefordert, auf die ernsteste und nachdrücklichste Weise, und er, der wohl weiß, daß ich dasselbe zu fordern berechtigt bin und daß er es mir auf die Dauer nicht vorenthalten kann, hat mir endlich nach den bittersten Vorwürfen versprochen – Gott gebe, daß dies ehrlich gemeint war! – mir nächstens wenigstens einen Theil desselben einzuhändigen. Sobald dies geschieht, fliege ich zu Ihnen, in der ersten freien Stunde, wenn man mich allein läßt. Meine Koffer halte ich gepackt, damit ich sie vom ersten besten Menschen fortschaffen lassen kann. So komme ich doch nicht zu Ihnen als Bettlerin und habe wenigstens eine Hülfquelle, die mir mein ferneres Leben, das ich gern der Arbeit widmen will, möglich und erträglich machen wird.

Doch, ich habe nicht viel Zeit für mich und so fasse ich mich kurz. Meine Reisegefährten, – Pinto Machado gehört jetzt leider auch zu ihnen, – denken etwa vierzehn Tage in Luzern zu verweilen. Doch kann dies möglicher Weise nur ein Vorwand sein, denn die eigentliche Wahrheit erfahre ich nie. Wie ich vernommen, sollen in diesen Tagen Ausflüge nach dem Rigi und dem Pilatus und auch nach Flüelen unternommen werden. So lange ich unter diesen Menschen lebe, kann ich mich nicht immer

von dergleichen ausschließen, und so folge ich ihnen willenlos, zwecklos, ergebungsvoll, wie ein der Gnade und Ungnade seiner Machthaber preisgegebenes Opferlamm.

O meine Freundin, wie glücklich bin ich doch schon, wenigstens in Ihrer Nähe zu sein! Wie habe ich mich in jeder Stunde nach Ihren Augen gesehnt, die immer so milde und so zärtlich blicken! Doch nun muß ich für heute von Ihnen scheiden und ich thue es mit dem wohlthuenden Gefühl, mein Herz vor Ihnen erleichtert zu haben. Leben Sie wohl. Sobald ich Zeit habe, schreibe ich wieder, am liebsten käme ich gleich selbst. Suchen Sie mich nicht auf, wir wohnen in einem abgelegenen Privathause, wir Drei in einem und Pinto Machado in einem benachbarten, der, durch mir unbegreifliche Hülfsmittel, die ihm überall zu Gebote stehen, begünstigt, uns diese Wohnung durch seinen mir Grauen einflößenden Diener hat verschaffen lassen. Nein, suchen Sie mich nicht auf. Wenn man Sie hier und in meiner Nähe sähe und sich Ihrer und Ihres Wohnortes erinnerte, so könnte man später, wenn ich zu Ihnen geflüchtet bin, meine Spuren aufsuchen, und das soll und darf nicht geschehen, ich muß den Augen meiner Verwandten für immer verschwinden und werde erst dann ruhig aufathmen, wenn Berge, Flüsse und Seen zwischen mir und ihnen liegen. Noch einmal – leben Sie wohl und gedenken Sie mit Ihrer bisherigen Theilnahme der unglücklichem vereinsamten und ohne Sie verlorenen

Jesuina da Costa Faria.

Nachschrift. Haben Sie Kunde von Unterseen? Verweilen Ihre Freunde noch dort, die Sie mir so edel schilderten und die auch ich von Anfang an dafür gehalten habe? O, es ist noch lange bis zum Herbst – noch mehr als zwei Monate – und wer weiß, was dann aus mir geworden ist! Adieu!«

Als Werner bis zu dieser Nachschrift gekommen war, las er sie zweimal hinter einander und sah dann die glücklich lächelnde Adele fragend an, als wollte er sagen: »Was heißt das – bis zum Herbst?«

Adele verstand ihn und sagte sogleich: »Mit *diesem* Herbst meint sie die Zeit Ihrer Ankunft in Luzern, da ich ihr gesagt, daß auch Sie am ersten October hier sein würden. O, was wird sie sagen, wenn sie erfährt, daß dieser Herbst diesmal schon so früh eingetreten ist! Die Arme! Ach, wenn sie doch recht bald käme! Es ist Alles mit meinem Vater verabredet. Er nimmt sie gern und freudig in unserem Hause auf – ich brauche auch eine Freundin, so gut Sie einen Freund haben – ja! Und sie soll mir mehr als eine Freundin, sie soll mir eine Schwester sein – ist Ihnen das recht, Herr Altstetten?«

»Fräulein Irminger! rief Werner, in eine Art Freudenrausch ausbrechend, wie er wohl nur selten bei ihm zu Tage trat. »Was soll ich sagen? Wie meinen Dank aussprechen für solche Güte? O, Sie sind die wahre Tochter ihres Vaters – denn Ihnen Beiden schulde ich schon mehr, als ich mit Worten ausdrücken kann!«

»Sie schulden mir gar nichts, Herr Altstetten, bis jetzt wenigstens nicht. Und Dank? Soll man denn nie allein

dankbar sein können und sich seinen Dank immer mit neuem Danke bezahlen lassen?«

»Wie so? Ich verstehe Sie nicht!«

»Nun, das ist ja sehr einfach. Wenn ich Jesuina da Costa Faria – *Ihre* Freundin, bei mir aufnehme und auch zu meiner Freundin mache, dann thue ich das, um Ihnen auf eine recht anschauliche, auf *meine* Weise zu danken, daß Sie einst Ihre Hand ausstreckten, um mir auch *meinen* Vater zu erhalten. Das darf und werde ich nie vergessen und nun schweigen Sie darüber. – Dort kommen die Herren und jetzt sollen auch sie den Brief lesen, denn nun giebt es kein Geheimniß mehr zwischen uns, nachdem ich meine Schuldigkeit zuerst gegen Sie erfüllt.«

SECHSTES CAPITEL. EIN KLEINER UND EIN GROSSER INDUSTRIERITTER.

Der Brief Jesuina's an Adele Irminger, den an demselben Abend auch noch der Letzteren Vater und Arnold Halder gelesen hatten, war hinreichend gewesen, die drei Männer darauf aufmerksam zu machen, daß nun wenigstens Joao Pedro Gomez bald im Comptoir erscheinen würde, um sich die 4000 Francs auszahlen zu lassen, welche ihm laut der bereits erfolgten Ankündigung von G. A. Sarotti aus Mailand Ende Juli's zustanden. Werner frohlockte innerlich darüber, denn er glaubte sich der ziemlich sicheren Hoffnung hingeben zu dürfen, daß diese Summe zum Theil dazu dienen werde, Jesuina's Ansprüchen zu genügen und daß dieselbe dann möglicher Weise bald ihre Verwandten verlassen würde. Wie groß

das Vermögen Jesuina's gewesen, wußte er freilich nicht und daß 4000 Francs ihre Forderung gänzlich decken würden, war kaum anzunehmen; dennoch war es immer ein Anfang im Fortschritt, und schon diese Einsicht reichte hin, den sanften jungen Mann glücklich und heiter zu stimmen, wenn ihn die herzliche und entgegenkommende Weise Adele's und die wirklich beneidenswerthe Stellung, die er bei ihrem Vater einnahm, nicht schon viel froher gestimmt hätte, als er es bei seinem Eintreffen in Luzern gewesen war.

Arnold Halder hatte gleich am frühesten Morgen des anderen Tages seine Vorkehrungen getroffen, um Joao Pedro Gomez, wenn er käme und seinen Creditbrief präsentirte, auf die entsprechende Weise zu empfangen. Der Commis, der an diesem Tage die Zahlungen zu leisten hatte, war genau unterrichtet, wie er sich zu verhalten habe, denn Arnold Halder wollte dem Herrn aus Rio nicht persönlich in den Weg treten, obwohl er sich darauf freute, ihn von seinem kleinen Verschlage aus unbemerkt zu beobachten.

Allein auch der nächste Tag verging und Joao war bis zum Comptoirschluß nicht erschienen. Pinto Machado also mußte ihn hinreichend mit Geld versehen haben, so daß er der 4000 Francs nicht bedurfte, oder seine Besorgniß, daß hinter diesem Creditbrief irgend eine Gefahr lauere, mußte so groß sein, daß seine Habgier dadurch in Schranken gehalten wurde. Und so verhielt es sich, wie man später erfuhr, in der That. Indessen konnte

der Aufschub nicht lange währen, Joao mußte sich endlich entschließen, das Banquierhaus ›Irminger, Koch und Compagnie‹ aufzusuchen, wobei ihn gewiß nicht die leiseste Ahnung beschlich, daß dieses Haus und ein Theil seiner Bewohner viel genauer von seinen Verhältnissen unterrichtet sein, als es möglich schien, denn er konnte ja nicht wissen, welche wunderbaren Verwickelungen und Zufälle Arnold und Werner in dieses Haus geführt, und eben so wenig, wie fest und eng die Angelegenheiten derselben mit denen Pinto Machado's und Jesuina da Costa Faria's verschlungen waren.

Jedoch mußte der träge und furchtsame Mensch, der einerseits gar zu gern Geld nahm, woher es auch kam, andererseits sich aber nicht weniger gern von jedem bedenklichen Unternehmen fernhielt, durch den Zuspruch seiner Schwester und das ernstliche Drängen seines Freundes Pinto Machado zu diesem ihm so bedeutsam erscheinenden Schritt fast mit Gewalt getrieben werden. Er selbst, wenn er sich allein überlassen geblieben wäre, hätte noch Tage lang damit gezögert, so aber, dem starken Drucke Jener nachgebend, erklärte er sich endlich dazu bereit und setzte den folgenden Tag zur Einkassirung seiner Gelder fest.

Es mochte etwa elf Uhr an diesem Tage sein. Im Comptoir verlief Alles im gewohnten Geleise und jeder Arbeiter war auf seinem Posten. Der Chef des Hauses und Werner saßen am Schreibtisch im Cabinet des Ersteren, wie gewöhnlich, durch dessen verhangene Thürfenster sie jedoch ganz genau, ohne selbst gesehen zu werden,

das ganze, dem öffentlichen Verkehr zugängliche Hauptcomptoir beliebig überschauen konnten. Arnold stand vor seinem Pult hinter dem ebenfalls mit grünen Vorhängen verhangenen Gitter, die Augen auf seine Beschäftigung gerichtet, aber mit seinen scharfen Ohren jeden Laut auffangend, der im Comptoir gesprochen wurde, und eben so den ihm zur Seite liegenden, durch einen langen hölzernen Tisch von den fremden Besuchern abgeschlossenen Arbeitsraum desselben beherrschend. Vor ihm lag der ziemlich geräumige freie Theil des Geschäftslocals und diesen konnte er ganz nach seinem Belieben übersehen, wenn er einen der Vorhänge leicht zur Seite schob.

Die übrigen Commis, ein jeder einen jungen Lehrling neben sich, saßen oder standen vor ihren Pulten, rechneten oder schrieben, indem sie schweigend, wie es die Sitte gebot, ihrer täglichen Arbeit oblagen.

Es war gerade eine Stunde, wo kein Fremder im Comptoir sich befand, daher herrschte ringsum die tiefste Stille; man hörte nur die fleißigen Federn kritzelnd über das Papier fliegen und zwischendurch vernahm man den Pendelschlag der großen alten Uhr, die in ihrem altväterischen Gehäuse neben dem geöffneten Geldschrank stand.

Sie hatte eben mit lautem und bis in alle Nebenräume tönenden Schlage den Ablauf der zehnten Stunde verkündet, als eine auffällig bedächtige, wenn nicht bescheidene Hand sich auf das Schloß der nach dem Corridor führenden Thür legte, diese sich langsam aufthat

und herein ein Mann schritt, der sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, so daß alle Köpfe sich einen Augenblick nach ihm umwandten und mehr als ein Dutzend Augen auf ihm hafteten, denn die älteren Commis wußten alle, daß man in diesen Tagen den brasilianischen Herrn erwartete, der seinen aus Mailand bezogenen Creditbrief präsentiren würde.

Auch Arnold erhob seinen Kopf von der Arbeit, lüftete mit leiser Hand den Vorhang des Gitters und schaute nach dem Ankommenden hinaus. Auf der Stelle hatte er ihn erkannt, es war wirklich Herr Joao Pedro Gomez aus Rio, der aber diesmal all seine Raschheit und Heftigkeit zu Hause gelassen zu haben schien und mit sichtbarem Zögern, das einer zaghaften Bedenklichkeit auf ein Haar glich, in den geheimnißvollen Raum des großen Geschäftshauses trat und mit seinen funkelnden Augen, in denen gleichwohl eine merkliche Besorgniß lag, rings um sich blickte, als ob er aus den Mienen der ihn betrachtenden Gesichter schon von vornherein schließen wolle, wie man ihn hier empfangen werde.

Herr Joao Pedro Gomez mit seinem olivenfarbigen, verschmitzten Gesicht, dem elegant frisirten Kopf, dem schwarzen wohlgesteiften Bart, trug dieselben zierlichen Kleider, in denen ihn Arnold in Unterseen gesehen: den mit Schnüren besetzten kurzen Sammetrock, die hellfarbigen gestreiften Beinkleider, die schneeweiße Weste und das coquett um den feinen Hemdkragen geschlungene rothe Seidentuch; allein seine Miene wich weit von seiner damaligen ab, – sie sah sichtlich befangen und unruhig

aus und der sonst so hastig schreitende und immer zu einem Ausbruch von Heftigkeit geneigte Mann trat langsam, zögernd und vorsichtig bis an die Schranke heran, die ihn von den Arbeitern im Comptoir schied. Das Alles gewahrte Arnold mit einem Blick, aber er rührte sich nicht von der Stelle, beobachtete ihn nur scharf durch eine Spalte seines Vorhanges und erwartete ruhig, wie sich das bevorstehende Geschäft im nächsten Augenblick entwickeln werde.

Er sollte nicht lange warten, denn nachdem der Fremde sich eine Minute im Comptoir umgesehen und mit raschem Blick sämtliche Arbeiter in's Auge gefaßt hatte, richtete er sein unruhiges Gesicht mit möglichster Heiterkeit auf den jungen Mann, der heute das Amt des Zahlers verwaltete und von Arnold bereits zu dem Bevorstehenden angeleitet war. Als dieser sich gegen den Fremden höflich verbeugt und in deutscher Sprache die Frage gethan hatte, was der Herr wünsche, räusperte sich Herr Joao und mit einer Milde und Freundlichkeit, die von seiner gegen seine Schwester und Cousine üblichen Ausdrucksweise um ein Bedeutendes abstarb, fragte er in französischer Sprache:

»Sprechen Sie nicht Französisch, mein Herr?«

»Ja,« erwiderte der Commis, nun sich derselben Sprache bedienend, »womit kann ich Ihnen aufwarten, mein Herr?«.

»Ich habe einen Creditbrief von G. A. Sarotti in Mailand,« brachte nun Joao mit schwerer Zunge hervor, »und möchte mir erlauben, Ihnen denselben zu präsentiren.«

»Sehr wohl, mein Herr! Betrifft es eine große Summe, so daß uns deshalb eine Ankündigung zugekommen sein kann?«

»O nein, groß ist sie gerade nicht,« erwiderte Joao, der gewiß gewünscht hätte, daß sie um eine Null länger wäre, »aber ich zweifle keinen Augenblick, daß Ihnen mein Name und mein Gesuch gemeldet worden ist.«

»Darf ich um Ihren Namen bitten?«

»Ich heiße Joao Pedro Gomez und bin aus Rio Janeiro in Brasilien.«

»Ah!« sagte der Commis freundlich – »ich erinnere mich, das wird seine Richtigkeit haben. Der Name ist uns in diesen Tagen von Mailand her genannt worden.«

Ueber Joao's gelbes Gesicht zuckte ein kaum bemerklicher Freudenstrahl. Er hustete vor zurückgehaltener Aufregung und verfolgte scharf wie ein Luchs den sich umwendenden Commis, der an das Correspondenzbureau trat und unter den in einem besonderen Fach geborgenen Papieren suchte, aus denen er auch bald das richtige heraus fand. Dasselbe überfliegend und es noch in der Hand haltend, trat er wieder an den Zahl Tisch, verbeugte sich lächelnd und sagte:

»Ja, hier habe ich die Anweisung von G. A. Sarotti in Mailand. Haben Sie vielleicht den Creditbrief bei sich, auf den ich Ihnen die Summe zu zahlen habe?«

Joao fuhr wie der Blitz mit der Hand in seine Brusttasche und zog ein elegantes Notizbuch hervor, dem er sogleich ein offenes Schreiben entnahm und es dem Commis hinreichte, der schon seine Finger danach ausstreckte.

Langsam und genau durchlas er es, und dann mit dem Kopfe nickend, ließ er den Creditbrief hinter das Gitter gleiten, in dessen innerem Raum Arnold sich befand.

Nach wenigen Augenblicken kam der Creditbrief, von einer unsichtbaren Hand gehalten, oberhalb des Gitters wieder zum Vorschein. Der Commis, der darauf nur gewartet zu haben schien, nahm ihn in Empfang, las rasch das daran geschriebene Wort ›Richtig!‹ und begab sich nun, den Fremden höflich um eine Minute Geduld bitend, in das Cabinet seines Chefs, aus dem er bald wieder mit lächelnder Miene hervortrat, auf den Fremden zuschritt und fragte:

»Wünschen Sie den ganzen Betrag auf einmal, mein Herr?«

»Ich bitte darum, ja!« stieß Joao mit einem vernehmbaren Erleichterungsseufzer hervor.

»Und in welcher Münze befehlen Sie?«

»In italienischen oder französischen Zwanzigfrankstücken.«

»Sehr wohl!«

Mit diesen Worten drehte er sich wieder um, legte den von Herrn Irminger besonders gestempelten Creditbrief in das dazu bestimmte Fach und trat an den Geldschrank,

der offen stand und seinen glänzenden Inhalt dem bewundernden Auge des Brasilianers darbot. Dann nahm er eine mit Goldstücken gefüllte Mulde, kehrte an den Zahltisch zurück und zählte 200 Stück davon auf, ein Geschäft, dem Joao mit gierigen Augen seine ganze Aufmerksamkeit schenkte. Als er damit fertig war und Joao sich überzeugt, daß die Summe richtig sei, häufte der Commis sie mit geübter Hand in zwei Röllchen zusammen, schlug sie in ein dazu bereit liegendes Papier und händigte eine nach der anderen dem sich immer leichter fühlenden Herrn ein.

»Soll ich sie Ihnen vielleicht versiegeln?« fragte der höfliche Commis.

»Das ist nicht nöthig, ich danke Ihnen!« Damit waren die Röllchen schon in der Tasche des Brasilianers verschwunden und dieser verbeugte sich dankend, als wolle er sich unverweilt mit seinem Schatze aus dem Staube machen.

»Bitte, mein Herr!« begann da noch einmal der Commis mit etwas lauterer Stimme. »Sie haben noch die beiden Quittungen zu unterschreiben, daß Sie das Geld richtig empfangen haben. Das ist unser Beleg für G. A. Sarotti in Mailand und für uns selbst.«

»Ah so!« rief Joao und kam wieder von der Thür zurück, nach der er schon einige Schritte gethan hatte. »Das hätte ich beinahe vergessen – verzeihen Sie!«

»O bitte, wir vergessen das nicht!« erwiderte der Commis, der bereits an den in einer Art Formular gedruckten Quittungen schrieb. Gleich darauf legte er sie Joao vor.

Dieser las und unterschrieb sie mit der ihm hingereichten Feder, nachdem er sich den feinen Glaceehandschuh der rechten Hand ausgezogen hatte, verbeugte sich dann abermals und fragte mit einem ausdrucksvollen Lächeln, in dem sich seine ganze innere Behaglichkeit aussprach:

»Habe ich sonst noch irgend eine Pflicht zu erfüllen?«

»Nein, mein Herr, das Geschäft ist abgemacht.«

»So danke ich Ihnen und empfehle mich!«

Einen Augenblick darauf war er mit etwas erhöhter Gesichtsfarbe aus dem Geschäftslocal getreten und schritt rasch die Straße nach dem Kai entlang, froh wie ein Mensch, der einer lange befürchteten Gefahr glücklich entronnen ist und den so mühselig erworbenen Schatz sicher am Herzen trägt.

Kaum aber hatte er das Comptoir verlassen, so öffnete sich das Cabinet des Chefs des Hauses und dieser trat lächelnd mit Werner durch die Thür, während zugleich auch Arnold seinen Verschlag verließ und mit heiterem Angesicht den beiden Männern entgegenkam.

»Na,« rief Herr Irminger mit seiner alten Gemüthlichkeit, »nun habe ich diesen heftigen Herrn ja auch endlich zu sehen die Ehre gehabt, aber er trat heute, wie mir scheint, sehr bescheiden aus. Nun wird der Andere ja wohl auch nicht mehr lange ausbleiben doch, wir wollen die Herren nicht stören kommen Sie einen Augenblick zu mir herein, Herr Halder!«

Arnold folgte dem Chef und Werner in das Cabinet und nun konnten sie sich ungezwungener über das Vorliegende aussprechen.

»Der Kerl gefiel mir ganz und gar nicht,« begann Herr Irminger, »und augenscheinlich hat er kein ganz reines Gewissen. Nun, das geht uns weiter nichts an, mit ihm haben wir ja nichts mehr zu thun, sein Erscheinen bildete ja nur das Vorspiel zu dem folgenden Drama. Haha! Ja, ja, die Sache ist im Wurf. Geben Sie Acht, Herr Pinto Machado läßt nun auch nicht lange mehr auf sich warten. Den Gaunern geht es wie den Löwen. Wenn sie, wie diese Blut geleckt, Geld zwischen den Fingern gefühlt haben, wächst der Appetit danach. *L'appetit vient en mengeant*. Aber warum sehen Sie so bedenklich aus, Halder?«

»Gerade heraus gesagt,« entgegnete Arnold, »es wäre mir gar nicht lieb, wenn der zweite Brasilianer, unser Haupthahn, so bald käme. Wir haben ja noch keine Antwort aus Mailand, Herr Irminger, und ich begreife gar nicht, wo sie bleibt. Ihr Brief muß schon gestern in Mailand angelangt sein und die antwortende Depesche könnte also jetzt schon lange hier sein.«

»Das ist wohl wahr, aber die Herren Italiener – das müssen Sie noch lernen – beeilen sich nie so sehr. Eile mit Weile ist ein Sprüchwort, das nirgends mehr zu Hause ist als dort drüben jenseits der Berge.«

»Aber es könnte uns doch in große Verlegenheit bringen,« nahm nun Werner das Wort, »wenn Pinto Machado früher käme, als wir Antwort aus Mailand haben.«

»Gewiß,« sagte Arnold, »und ich habe mir schon im Stillen Vorwürfe gemacht, die Sache nicht klüger angefaßt zu haben. Es wäre am besten gewesen, wenn Einer

von uns selbst mit Extrapost nach Mailand gegangen wäre und von dort telegraphirt hätte, dann schadete uns die Saumseligkeit der Herren Mailänder nichts.«

»Das ist nur halb wahr,« bemerkte Herr Irminger ernst. »Von Ihnen Beiden hätte ich keinen reisen lassen, ich bedarf Ihrer jetzt mehr denn je im Hause; aber wir hätten allerdings einen anderen zuverlässigen Menschen hinsenden können. Doch nun ist das zu spät und wir müssen uns gedulden. Hoffentlich kommt die Depesche bald.«

»Soll ich vielleicht noch einmal telegraphiren und zur Eile treiben?« fragte Werner.

Herr Irminger überlegte. »Ja, thun Sie das, doch Sie werden sehen, es nützt Ihnen nichts. Die Depeschen kreuzen sich – ich kenne das.«

Werner saß schon am Tisch, schrieb die Depesche und versiegelte sie, nachdem er sie seinem Chef gezeigt. Alsbald ward ein älterer Commis nach dem Telegraphenbureau gesandt und ihm alle mögliche Eile empfohlen.

»Hm!« begann Herr Irminger wieder nach einer Weile, während er, sein Kinn streichend, langsam im Zimmer auf und nieder ging. »Ja, es wäre fatal, wenn der Brasilianer eher käme, als wir Nachricht haben. Was würden Sie in diesem Falle thun, Halder?«

»Darüber habe ich schon lange nachgedacht. Es bleibt uns oder vielmehr *mir* nichts Anderes übrig, denn ich werde ihn ja so wie so empfangen, als ihn sehr höflich zu begrüßen und ihm zu sagen, daß der Avisobrief über die 100,000 Francs noch nicht angelangt sei, daß wir denselben aber im laufenden Tage erwarten können, da gerade

Posttag ist. Ich rathe ihm zu einem Tage Geduld und bitte ihn, am nächsten Morgen wiederzukommen.«

»Hm, ja! Anders wird es nicht gehen, aber die Sache hat nur einen Haken, lieber Herr. Wenn der schlaue Brasilianer nun Unrath merkt, sich kopfschüttelnd empfiehlt und – nicht wieder kommt? Wie dann? Dann ist er uns entschlüpft und Ihnen vielleicht mit ihm die 18,000 Francs – falls,« setzte er lächelnd hinzu, »der Avisobrief richtig war.«

»Das Letztere glaube ich nimmermehr,« rief Arnold mit großer Bestimmtheit, »und mit jedem Augenblick glaube ich es weniger. Ich habe ein sicheres Vorgefühl, daß ich mich diesmal nicht täusche, doch darüber wird uns ja bald der Erfolg aufklären. Und was das Erstere betrifft, daß Pinto Machado so rasch Fersengeld giebt, so glaube ich das auch nicht. Er ist ein zu hart gesottener Sünder und hat sich in seine Idee verrannt. Nein, er dauert aus, und thut den zweiten frecheren Schritt, wie er den ersten kühnen gethan. Glauben Sie mir. Uebrigens wird es meine Sache sein, ihn so zu empfangen, daß er sicher wird. Lassen Sie mich nur machen, ich verstehe mit solchen Leuten umzugehen, ich bin auf der hohen Schule in Rio nicht umsonst gewesen und diesmal – das habe ich mir zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht – fasse ich den Schurken und sollte ich ihn bis nach Italien oder Paris verfolgen. Ich werde alle Vorbereitungen dazu treffen, und Du, Werner, kannst das auch thun, denn Sie werden uns wohl gestatten, daß wir ihm Beide zu Leibe gehen, wenn der von mir nicht angenommene Fall eintreten und

der Herr uns entschlüpfen sollte. Nicht wahr, das genehmigen Sie?«

»Junger Mann, junger Mann!« rief Herr Irminger mit staunender Bewunderung. »Was sind Sie für ein Kerl! O, und was ist das für eine wunderbare Geschichte! Ja, ja, in diesem Fall genehmige ich Alles, unter der Bedingung, daß Sie so bald wieder kommen, als es geht. Ich mag Sie jetzt eigentlich keinen Tag mehr von meiner Seite lassen, so habe ich mich schon an Sie gewöhnt.«

Arnold Halder schaute ihm dankbar, fast herzlich in die gutmüthigen Augen. Dann nickte er ihm seinen guten Morgen zu, sprach einfach: »Ich danke Ihnen!« und ging mit hochschlagendem Herzen in das Comptoir und an seine Arbeit zurück, während auch sein Chef und Werner sich wieder an den Schreibtisch setzten.



Die Depesche nach Mailand war abgegangen, aber bis zum Ablauf der Arbeitszeit im Comptoir war noch keine Antwort darauf erfolgt. Bei Tische verhielt sich Herr Irminger noch ziemlich ruhig und verrieth durch Nichts seine allmählig beginnende Mißstimmung darüber; als aber auch bis zum Abend keine Depesche kam, – und um sie sogleich nach ihrer Ankunft zu erhalten, war er nicht nach seinem Landsitz gefahren – da wurde er nachdenklich und schweigsam, und das war bei ihm immer ein Zeichen, daß er die in ihm gährenden Gedanken nicht bewältigen könne und daß er unruhig und mißtrauisch zu

werden anfangen. Alle Uebrigen merkten es sehr wohl und so verhielten sie sich ebenfalls schweigsam, und da Adele von allem Vorgehenden Kunde hatte, so that sie nichts, um den natürlichen Ernst und die wachsende Gemüthsspannung zu brechen, die sich der drei Männer sichtbar bemächtigt hatte.

Werner war schon lange und bei Weitem der Unruhigste von ihnen und er zwang seine rasch zunehmende Aufregung nur mit großer Mühe nieder, um sie nicht offen vor Jedermann an den Tag zu legen. Und das war sehr natürlich, wenn man sein erregbares Temperament, sein mehr gemüthvolles als energisches Wesen und die besondere Lage in Anschlag brachte, in der er sich an diesem Tage befand, wo alle sein Leben durchkreuzenden und lenkenden Fäden in einem einzigen Brennpunkt zusammenliefen und sich nun endlich entscheiden mußte, was denn eigentlich das Resultat von soviel Noth und Sorge wäre, die er nun schon länger als ein Jahr mit sich herumgeschleppt, die ihm sein ganzes Leben vergällt und ihn sogar ruhelos über das Meer und in seine Heimat zurückgetrieben hatte.

Arnold dagegen, selbst wenn er nicht ganz so ruhig wie gewöhnlich war, zeigte doch seine innere Stimmung viel weniger als Herr Irminger und Werner. Er wußte sogar, kraft seines elastischen und widerstandsfähigen Geistes, noch immer eine sorglose und fast heitere Miene zur Schau zu tragen, und dadurch wirkte er wieder so belebend und ermuthigend auf die Uebrigen ein, daß sie sich

leichter in die seltsame Lage der Dinge fügten und mit ihren Besorgnissen nicht heraustraten, die denn doch von Stunde zu Stunde lebhafter in ihren Gemüthern emporstiegen.

»Ja, ja,« sagte Herr Irminger spät am Abend zu Adele, bevor er sich von ihr trennte, »der Halder hat Recht, wir hätten Jemand nach Mailand senden sollen, das wäre das Klügste und der kürzeste Weg gewesen, um zum Ziele zu gelangen. Aber nun ist es zu spät und guter Rath theuer und ich mache einmal wieder die bekannte Erfahrung, daß wir Rathsleute nach der Session immer klüger sind, als vorher. Haha!«

»Ich begreife gar nicht,« erwiderte darauf Adele, um doch Etwas zu sagen und ihre eigene Unruhe in die mildeste Form zu kleiden, »wo die Antwort aus Mailand bleibt. Doch habe ich noch immer Muth, denn sie *muß* ja endlich kommen.«

»Freilich *muß* sie, aber sie kommt eben nicht und das ist das dumme Ende vom Liede, das so schön und verlockend begann. Haha! Und daß der Halder seine heute geäußerte Absicht ausführt und dem Schurken nachreist, wenn er auf und davon geht, das ist ausgemacht. Du hättest nur dabei seine Augen sehen sollen – wie die Augen eines Löwen glühten sie vor Kampfeslust und Kriegsbegehr.«

Adele lächelte ganz wundersam bei diesen Worten, aber sie antwortete nichts darauf. Plötzlich aber wurde sie doch etwas bewegt und ihre rosigen Wangen nahmen eine bleichere Färbung an. »Er will ihm nachgehen?«

fragte sie leise. »Also wirklich? Aber das wird doch mit keiner Gefahr verbunden sein, Vater?«

»Gefahr? Wo denkst Du hin! Wo soll denn die herkommen? Na ja, und wenn es der Fall wäre, Dem komme nur mit einer Gefahr! Das wäre gerade das rechte Mittel, um ihn in's Feuer zu treiben, denn er geht überall, wo es Etwas zu packen giebt, drauf und dran, das fühle, das sehe, das weiß ich. Den braucht mich Niemand mehr kennen zu lehren!«

Adele war in stilles Nachdenken versunken. »Ach!« seufzte sie endlich tief auf, »wenn die Depesche doch käme!«

»Ja, wenn sie doch käme, so sage auch ich und wir Alle. Doch was hilft's, sich darüber noch lange den Kopf zu zerbrechen und das Blut noch mehr in Wallung zu setzen! Wir wollen lieber zu Bett gehen, Kind; durch unsere Wünsche locken wir den glühenden Funken doch nicht über die Berge. Wer weiß, wofür auch das gut ist – habe ich immer in ähnlichen Lagen gedacht und denke ich auch jetzt wieder. Denke Du auch so, das hat schon Manchen getröstet. Und nun, gute Nacht!«

»Also ich brauche keine Sorge wegen einer Gefahr zu haben?« fragte sie noch einmal, als sie den Vater liebkosend zärtlich küßte.

»Um Gottes willen, Kind, laß doch von dem Gedanken ab. Sonst würde ich es zum ersten Mal beklagen, daß wir Dich haben in unsere Karten schauen lassen. Da siehst Du, wie übel es ist, wenn die Weiber sich um die Geschäfte bekümmern. ›*Mulier taceat in ecclesia!*‹ heißt das

alte Wort und das behält immer sein Recht. Haha! Und nun gute Nacht!«

Der Morgen des letzten Tages im Juli war angebrochen. Schon mit dem Frühstück hatte der Diener den beiden Freunden von Herrn Irminger die Botschaft gebracht: es sei noch keine Depesche gekommen und aus dem Telegraphenamte, wohin er geschickt, habe man gesagt, es habe vor einem Tage auf der Linie über den Gott-hard ein gewaltiger Föhnsturm gewüthet und viele Stangen mit den Drähten umgeworfen. Doch sei Hoffnung vorhanden, daß der Schaden bald wieder ausgebessert sein werde.

»So, so,« sagte Arnold zu Werner, als der Diener sie verlassen hatte und sie nun rasch ihren Kaffee tranken, »nun bin ich beruhigt, trotzdem sich die Elemente gegen uns verschworen haben. Wenn das der Grund der Störung ist, so kann sie nicht lange dauern, in einem Tage stellt man viele Stangen wieder auf. So liegt die Schuld doch nicht an den säumigen Italienern oder an irgend einem anderen uns verborgenen Umstand. Heda, Werner, guten Muth! Wir haben einen neuen Tag vor uns und wer weiß, was wir heute erleben! Ich bin merkwürdig lustig, und das bin ich immer, wenn mir etwas Gutes im Winde liegt.«

Werner schüttelte den Kopf, denn er kannte ja schon den durch Nichts zu beugenden Muth und die glückliche

Gemüthsbeschaffenheit seines alten Freundes. Sobald sie aber ihr Frühstück verzehrt, begaben sie sich in's Comptoir, in dem sich auch gleich darauf Herr Irminger einfand. Nachdem sie sich gegenseitig mit wenigen Worten begrüßt, gingen sie an ihre Arbeit, ohne im ersten Augenblick über den Hauptgegenstand des Tages zu reden. Als Herr Irminger sich aber mit Werner in sein Cabinet zurückgezogen hatte, in welches ihnen Arnold nach kurzer Zeit folgte, konnte er sich nicht länger zurückhalten und so sagte er zu den jungen Männern:

»Sie haben doch von dem Föhnsturm auf dem Gott-hard gehört, wie?«

»Ja,« erwiderte Arnold mit aufgeheitertem Gesicht. »Das ist zwar übel für uns, aber heute kommt die Depesche doch, ich will die größte Wette eingehen.«

Herr Irminger sah ihn kopfschüttelnd an, als er dies so fest und sicher sprach, aber er sagte nichts; doch als Arnold, nachdem er einige Anweisungen über andere Gegenstände empfangen, das Cabinet wieder verlassen hatte, sagte er zu Werner:

»Na, der hat eine Zuversicht und eine Courage, daß er einen Halbtodten damit lebendig machen könnte! Aber so ist er, solche Leute muß es auch geben und darum halte ich so große Stücke auf ihn. Doch nun lassen wir diese fatale Sache ruhen und warten geduldig ab, was kommt. Mich fängt sie schon an zu ermüden und so will ich lieber an eine andere Arbeit denken. Sind die Briefe aus London und Hamburg schon in Ihre Hände gelangt?«

Es war zehn Uhr vorbei und man hatte im Comptoir bis dahin schon ganz erkleckliche Geldgeschäfte gemacht. Wieder saßen Alle auf ihren Plätzen wie am Tage zuvor. Arnold sah eben einige Rechnungen durch, die zwei junge Leute ihm vorgelegt, als sich plötzlich ein fester Schritt auf dem Corridor vernehmen ließ und gleich darauf die Thür von kräftiger und sicherer Hand geöffnet ward, als ob der Mann, der es that, das größte Recht habe, hier Einlaß zu begehren und überall, wo er erschien, als unzweifelhafter Herr und Gebieter aufzutreten.

Alle Arbeiter schauten bei dem Geräusch, welches der mit so markirter Grandezza Eintretende verursachte, von ihren Pulten auf und auch Arnold schlug das Herz einen Augenblick lauter, denn eine innere Stimme sagte ihm, daß jetzt ein wichtiger Moment gekommen, daß kein Anderer als Pinto Machado vor ihm stehe und daß – leider! die wichtige Depesche aus Mailand nicht vor ihm angekommen sei.

Arnold verließ mit festem Schritt und hoch aufgerichteter Gestalt, eben so ernst wie stolz blickend, seinen Gitterverschlag und trat in das Comptoir hinaus, sobald der Fremde an den Zahltisch getreten war, und zum ersten Mal in ihrem Leben standen sich die beiden Männer gegenüber, die schon so lange Gegner waren, ohne daß der Eine von ihnen die geringste Ahnung davon hatte, daß ein großer Theil seines abenteuerlichen Lebens offen vor den Augen des Anderen liege.

Aber wie sehr verschieden waren diese Männer gebildet, wie weit wich ihre äußere Erscheinung und der Ausdruck ihrer Gesichter von einander ab, als sie jetzt eine Secunde lang stumm vor einander standen und sich fragend in die Augen blickten, während auch Herrn Irmingers und Werner's Augen mit fast starrem Ausdruck aus ihrem Cabinet hervor auf Pinto Machado gerichtet waren und durch ein kleines geöffnetes Thürfenster auch ihre Ohren mit haarscharfer Spannung auf die gleich zu hörenden Worte achteten.

Pinto Machado war, wie wir wissen, auch ein großer und wohlgewachsener Mann mit kräftigen, muskulösen Gliedern, breiter, festgefügtter Brust und einem wohlgebildeten Angesicht. Und doch trat er, so wie er jetzt dicht vor Arnold stand, weit hinter dessen in jeder Beziehung vollkommenerer Gestalt und lichterem Gesicht zurück und wenn man nach dem ersten Eindruck hätte urtheilen wollen, hätte man sagen können: hier begegne die düstere Nacht dem lichten Tage und zwischen ihnen liege eine Gränze, die man nicht sichtbar wahrnehmen und mit einem einzigen Namen bezeichnen, die man aber dennoch auf der Stelle fühlen und begreifen könne.

Ja, daß diese beiden Männer nicht einem und demselben Typus angehörten, sah man an ihrem Wuchs, an der Bildung ihrer Köpfe, der Farbe des Gesichts und dem Ausdruck ihrer Augen und Mienen und, wie auch ein nur wenig geübtes Auge im Stande ist, die Gattungsunterschiede zwischen einem Tiger und einem Löwen herauszufinden, erkannte man auch bei ihnen auf den

ersten Blick, daß sie ganz verschiedenen Volksstämmen entsprungen waren. Auf dem gelblichen Gesicht des Südamerikaners sprach sich, so sehr er sie stets zu unterdrücken bemüht war, dennoch die ganze Tücke, die Hinterlist und die Falschheit seines Characters aus. Er war ein schöner Mann nach brasilianischen, aber nicht nach unseren Begriffen, denn Alles, was wir an einem Manne europäischer Abkunft schön finden, das Edle und Reine, das Hohe und Sittliche, überhaupt das, was die gleich weit vorgeschrittene Bildung des Geistes und Herzens verräth, das lag wohl deutlich ausgeprägt auf Arnold Halder's offenen Zügen, aber es fehlte Pinto Machado gänzlich, denn er war, mit einem Wort, mit dem Kainszeichen des Abenteurers, des vagabundirenden Industrieritters gebrandmarkt, der nur durch lange geübte Kunst es verstand, die Maske eines gesitteten Menschen zu zeigen und dahinter das raubthierartige Gelüste zu verbergen, das gleichwohl, trotz aller seiner Mühe, es zu verstecken, aus der Tiefe seiner düsteren Augen hervorquoll und dem aufmerksamen Beobachter als Warnungszeichen gelten konnte, daß mit diesem Menschen kein ewiger Bund zu flechten sei.

Der in seinen schönen Sammetrock elegant eingeschnürte Brasilianer stand fest und hochaufgerichtet vor Arnold Halder und sah ihn eine Weile forschend an, als ob er in den edlen Zügen dieses ihm in der That fremd erscheinenden Mannes lesen könne oder wolle, ob es ihm gelingen werde, ihn zu täuschen und zu überlisten. Aber

je länger er in Arnold's ruhiges, von keiner inneren Regung bewegtes Gesicht sah, das, von dem langen dunklen Haar umwallt, frisch und kühn ihm entgegenblickte, wurde erselbst von Secunde zu Secunde ruhiger und, seine ganze Dreistigkeit zusammenraffend, verbeugte er sich kurz und sagte mit einem nur schlecht verhehlten und durch erkünstelte Herablassung noch unangenehmer erscheinenden Hochmuth:

»Mein Name ist Pinto Machado und ich bin Brasilianer. Von Mailand aus bin ich an die Firma ›Irminger, Koch und Compagnie‹ gewiesen und habe die Ehre, derselben einen Creditbrief vorzulegen, den man Ihnen, wie man mir vor einigen Wochen versprochen, hoffentlich bereits angekündigt hat. –

»Von welchem Hause sind Sie an uns gewiesen?« fragte Arnold, sich wie Pinto Machado der französischen Sprache bedienend.

»Von G. A. Sarotti in Mailand.«

»Aha, ja! Mit diesem Hause stehen wir in geschäftlicher Verbindung. Darf ich um Ihren Brief bitten?«

Pinto Machado nahm, ohne seine feinen Glaceehandschuhe auszuziehen, einen offenen Brief aus seiner Brieftafel und reichte ihn mit einer stolzen Verbeugung hin. Arnold schlug ihn auseinander und las, ohne in seiner ruhigen Miene das geringste Mißtrauen zu verrathen, folgende Zeilen:

»Herrn Nicolaus Irminger, Chef der Firma Irminger, Koch und Comp. zu Luzern.

In dem Vorzeiger Dieses stelle ich Ihnen den mir persönlich bekannten Herrn Pinto Machado aus Rio Janeiro in Brasilien vor und accreditire denselben bei Ihnen für die Summe von

Hunderttausend Francs

mit der Bitte, einzelne Beträge bis zur Höhe dieser Summe oder den ganzen Betrag je nach Wunsch meines Herrn Empfehlenen an denselben gegen doppelte Quittung gefälligst zu meinem Besten zu zahlen.

Nach erfolgter Zahlung, die Ende Juli oder Anfang August verlangt werden wird, bitte ich um Anzeige und gefällige Beifügung eines Quittungs-Exemplars und grüße in der bekannten Weise und mich zu jedem Gegendienst bereit erklärend, als Ihr

Mailand, den
10. Juli 18..

ergebenster
G. A. Sarotti.«

Als Arnold diese Zeilen langsam und aufmerksam gelesen, zuckte er leicht die Achseln, nahm aber eine überaus höfliche Miene an und sagte:

»Wir stehen allerdings mit dem Hause G. A. Sarotti in Mailand in geschäftlicher Verbindung und zahlen auf dergleichen Briefe stets das Verlangte zu jeder Stunde aus. Indessen herrscht zwischen uns der Gebrauch, daß wir so große Summen, wie diese hier, uns gegenseitig einige Zeit vorher avisiren und das ist, wie ich zu meinem Bedauern erklären muß, mit dieser Summe bis zur Stunde leider noch nicht geschehen.«

»Wie?« fragte Pinto Machado mit merklicher und sehr natürlich zum Vorschein kommenden Verwunderung. »Das wäre nicht geschehen? Aber das ist ja nicht möglich! Man hat es mir ja ganz bestimmt versprochen, als ich Herrn G. A. Sarotti in Mailand zum letzten Mal meine Aufwartung machte.«

»Ohne Zweifel wird man auch das Versprechen halten, aber Sie haben nur, wie mir scheint, *einen* Punkt übersehen –«

»Welcher Punkt ist das?« unterbrach ihn der Brasilianer schnell mit einem Anflug nachdenklichen Staunens.

»Lesen Sie selbst, mein Herr. Hier steht Ende Juli oder Anfang August. G. A. Sarotti in Mailand wird nicht gedacht haben, daß Sie das Geld vor Anfang August beanspruchen werden, und da der August erst morgen beginnt, so wird der Avisobrief auch heute gewiß noch anlangen. Das glaube ich um so mehr, als die Post aus Mailand überhaupt seit einigen Tagen ausgeblieben ist, weil ein sehr böses Schneesturmwetter die Fahrt über den Gotthard verhindert hat.

Pinto Machado athmete sichtbar etwas erleichtert auf. »Ah so!« sagte er nachdenklich, indem er im Stillen bei sich selbst überlegte, was seinen Helfershelfer in Mailand wohl veranlaßt haben könne, so saumselig zu sein. »Aber Sie haben Recht, die Sache *läßt* sich so erklären. Habe ich vielleicht die Ehre, den Herrn Chef des Hauses Irminger und Compagnie selbst vor mir zu sehen?«

Arnold verbeugte sich und sagte bescheiden: »Nein, ich bin nur der erste Commis des Herrn Irminger.«

Pinto Machado nahm hier mit einem Mal eine herrschere Miene an und sagte nach kurzem Bedenken: »Darf ich Sie dann wohl bitten, den Herrn Chef von meiner Anwesenheit benachrichtigen zu lassen? Ich möchte gern aus seinem eigenen Munde hören, was er über die Sache denkt.«

»Sehr gern,« erwiderte Arnold, sich ruhig umwendend, »aber Sie werden sehen, daß er in dieser Sache nicht mehr weiß, als ich.«

»Das wird sich ja finden!« bemerkte Pinto Machado, indem er einige Schnüre seines Rockes lüftete, da es ihm sichtlich etwas heiß zu werden anfing.

Arnold ging unterdeß selbst nach dem Cabinet des Chefs und bat ihn mit lauter Stimme, einige Augenblicke in's Comptoir zu kommen, wo ein fremder Herr ihn zu sprechen wünsche.

Gleich darauf trat Herr Irminger, auf seinem gutmüthigen Gesicht einige Verlegenheit zeigend, aber sich doch männlich fassend, herein, und ging auf Pinto Machado zu, mit dem er eine höfliche Verbeugung austauschte. Bevor Letzterer aber, der den Kaufherrn sorgsam musterte, zu sprechen anfing, nahm Arnold das Wort, trug seinem Chef das Anliegen des Fremden vor und überreichte ihm dann den Creditbrief, den er bisher noch immer in der Hand behalten hatte. Während Arnold sprach, gewann Herr Irminger Zeit, seiner Verlegenheit, dem wilden Abenteurer so nahe gegenüber zu stehen, Herr zu werden, und was sonst noch an Unruhe in ihm war, verbarg er hinter einer ausgesuchten Höflichkeit, die nie wie

in diesem Augenblick an ihrer richtigen Stelle war. Und als nun Arnold mit seinem Vortrage zu Ende gekommen, lächelte er, wandte sich zu Pinto Machado um und nachdem er den ihm dargereichten Creditbrief gelesen, sagte er:

»Und was wünschen Sie nun von mir, mein Herr? Dieser Brief ist, wie ich sehe, von dem mir sehr befreundeten Herrn Sarotti in Mailand ausgestellt – ich kenne die Handschrift sehr genau – aber leider ist es, wie dieser Herr Ihnen schon gesagt: ich habe keine vorläufige Meldung in Betreff der Zahlung dieser Summe erhalten und diesen Brauch kennen alle meine Geschäftsfreunde und respectiren ihn – ja, wir sind übereingekommen, *stets* und *nur* nach vorgängiger Meldung so große Summen zu zahlen.«

Pinto Machado, dem bei dem ruhigen und höflichen Benehmen der beiden Männer keinen Augenblick der Verdacht aufstieg, daß er hier auf so feine Weise mystificirt würde, zeigte jetzt, da Herr Irminger so entschieden sprach, einige Verlegenheit und spannte alsobald seinen bisher so hohen Ton etwas herunter.

»Wenn ich auch annehme,« sagte er, »daß die Post von Mailand her um einige Tage ausgeblieben ist und sich dadurch der Anmeldebrief verspätet hat, so scheint mir doch in diesem Fall irgend eine Nachlässigkeit vorzuliegen, denn man versprach mir, Sie zeitig zu benachrichtigen.«

»Ach, was versprechen die Menschen nicht Alles!« sagte Herr Irminger seufzend. »Aber in der That scheint mir

mein Herr Buchhalter Recht zu haben, wenn er außer der durch das Unwetter herbeigeführten Störung noch das Ausbleiben jener Anmeldung in dem Umstande sucht, daß man den letzten Termin der Zahlung noch nicht so nahe geglaubt hat. Die Benachrichtigung kann mithin jeden Tag, jede Stunde erfolgen und« – hier lächelte er überaus freundlich, indem er die Achseln zuckte – »wir müssen Sie schon bitten, sich auf eine kurze Zeit zu gedulden.«

»Allerdings muß ich das, wie ich sehe. Es ist nicht angenehm, aber nothwendig.«

Da Herr Irminger, wie Arnold wohl sah, mit seinem Latein jetzt zu Ende war, so legte er sich in's Mittel und um Pinto Machado ganz sicher zu machen, sagte er, indem er sich zuerst an seinen Chef wandte:

»Erlauben Sie mir, Herr Irminger, daß ich dem Herrn, den diese Verzögerung so unangenehm zu berühren scheint, noch einen Vorschlag mache?«

»Bitte, reden Sie!«

Arnold wandte sich jetzt zu dem Brasilianer und sagte fast theilnahmvoll: »Darf ich Sie vielleicht fragen, wie lange Sie sich in Luzern aufzuhalten gedenken?«

»Das hängt zunächst von der Zahlung meines Wechsels ab, mein Herr; ohne Geld kann ich nicht reisen.«

»Wohin gehen Sie von hier? Das Geld soll nicht lange auf sich warten lassen. Wir wollen Sie benachrichtigen, sobald die Anmeldung kommt, oder Ihnen, wenn Sie das verziehen, die 100,000 Francs nach jedem Orte nachsenden, den Sie uns nennen werden.«

Diese Worte wirkten auf den schon einigermaßen beunruhigten Pinto wie ein sanfter Balsam auf eine brennende Wunde. Er besann sich rasch und sagte dann mit viel größerer Höflichkeit, als er bisher an den Tag gelegt:

»Wenn ich es mir genau überlege, glaube ich am besten zu handeln, wenn ich lieber einige Tage hier am Orte verweile und Ihre Meldung erwarte. Erlauben Sie, daß ich mich täglich danach erkundige?«

»Gewiß, aber Sie können es noch bequemer haben. Nennen Sie mir den Gasthof, wo Sie abgestiegen sind, und Sie sollen fünf Minuten, nachdem die Meldung gekommen, davon Nachricht haben.«

»Sie sind sehr gütig,« sagte nun Pinto Machado gänzlich zufriedengestellt, »aber ich habe bis jetzt noch kein sicheres und meinen Wünschen entsprechendes Unterkommen gefunden und da wollte ich lieber, bis ich ein solches habe, Ausflüge in die Nachbarschaft machen. In dessen pflege ich, wenn ich hier bin, um fünf Uhr im Luzerner Hof zu speisen, und wenn Sie mir um diese Zeit dorthin eine Botschaft senden wollen, se würde mir das sehr angenehm sein. Ich werde bei dem Portier hinterlassen, wo ich zu finden bin. Uebrigens werde ich mir erlauben, schon morgen früh selbst wieder Nachfrage bei Ihnen zu halten.«

Bei diesen Worten verbeugte er sich höflich gegen Herrn Irminger und Arnold und schritt mit stolzen Schritten zur Thür hinaus. –

Zwei Minuten später standen Arnold und Werner vor ihrem Chef in dessen Cabinet und hier sahen sich alle

Drei eine Weile forschend und nachdenklich an und es schien fast so, als ob Keiner das erste Wort laut werden lassen wolle, um nicht die einzige Sorge auszusprechen, die Alle zugleich bewegte.

Endlich faßte sich Arnold zuerst und sich zu Werner umwendend, fragte er:

»Du hast ihn doch gleich für den Richtigen erkannt, nicht wahr?«

»Auf der Stelle! Nur hat er sich etwas europäisirt und sich in seiner Frechheit gemäßigt, die er in Rio gegen mich deutlich genug an den Tag gelegt hat.«

»Na, das ist ja natürlich, meine Herren,« unterbrach Herr Irminger den Gedankenaustausch. »Aber warum sprechen wir nicht gleich zuerst aus, was uns Allen auf der Seele liegt und das ist – ha! Sie lächeln, Halder, ich kenne Sie schon, also heraus damit!«

»Sie meinen, Herr Irminger,« versetzte Arnold, »ob der saubere Herr wiederkommt, da er so unerwartet abgefallen ist und dadurch leicht Verdacht geschöpft haben kann.«

»Ja, das ist es! Wenn ich an seiner Stelle wäre, ich hätte genug mit dem ersten Versuch und machte mich aus dem Staube, so rasch wie möglich.«

»Das thut er nicht!« rief Arnold, fest überzeugt. »Er hat keinen Unrath gemerkt, er ist auf unsere Vorstellungen eingegangen, ich habe es deutlich und sicher in seinen falschen Katzenaugen gelesen. Nein, er traut uns und hält uns für ehrlicher, als sich selber – und da er viel Geld

braucht und es bei uns zu finden glaubt, so kommt er wieder, verlassen Sie sich darauf.«

»Gut, gut, ich füge mich ja – Sie haben ja diese Sache allein in die Hand genommen. Doch was thun Sie nun? Denn Etwas, glaube ich, müssen wir thun, um mit ihm in Verbindung zu bleiben, für den Fall, daß er anderen Sinnes werden und auf und davon gehen sollte.«

Arnold überlegte, dann aber sagte er: »Gut! Obgleich ich das Letztere nicht glaube, denn der Bursche ist hartnäckig und, wie alle Betrüger und Fälscher, geht er blindlings auf die Mauer los, an der er sich am leichtesten den Kopf einstößt, so will ich doch Fürsorge treffen, daß sein Verschwinden ihm nicht so leicht gemacht wird. Das Gericht, die Polizei können wir noch nicht in Anspruch nehmen, denn wir haben bis jetzt keine handgreiflichen Beweise in Händen, aber vorsichtig sein und ihn mit einem Aufpasser umstellen, können wir doch. Haben Sie einen recht verschwiegenen und zuverlässigen Menschen, der den Kopf auf der rechten Stelle hat, im Comptoir, Herr Irminger?«

»Ei gewiß, einen recht offenen Kopf und verschwiegen nach Wunsch.«

»Ist derselbe bekannt in Luzern?«

»Er ist hier geboren und der Sohn eines Apothekers.«

»Gut, rufen Sie ihn gefälligst hierher, ich habe ihm einen Auftrag zu geben.«

Der junge Mann kam bescheiden herein und Arnold sah sogleich, daß er einer Derjenigen war, die Pinto Machado im Comptoir dicht vor sich gesehen hatten.

Nachdem er seinen Auftrag empfangen, erhielt er einen freien Tag und auf der Stelle verließ er das Haus und flanirte die Straßen auf und ab, ohne jedoch irgend eine Spur von dem brasilianischen Herrn aufzufinden. Eben so wenig glücklich war er im Luzerner Hof, wo er in vertraulicher Weise mit dem ihm bekannten Portier verhandelte. Es verhielt sich hier, wie Pinto gesagt: viele Personen hatten im Hotel ein Unterkommen gesucht, aber nicht gefunden, da dasselbe von Gästen überfüllt war. Daß einige Fremde, zwei Damen und zwei Herren, und nach des Commis Beschreibung paßte der Eine der letzteren auf Pinto Machado, bereits zwei Tage im Hotel gespeist, war richtig, aber wo sie ein Unterkommen gefunden, wußte der vielbeschäftigte Portier nicht, und er kannte auch kein Mittel, wie er es in Erfahrung bringen sollte.

So blieb dieser Versuch in der Luft schweben und auch fernerhin gelang es dem jungen Commis nicht, irgend wo eine Spur von Pinto Machado aufzufinden, indessen entmuthigte das die drei Männer nicht, denn von anderer Seite her sollte an demselben Tage noch Zweierlei geschehen, was für sie Alle interessant und wichtig war, im Ganzen aber das hellste Licht über die Sachlage warf und in jeder Beziehung den richtigen Aufschluß gab.

Nach einem so unruhigen und aufregenden Tage, wie der letzte es wiederum gewesen, sehnte sich Herr Irminge nach dem Schluß der Geschäftszeit und auch diesmal

sah er oft nach der Uhr, bald an die gemüthliche Stunde bei Tisch in Gesellschaft seiner Tochter, bald an die Depesche aus Mailand denkend, die noch immer zu kommen zögerte. Als sie endlich auch bis fünf Uhr nicht angekommen war, warf er etwas unwillig sein großes Hauptbuch zu, worin er gerade studirte, und rief Werner, der immer noch arbeitete, zu:

»Schließen Sie ab, schließen Sie ab, Altstetten, ich habe die Arbeit heute satt. Der Tausend, ja! Ich bin abgespannt und hungrig zugleich. Solches vergebliche Warten ist das Aufregendste und Ermüdendste, was ich kenne. Und Sie, Sie sehen gerade auch nicht aus, als ob Sie noch ganz munter und bei frischen Kräften wären!«

»Das ist ja natürlich, Herr Irminger!« erwiderte Werner, sich mit seinem alten, etwas wehmüthigen Lächeln zu seinem Chef umwendend. »Auch mir geht ja so Vieles im Kopfe herum, seitdem ich diesen Menschen aus Rio wieder vor Augen gehabt. Doch das Vergangene liegt hinter mir, glauben Sie es mir; mich beschäftigt jetzt nur noch das Gegenwärtige. Ich erwarte die Depesche mit brennender Ungeduld und begreife die Ruhe nicht, die Arnold an den Tag legt.«

»O, ich begreife sie schon. Er ist seiner Sache sicher und wir sind es nicht. Das ist der Unterschied zwischen ihm und uns. Eine Natur ist nicht wie die andere und er ist einmal zum Helden geboren, wie meine Tochter sagt – bah! ich wollte sagen – doch, sind Sie fertig? Ja? Dann kommen Sie hinauf und nun wollen wir ein paar Stunden

gemüthlich bei einander sitzen und sehen, was uns die Frauen auftischen werden.«

Mit diesen Worten nahm er sein Schlüsselbund und trat in das große Comptoir, welches die Commis und Lehrlinge schon verlassen hatten und in dem sich nur noch Arnold Halder befand, eben damit beschäftigt, den Geldschrank zu verschließen, nachdem er ihn eine Weile kopfschüttelnd betrachtet hatte.

»Was sehen Sie denn das Ding so genau an?« fragte Herr Irminger, nahe an ihn herantretend. »Sehen Sie doch – und der sollte nicht fest genug sein?«

»Nein, das ist er nach meiner Meinung nicht, Herr Irminger, und ich danke Gott, daß Sie auf meine Bitte eingegangen sind und einen festen eisernen Schrank bestellt haben. Ich weiß nicht, wie es kommt, heute und je länger ich ihn betrachte, kommt er mir noch viel weniger sicher als gestern und vorgestern vor.«

»Du lieber Gott, das kommt daher, weil Sie sich in Ihren Gedanken immer mit diesem Spitzbuben beschäftigt haben und von einem Unheil auf das andere schließen. Doch wie – sind Sie fertig? Na, dann lassen Sie uns hinauf gehen, es hat schon lange fünf Uhr geschlagen.«

Nachdem das Comptoir wie alle Tage verschlossen und verriegelt war, stiegen die drei Männer die Treppe hinauf, und nachdem sie sich in ihren Zimmern rasch umgekleidet, trafen sie sich wieder im Speisesaal, wo aber Einer den Andern erstaunt ansah, denn anstatt der beiden Damen fanden sie nur Fräulein Dubs allein vor und diese erklärte auf wiederholtes Fragen, daß sie gar nicht wisse,

wo Adele so lange bleibe. Sie sei um drei Uhr ausgegangen und stets bald nach vier Uhr wieder zurückgekehrt, jetzt aber sei es schon halb Sechs und sie sei noch nicht da.

»Das ist ja merkwürdig,« sagte Herr Irminger. »Na, man braucht sich nur auf eine gemüthliche Stunde zu freuen, dann bleibt sie gewiß aus. – Wo mag das Mädchen stecken, Dubs?«

Fräulein Dubs zuckte die Achseln und öffnete alle Augenblicke ein Fenster, um hinauszusehen. Endlich aber nahm sich Arnold der Abwesenden an und sagte: »Wenn Sie mit eine Bemerkung darüber erlauben, Herr Irminge, so habe ich die feste Ueberzeugung, daß nur ein unvorhergesehener Zufall Ihr Fräulein Tochter von dem Innehalten der Speisestunde abgehalten hat. Wenn sie kommt, werden Sie hören, daß sie selbst keine Schuld an der Verspätung trägt.«

Herr Irminger sah den ernst Redenden lächelnd an und versetzte: »Sie haben immer Recht, ich weiß es schon, und in diesem Falle mögen Sie es auch haben. Meine Tochter mag sich bei Ihnen bedanken, daß Sie ihre Partei nehmen, aber meine Geduld setzt sie heute auf eine etwas starke Probe. Doch was hilft's, man muß sich fügen. Sorgen Sie nur dafür, liebe Dubs, daß wir sogleich anfangen können, wenn sie kommt.«

Seine Geduld sollte keine lange Probe mehr zu bestehen haben und Arnold's Ansicht sollte sich als eine vollkommen richtige erweisen. Denn kaum hatte Herr Irminge das letzte Wort gesprochen und Fräulein Dubs noch

nicht Zeit gehabt, auf seinen letzten Wunsch etwas zu erwidern, so rief Diese vom Fenster her:

»O, da kommt sie im Sturmschritt vom Kai her gelaufen. Ha! Sie lacht und grüßt herauf! O wie glücklich sieht das liebe Mädchen aus, – aber, mein Gott, wie roth und erregt ist ihr Gesicht!«

»Na, da bin ich doch neugierig!« rief Herr Irminger, vom Fenster zurücktretend, aus dem er neben Adele's Gesellschafterin auf die Straße geblickt.

Alles, was Fräulein Dubs so eben über das Aussehen Adele's gesagt, sollten die im Zimmer Versammelten bestätigt finden, denn nach einigen Minuten, sobald sie Hut, Mantille und Handschuh abgelegt, trat Adele eilig in's Speisezimmer und entschuldigte sich, indem sie hastig auf den Vater zueilte, daß sie so spät komme, aber sie habe eine so wichtige Abhaltung und eine so große Freude gehabt, daß man ihr gern verzeihen werde, sobald sie zu sprechen beginne.

»Komm nur erst zu Athem!« sagte der Vater, nachdem er ihr die Hand gereicht und sich schon auf seinen Sessel am Tisch niedergelassen hatte, »die Verzeihung soll nicht lange auf sich warten lassen, wenn wir Deine wichtige Abhaltung und Deine Freude erst kennen gelernt haben. Ah – da ist die Suppe, endlich! Nun, meine Herren, setzen Sie sich – so. Und nun, mein Kind, sprich, wo bist Du gewesen und was hast Du für eine Freude gehabt?«

Adele, während sie hastig aß, warf nur mitunter einen überaus heiteren Blick auf Werner, lächelte dabei und sagte endlich:

»Mit einem Wort: ich bin der lieben Jesuina begegnet und die etwas lange Unterhaltung mit ihr hat mich allein die Speisestunde versäumen lassen.«

Ein allgemeiner Ausruf der Verwunderung ließ sich bei diesen Worten von allen Lippen zugleich vernehmen. Werner's Antlitz war wie mit Blut übergossen und ihm versagte die Sprache; die Anderen aber äußerten laut ihre Freude, die sich am lebhaftesten auf dem gutmüthigen Gesicht des alten Herrn aussprach.

»Na,« sagte er, wie er immer seine Sätze begann, wenn er auf die Ansichten eines Anderen einging, »das lasse ich mir gefallen und Sie haben also wirklich Recht gehabt, Halder. Er hat nämlich Deine Partei genommen, Adele, und uns schon vor Deiner Ankunft eine wichtige Abhaltung angekündigt – doch das beiläufig. Nun erzähle etwas umständlicher. Wo und wie bist Du denn mit der schönen Dame zusammengetroffen?«

»Ei, das läßt sich sehr rasch erzählen, Väterchen. Ich hatte einmal Lust, nach unserm guten alten Löwen zu gehen und da machte ich bei dem schönen Wetter den kleinen Spaziergang. Als ich nun dort auf der Bank saß, sah ich Jesuina kommen und zwar allein, denn ihr Cousin und Herr Pinto Machado sind heute nach Beckenried hinüber gefahren und ihre Cousine liegt, an der Migräne leidend, im Bett. Da wollte sich das arme Wesen einmal ein wenig zerstreuen und so begegnete sie mir.«

»So, so!« sagte Herr Irminger. »Das ist ja sehr hübsch und nun bin ich gar nicht unzufrieden, daß wir haben

warten müssen. Aber nun erzähle weiter, was hast Du denn von dem schönen Mädchen erfahren?»

Adele lächelte, einen verstohlenen Blick auf Werner werfend, der fast ganz das Essen vergaß und mit seinen Augen und Ohren an der Tochter des Hauses hing, um sich keine Sylbe von dem, was sie sprach, entgehen zu lassen. »Nun,« sagte sie, »Alles kann und mag ich nicht wiederholen, vieles Einzelne habe ich auch schon wieder vergessen, aber Manches kann ich doch mittheilen. Als sie mich sah, war sie vor Entzücken fast außer sich und um von Niemandem in unserer Unterhaltung gestört zu werden, führte ich sie in des Obersten Pfyffer Garten, wo wir ganz allein Arm in Arm herumspazierten. Da schüttete sie mir denn ihr ganzes Herz aus und wiederholte mündlich, was sie mir schon neulich geschrieben, nur daß sie diesmal viel umständlicher war. Ach, und da habe ich natürlich nicht viel Gutes gehört. Als ich ihr aber nun sagte, daß sie zu mir kommen solle, nicht etwa auf kurzen Besuch, sondern für immer, und meine Schwester sein solle, daß mein Vater damit übereinstimme und das selbst wünsche, da hättest Du ihre Freude sehen sollen! Sie lebte auf wie eine welke Blume, die frisch Wasser erhält, und ich habe sie zum ersten Mal glücklich lächeln sehen. Natürlich habe ich ihr auch gesagt, daß die beiden Herren bei uns sind und daß also – ihr Herbst schon im Sommer eingetreten sei.« –

»Und was hat sie dazu gesagt?« fragte Arnold, als sie plötzlich schwieg.

»Haben Sie ein besonderes Interesse, das zu erfahren?« erwiderte Adele schelmisch. »Nun ja, ich denke es wohl, und so will ich Ihnen denn sagen, daß sie sich sehr darüber freute und daß das wohl ihren Entschluß, ihre Verwandten zu verlassen, beschleunigen wird. Uebrigens habe ich ihr gesagt, daß sie nicht darauf warten solle, ihr Vermögen zu erhalten, denn bis jetzt hat ihr Herr Gomez noch keinen Heller gegeben und ich fürchte fast, er wird nie daran denken, es zu thun. So viel von Jesuina. Doch begleitete sie mich nachher bis an den Kai, von wo aus ich ihr unser Haus gezeigt habe. Ich habe ihr auch gesagt, daß sie kommen möge, wann sie wolle, und wenn ich zufällig nicht zu Hause wäre, würde ich Befehle hinterlassen, daß man sie wie eine liebe Verwandte aufnehme, bis ich selbst käme. Das waren unsere letzten Worte und mit endlosen Dankesäußerungen ging sie nach Hause und ich eilte, was ich konnte, um die Herren nicht zu lange auf die Suppe warten zu lassen.«

»Wo wohnt sie denn?« wagte jetzt Werner bescheiden zu fragen.

»Herr Gott! danach habe ich ganz vergessen zu fragen!« rief Adele. »Aber das ist sehr natürlich, wir hatten ja so viele wichtige Dinge zu bereden. Und da fällt mir gleich Etwas ein, was Dich, Väterchen, und die Herren gewiß interessirt. Ist der Herr Pinto Machado etwa heute bei Dir im Geschäft gewesen?«

»Ja freilich!« sagte Herr Irminger mit großer Lebhaftigkeit, und nun erzählte er, was heute Morgen im Comptoir vorgefallen.

»Aha!« sagte Adele, »nun kann ich mir auch das erklären. Jesuina hat natürlich keine Ahnung, was zwischen ihm und Dir und den Herren vorgeht, und ich habe es für zweckmäßig gehalten, ihr darüber nicht das Geringste zu sagen. Sie erzählte mir nur, daß es mit den Geldgeschäften des Herrn Pinto und ihres Cousins nicht so recht vorwärts zu gehen scheine, denn Ersterer sei heute Morgen in sehr aufgeregter Stimmung zu ihnen gekommen und habe seinem Freunde Joao erzählt, daß er noch kein Geld bringe, daß er aber noch nicht verzage, da er es in einem oder in zwei Tagen sicher zu erhalten hoffe. ›Was für Gelder das sind,‹ fügte Jesuina hinzu, ›weiß ich nicht, aber ich habe die Befürchtung, daß es sich um Dinge handelt, die das Licht der Welt scheuen.«

»Na, da wird sie von einem richtigen Instinkt geleitet!« rief Herr Irminger. »Aber im Ganzen, Adele, befriedigt mich diese Deine letzte Mittheilung sehr und ich glaube nun wirklich, daß Halder wieder Recht hat, wenn er glaubt, der erste Fehlgang bei uns werde den hartnäckigen Menschen nicht vom zweiten abhalten.«

»Nein, nein!« rief Arnold frohlockend, »ich irre mich nicht in ihm, er kommt morgen wieder und dann – dann fangen wir ihn, denn bis dahin wird die Depesche glücklich angelangt sein.«

Herr Irminger machte ein überaus freundliches Gesicht und nickte allen am Tische Sitzenden munter zu. »Kinder,« sagte er, »wenn das ist, so will ich mich über

nichts beklagen, nein, ich fühle mich sogar ungemein lustig und aufgeräumt heute. Liebe Dubs, lassen Sie uns eine Flasche Champagner bringen, wir haben Alle ein Glas verdient, und vor Allen meine Kleine da, die das Zeug so gern trinkt. Ja, heute ist ein Glückstag, so unglücklich er auch begonnen hat, und wir sind in der besten Laune, Alles an uns herankommen zu lassen – nicht wahr, meine Herren?«

Werner, von der Erzählung Adele's noch ganz begeistert, nickte ihm seine Beistimmung schweigend zu, Arnold aber sprach sie laut aus, bis der verlangte Wein kam, Herr Irminger die Gläser füllte und man auf das Gelingen der vorliegenden Pläne anstieß.

So saß man denn endlich wirklich gemüthlich beisammen und unterhielt sich beim Dessert eine halbe Stunde länger als gewöhnlich, als plötzlich wieder der alte Diener, der bei Tische aufzuwarten pflegte, mit einem Brief in der Hand in's Zimmer trat.

»Nun, was giebt's, Alter,« rief ihm Herr Irminger entgegen, der sich nur sehr ungern durch briefliche Mittheilungen bei Tische stören ließ. »Gieb her! Was? Eine Depesche? Woher?«

Der alte Herr zitterte vor Aufregung, als er nach dem hingereichten und sogleich für eine Depesche erkannnten Couvert griff; ehe er sie aber öffnete, sah er Arnold Halder mit einem unbeschreiblichen Blick des Erstaunens und der Verwunderung an und sagte, während Alle schweigend und erwartungsvoll ihre Augen auf ihn gerichtet hielten:

»Wer kann rathen? Woher ist sie gekommen?«

»Das dürfte nicht schwer zu errathen sein,« erwiderte Arnold, sich rasch vom Stuhle erhebend und mit stolz erhobenem Kopf und ernster Miene an seinen Chef herantretend. »Offenbar ist sie aus Mailand gekommen und nun wird es wohl bewiesen sein, daß meine Voraussetzung eine richtige war.«

»Na, wenn es so ist, dann sollen Sie sie auch zuerst lesen!« rief Herr Irminger, der seiner Bewegung noch immer nicht Herr werden konnte. »Da haben Sie das Ding. Lesen Sie es erst still für sich, Ihre Miene wird uns schon verrathen, ob Sie im Irrthum waren oder nicht.«

Jetzt waren Alle von ihren Plätzen aufgestanden und hatten sich um Arnold Halder gruppiert, auf dessen strahlendes Gesicht alle Augen erwartungsvoll gerichtet waren. Dieser hatte die Depesche mit ruhiger Hand geöffnet, um sie zu lesen. Mit raschem Blick flog er darüber hin, aber auf der Stelle schoß ein triumphirendes Lächeln über seine ausdrucksvollen und wunderbar ernsten Züge;

»Er hat Recht gehabt, ich wußte es!« rief Herr Irminger. »Nun in Gottes Namen, dann lesen Sie sie laut vor!«

Arnold kämpfte mannhaft seine Bewegung nieder, die ihn nun doch ergriffen hatte, und las, langsam und mit klarer Stimme jedes entscheidende Wort betonend, folgendes Telegramm:

»Ihr Schreiben vom 26. Juli ist aus mir unbekanntem Gründen erst heute in meine Hände gelangt.« – »Die Depesche ist gestern Morgen um acht Uhr aufgegeben,«

schaltete Arnold ein. – »Es hat eine sehr begreifliche Sensation erregt. – Morgen ausführlicher Brief. Jetzt nur das Wichtigste, da Eile nothwendig. – Creditbrief von Joao Pedro Gomez aus Rio ganz in Ordnung. Ein mir unbekannter Herr im schwarzen Sammetrock hat die Gelder eingezahlt. – Pinto Machado aber gänzlich unbekannt. Sein Avisobrief *nicht* von mir geschrieben. Keine Geschäftsverbindung mit ihm. Wahrscheinlich großartige Betrügerei – mir unbegreiflich. Zahlen Sie keinen Lire.

G. A. Sarotti.«

Alle standen wie erstarrt und blickten mit blassen Gesichtern auf den Vorlesenden hin. Da faßte sich Herr Irmingier zuerst und Arnold Halder die Hand hinstreckend und dessen Hand schüttelnd, rief er mit kaum bewältigter Rührung:

»Da haben wir es! Ich sagte es ja! Sie sind mein Mann! Haha! Und doch habe ich solche Büberei kaum für möglich gehalten. Da sieht man, wie leicht man betrogen werden kann, mein junger Freund, und mir hätte es ohne Ihren Beistand ähnlich ergehen können, wie Ihnen, Altstetten, in Rio, noch dazu von demselben Subjekt. Das ist ein Verhängniß – begreife es, wer kann! Aber was nun? Kommt der Halunke wieder oder bleibt er aus? Das ist jetzt die Hauptfrage. Sollen wir vielleicht durch den Portier im Luzerner Hof an Pinto Machado die Meldung ergehen lassen, daß er kommen möge, um sein Geld in Empfang zu nehmen? Was meinen Sie? Oder scheint Ihnen das nicht recht?«

Arnold hatte die Hand an die brennende Stirn gelegt und sann einen Augenblick nach. »Nein,« sagte er dann entschieden, »das wollen wir lieber nicht thun. Einmal widerstrebt es meinem Gefühl darum, weil wir uns dann sagen müssen, ihn in eine Falle gelockt zu haben, und zweitens enthält es eine Unwahrheit; denn Geld ist für ihn bei uns nicht zu finden. Nein, nein, er kommt von selbst, verlassen Sie sich darauf. In einem solchen Verbrecher wohnt eine besondere Consequenz und er geht ohne Halt seinem Verderben entgegen. Also lassen Sie ihn kommen und denken wir nur darüber nach, wie wir ihn empfangen und den Vollstreckern der Gesetze überliefern werden. Denn dazu haben wir kraft dieser Depesche ein Recht und der Brief, der gewiß morgen früh ankommt, da die Depesche zwei Tage unterwegs gewesen, wird uns auch noch die Vollmacht dazu ertheilen, falls sie nöthig ist.«

»Sie sind ein braver Mann!« rief Herr Irminger mit leuchtenden Augen und griff wieder nach Arnold's Hand. »Nein, wir wenigstens wollen uns mit keiner Unwahrheit belasten, selbst einem solchen Schurken gegenüber, gegen den wir in unserem Rechte sind. Geht er von selbst in die Falle, wie Sie sagen und wie auch ich jetzt glaube, dann strecken wir unsere Hand nach ihm aus, und damit wir das können, werde ich sogleich zu meinem gerichtlichen Beistande gehen und ihm die ganze Geschichte vortragen.«

Fünf Minuten später war Herr Irminger schon auf dem Wege zu seinem Justizbeamten. Er blieb lange aus und

als er endlich wieder kam, zeigte er ein nicht ganz befriedigtes Gesicht.

Die Uebrigen waren noch in Adele's Zimmer versammelt, als er wieder eintrat und Alle umringten ihn neugierig, mit der von verschiedenen Seiten ausgesprochenen Frage, was für Nachricht er bringe.

»Hm, ja!« sagte er, sich ermüdet auf einen Stuhl setzend, »die Sache hat ihren Haken, ich dachte es mir gleich. Der Herr aus Rio ist ein Ausländer und wir können nur Hand an ihn legen auf Requisition von außerhalb oder wenn wir ihn *in flagranti* ertappen. Unsere Schweizer Gesetze sind, wie es scheint, für die ausländischen Schurken gemacht. Und nun noch Eins, worauf mein Rechtsfreund mich aufmerksam gemacht hat. Wir haben keinen directen Beweis, daß Pinto Machado die Briefe gefälscht. Er kann sich ausreden, daß er selbst von einem Anderen hintergangen sei. Sobald aber der Verdacht sich bestätigen sollte, daß *er* der Fälscher ist – und ich weiß wahrhaftig nicht, ob er diesen Verdacht selbst herbeiführen wird, er müßte denn flüchten und sich dadurch eine Blöße geben – dann, nur in diesem Fall, sagte mein Freund, sollen wir Hand an ihn legen und zu diesem Behufe bin ich bei unserer Polizeibehörde gewesen und man hat mir versprochen, morgen um zehn Uhr einen Beamten zu senden, der uns in unserem Vorhaben, wenn es nöthig werden sollte, Beistand leisten wird. Das ist Alles, was ich ausgerichtet, und nun müssen wir Geduld haben, bis der Morgen anbricht. O weh, das wird keine angenehme Nacht für mich sein!«

Arnold Halder, als er diese Worte gehört und eine Weile bedacht hatte, nickte beistimmend. »Ich bin damit zufrieden,« sagte er, »obgleich ich eigentlich mehr erwartet hatte. Aber freilich, gegen die bestehenden Gesetze darf man nicht verstoßen. Nun, hoffentlich bestätigt Herr Pinto den Verdacht gegen sich selbst und dann – soll er bald gefaßt sein. O, warum kommt der Brief von Mailand erst morgen, er bringt uns vielleicht eine Vollmacht, aber erst wenn die richtige Stunde vorüber ist!«

SIEBENTES CAPITEL. ZWEI ALTE BEKANNTE BEGEGNEN SICH.

In welcher Gemüthsverfassung die Bewohner des Irminger'schen Hauses den Abend und die darauf folgende Nacht verbrachten, bedarf keiner näheren Auseinandersetzung. Von Niemandem gestört, waren sie bis lange nach zehn Uhr beisammen geblieben und hatten das Vorliegende reiflich nach allen Seiten überlegt und besprochen. Besorgniß an der einen Seite, daß Pinto Machado ausbleiben, und Hoffnung auf der anderen, daß er in seiner Frechheit beharren und wiederkommen würde, lösten sich mit einander ab; was man aber auch gegen Arnold's Ansicht vorbringen und wie man sie zu erschüttern versuchen mochte, er behielt sie ausdauernd bei und erhob dadurch den Muth aller Uebrigen, wenn er bald bei dem Einen, bald bei dem Anderen einen Augenblick wanken sollte.

Endlich aber war Herr Irminger durch das lange Hin- und Herreden ermüdet worden und so schloß er den verhängnißvollen Abend mit den Worten:

»Laßt es nun gut sein, Kinder; wir Alle haben jetzt, denke ich, unsre Schuldigkeit gethan, haben unsre Meinungen geäußert und unsre Befürchtungen und Hoffnungen ausgetauscht. Was darauf morgen geschieht, kann Keiner wissen und so wollen wir es der Vorsehung überlassen. Sie, Halder, sagen, Sie seien auf Alles gefaßt; nun ja, das sage ich auch. So wollen wir ruhig – so ruhig wir können – zu Bett gehen und ein paar Stunden zu schlafen versuchen. Gute Nacht, meine Herren, gute Nacht, mein Kind!«

Nachdem sein Wunsch von allen Seiten erwidert worden war, trennte man sich, mit dem Versprechen von Seiten der Männer, schon um sieben Uhr am nächsten Morgen im Comptoir zusammenzutreffen, um mit frischen Kräften der kommenden Stunde gewärtig zu sein. Als aber Arnold und Werner ihre Zimmer erreicht hatten, sagte Ersterer zu Letzterem:

»Es ist schändlich, daß es Gesetze giebt, die Einem die Hände binden, wenn man gegen einen solchen Schurken in seinem vollem Rechte ist. O ja, wir sind freie Schweizer und das ist recht hübsch, aber daß wir einen solchen Betrüger nicht gleich antasten dürfen, zeigt, daß auch bei uns noch Vieles zu wünschen übrig bleibt. Ich für meine Person halte das Präsentiren eines falschen Creditbriefes für ein flagrantes Vergehen und so wird es der Rechtsfreund Herrn Irminger's wohl auch dafür halten.

Der alte Herr ist nur etwas zaghaft und er sähe es am liebsten, wenn der Schurke den falschen Brief in seinem eigenen Comptoir schriebe, um ihn *in flagranti* ertappen zu können. Nun, ich werde diesmal mein eigener Rechtsbeistand sein und wir Beide, Werner, wollen den Brasilianer so in die Enge treiben, daß er Fersengeld giebt, und sobald er entspringt, haben wir das Recht, ihn zu greifen; *meinen* Händen aber soll er nicht wieder entschlüpfen, wenn er nicht ein Aal ist.«

»Das wird er gewiß sein, verlaß Dich darauf,« erwiderte Werner, der diesmal nicht ganz die frohe Erwartung seines Freundes theilte. »Aber wie wollen wir ihn denn in die Enge treiben,« fragte er weiter, »so daß der Verdacht sich gegen ihn verstärkt?«

»Danach fragst Du noch? Ganz allein dadurch, daß Du zur rechten Zeit mit in den Vordergrund trittst und den Herrn daran erinnerst, daß er Dir eine gewisse Summe schuldet. Von dieser Begegnung verspreche ich mir viel, und ich werde Dir das morgen früh, ehe wir nach dem Comptoir gehen, noch genauer entwickeln. Jetzt aber laß mich schlafen. Ich bin auch herzlich müde und bedarf der Ruhe. Gute Nacht!«



Der nächste Tag, der erste August, war angebrochen und es herrschte an diesem Tage schon vom frühen Morgen an ein überaus lebhaftes Treiben in Luzern. Es war Markttag und alle Straßen wimmelten von Menschen

und Wagen, die frühzeitig in die Hauptstraßen einzogen, um ihre Waaren zum Verkauf darzubieten.

An einem solchen Tage pflegte das Bankhaus des Herrn Irminger auch stets sehr in Anspruch genommen zu sein, denn die Landleute, Geschäfts- und Handeltreibende aller Art, Fremde aus den benachbarten kleineren Ortschaften am See kamen an diesem Tage in die Hauptstadt des Cantons, um ihre Geldgeschäfte abzuwickeln und ihren persönlichen Interessen nachzugehen, die sie in vielfache Berührung mit dem großen Handelshause brachten, mit dem sie schon lange in geschäftlichem Verkehr standen.

So fanden sich schon viele Menschen frühzeitig im Comptoir ein und die seit längerer Zeit darin Angestellten hatten alle Hände voll zu thun, um die an sie gerichteten Ansprüche zu befriedigen.

Bis nach acht Uhr hatten Arnold und Werner, ja Herr Irminger selbst, hierbei thätig mitgewirkt, aber bald nach dieser Zeit verließen sie alle Drei das Comptoir und zogen sich in das Cabinet des Chefs zurück, denn so eben hatte der Briefbote, der alle Tage fünfmal in das Haus kam, einen Brief gebracht, der den jetzt fast magisch wirkenden Poststempel: ›Mailand‹ trug.

Herr Irminger, der beim Anblick dieses Briefes wieder aus seiner während der Nacht erlangten Ruhe aufgescheucht wurde, ließ ihn sogleich von Werner vorlesen und da ergab sich denn noch manches Einzelne, was die Depesche nicht gebracht, aber im Ganzen war viel weniger Aufklärendes darin enthalten, als man erwartet hatte.

Herr Sarotti beklagte sich des Langen und Breiten über den nichtswürdigen Betrug und fand es geradezu unbegreiflich, daß der gefälschte Avisobrief auf seinem Papier, mit seiner Tinte geschrieben und mit seinem eigenen Stempel bedruckt sei. Das könne der Fremde nicht verschuldet haben, schrieb der in einer Beziehung kurz-sichtige und doch in der anderen wieder der Wahrheit sich nähernde Mann, sondern der Betrug müsse von einem seiner Diener ausgegangen sein, und das schien ihn am meisten zu schmerzen. »Thun Sie sogleich Schritte,« schrieb er am Ende des Briefes, »den Betrüger, wer es auch sei, festzunehmen; für alle dadurch herbeigeführten Kosten komme ich auf und jedes Risico übernehme ich, da ich ja der einzig Geprellte bin und die Zahlung hätte leisten müssen, wenn der so fein angelegte Betrug nicht bei Ihnen auf eine mir unerklärliche Weise entdeckt worden wäre. Ja, wäre ich gefragt worden, ob ich selbst jenen Brief geschrieben, ich würde gezauert haben, mit Ja oder Nein zu antworten, denn meine Handschrift ist so täuschend nachgeahmt, daß ich sie nicht von der meinen unterscheiden kann. Damit Sie nun um so freiere Hand haben, den Betrüger zu fahnden, habe ich mit unserm brasilianischen Consul gesprochen und er hat auf der Stelle meinem Wunsche gewillfahrt. Auch hat er sogleich an seinen Collegen in Bern geschrieben und Sie werden von dort aus zu der gerichtlichen Untersuchung autorisirt werden.«

Als die drei Männer diesen für sie so günstig lautenden Brief gelesen hatten, frohlockten sie laut, aber bevor sie

noch einen Entschluß gefaßt hatten, was nun zu thun sei, wurden sie durch einen Commis unterbrochen, der mit der leise gesprochenen Meldung bei ihnen eintrat: Der brasilianische Herr sei eben wiedergekommen und wünsche den Herrn Chef selber zu sprechen.

Bei dieser Meldung schauten die drei Männer erstaunt auf und Arnold erhob sein Auge rasch nach der Uhr, die eben erst den halben Ablauf der achten Stunde anzeigte. Der Commis, der wieder in das Comptoir getreten war, um den Fremden zu bitten, eine Minute Geduld zu haben und Platz zu nehmen, bis Herr Irminger erscheinen werde, hatte sie verlassen. Werner's Gesicht war bleich geworden und hing wie das des fragend aufschauenden Chefs an Arnold Halder's staunenden Zügen, der sich aber alsbald faßte und leise sagte:

»Schade, so früh hätte ich ihn nicht erwartet; er kommt anderthalb Stunden vor unserm Polizeiagenten, den wir sofort citiren lassen müssen. Nun, so wird es denn an uns sein, ihn so lange zu beschäftigen, bis er kommt, und nun gehen Sie zu ihm, Herr Irminger, und sagen Sie ihm, was er nach unserer Verabredung zuerst hören soll. Die Thür des Cabinets aber lassen Sie gefälligst weit auf, damit wir jedes Wort verstehen und zur rechten Zeit bei Ihnen erscheinen können.«

Herr Irminger fuhr sich mit beiden Händen durch die grauen Haare, seufzte laut auf und that dann, wie Arnold gesagt; doch bevor wir ihn mit Pinto Machado sich begrüßen lassen, wollen wir uns zu diesem selbst begeben und

sein Benehmen von dem Augenblick an betrachten, wo er in das Comptoir getreten war.

Gerade zu der Zeit, wo dies geschah, hatte sich dasselbe auf einige Minuten geleert und augenblicklich saßen nur zwei alte Landleute in einer Ecke auf Stühlen, um geduldig zu warten, bis ihre Rechnungen geschrieben und ihnen eingehändigt seien. Der junge Mann, welcher an diesem Morgen unter Arnold Halder's Oberaufsicht die Zahlungen zu leisten hatte, konnte für einen Moment freithmen und stand unbeschäftigt auf seinem Posten, als die Thür aufging und Pinto Machado hereintrat.

Er erschien in demselben eleganten Anzuge wie neulich, nur trug er veilchenfarbige Handschuhe, die nicht mehr ganz neu waren, die aber dem stutzerhaft auftretenden Herrn noch gut genug schienen, um das Geld anzufassen, das er heute auf eine so leichte oder so schwere Weise, wie man es nehmen will, verdienen zu können glaubte.

Was seine Miene betrifft, so trug dieselbe, mochte dies nun künstlich oder natürlich sein, eine noch viel ruhigere Friedfertigkeit und Sorglosigkeit zur Schau, als am Tage zuvor, und er sah, wie er so keck und unbefangen in das Zimmer schritt, für ein nicht allzu scharf beobachtendes Auge ganz so aus, als ob das Leben gar keine Bürde für ihn habe, als ob die gemeine menschliche Sorge für ihn gar nicht vorhanden und er allein dazugeschaffen sei, nur den auf der Oberfläche des Lebens perlenden Schaum zu genießen.

Als Pinto Machado an den Zahltisch, dicht vor den offenen Geldschrank getreten war, den er bei dieser Gelegenheit seiner vollsten Aufmerksamkeit würdigte, schaute er sich nachlässig im Zimmer um, als suche er die bekannten Gesichter, die ihm am Tage vorher an derselben Stelle begegnet waren. Als er sie aber nicht fand, sagte er mit etwas vornehmer Miene und herablassendem Ton zu dem ihm entgegentretenden Commis:

»Ich bin gestern schon einmal hier gewesen, um einen Creditbrief zu präsentiren. Man hat mich auf heute wieder bestellt und ich hoffe nicht vergebens gekommen zu sein. Kann ich den Herrn Chef nicht selber sprechen? Wenn er bei der Hand ist, bitte ich ihn herbeizurufen.«

Der Commis, der von dem Vorgehenden unterrichtet war, verbeugte sich und sagte höflich: »Ich werde ihn sogleich benachrichtigen, mein Herr!« worauf er in das Cabinet seines Herrn ging, wie wir bereits wissen.

Während Pinto Machado nun den Chef erwartete, sah er sich gemächlich im Comptoir um, betrachtete jede Einzelheit mit raschem, gleichsam prüfendem Ueberblick, verweilte geraume Zeit mit blitzenden Augen auf den großen mit Gold gefüllten Mulden im Geldschrank und freute sich dabei sicher schon im Voraus, einen guten Theil davon heute selber mit nach Hause zu tragen.

»Der Herr Chef wird sogleich erscheinen!« meldete der jetzt aus dem Cabinet zurückkehrende Commis, indem er sich scheinbar wieder mit irgend Etwas am Zahltisch zu schaffen machte, wobei er jedoch unausgesetzt den vornehm dastehenden Fremden im Auge behielt.

Pinto Machado nickte befriedigt mit dem Kopf, als die Thür des Cabinets aufging; aber statt eines Menschen trat ein großer Hund aus demselben hervor, der langsam und gravitatisch um den Zahltisch herum auf den ihm fremden Mann zuschritt und ihn ruhig beschnüffelte, dann aber, durch einen Pfiff seines unsichtbaren Herrn gerufen, sich wieder von ihm abwandte und nach dem Cabinet zurückkehrte, aus dem er nur ganz zufällig einen kleinen Spaziergang unternommen hatte, da er ja stets so lange unter dem Arbeitstisch lag, als sein Herr daran schrieb. Pinto Machado hatte den Hund mit einiger Ueberraschung angeblickt, denn ein so großes Thier und von so auffällig schöner Race hatte er noch nie zuvor gesehen. Als er ihm nun aber ganz nahe kam und sogar an seinem Beinkleid schnüffelte, so daß er die Nase des Hundes fühlte, schauderte er unwillkürlich zusammen und war froh, als der Pfiff aus unsichtbarem Munde ertönte, der ihn von seiner Seite rief. Kaum aber hatte Pinto Machado diese erste Ueberraschung überwunden, so trat Herr Irminger aus dem Cabinet, in diesem Augenblick ernst, ruhig und fest entschlossen, nun endlich dem auch ihm so verhängnißvoll gewordenen Menschen mit entscheidender Sicherheit entgegenzugehen.

»Guten Morgen, mein Herr!« begrüßte ihn der Fremde zuerst, mit höflicher Verbeugung, die Herr Irminger schweigend erwiderte. »Ich bin so frei,« fuhr Jener fort, »Ihrer Erlaubniß nachzukommen und mich zu erkundigen, ob in Betreff meines Creditbriefs noch keine Nachricht von Mailand eingetroffen ist?«

Herr Irminger, als er nun sprechen sollte, wieder von einiger Befangenheit ergriffen, verneigte sich erst ein wenig, dann sagte er mit einer Stimme, die von seiner inneren Bewegung nur eine zu deutliche Kunde gab:

»Ja! Die Nachricht ist gestern Abend schon eingegangen und so eben ist auch dieser Brief gekommen; aber leider lauten beide nicht ganz so, wie Sie und auch ich es bisher erwartet haben.«

Ueber Pinto Machado's Gesicht lief es eine Secunde lang wie der Schatten eines innerlichen Grauens, der aber bald einem nur sehr natürlich scheinenden Erstaunen wich.

»Wie lauten sie denn?« fragte er, mit Mühe eine leichte Heiserkeit unterdrückend, die sich unwillkürlich seiner Stimme bemächtigt hatte.

»Sie lauten, daß ein Herr Pinto Machado aus Rio mit dem Hause G. A. Sarotti in Mailand in *keiner* Verbindung steht, wie doch ganz sonnenklar aus Ihrem Creditbrief hervorzugehen schien!«

Pinto Machado, von dieser seltsamen Erklärung offenbar in lebhaft Unruhe versetzt, behielt mit seiner ganzen Unverschämtheit noch immer eine scheinbare Ruhe bei und, die Miene eines fast beleidigten Menschen annehmend, sagte er mit verächtlichem Achselzucken:

»Wie ist das möglich, mein Herr? Hier muß ein mir unerklärlicher Irrthum vorliegen. Ich bin ja persönlich bei Herrn Sarotti in Mailand gewesen und habe ihm einen Theil meines Besitzes eingehändigt, um ihn mir an verschiedenen Orten, die ich auf meiner Reise berühre, je

nach Bedarf, wieder auszahlen zu lassen. Hier – sehen Sie – lesen Sie gefälligst diesen Brief noch einmal und vergleichen Sie ihn mit dem Ihrigen, ob in den Namen nicht etwa eine Verwechslung eingetreten ist.«

Dabei faßte er in seine Brusttasche und zog ein Notizbuch hervor, um den Creditbrief hervorzusuchen, und da das mit seinen Handschuhen nicht rasch genug ging, zog er sie unwillkürlich aus und warf sie nachlässig auf den Zahltisch hin. »

»Es sollte mir das sehr lieb sein,« nahm nun Herr Irminger wieder das Wort, um so viel Zeit wie möglich zu gewinnen. »O ja, es kommen leider solche Irrthümer und Verwechslungen vor bitte, geben Sie her!«

Bei diesen Worten nahm er den dargereichten Creditbrief aus des Brasilianers Hand, um die Namen in beiden Briefen zu vergleichen; in Wahrheit aber sah er nichts mehr, im Kopf schwindelte, vor den Augen flimmerte es ihm und er wünschte von ganzem Herzen das Nahen einer anderen Hülfe, da er selbst nicht mehr wußte, was er dem frechen Gauner erwidern und wie er ihn noch länger hinhalten sollte.

Glücklicher Weise, als hätte sein sehnlicher Wunsch sie in diesem kritischen Moment herbeigerufen, traten eben Arnold und Werner in das Comptoir, Ersterer kühn und stolz aufgerichtet voranschreitend und seinen Nachfolger so lange wie möglich mit seiner mächtigen Gestalt vor den Augen des Brasilianers verdeckend.

»Ah,« rief Herr Irminger dem langsam herantretenden Arnold zu, »es ist gut, daß Sie kommen. Reden Sie doch

mit dem Herrn und machen Sie ihm begreiflich, wie die Sachen liegen. Sie sind ja viel genauer mit seinen Angelegenheiten bekannt, als ich.«

Als Pinto Machado diese Worte vernahm, die in ihrer unbestimmten Fassung wieder einige Ermuthigung für ihn enthielten, wandte er sich von dem Chef ab, der leise seufzend bei Seite trat, und zu den beiden jüngeren Männern hin; da er Arnold aber schon vom vorigen Tage her kannte, so blieb sein Auge auf ihm haften und ließ Werner, der sich überdies still bei Seite hielt, noch eine Weile ganz außer Acht.

»Ah,« sagte Arnold mit wunderbar feinem Lächeln und einer Ruhe, die Herrn Irminger in Erwartung dessen, was nun sogleich kommen mußte, die Haut schaudern machte, »Sie kommen wegen Ihres Creditbriefs, nicht wahr?«

»Gewiß, mein Herr, und ich wundere mich mit Recht, daß dieser alte Herr, der mir doch gestern als Chef des Hauses vorgestellt wurde, heute sagt, daß Sie mit meinen Angelegenheiten besser bekannt seien, als er.«

»Das ist ganz sicher auch der Fall, Herr Pinto Machado,« fuhr Arnold mit verstärkter Betonung seiner Worte fort, »denn Herr Irminger, mein hochverehrter Chef – dieser alte Herr, wie Sie sagen – hat nur die Ehre, Sie erst seit gestern zu kennen; ich genieße daher einen in diesem Fall sehr in's Gewicht fallenden Vorzug vor ihm, da ich zufällig die besondere Ehre habe – Sie schon von Rio her zu kennen.«

Als der Brasilianer diese mit unwandelbarer Ruhe und merklichem Nachdruck gesprochenen Worte hörte, nahm

sein gelbliches Gesicht eine aschgraue Färbung an, aber er bewahrte noch immer seine feste Haltung und richtete sich sogar noch höher und stolzer auf, als wolle er seine ganze Kraft zusammenraffen, um hier einem Gegner gegenüber zu treten, von dessen Vorhandensein er sich bis jetzt noch gar nichts hatte träumen lassen.

»Wie,« rief er mit zusammengebissenen Zähnen, während seine Augen wie die eines Panthers den unbeweglich vor ihm stehenden Mann anfunkelten, »was sagen Sie da? Ich verstehe Sie nicht. Sie kennen mich schon von Rio her? Darf ich um Ihren Namen bitten?«

»Namen thun hier zur Sache nichts,« erwiderte Arnold mit sich immer gleich bleibender Ruhe. »Es ist genug, daß ich den Ihren so gut wie Ihre werthe Person kenne. Wenn Sie mir aber nicht glauben wollen, daß wir uns schon von Rio her kennen, so glauben Sie vielleicht diesem Herrn. Werner, wende Dich einmal gefälligst um und zeige Herrn *Pinto Machado* aus Rio Dein ehrliches Gesicht!«

Werner, der bisher mit abgewendetem Gesicht halb bei Seite gestanden hatte, drehte sich langsam um und sah den alten Bekannten mit einer Miene an, deren Ausdruck schwer zu beschreiben ist, indem sie nur zu deutlich eine gewisse Beklommenheit und doch den festen Willen verrieth, nun endlich auch in das Spiel mit einzugreifen, welches hier aufgeführt ward.

Pinto Machado, der offenbar noch nicht ahnte, welches Schreckgespenst ihm hier in den Weg treten sollte, erhob seine blitzenden Augen und ließ sie einen Moment

auf Werner von Altstetten's bleichen Zügen wurzeln, und Arnold Halder, der dieser Begegnung mit triumphirendem Lächeln beiwohnte, konnte es nicht entgehen, daß der Brasilianer auf der Stelle den ›dummen deutschen Gimpel‹ erkannte, den er in seiner Heimat so schnöde betrogen hatte. Aber der verwegene Gauner rührte sich nicht, er sprach kein Wort und beherrschte seine Miene so geschickt, daß Niemand die Empfindungen errathen konnte, von denen sein Herz in diesem bedeutungsvollen Augenblick ohne Zweifel gefoltet wurde.

»Bitte, mein Herr,« sagte nun Werner mit einer Ruhe, die ihn wie in Folge einer magischen Ausströmung seines stärkeren Freundes in diesem Moment überkam, »sehen Sie mich genau an. Ich bin überzeugt, Sie werden, Sie müssen mich kennen, zumal Sie in diesem Augenblick hier vor mir stehen, wie damals in Rio, um Geld von meinem Chef zu empfangen, welches aber heute wahrscheinlich nicht so schnell wie damals in Ihre Hände – in Ihre Kasse – und endlich in Ihre Tasche gelangen wird. Aber da Sie doch einmal in Geschäften hier sind, so erlauben Sie auch mir, mich in Geschäften an Sie zu wenden und einen von Ihnen auf mich ausgestellten Creditbrief vorzulegen, in welchem Sie zufolge der Aussage eines sehr glaubhaften und Ihnen genau bekannten Mannes in Rio eingestehen, mir bis auf Weiteres 18,000 Francs schuldig zu sein. So freue ich mich denn, daß Sie sich endlich Ihrer Pflicht gegen mich entledigen wollen und gekommen sind, mir die in Rio – ich will mich recht höflich

ausdrücken – so speculativ entliehenen 18,000 Francs zurückzahlen, denn aus einem anderen Grunde können Sie sich doch unmöglich zum zweiten Mal gleichsam in die Höhle des Löwen, das Bankhaus Irminger begeben haben, wo Ihre alten Bekannten Arnold Halder und Werner von Altstetten aus Rio Buchhalter sind.«

Als Pinto Machado diese Worte vernahm, die einen weniger hartgesottenen Sünder zermalmt hätten und nun auch einen ihm hingehaltenen Brief sah, auf dessen Handschrift er nur einen kurzen Blick zu werfen brauchte, um darin die Züge eines Mannes zu erkennen, mit dem er in so vielfachem Handelsverkehr gestanden, versuchte er in Ermangelung anderer Hülfe einen geschickten Fechterstreich. Gleichsam empört von einer Zumutung, wie er sie eben vernommen, und als habe er kein Gefühl für die entsetzliche Beleidigung, die darin lag, wandte er sich mit verächtlicher Geberde von Werner ab und wieder zu Arnold hin, der mit unterschlagenen Armen an der entgegengesetzten Seite des Tisches ihm gegenüber stand.

»Mein Herr,« sagte er mit gut erkünstelter Resignation, »ich verstehe nicht, was dieser mir ganz unbekannt Herr von mir will. Nein, ich verstehe ihn nicht und damit habe ich Alles in Betreff seiner gesagt. Lassen Sie uns also zu *meinem* Geschäft zurückkehren und an Sie wende ich mich, weil Sie mir das eigentliche Triebrad in diesem Hause zu sein scheinen. Mit einem Wort also: sprach der alte Herr vorher im Ernst, als er sagte, mein Creditbrief

sei nicht von G. A. Sarotti in Mailand geschrieben und man kenne mich dort nicht?»

»Allerdings, Herr Pinto Machado,« sagte nun ›das eigentliche Triebrad des Hauses‹ mit leichtem Spott. »Und wenn Sie nicht ganz verstanden haben, was diese allzu zarte Antwort besagt, so will ich sie Ihnen mit wenigen Worten erklären. Sie sind hier in Luzern, ganz gegen Ihre Vermuthung, zwischen die Scylla und Charybdis gerathen, das heißt, wenn Sie als ›gebildeter Brasilianer‹, das nicht verstehen sollten, in eine Falle, oder wie mein Freund sich ausdrückte, in die Höhle des Löwen, in die Sie, von Ihrer Habsucht getrieben, freiwillig begeben haben. Ihre Sache liegt, ich gestehe es, sehr ungünstig vor unseren Augen und Ihnen bleibt nichts Anderes übrig, als überzeugend nachzuweisen, wie Sie zu diesem Creditbrief gekommen sind, den ich einstweilen in meine Tasche stecke, und ferner nachzuweisen, wer, ohne Ihr Hinzuthun, den ebenfalls *gefälschten* Avisobrief von Mailand aus an unser Haus geschickt hat, um dadurch als schuldloser Mann – in dieser Beziehung wenigstens schuldlos, obwohl Sie es von Rio her nicht sind – dazustehen, oder, falls Sie das nicht wollen oder können – sich – darin – zu fügen –«

»Worin mich zu fügen?« fragte Pinto Machndo mit kühn blitzenden Augen rasch, da Arnold absichtlich sehr langsam sprach.

»Darin sich zu fügen, daß wir von unserm Recht Gebrauch machen und Sie – ganz einfach – verhaften lassen, denn auch in der Schweiz, obgleich es ein freies Land

ist, viel freier als Brasilien, und von vielen Abenteurern, Gaunern und Glücksrittern durchzogen und ausgebeutet wird, giebt es – eine Polizei!«

Das letzte Wort wirkte wie ein glühender Pfeil, der mitten auf das Herz Pinto Machado's traf. Er schnellte sich um einen Zoll höher empor, seine Augen funkelten wie die eines Tigers gegen Arnold hin und mit einer nur halb natürlichen Wuth, unter der er seine sichtliche Bestürzung verbarg, sprudelte er die Worte hervor:

»Meine Herren, hier waltet ein mir für jetzt unerklärlicher Irrthum ob. Das werde ich Ihnen beweisen und mir Genugthuung für die unerhörte Beleidigung ausbiten, die Sie mir eben zugefügt haben. Ich werde mich sogleich selbst auf *Ihre* Polizei begeben, mir dann einen Rechtsbeistand nehmen und nach Mailand telegraphiren und eben so nach Bern, wo glücklicher Weise gerade ein Mann weilt, der mit unserer Regierung in naher Beziehung steht und mir persönlich befreundet ist.«

Er hatte sich außer Athem gesprochen und mußte einen Augenblick innehalten, aber er sollte in diesem Locale nicht mehr zu Athem kommen, denn als er schwieg, lachte Arnold Halder heiter auf und rief:

»Ersparen Sie sich diese Mühe, mein Herr, denn das ist Alles bereits geschehen. Ihr Gesandter, oder wer Sie sonst hier vertreten mag, ist benachrichtigt und wir sind schon mit der Vollmacht versehen, Sie festzunehmen, um Sie nach dem, gebildeten und civilisirten Völkern gemeinsamen Recht, welches *keinen* gemeinen Verbrecher schützt, verurtheilen und bestrafen zu lassen. Und so –«

Er wurde mitten in seiner Rede durch etwas Unerwartetes unterbrochen. Hinter Pinto Machado that sich plötzlich die vom äußeren Flur in's Comptoir führende Thür auf und herein traten dicht hinter einander sechs oder acht langsam einher schreitende Landleute, Männer und Frauen, die, von ihrem Morgentrunck befeuert, in der besten Laune waren und das wohlbekannte Geschäftslocal aufsuchten, um hier verschiedene eben auf dem Markt empfangene Münzen in gutes Schweizergeld umzutauschen, da sie, wie überall die Leute vom Lande, ein maßloses Vorurtheil gegen fremdländische Geldsorten hegten.

Hiedurch entstand auf einige Minuten ein mit lautem Gelärm verbundenes Gedränge in dem sonst ziemlich geräumigen Comptoirzimmer und die Thür blieb, da die zuletzt Eintretenden sich nicht die Mühe gaben, sie wieder zu schließen, länger geöffnet als nöthig war. Diesen glücklichen Zufall nahm Pinto Machado mit seinen umherfahrenden Katzenaugen nur zu rasch wahr und ehe Jemand sein Vorhaben errathen oder es verhindern konnte, schlüpfte er mit einem höhnischen Blick auf den so plötzlich schweigenden Geschäftsführer und nachdem er schnell seinen Hut ergriffen, zur Thür hinaus, aber in der Eile seine veilchenfarbigen Handschuhe auf dem Zahltisch und den ihm unerreichbaren Creditbrief in den Händen des erstaunten Arnold Halder zurücklassend. Alles das geschah so schnell und unerwartet, daß im ersten Augenblick Niemand im Comptoir weder Hand noch

Fuß rührte, und als nun Arnold Halder, sich zuerst fassend und das Vorgefallene begreifend, mit gewandtem Sprunge über den Zahltisch setzte, um dem Entwichenen zu folgen, hinderten ihn wieder an der Ausführung seines blitzschnell gefaßten Entschlusses die verdutzten Bauern, die natürlich noch viel weniger begreifen konnten, was der vor ihren Augen sich so rasch zutragende Vorgang zu bedeuten habe.

Mit einiger Mühe aber die dicht gedrängt stehenden Männer und Weiber mit kräftigen Armen zur Seite stoßend, erreichte Arnold endlich, nun auch, von Werner und einigen Commis auf der Stelle gefolgt, die Thür, stürzte in den Hausflur und so auf die Straße hinaus, aber zu ihrem Leidwesen fanden sie Alle den Platz vor der Thür und die ganze Straße entlang von den auf und nieder strömenden oder in träger Plauderei verharrenden Marktleuten, von Wagen und Karren, von Körben und Geräthen so überfüllt, daß sie nirgends weit um sich blicken, geschweige denn unbehindert einem wie ein Aal sich durch den Menschenknäuel windenden Flüchtling folgen konnten. Indessen ohne sich aufzuhalten und überall umherspähend, liefen die Comptoiristen, Arnold und Werner an der Spitze, mit unbedeckten Häuptionen in der Mitte der Straße dahin, doch nirgends, wie und wo sie auch suchen mochten, war der so glücklich Entsprungene zu finden, den auch diesmal die unvorhergesehenen Umstände auf eine wunderbare Weise begünstigten, und als sie nach geraumer Zeit Einer nach dem Andern und,

ohne ihren Zweck erreicht zu haben, in das Kaufmannshaus zurückkehrten, mußten sie sämtlich dem besorgt hin und herlaufenden Chef das für sie so beschämende Zeugniß ablegen, daß ihr erster Versuch vollständig vergebens gewesen und daß Pinto Machado vor der Hand wie ein chimärischer Schatten verschwunden sei.

»Lassen Sie es aber gut sein und besorgen Sie nichts,« sagte der athemlose Arnold Halder zu dem ihn betroffen anstarrenden Herrn Irminger. »Für den Augenblick freilich ist uns der saubere Herr entwischt, aber wenn er uns auch zuerst aus den Augen ist, aus den Händen soll er uns dennoch nicht. Jetzt ist es eine Ehrensache für mich, ihn wieder zu finden und ich werde nicht eher ruhen, als bis ich seine Spur entdeckt habe und ihn hier in sicherem Gewahrsam weiß. Haben Sie schon nach der Polizei geschickt?«

»Ja, ja,« sagte Herr Irminger mit bebenden Lippen, »das ist schon geschehen und in wenigen Minuten müssen die Beamten zur Stelle sein. Aber beruhigen Sie sich doch nur. Wir haben ja nichts verloren und die 100,000 Francs liegen noch unangetastet da im Schrank.«

»Um diese handelt es sich jetzt nicht,« erwiderte Arnold Halder, »es handelt sich zur Zeit um mehr. Dieser wagehalsige und schlaue Betrüger kann noch mehr brave Leute in Contribution setzen und er muß ein für alle Mal in unserm Lande unschädlich gemacht werden.«

In diesem Augenblick trat ein Beamter der städtischen Polizeibehörde in Uniform in das Comptoir und meldete sich als der zur Disposition des Bankhauses ›Irminger, Koch und Compagnie‹ stehende Abgesandte an.

Bei dem Anblick dieses intelligent aussehenden, freundlichen und dabei kräftigen Mannes kam frisches Leben und neues Vertrauen in die Gemüther der Beteiligten und selbst Arnold Halder frohlockte laut, daß ihm nun endlich eine so thatkräftige gesetzliche Hülfe geboten sei. Im Fluge wurde ihm berichtet, was vorgefallen, und er faßte schnell, um was es sich für den Augenblick handelte. Auf der Stelle war er zu dem von Arnold geäußerten Vorschlag, die Verfolgung von Neuem aufzunehmen, bereit und verhielß dabei noch mehr Hülfe von gewandten Kameraden, die sich auch bald finden ließ. Arnold aber, der keine Ruhe mehr im Hause hatte, schloß sich ihm an, während Werner bei seinem Chef auf dessen Wunsch zurückblieb, und nun traten die beiden Männer ihren Weg an und setzten ihn einige Stunden mit der größten Umsicht fort, indem man zuerst, nachdem noch mehr polizeiliche Kräfte in Anspruch genommen, alle Gasthöfe zu durchwandern und nach dem Entsprungenen zu forschen begann.

Allein diese Mühe sollte von keinem Erfolge gekrönt werden; nirgends war eine Spur von dem Brasilianer aufzufinden. Auch im Luzerner Hof, wo man nicht einmal den Namen des Fremden wußte, konnte Niemand Auskunft über ihn geben; er hatte im Hotel nicht gewohnt, in den letzten Tagen sogar nicht mehr daselbst gespeist

und sein Mahl wahrscheinlich an irgend einem Orte eingenommen, wo man bei der Ueberfülle fremder Persönlichkeiten wie das im Sommer zu Luzern stets der Fall war, gar nicht auf einen Einzelnen geachtet hatte, denn daß Pinto Machado in den letzten Tagen nicht mit Joao Cortez und dessen Verwandten sein Diner eingenommen, wußte Arnold bereits von Mittheilungen Adele's, die darüber von Jesuina genauere Erkundigungen eingezogen hatte. Wenn man die Wohnung der Letztern gewußt hätte, wäre die Spur des Flüchtlings allerdings leicht zu ermitteln gewesen, aber, danach hatte Adele ihre neue Freundin leider zu fragen vergessen da sie sich, wie wir bald erfahren werden, wichtigere und für sie interessantere Dinge zu erzählen gehabt hatten.

Daß Pinto Machado sich in den letzten Tagen absichtlich von seinem Freundes fern gehalten, dafür schien dem an Alles denkenden Arnold Halder Grund genug vorzuliegen. Der schlaue Betrüger, der am Vorabend seine erste Hauptcoups stand, war wahrscheinlich viel zu sehr von seinem Unternehmen in Anspruch genommen und in erklärlicher Aufregung gewesen, als daß er sich zu dieser Zeit noch mit den ihm ohnehin langweilig gewordenen Verhältnissen der Landsleute beschäftigt hätte; lieber war er auf seinen eigenen Wegen geschritten, um sich von aller fremden Bürde freizuhalten und seinen Geist nicht mit Dingen anzufüllen, die augenblicklich Nebensache für ihn waren.

So war Arnold Halder's Ansicht der Sache und wie sich später ergab, hatte er sich darin auch nicht geirrt: Für

jetzt aber war ihm die Ergreifung des Gauners mißglückt, das sah er nach einigen Stunden vergeblichen Suchens auch ein, und daß Jener unterdes schon Zeit genug gehabt hatte, sich von Luzern zu entfernen, was doch eine sehr natürliche Annahme war, so gab er, zwar nicht entmuthigt, aber doch in seiner ersten sanguinischen Hoffnung etwas herabgestimmt, für seine Person die Nachforschung auf und überließ sie einstweilen den Beamten, denen er im Namen Herrn Irminger's eine große Belohnung versprochen, wenn ihr Unternehmen fernerhin von Erfolg gekrönt werden sollte.

Es war drei Uhr Nachmittags, als Arnold Halder ermüdet, abgespant und aufgereg, wie selten in seinem Leben, in das Comptoir zurückkehrte und von seiner verfehlten Unternehmung persönlich Meldung abstatte. Nachdem er Alles berichtet, setzte er sich erschöpft im Cabinet seines Chefs nieder, und nun ließ dieser es sich selbst angelegen sein, den jungen Mann zu beruhigen und zu trösten, indem er ihm seinen ganzen Beifall aussprach und am Ende doch noch einen Erfolg von der fortgesetzten Nachforschung verhiieß.

Arnold Halder aber achtete fast gar nicht auf diese freundlichen Worte. Schweigend und in sich versunken saß er vor Herrn Irminger und Werner von Altstetten und wälzte neue Entschlüsse in seinem produktiven Gehirn herum. Da fielen seine Augen plötzlich auf zwei violett-farbige, stark gebrauchte Handschuhe, die ruhig neben einander auf Herrn Irminger's Pult lagen.

»Was ist das?« fragte er hastig. »Sind das nicht die Handschuhe des Schurken, die er heute Morgen auf den Zahltisch gelegt?«

»Ja,« sagte Werner mit betrübter Miene, »er hat sie liegen lassen und ich habe sie als das einzige Aequivalent für den uns verursachten oder wenigstens zugemutheten Schaden mit hereingenommen.«

»Ah,« rief Arnold wieder aufspringend und die Handschuhe ergreifend und hastig zusammenlegend. »Das ist gut, das ist gut. Ich habe eine neue Idee und die kann am Ende zu Etwas führen.«,

»Was denn schon wieder für eine neue Idee?« fragte Herr Irminger mit verwunderungsvollem Kopfschütteln.

»Sie ist noch nicht ganz fertig, Herr Irminger, aber sobald sie es ist, sollen Sie sie vernehmen. Erst warten wir nur ab, was die Beamten ausrichten, denn sie haben mir versprochen, alle Dampfer, Posten und Wagen zu durchsuchen, und dabei ist es immer noch möglich, daß sie den Burschen erwischen. Wenn ich mich nur ver Hundertfachen und an allen Orten zugleich sein könnte! Aber das geht nicht, ich bin nur *ein* Mensch, und allen übrigen kann ich den brennenden Drang und Trieb nicht einhauchen, der mich vom Wirbel bis zur Sohle nach diesem dreifachen Spitzbuben erfüllt.«

Herr Irminger sah den jungen Mann, als er dies mit so feuriger Entschlossenheit sprach, mit bewundernden Augen und gerührter Miene an, aber er sagte nichts und lächelte nur still in sich hinein, dabei langsam im Zimmer auf und ab gehend und sich bisweilen die Hände reibend.

Im großen Comptoir war es unterdessen viel stiller geworden, denn die Geschäfte des darauf so überreichen Tages waren so ziemlich abgewickelt und in so späten Stunden fanden sich wenigstens keine Besucher mehr wie am Vormittag ein. Aber auf Arnold's ausdrücklichen Wunsch sollte es heute auch nach fünf Uhr nicht geschlossen werden und ein zuverlässiger Commis erhielt von dem Chef die Weisung, darin bis zum späten Abend zu bleiben und die von Zeit zu Zeit einlaufenden Meldungen der städtischen Polizeibeamten entgegenzunehmen, um sie sogleich dem Herrn im Oberhause zuzusenden.

Denn dahin mußten am Ende doch Herr Irminger und seine beiden ersten Commis zurückkehren, da das Bedürfniß nach Erholung, so wie nach Speise und Trank sich zuletzt bei allen Dreien gebieterisch geltend machte, und so traten sie wie gewöhnlich um fünf Uhr ihren Weg nach dem oberen Stockwerk an, um hier – eine ganz unerwartete, neue Ueberraschung zu erleben und so mit einem Mal die bereits eingeschlafene Verfolgung des Morgens von Neuem aufzunehmen und auf eine ganz unverhoffte Weise auf die Spur des Flüchtlings zu gerathen, die sie mit aller Mühe bis jetzt nicht zu finden im Stande gewesen waren.

ACHTES CAPITEL. WIE DIE VERLORENE SPUR GEFUNDEN WIRD.

Es mochte etwa halb vier Uhr, also anderthalb Stunden vor der gewöhnlichen Speisezeit im Irminger'schen Hause sein, als Adele, ohne alle Ahnung, was sich unten im

Comptoir zutrug, in ihrem Malzimmer bei einer ihr außerordentlich zusagenden Arbeit saß. Warum sie eigentlich heute so gut gelaunt und heiter gestimmt war, wo doch so mancher Grund zu gemüthlicher Erregung und ernster Nachdenklichkeit vorlag, wußte sie selbst nicht, aber sie fühlte sich trotz aller bedeutungsvollen Ereignisse der letzten Tage und vielleicht gerade in Folge einiger derselben unaussprechlich glücklich und das stachelte immer ihren elastischen Geist zu kühneren Unternehmungen im Bereiche der ihr zu Gebote stehenden Kunst auf.

Sie zeichnete eben dabei stets die vor ihr stehende Uhr im Auge behaltend, um nicht wie gestern die festgesetzte Speisezeit zu versäumen an der Skizze einer größeren Landschaft und hatte gerade mit einigen gelungenen Strichen die zur Staffage dienenden Figuren entworfen, als ihre Dienerin ihr eine Dame meldete, die sie zu sprechen verlange.

Adele, wie durch einen inneren Blitz erleuchtet, dachte sofort an Jesuina, obgleich sie um diese Zeit oft auch Besuch von ihren älteren Freundinnen empfing, und so sprang sie hastig vom Stuhle auf und bat, die Dame unverweilt zu ihr zu führen. Kaum aber hatte sie den Bleistift aus der Hand gelegt, so ging die Thür auf und Jesuina da Costa Faria stürzte mit aufgehobenen Armen und, als sie der Freundin ansichtig wurde, in Thränen ausbrechend, ihr entgegen.

»Jesuina!« rief Adele frohlockend »sind Sie es wirklich? Also Sie kommen Sie halten Ihr Versprechen?«

Jesuina streckte ihr die Hände hin und sah die edle Freundin mit einem unaussprechlich flehenden Blick an, der ihrer wunderbaren und sonst so stolzen Schönheit einen unbeschreiblichen Ausdruck von Milde und Rührung verlieh.

»Ja,« rief sie mit bebender Stimme und von dem raschen Gehen und ihrer inneren Aufregung halb athemlos, »da bin ich! Ich folge Ihrem Rufe, ich werfe mich in Ihre Arme, an Ihr Herz. Ach! retten Sie mich von der schrecklichen Sklaverei, in der ich bis jetzt geschmachtet und die ich keinen Augenblick länger ertragen konnte. Nein, mein einsames Herz, mein tief gekränktes Ehrgefühl ertrug es nicht länger, in so erbarmungslosen und unreinen Händen zu sein und so nehme ich bittend, flehend, vor allen Dingen aber schon im Voraus dankbar die mir von Ihnen gebotene Freistatt an Ihrer Seite an, obgleich ich nicht weiß, wie ich dieselbe verdiene!«

»O bitte, liebe, liebe Jesuina,« entgegnete Adele mit ihren weichsten Schmeicheltönen, die sich wie linder Balsam auf das öde, verwundete Herz des unglücklichen Mädchens legten, »sprechen Sie doch davon nicht. Ich habe Sie lange, lange sehnlichst erwartet und ich danke Gott, daß ich die Freude habe, Sie nun endlich bei mir zu sehen. Doch, wo haben Sie Ihre Sachen? Denn nun lasse ich Sie nicht mehr von meiner Seite, nun bleiben Sie bei mir, um meine Freundin, meine Schwester zu sein, wie Sie es mir gestern so bestimmt versprochen haben.«

Dabei zog sie die vor Aufregung bebende Gestalt auf das Sopha hin, setzte sich dicht neben sie und bedeckte ihre Augen und ihre Lippen mit glühenden Küssen.

»Meine Sachen,« sagte Jesuina, von so viel Liebe tief erschüttert und wie neugeboren frei aufathmend, nach einer Weile, »stehen noch in dem Hause, welches ich bis jetzt bewohnte. Wenn ich wirklich bei Ihnen bleiben darf, so kann ich sie ja holen lassen, denn Niemand mehr wird sie mir vorenthalten, da ich mit Einwilligung meiner Verwandten – ach! es hat freilich Mühe und eine schwere Stunde gekostet! – von ihnen auf ewig geschieden bin und da sie selbst aus mir sehr wohl begreiflichen Gründen so eben Luzern verlassen haben, um sich irgend wohin zu begeben – wohin, das haben sie mir freilich nicht gesagt und ich habe sie auch nicht danach gefragt.«

»Sie sind fort? Für immer?« rief Adele, vor freudiger Verwunderung die Hände zusammenschlagend. »Also wirklich? Und Sie sind mein, ganz mein? Ach du lieber Gott, was ist das für eine Freude und was für eine Freude erst werden wir – Anderen damit bereiten! Aber nun erzählen Sie mir doch, rasch, rasch, wie ist denn das Alles so schnell gekommen?«

Jesuina seufzte laut auf und legte ihren Hut und ihre leichte Mantille ab, die sie bis jetzt noch immer getragen. »Ach,« sagte sie, nachdem sie sich auch die Handschuhe ausgezogen, »es ist heute Vieles und Unerwartetes bei uns vorgefallen, und Sie werden staunen, wenn ich es Ihnen erzähle. Natürlich bringe ich es mit Dem, was Sie

mir zum ersten Mal gestern von Herrn Altstetten und Pinto Machado – ich meine die traurige Begebenheit in Rio – berichteten, in Zusammenhang und ich beklage ganz außerordentlich, daß dieser arme und brave Mann noch immer von der Falschheit und Schlechtigkeit dieses Erbärmlichen zu leiden hat. Aber über Eins freue ich mich doch, und das ist, daß sie neulich nicht zusammengenoffen sind, als die jungen Männer, Ihre und Ihres Vaters Freunde, uns verfolgten, wie Sie mir erzählt, denn Pinto Machado ist ein gewaltthätiger Mann und ihm ist jedes Mittel recht, um zu seinen verbrecherischen Zwecken zu kommen, und daß er wirklich ein Verbrecher ist, das habe ich erst heute sonnenklar erfahren.«

»Erst heute?« fragte Adele erstaunt. »O, ich habe es schon lange gewußt, und gestern, als ich nach dem Abschied von Ihnen nach Hause kam, habe ich erst das Schlimmste erfahren. Doch das wissen Sie noch nicht und so muß ich es Ihnen erzählen.«

Und sie erzählte nun mit kurzen fliegenden Worten, was gestern im Comptoir vorgefallen und daß man Pinto Machado nun bald wieder erwarte, um ihn zu ergreifen und festzuhalten, da die Depesche aus Mailand am Abend vorher gekommen, die seine Betrügerei offen an den Tag gelegt habe.

Jesuina hatte mit athemloser Spannung dem Berichte Adele's zugehört. »Das war gestern?« fragte sie. »O und was ist denn heute geschehen? Ja, es muß heute noch etwas ganz Besonderes geschehen sein, denn sonst wäre ja

das nicht vorgefallen, was mich von meinen Verwandten und meinem Verfolger, dem Pinto Machado, befreit hat.«

»Aber mein Gott,« sagte nun Adele, »was ist denn das? Ich weiß ja selbst noch nicht, was heute vorgefallen ist, denn die Herren sind noch im Comptoir und ich habe noch keinen von ihnen gesprochen. Erst um Fünf werden sie erscheinen und dann erst werde ich hören, was heute Morgen geschehen.«

»So,« sagte Jesuina nachdenklich. »Nun, dann will ich Ihnen einstweilen mittheilen, was sich heute bei uns ereignet hat.«

Sie wollte eben damit beginnen, als Adele sie noch einmal unterbrach. »Erlauben Sie,« sagte sie, »ich habe erst noch Etwas zu fragen und mir hat es gestern Abend sehr leid gethan, daß ich Ihnen nicht gestern schon diese Frage gestellt. Wo haben Sie denn eigentlich gewohnt?«

»Ach so! Ja, Pinto Machado's Diener, ein schurkischer und sehr schlauer, zu allem Schlechten zu gebrauchender Mensch, hatte uns, schon ehe wir hier eintrafen, auf Anweisung seines Herrn eine Privatwohnung verschafft und, wie ich jetzt glaube, allein aus dem Grunde, um weniger beobachtet zu sein, als dies in einem großen Hotel geschehen sein würde. Diese Wohnung lag, nicht weit vom Löwen, in der Züricher Straße im Hause eines Photographen, der gerade die für uns erforderlichen Räume übrig hatte.«

»Aha, ich weiß schon,« bemerkte Adele rasch. »Aber Pinto Machado – wohnte denn der mit Ihnen in demselben Hause?«

»Nein, aber nicht weit davon, so ziemlich unserer Wohnung gegenüber, bei einem Schmied, so daß er sich mit Joao aus dem Fenster nur ihnen Beiden verständliche Zeichen geben konnte.«

»So, so, nun weiß ich es. Doch nun fahren Sie fort und erzählen Sie, was heute bei Ihnen vorgefallen ist.«

Jesuina, die in der Erinnerung an das vor wenigen Stunden Erlebte noch immer sehr erregt war, sammelte sich rasch, strich mit ihren schönen Händen über die sanft geröthete Stirn und sagte dann:

»Ja, ich wußte oder ahnte vielmehr schon lange, daß Pinto Machado ein elender und verabscheuungswürdiger Abenteurer und daß er meinen Cousin, der bei Weitem nicht so schuldig wie er und nur schwach und lenksam ist, ganz in seiner Gewalt hielt, aus dem einzigen Grunde, um durch ihn auf mich wirken zu lassen und mich so endlich seinen Wünschen fügsam zu machen und mich in seine Gewalt zu bekommen. Heute Morgen aber habe ich die volle Gewißheit dieser Schlechtigkeit und den ganzen Umfang seiner Schurkerei erfahren, nachdem Sie mir schon gestern eine ziemlich klare Vorstellung von seinem Character gegeben. Und da mir nun zugleich dadurch klar wurde, daß Ihr oder Ihres Vaters Freund, mein alter Bekannter, Herr Werner von Altstetten, dabei betheilt ist und daß ich vielleicht durch Sie ihm eine Warnung vor Pinto Machado zukommen lassen konnte, so habe ich mich nicht lange besonnen und einen raschen Entschluß gefaßt, dessen Ausführung mir glücklicher Weise durch meines Cousins eigene üble Lage erleichtert wurde.

Ach – mir verwirren sich fast die Gedanken bei allen diesen sich durchkreuzenden Einzelheiten und Sie müssen mir daher verzeihen, wenn ich bald das Eine, bald das Andere zuerst erwähne, wie es mir gerade einfällt – doch, ich wollte also sagen, was heute Morgen geschah. Es mochte gegen zehn Uhr sein, ich saß bei meiner Cousine im Zimmer und las, und Joao war eben mürrisch und übelgelaunt, wie immer, zu uns gekommen, als Pinto Machado flüchtigen Fußes und mit vor Zorn und Unwillen dunkel gefärbtem Gesicht in unser Zimmer stürzte und, ohne auf meine Anwesenheit im Geringsten zu achten, ja mich vielleicht nicht einmal bemerkend – so war er ganz und gar von seinen Leidenschaften in Anspruch genommen fast athemlos rief:

»Da haben wir es! Ich muß fort von hier, so rasch wie möglich! Für mich ist, für den Augenblick wenigstens, hier Alles verloren. Man kennt mich von früher her! Verlassen wir diese verteufelte Stadt – wenigstens ich muß sie verlassen – Du kannst freilich bleiben oder meinetwegen gehen, wohin Du willst. Aber ich, ich gehe nach Mailand, da muß ich zuerst hin, weil ich dort am sichersten bin und die meisten hilfreichen Verbindungen habe!«

Mein Cousin, als er diese unbegreiflichen Worte hörte, glich einer steinernen Bildsäule. Sein Schreck, sein Erstaunen waren gränzenlos. »Was ist denn geschehen?« fragte er mit bebenden Lippen, »ich verstehe Dich nicht.«

»Oho,« Du wirst mich sehr bald verstehen,« erwiderte Pinto Machado, indem er wie ein wildes Thier im Zimmer auf und ab lief und seinem heißen Gesicht Kühlung

zufächelte, »aber ich habe nicht viel Zeit und auch keine Lust, Dir Alles haarklein zu berichten. Mit einem Wort: der verfluchte Deutsche aus Rio – der Teufel weiß, wie er hierhergekommen ist – Du weißt, wen ich meine: der, mit dem ich den allerliebsten Handel hatte, ich habe es Dir ja oft genug erzählt – der steht mir hier mit einem Mal im Wege, und was das Aergste ist, so ist ihm auf eine mir unbegreifliche Weise ein Brief von irgend einem meiner schurkischen Freunde in die Hände gekommen und damit compromittirt er mich überall und beweist mir, daß ich ihm 18,000 Francs schuldig bin. Haha! Aber das ist noch lange nicht Alles – warte nur. Als ich nun in das Bankhaus komme, das der Teufel holen soll, und nach der Ankunft des mir gestern vorgeschwindelten Avisobriefes frage und meinen Creditbrief präsentire, da – macht man Ausflüchte und endlich kommt es heraus, daß man – woher, das weiß ich eben nicht – die Kunde hat, daß mein Creditbrief – nicht der richtige sei, daß man mich – für einen Fälscher halten müsse und daß man die Pflicht habe, mich augenblicklich zu greifen – oder wie sich die schlaunen Herren sonst auszudrücken beliebten. Genug, ich stand da, wie ein altes Weib am Pranger, und alle Augen glotzten mich an und alle Hände streckten sich schon nach mir aus – aber ich, ich wollte und will ihnen beweisen, daß ich kein altes Weib bin – ich nehme den Augenblick wahr – ich springe aus dem Comptoir – draußen im Marktgewühl verschwinde ich – ich gehe ganz ruhig in ein offenes Haus bleibe, bis die mich Verfolgenden außer Sicht sind und komme nun unangefochten auf

Umwegen hierher, ohne von irgend Jemandem belästigt zu sein. Und da bin ich und erzähle Dir mein ganz unbegreifliches Mißgeschick.«

Mein Cousin hatte, als er diese in größter Hast ausgestoßenen Worte hörte, die Sprache und die Fassung verloren und nur Maria, die viel standhafter ist, hielt sich aufrecht. Ach, und ich weiß auch den Grund, warum sie in diesem schrecklichen Augenblick so standhaft war. Sie liebt Pinto Machado selbst als Verbrecher noch, wie sie ihn schon vorher liebte, als sie noch nicht wußte, wer und was er war, und so umklammerte sie ihn und bat ihn mit den zärtlichsten Worten, nur seine Ruhe zu behalten, da ja noch lange nicht Alles verloren sei, und daß man ihn gewiß nicht bei ihr finden und sie ihn verbergen werde, bis er entfliehen könne, was ja hier so leicht sei, da so viele Wege offen lägen.«

»Ja,« antwortete Pinto, »glücklicher Weise ist die Flucht hier sehr leicht und ich werde auch fliehen, aber nicht für immer, Ich kehre wieder – denn diesen Hunden, die mich verfolgen, muß ich einen Denkkzettel geben, und wie ich das anfangen, das hat mir heute in einem schrecklichen Moment eingeleuchtet.«

Adele erbleichte, als sie dies hörte. »Gott sei Dank!« rief sie mit aufwallender Heftigkeit, »daß wir das wissen! Das dürfen wir ihnen unter keiner Bedingung verschweigen!«

»Gewiß nicht, das ist auch meine Absicht gar nicht. Im Gegentheil, wir oder vielmehr Sie müssen Alles thun, was Sie können, um sie ernstlich vor diesem gefährlichen

Menschen zu warnen. Doch nun hören Sie weiter. – »Wo- hin werden Sie sich von hier aus wenden?« fragte Ma- ria mit schwimmenden Augen den Elenden, während ihr Bruder verzweiflungsvoll zusammengekauert dasaß und vor Angst bebte, so daß er keines Wortes mächtig war.

Als Pinto Machado das sah, vergaß er sogar Maria zu antworten und sagte zu seinem niedergeschmetter- ten Freunde: »Ich weiß nicht, warum Du wie eine Pago- de dasitzest und wie Espenlaub zitterst! Mensch, Du bist wirklich, was ich immer geglaubt, eine feige Memme und verdienst gar nicht, daß ich mich mit Dir befasse und Dir so viele Opfer bringe. Du bist im Stande, schon vor dem bloßen Schatten einer Gefahr davonzulaufen. Du hast ja gar keinen Grund, Dich so zu ängstigen für Dein eigenes Wohl so besorgt zu sein, denn um mich zitterst Du nicht, darin kenne ich Dich. Faß doch Deine Lage in's Auge und verwechsele sie mit der meinigen nicht. Du bist ja völlig unbescholten hier und hast Niemandem etwas zu Leide gethan. *Dein* Creditbrief war ja ganz in der Ordnung, ich habe ihn ja mit *meinem* Gelde – begreife das wohl – im Voraus bezahlt, und das mag eine Abschlagssumme sein, womit ich wenigstens *Dein* Stillschweigen erkaufte haben will.

Nein, beruhige Dich nur, Dir kann Niemand etwas an- haben, und es wäre mir sogar lieb, wenn Du hier bliebst oder wenigstens nicht weit fortgingst und von Zeit zu Zeit zurückkäme, um die Nachricht in Empfang zu neh- men, die ich Dir hierher senden werde und welche Dir meine Rückkehr anzeigen soll. Wenn ich dann wieder

eintreffe, dann finde ich doch wenigstens Deine Schwester, eine gute und sorgsame Freundin hier – und die wird nicht von mir fortlaufen und sich vor winzigen Gespenstern fürchten wie Du.«

»Nein, nein!« rief Maria aufspringend und schlug die Arme um Pinto's Hals, »ich fürchte mich bei Ihnen vor nichts und laufe gewiß nicht davon. Doch,« fuhr sie fort, nachdem ihr Pinto Machado die Hand gedrückt und ihr vertrauensvoll zugewinkt hatte, »Sie müssen mir durchaus sagen, wohin Sie selbst gehen, damit ich wenigstens darüber beruhigt bin. Ich denke, wenn Sie nach Mailand wollen, so liegt Ihnen hier die Gotthardstraße am nächsten, und wenn Sie nur zwei Stunden Vorsprung haben, holt Sie kein Mensch mehr ein.«

Da sah Pinto sie matt lächelnd an und sagte mit einem rauhen Ton, den er so gut annehmen kann, wenn er seinen wahren Character ohne Maske und Schleier zeigt: »Ihr Vorschlag ist recht gut, Maria, aber für mich paßt er nicht. Ja, ich müßte ein Narr sein, wenn ich den nächsten und kürzesten Weg für den besten hielte, noch dazu den, den Sie anrathen, wo es Telegraphen giebt. Nein, ich werde sogar den weitesten wählen, weil er mir der sicherste scheint. Denn, wenn man mich wirklich verfolgen will, und ich glaube gewiß, daß das geschieht, so wird man sich einbilden, was Sie eben ausgesprochen haben, daß ich auf dem nächsten Wege die italienische Gränze zu erreichen suchen werde und auf diesem nächsten Wege wird man mir ohne Zweifel folgen. Nein, es giebt glücklicher Weise noch andere Uebergänge über die Alpen und

ich habe sie wohl zu rechter Zeit studirt. Und darauf verlassen Sie sich, die allerunwegsamsten, die so leicht kein Mensch betritt, die wähle ich. Und so wende ich mich zunächst von hier in die Berge und halte mich irgend wo in einem entlegenen Winkel auf, bis der Lärm hier vorüber ist. Später komme ich dann zurück und dann wollen wir sehen, wer von uns am glücklichsten gespielt hat, dieser deutsche Gimpel oder ich. Hole den Kerl der Geier, daß der Zufall ihn auf meine Fersen geführt hat, aber einen zweiten solchen Zufall giebt es nicht, haha!«

»Aber wo gehen Sie hin?« fragte Maria noch einmal mit Nachdruck, »Sie vergessen es immer wieder zu sagen und ich muß doch wissen, wohin ich Ihnen Nachricht senden kann.«

»Ja, da haben Sie Recht,« sagte Pinto nach einigem Besinnen, »Sie denken an Alles; doch ob es gerathen ist, mir zu schreiben, selbst unter einem anderen Namen, das bezweifle ich, da ich nicht genau im Voraus den Ort meines Aufenthalts bestimmen kann. Nun, ich werde zuerst in's Berner Oberland gehen, das ist ein anderer Canton, und ehe man dahin mein Signalement schickt, habe ich schon einen anderen Ausweg erreicht. Und dort sind mir die Grindelwalder Berge die liebsten, weil sie so unwirthliche Pässe und wenig gangbare Straßen haben. Da habe ich immer die Wahl, welchen Paß ich nach Italien benutzen will, und dort kennt mich Niemand, denn Niemand hat mich bis jetzt dort gesehen. Wahrscheinlich – ich habe mir das wenigstens bis jetzt so ausgedacht, – suche ich auf Umwegen den Grimselpaß zu erreichen und von dort

gehe ich über Briegg nach dem Simplon, da bin ich dann mit ein paar Schritten in Italien. So lange ich aber in der Schweiz bin – ha! es ist gut, daß mir das einfällt – dürft Ihr gar nicht an mich schreiben. Denn hier werden bald alle Zeitungen mein Aussehen verkünden und alle Teufel werden wie Hetzhunde hinter mir her sein. Darum bleibt hier oder in der Nähe, und erst wenn ich Euch eine sichere Adresse gesandt, könnt Ihr mir schreiben, wenn es nothwendig werden sollte, sonst auch nicht. Meinen Diener lasse ich Euch, ich muß allein sein, um mich sicher zu fühlen. Er kann bei Euch auf Nachricht von mir warten.«

Als Pinto das schnell gesprochen und sich in seinem Eifer oft wiederholt hatte, sagte er nach einer Weile zu Joao: »Nun fasse Dich und hilf mir wenigstens zu meiner Flucht, denn ich kann mich in diesem Rock nicht mehr sehen lassen, man wird mir gewiß auf den Fersen sein. Geh also hinüber nach meiner Wohnung – hier hast Du die Schlüssel zu meinem schwarzen Koffer. Oben auf liegt ein neuer Anzug, den ich für die Berge bestimmt hatte: eine graue Joppe, graue Beinkleider und Weste und ein leichter Panamahut. Die bringe mir – oder noch besser – ha! man wird ganz verwirrt! laß beide Koffer von meinem Pedro herüber bringen, dann kleide ich mich hier um und dann mache ich, daß ich fortkomme. Die Koffer behält Pedro bei sich, ich nehme nur eine Tasche mit Wäsche mit. Aber das Eine vergiß nicht – und auch Sie mögen sich das merken, Maria – ich werde an Sie, das fällt am wenigsten auf – Poste restante nach Luzern schreiben.

Seien Sie also so gut und fragen Sie von Zeit zu Zeit auf der Post nach, das wird nicht allzu lästig für Sie sein, wenn Sie, was mir lieb wäre, hier in der Nähe an irgend einem kleinen Orte wohnen blieben, bis Nachricht von mir kommt. Und auch ich komme wieder, ich wiederhole es Euch, um meine Rache zu kühlen, denn rächen muß ich mich, ich habe brasilianisches Blut in mir!«

Als Pinto Machado dies gesprochen, ging Joao in das Haus des Schmieds und bald kam er mit Pedro zurück, der seines Herrn schwere Koffer einen nach dem andern wie eine Feder herübertrug.

»Ich selbst saß,« fuhr Jesuina in ihrer Erzählung fort, während Adele ihr nur durch ihren wiederholten Händedruck ihre ganze Theilnahme verrieth, »so lange alles Dies in meiner Gegenwart, die man ganz vergessen zu haben schien, völlig ungescheut verhandelt wurde, in einer Ecke, das Gesicht dem Fenster zugekehrt, und erst als die Koffer gebracht wurden und Pinto sich in Joao's Zimmer ankleiden wollte, sah er mich und blieb einen Augenblick gedankenvoll vor mir stehen.

»Ah, Sie sind auch da, schöne Donna,« sagte er mit einem teuflischen Lächeln, »das habe ich gar nicht gewußt oder kaum bemerkt. Aber nun, was verschlägt's? Zwischen uns ist ja doch eigentlich nie eine Gemeinschaft gewesen und wir haben uns Beide wohl nie recht kennen gelernt. Na, jetzt kennen Sie mich, und wie ich Sie kenne, so weiß ich gewiß, daß Sie mich deshalb nicht mehr lieben werden als früher. Haha! Alles ist eitel in der Welt,

und so war es auch mein Traum – für Sie. Jetzt ist er zerstoßen und Sie sind von mir befreit. Sie freuen sich darüber, ich sehe es, obwohl Sie kein Wort reden und Ihre Miene zu beherrschen wissen, aber mein Auge ist scharf. Mit einem Wort, Sie sind ein Weib, matt und schwach, wie die meisten Weiber, und von der starken Seele Ihrer Cousine haben Sie keine Spur. Ihre Larve ist Alles, was Sie haben, und damit mögen Sie Dummköpfe berücken – mich berückt keine Weiberlarve mehr. Leben Sie wohl, schöne Donna, und mögen Sie bald einen Galan finden, der besser für Sie paßt als ein Mann von Stahl, wie ich leider einer bin. Träumen Sie mit ihm weiter, so recht nach Herzenslust – ich bin wahrhaftig nicht neidisch darauf, denn wie Sie eben gehört haben werden, habe ich alle phantastischen Träume von mir abgeschüttelt und mich nur dem reellen Leben ergeben. Mag es Ihnen gut gehen in Ihrem erträumten Paradies.«

Mit diesen Worten, die ich nicht erwiderte und ihm nicht einmal mein Gesicht zukehrte, weil ich mich vor mir selbst schämte, noch einmal einen so schurkischen Menschen anzusehen, ging er in's Nebenzimmer und hier kleidete er sich unter Flüchen an, überhäufte Joao, den er wiederholt einen Feigling nannte, mit harten Worten und dann ließ er durch seinen Diener einen verschlossenen Wagen holen. Bis dieser kam, rief er Maria in sein Zimer und nahm, wie ich wohl hörte, den zärtlichsten Abschied von ihr.

»Ich fahre nur bis zum Thor,« sagte er zu ihr, »wo die Straße nach Alpnach beginnt. Von dort aus gehe ich zu

Fuß, bis ich Gelegenheit zum Fahren finde. Einem Dampfer oder der Post darf ich mich nicht anvertrauen. Bin ich erst über den Brüning, dann bin ich geborgen. Dort soll mich Niemand finden. Ich wähle nie die nächsten Wege, denn die weitesten sind für mich stets die sichersten; auch werde ich nicht die Straßen wandeln, auf denen die jämmerlichen Touristen gehen, das ist mir auch nicht sicher genug, denn da wird man mich zumeist suchen. Ich muß eben ein Einsiedlerleben führen, bis der Scandal, der hier bald losbrechen wird, vorüber ist. Also seien Sie nicht ängstlich, auch wenn Sie in den ersten acht Tagen nichts von mir hören. Heute über acht Tage aber schreibe ich bestimmt und dann holen Sie sich den Brief. Ah – da hat der Kerl den Wagen schon. Pedro ist ein Schatz, sorgen Sie für ihn. Für mich ginge er durch's Feuer.«

Nach diesen Worten sagte er ihr Lebewohl. Sie weinte und küßte ihn. Vom Fenster aus sah ich ihn in seiner grauen Joppe mit grünem Kragen und einem Panamahut in den Wagen springen. Als Gepäck hatte er nur eine kleine Handtasche mit Wäsche bei sich.

Als er aber fortgefahren, wartete ich eine Weile vergebens auf meine Verwandten, und als sie immer noch nicht kamen, suchte ich sie im Nebenzimmer auf, wo Beide schweigend saßen, Joao zerknirscht und bleich, und Maria sich die Thränen von dem Gesicht trocknend.

Da faßte ich mir ein Herz, und wie Pinto Machado vorher in seiner Weise offen gesprochen, so sprach ich auch jetzt in *meiner* Weise offen zu ihnen. Ich sagte, daß ich den Entschluß gefaßt, von ihnen zu scheiden, denn nach

dem, was ich eben gehört, könne ich nicht länger bei ihnen bleiben. Dann bat ich mir mein Vermögen, wenigstens einen Theil desselben aus.

Ich war selbst verwundert, als Beide auf diese meine Willensäußerung längere Zeit schwiegen und in der vorher beschriebenen Weise vor sich niederblickten.

Ich sah und erkannte daraus, wie verstört, fast erstarrt sie durch die eben erlebte Scene waren.

»Und wohin wirst Du Dich wenden, wenn Du von uns gehst?« fragte Maria endlich mit vollkommener Gleichgültigkeit.

»Das weiß ich noch nicht, so wenig Ihr selbst wißt; wohin Ihr gehen werdet. Aber es giebt in Luzern gewiß Klöster und an ein solches werde ich mich wahrscheinlich zuerst wenden.«

Maria nahm diese mir abgedrungene Unwahrheit ziemlich gläubig auf, wenigstens schien es mir so.

»Wir halten Dich nicht!« sagte sie nun, »ja, wie Du siehst, wäre es sogar für uns schwierig, Dich noch länger als überflüssigen Ballast mit durch das ernste Leben zu schleppen. Suche also Dein Schicksal allein auf und lebe wohl. Was von Deinem Vermögen noch übrig ist, wird Dir Joao geben, wir haben darüber schon gesprochen. Nicht wahr, Joao?«

Joao, der ganz gebrochen schien, nickte apathisch. Er stand auf, ging an einen Schrank und händigte mir eine kleine Rolle ein.

»Das sind 1000 Francs,« sagte er mit halb erloschener Stimme, wie ich ihn noch nie sprechen gehört, »mehr

kann ich Dir für jetzt nicht geben. Habe ich einst mehr, so sonst Du es haben, wenn unsre Wege sich wieder begegnen.«

»Gott gebe, daß dies nicht geschieht, lebt wohl!« sagte ich, und so schied ich, ohne ein weiteres Wort des Abschieds zu sprechen, noch zu hören. Ich sprach nicht, weil ich jedes fernere Wort für verloren erachtete, und sie mochten sich schämen, daß sie sich auf solche Weise von mir trennten, nachdem sie mir den größten Theil meines Vermögens verpraßt. Als ich aber von ihnen fort auf die Straße trat und die frische Luft mit vollen Zügen einsog, lebte ich wie neugeboren auf, und so bin ich zu Ihnen gekommen, theuerste Freundin, um – bei Ihnen das Paradies zu finden, welches mir – Pinto Machado verheißen hat.«

Mit diesen Worten warf sie sich an Adele's Brust und schluchzte laut. Adele aber beruhigte sie mit sanften Flüsterworten und liebte sie wie die zärtlichste Schwester. Es war ihr eben gelungen, ihre Thränen zu trocknen, als plötzlich Stimmen im Vorzimmer laut wurden und Herr Irminger wiederholt seiner Tochter Namen rief.

»Das ist mein Vater! Das sind unsere Freunde!« rief Adele aufspringend. »Nun ist Alles gut und nun sollen auch Sie einen Vater und Freunde finden. Kommen Sie!«

In demselben Augenblick aber öffnete Herr Irminger schon die Thür, und als er das schöne Mädchen vor sich sah und Adele ihm flüchtig ihren Namen nannte, ahnte der alte Mann schon, was so eben hier vorgefallen. Nach

den ersten Worten aber, die Jesuina mit hervorbrechenden Thränen an ihn richtete und worin sie auch seinen Schutz für sich erflehte, blickte er sie gerührt an und sagte:

»Mein liebes Kind! Was Ihnen gewiß bereits meine Tochter gesagt, das sage auch ich Ihnen. Sie sind mir herzlich willkommen und ich preise Gott, daß er mir die Gelegenheit geboten, noch in so spätem Alter eine zweite Tochter zu finden. Von diesem Augenblick an gehören Sie zu meinem Hause und Sie sollen mein Kind so gut, wie Adele sein. Ach ja, es haben schon so viele Fremde in meiner schönen Heimat eine Zufluchtsstätte gesucht und gefunden und nicht Alle sind so schuldlos gewesen wie Sie. Sie aber sollen bei mir ein wahres Asyl gefunden haben, das verspreche ich Ihnen und, weiter will ich Ihnen heute nichts sagen, denn wir leben in einer sehr bewegten Zeit. Ein andermal wollen wir uns bis auf den Grund der Herzen mit einander aussprechen. Jetzt kommen Sie mit uns und begrüßen Sie auch unsere Hausbewohner. Es freut mich doppelt, daß Sie gerade heute gekommen sind, denn nun werden die guten Leute, wie Adele und ich, inmitten der vielen Unruhe auch eine Freude haben, die uns allein durch Sie bescheert ist. Kommen Sie!«

Herr Irminger hatte sehr Recht gehabt, wenn er Jesuina da Costa Faria versprochen, daß ihre so plötzliche

Erscheinung in seinem Hause allen Bewohnern desselben eine große Freude bereiten werde, allein es war auch eine nicht geringe Ueberraschung damit verbunden. Die beiden Freunde standen wie erstarrt, als sie die schöne Freundin Adele's so unerwartet vor sich sahen und nun auch erriethen, daß das längst beklagte Schicksal derselben endlich eine entscheidende Wandlung erfahren habe. Nachdem sie sich aber rasch gefaßt, begrüßten sie Jesuina auf das Herzlichste und suchten auf diese Weise die Verlegenheit zu mindern, die sie auf ihrem Gesicht wahrnahmen, das noch immer die Spuren der so eben überstandenen Gemüthsbewegung trug.

Aber ach! diese Verlegenheit war auch für Jesuina mit einem wunderbaren Gefühl innerster Befriedigung und unaussprechlicher Freude gemischt, als sie nun zum ersten Mal wieder Werner von Altstetten gegenüberstand, den sie, wie seinen hochherzigen Freund, erst durch Adele's Mittheilungen am vorigen Tage ganz kennen gelernt hatte. Beide waren hierdurch bedeutend in ihren Augen gewachsen, und wie sie schon lange eine tiefe, still getragene Neigung zu dem Einen empfunden, noch bevor sie gewußt, in wie seltsamem Zusammenhang sein Schicksal mit dem verrätherischen Pinto Machado stand, so fühlte sie zugleich eine hohe Achtung für den Zweiten, seinen ihm so ganz ergebenen Freund, der ihr von der warmherzigen Adele mit nicht weniger schmeichelhaften Farben geschildert war.

Doch die Begrüßung derselben und die mündlichen Ergüsse, die sich daran knüpften, wären gewiß viel umständlicher gewesen, wenn sie nicht eben an dem so verhängnißvollen Tage erfolgt wären, der die Gemüther der drei Männer so ernst und nachdrücklich beschäftigte. Glücklicher Weise aber war Jesuina damit vertraut und es sollte nicht sehr lange dauern, sie auch einen noch tieferen Blick in die bestehenden Verhältnisse thun zu lassen.

Denn sobald man sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte und die ersten herzlichen Worte ausgetauscht waren, forderte Irminger seine Gäste auf, am Mittagstische Platz zu nehmen, und kaum war dies geschehen, so wandte sich das Gespräch, bei der herrschenden Stimmung sehr erklärlich, dem Gegenstand zu, der heute für Alle der wichtigste war.

»Sie verzeihen, meine Liebe,« sagte da Herr Irminger zu Jesuina, »daß wir heute einmal ausnahmsweise bei Tische von Geschäften sprechen, aber das geht diesmal nicht anders; und da auch Ihr Schicksal so nahe damit verknüpft ist, so werden Sie uns um so eher verzeihen, zumal wenn Sie die Aufregung berücksichtigen, die durch den leidigen Vorfall des heutigen Morgens in unsre Gemüther gefahren ist.« Und nun erzählte er mit wenigen Worten seiner Tochter, was vor wenigen Stunden im Comptoir vorgefallen war.

Adele ließ ihn ruhig aussprechen; als er aber geendet, sagte sie mit möglichst fester, aber durch ihre innere Theilnahme doch hörbar erregter Stimme:

»Ich danke Dir, liebes Vater, aber ich habe das Alles schon in anderer Weise von Jesuina erfahren, und ich weiß sogar noch viel mehr, als Du und diese Herren bis jetzt zu wissen scheinen, denn ich bin völlig im Stande, Euch Allen die Fortsetzung jener Scene im Comptoir zu liefern.«

Sie schwieg, um sich einen Augenblick an der Verwunderung und dem Staunen der drei Männer zu weiden. Denn diese ließen, wie auf ein mächtiges Commando-wort, sogleich Messer und Gabeln sinken und sahen bald Adele, bald Jesuina mit forschenden Augen an.

»Du kannst die Fortsetzung davon liefern?« fragte endlich Herr Irminger mit fast athemloser Hast. »Wie so denn? Was meinst Du damit? Wußten Sie denn schon, mein Fräulein, was heute bei uns passirt ist?«

»Ach ja,« versetzte Jesuina leise und die Augen demüthig niederschlagend, »ich weiß leider Alles und ich war es selbst, die jene Fortsetzung Ihrer Erlebnisse heute Morgen Fräulein Adele berichtet hat.«

»Nun so sprechen Sie doch, rasch, rasch! Aber mein Gott,« fuhr er mit wachsender Spannung in Miene und Ausdruck gegen Arnold und Werner gewendet fort, »das ist ja sehr natürlich, jetzt begreife ich erst, daß sie es wissen muß – doch nun, wie hängt Alles zusammen? Also reden Sie! Bis jetzt ist es uns Dreien noch ein vollkommenes Räthsel.«

»Ich werde es lösen!« rief nun Adele mit ermuthigtem Herzen, »denn ich werde es sein, die Ihnen erzählt, was

heute nach zehn Uhr geschehen und wie Pinto Machado glücklich aus Luzern entkommen ist.«

»Er ist entkommen – aus Luzern?« rief Arnold Halder mit erbleichendem Gesicht und wollte schon von seinem Sitze aufspringen.

Adele, die heute neben ihm saß, hielt ihn sanft am Arm zurück und sagte: »Bleiben Sie ruhig sitzen, Herr Halder, und stören Sie meinem Vater die Mittagsruhe nicht. Sie können jetzt doch nichts mehr ausrichten, denn Pinto Machado weilt nicht mehr in unserer Stadt.« Und nun erzählte sie; dabei oft von Jesuina unterstützt, was diese ihr vorher enthüllt. Sie kam aber eben nicht schnell damit zu Stande, denn sie wurde von den erregten und mit voller Spannung lauschenden Zuhörern oft unterbrochen, in die plötzlich ein Eifer und ein Thatendrang gefahren war, die keine der beiden Damen vorhergesehen hatte. Und als sie nun endlich Alles gesagt, was sie wußte, und Jesuina es mit einigen Worten bestätigt hatte, da war es wieder Arnold Halder, der die Gemüthlichkeit des Mittagstisches zuerst unterbrach, indem er, noch bevor man an das Dessert gelangt war, plötzlich aufsprang und rief:

»Ich kann nicht mehr sitzen. Entschuldigen Sie mich. Ich *muß* dem Flüchtlinge sogleich nach. Auf der Stelle nach Grindelwald!«

»Wenn Du mußt,« sagte nun Werner mit raschem Entschluß, sich jetzt ebenfalls erhebend, »so muß ich auch. Was Du thust, thue auch ich – ja, es muß sein, und so gehe ich mit nach Grindelwald!«

Bei diesen Worten stand Herr Irminger und mit ihm die ganze Gesellschaft auf, die augenscheinlich in die lebhafteste Erregung gerathen war. Herr Irminger, der innerlich dem Entschlusse der beiden Männer beistimmte, hatte sich schon gefaßt und ihnen seine Ansicht der Sache durch Nicken mit dem Kopf und Winken mit den Augen verrathen. Nicht so still aber ertrugen die beiden Mädchen das Vorgehende und wie auf geheime Verabredung ließen sie Aeüßerungen laut werden, die ihrer Meinung nach geeignet sein mußten, das so plötzlich auftauchende neue Unternehmen schon in seinem Entstehen zu hintertreiben. Als sie aber sahen, daß ihre Einwürfe bei den erhitzten Männern keinen Eingang fanden, diese vielmehr auf dem einmal gefaßten Vorsatz beharrten, wurden sie dringender und legten sich auf's Bitten, wobei sich Adele unmittelbar an ihren Vater wandte und ihm das geäußerte Vorhaben als ein völlig nutzloses bezeichnete, Jesuina dagegen Arnold und Werner anflehte, davon abzustehen, da damit eine gewiß nicht zu verkennende Gefahr verbunden sei.

»O,« sagte sie, die schönen Hände zusammen gefaltet gegen die beiden neben einander stehenden Freunde erhebend, »wenn Sie wüßten, meine Herren, was für ein gefährlicher Mensch dieser Pinto Machado ist, welche Drohungen er namentlich gegen Sie, Herr Altstetten, ausgesprochen hat, Sie würden Ihren Plan aufgeben und den unglücklichen Mann seines Weges ziehen lassen, den gewiß früher oder später die Strafe des Himmels ereilt!«

Werner wollte ihr antworten, als sie ausgesprochen, aber Arnold, heftig entflammt, kam ihm zuvor und sagte, so laut redend, daß er bald auch Adele und deren Vater in seine Nähe zog:

»Mein Fräulein! Erlauben Sie, daß ich Ihre so wohlge-meinten Worte rasch und kurz mit einigen anderen erwi-dere, die noch von viel größerer Bedeutung als die Ihri-gen sind. Und da frage ich Sie nur ganz einfach: würden Sie die Männer achten können, die den Verbrecher Pinto Machado, der nach den von Ihnen gemachten Mitthei-lungen in meinen Augen ein noch viel größerer Verbre-cher ist, als er mir vorher erschien, die ihn gutmüthig laufen und seine Schandthaten fortsetzen lassen, wenn sie die Mittel in Händen haben, ihn zu greifen und der so wohl verdienten Züchtigung zu überliefern? Ah, ich lese schon Ihre Antwort in Ihren Augen – nein, Sie wür-den den Mann nicht achten können. Nun denn, uns aber sollen *Sie* und *diese Dame*, die jetzt neben Ihnen steht, achten und so werden wir thun, was unsre Schuldigkeit ist. Ich bin jetzt der Diener dieses Mannes, wie auch mein Freund sein Diener ist, und in seinem Comptoir hat Pinto Machado gefrevelt und so hat er auch gegen mich und gegen Werner doppelt gefrevelt. Dafür soll ihn endlich die gerechte Strafe treffen. Wenn Sie aber von einer Ge-fahr für uns dabei reden, so täuschen Sie sich jedenfalls darin. Wir Zwei sind schon genug, den wilden Gesellen zu bändigen, aber da wir in den Augen des Gesetzes nicht hinreichend befugt sind, Hand an ihn zu legen, so werde

ich Herrn Irminger bitten, auf der Stelle einen dazu geeigneten Beamten der Polizei zu requiriren und der soll uns begleiten, damit wir das Gesetz in voller Form an unserer Seite haben. So sind wir also unserer Drei, alle starke Männer, und er, den wir verfolgen, ist nur Einer und fast sind wir schon viel zu stark für ihn, abgesehen von der Hülfe, die wir überall, zumal in Grindelwald, an unserer Seite finden werden, sobald wir sie in Anspruch nehmen. Nun – ah, jetzt sind Sie überzeugt, ich sehe es, und auch Fräulein Irminger ist überzeugt. Was also für Noth? Nein, freuen Sie sich mit uns, daß der erste Tag, den Sie in diesem Hause verleben, mit einer solchen That beginnt, denn es kann Ihnen nicht entgehen, daß es für mich eine Ehrensache ist, für das Haus einzutreten, dem ich meine Dienste geweiht, und einen Schurken bestraft zu sehen, der so lange an so Vielen und auch an Ihnen gesündigt hat. Das aber soll er nie mehr, wenigstens in unseren Landen nicht versuchen, und darum – darum allein verfolgen wir ihn.«

Während diese Worte mit ruhiger Besonnenheit und doch mit einem begeisterten Blitzen des kühnen Auges gesprochen wurden, standen Herr Irminger mit lächelndem Staunen, Adele mit stolzer Befriedigung und Jesuina mit bewundernder Erregung vor dem Redenden. Jedes von ihnen wollte etwas sprechen, als er zu Ende war, aber er ließ es nicht dazu kommen, sondern fuhr sogleich in seiner Rede fort, indem er sich wieder unmittelbar an die hastig athmende Jesuina wandte: »Sagen Sie mir nur

noch das Eine: wann ist Pinto Machado von Ihrem Hause in der Züricher Straße fortgefahren?»

»Etwa um zwei Uhr!« sagte Jesuina rasch.

»Um Zwei! Ha! Das war gerade die Zeit, wo wir ihn am eifrigsten, aber freilich nicht in einem Wagen suchten. Jetzt ist es sechs Uhr vorbei. Er hat also vier Stunden Vorsprung. Das ist gar nichts. Noch dazu, wenn er zu Fuß über den Bruning geht, wie er gesagt. Doch das wird er nicht, das war eitele Prahlerei. Er wird den ersten besten Wagen nehmen und nach Brienz fahren, um vielleicht über das Faulhorn nach Grindelwald zu gehen. Nun, über das Faulhorn gehen wie ihm nicht nach, wir sparen unsere Kräfte, so lange wie möglich. Wir fahren bequem nach Interlaken –«

»Aber mein Gott,« unterbrach ihn hier endlich die wieder ängstlich gewordene Adele, »Sie werden doch nicht in der Nacht auf den steilen Bergen fahren wollen?«

»Warum nicht, wenn es nöthig ist, mein Fräulein? Wir haben klaren Himmel und den prächtigsten Mondschein von der Welt. Allein wir brauchen die Nacht ja gar nicht zu Hülfe zu nehmen. Heute kommen wir fast noch bei Tage nach Brienz und dort bleiben wir, denn auch Pinto Machado kann Nachts nicht in die Berge steigen. Morgen mit Tagesanbruch fahren wir nach Interlaken und gleich durch nach Grindelwald. Da werden wir des Flüchtlings Spur finden, verlassen Sie sich darauf.«

»Was der Mensch rasch combinirt!« wandte sich jetzt Herr Irminger an Adele. »Es ist eine Freude, ihn laut denken zu hören, und man macht dabei ganz im Stillen Alles mit ihm mit, als ob man Flügel hätte und mit ihm durch die Luft fahren könnte! Aber er hat Recht, und nun soll Alles rasch vor sich gehen. Ich werde meinen eigenen Reisewagen anspannen und gleich vorfahren lassen und einen Beamten von der Polizei requiriren, damit Sie in einer halben Stunde fortkommen und nicht zu spät den Brüning hinunterfahren. Machen Sie sich immer fertig, meine Herren, bis dahin bin ich auch wieder da.«

Er ging rasch davon und auch Arnold und Werner verabschiedeten sich von den Damen, die mit rothen Gesichtern und hochschlagenden Herzen hinter ihnen herschauten und sich dann Hand in Hand irgendwo niederließen, um sich ihre Gedanken und Befürchtungen über das Vorgehende mitzutheilen, bis die drei Männer wiederkamen, was schon nach einer Viertelstunde geschah.

Arnold und Werner erschienen in ihren Bergröcken, mit festen Schuhen und allem sonstigen Zubehör bekleidet. Eine Reisetasche enthielt die nöthige Wäsche für Beide. Weiter brauchten sie nichts.

Kaum waren sie eingetreten, so erschien auch Herr Irminger wieder, mit der Meldung, daß alles Nöthige geschehen sei. Als die Sache erst so weit gediehen war, legte sich die Aufregung der Gemüther sichtbar, denn der Kampf um den Entschluß war vorüber und der Erfolg davon, die That, rückte immer näher, und schon das Bewußtsein von der nun unausbleiblichen Entscheidung

stimmte die Aufregung des Geistes herab und ließ der besonnenen Erwartung des Kommenden die Bahn frei.

Während die im Zimmer Versammelten nun in einer Gruppe zusammenstanden und die letzten Augenblicke, bis der Wagen und der Polizeibeamte kamen, benutzten, um noch Mancherlei über das bevorstehende Unternehmen zu reden, ging Arnold plötzlich sinnend bei Seite, als trüge er schon wieder einen neuen, noch nicht vollständig entwickelten Gedanken mit sich herum. Adele, die ihn dabei nicht aus den Augen ließ, bemerkte den Vorgang zuerst und wollte eben ihren Vater darauf aufmerksam machen, als Arnold mit überaus heiterm Gesicht wieder vor sie Alle hintrat und rief:

»Da ist mir eben ein guter Gedanke eingefallen und der ist gerade zu rechter Zeit gekommen. Wir könnten am Ende doch,« setzte er mit einem lächelnden Seitenblick an Jesuina hinzu, »Hilfe in Grindelwald gebrauchen – aber nicht etwa Hülfe,« um eine uns drohende Gefahr niederzuschlagen, sondern eine, die uns nothwendig werden könnte, wenn wir in die Lage kamen, auf die Berge steigen zu müssen. Werner, wie gut ist es, daß wir neu-lich, als wir in Gesellschaft meines Vaters in Grindelwald waren, die Bekanntschaft eines braven und zuverlässigen Mannes, des berühmten Führers Peter Michel, machten. Das kommt uns jetzt vortrefflich zu Statten. Wir haben ihm ja überdies versprochen, mit ihm eine Tour in seine geliebten Berge zu unternehmen, und dazu ist jetzt wirklich alle Aussicht vorhanden. An diesen Peter Michel nun

habe ich soeben gedacht, und um meinem Gedanken sogleich die That folgen zu lassen, bitte ich Sie, Fräulein Adele, mir rasch ein Stück Papier, Feder und Tinte zu geben.«

»Das habe ich hier Alles gleich bei der Hand!« rief Adele freudig emporfahrend und öffnete hastig ihr Schreibpult, auf dessen Platte sie das Verlangte mit fliegender Hand zurecht legte. »Aber was wollen Sie thun?« fragte sie dabei, während Arnold schon einen Stuhl herantrug, um sich vor dem Pult darauf niederzulassen.

»Gönnen Sie mir nur einen Augenblick,« sagte er ruhig, »Sie und alle Uebrigen sollen es sogleich erfahren.«

Darauf besann er sich nur einen Moment und schrieb dann mit flüchtiger Hand folgende Zeilen:

»An den Führer Peter Michel in Grindelwald.

Lieber Michel! Wir halten unser Versprechen und kommen zu einer wichtigen Bergtour. Haltet Euch und Alles bereit zu einem großen Unternehmen. Besorgt vier bis fünf entschlossene Männer, unter ihnen auch einige Träger. Es gilt einem ernstern Zweck. Näheres mündlich. Aber *Schweigen* gegen Jedermann. Seid nach Empfang Dieses zu jeder Stunde unserer Ankunft gewärtig. Ich nehme Euch und Eure Gefährten von diesem Augenblick an auf drei oder vier Tage in meinen Dienst. Alle Kosten bestreite ich reichlich. Fragt stündlich im ›Adler‹ nach, es könnten noch mehrere Telegramme erfolgen.

Arnold Halder.«

Als er mit Schreiben fertig war, sprang er auf und reichte Herrn Irminger zuerst das Blatt hin. »Da,« sagte er freudig, »lesen Sie und dann lassen Sie auf der Stelle die Depesche abgehen. Wir wollen nicht umsonst den telegraphischen Draht zu unserem Dienst haben.«

Herr Irminger nahm das Blatt und las es laut vor, während sich seine Tochter an ihn herandrängte, um zugleich mit ihm das Geschriebene zu lesen.

»Ha!« rief er entzückt. »Das ist wieder ein guter Gedanke. Der kann fruchten. Das ist in den Bergen die beste Hülfe. Diese Männer sind tüchtig. Sie kennen alle Wege und Verstecke und scheuen keine Gefahr –«

»Gefahr?« rief Adele beklommen und starrte ihren Vater an. »Nun sprichst auch Du von Gefahr, und vorher lachtest Du, als wir von ihr sprachen?«

»Beruhige Dich, mein Kind ich meine keine andere, als die Gefahr, die ein unerfahrener Mann beim Besteigen eines solchen Berges läuft –«

»Die brauchen Sie nicht zu fürchten,« nahm Werner das Wort, »wir sind schon lange geübte Bergsteiger, und sollte es wirklich nöthig werden, so können wir gewiß Dasselbe darin leisten, was ein brasilianischer Gauner leistet.«

»Das meine ich auch!« rief Herr Irminger und lief hinaus, um die Depesche besorgen zu lassen, worauf er wieder herein kam und rief: »Das wäre besorgt und soeben fährt auch der Wagen vor. Behalten Sie ihn so lange bei sich, wie nöthig, wir bedürfen seiner hier nicht. Ueberhaupt schalten und walten Sie über mein Eigenthum

nach Belieben und vor allen Dingen kommen Sie gesund und heiter wieder nach Hause.«

Schon während er diese Worte sprach, hatten sich Alle an die Fenster begeben und sahen auf die Straße hinab. Ja, der Wagen stand vor der Thür, ein elegantes, leichtes Gefährt, mit allen Verrichtungen für eine Bergfahrt versehen. Auf dem Bock saß der stämmige Kutscher und blickte lächelnd nach den Fenstern seines Herrn empor, denn auch er wußte schon, um was es sich bei dieser Fahrt handelte. Die beiden braunen Pferde aber, die muthig in ihr Gebiß schäumten und noch nicht wußten, welche anstrengende Reise ihnen bevorstand, wieherten vor Lust, endlich einmal aus dem Stall zu kommen, und scharrten mit ihren Hufen die Granitsteine der Straße, daß die Funken stoben.

Nun brauchte man nur noch den Polizeibeamten zu erwarten, aber auch er kam bald. Seine Uniform hatte er abgelegt und erschien in Civilkleidern, um Niemandem zu verrathen, auf welchem wichtigen Ausfluge man begriffen war. Es war ein wohlbeleibter Mann mit breiten Schultern und muskulösen Armen, wie nur ein wohlgepflegter Schweizer sie hat. Unter seinem zugeknöpften Rock trug er für den Nothfall Pistolen und in seiner mit Handschuhen versehenen Faust einen Stock, dessen Gewicht allein schon verrieth, was für eine gefährliche Waffe er unter Umständen war. So sah er aus wie ein wohlgerüsteter und hülfsbereiter Diener eines Reisenden und als solcher erwies er sich bis zum letzten Augenblick. Um die Herrschaften oben nicht zu stören, blieb er höflich unten

am Wagen stehen, die jungen Männer erwartend, indes-
sen sandte er sogleich nach seiner Ankunft einen Diener
zu ihnen hinauf, um zu melden, daß er bereit sei und daß
die Fahrt alsbald beginnen könne.

Der nun bevorstehende Aufbruch wurde noch einen
Augenblick durch einen Zwischenfall verzögert. Fingal,
der schon lange gemerkt hatte, daß etwas Ungewöhn-
liches vorgehe, und der in der letzten Stunde keinen
Schritt von den beiden Freunden gewichen war, obwohl
er sich jetzt auch schon häufig in Adele's Nähe aufhielt,
war mit jedem Augenblick unruhiger und lebhafter ge-
worden, und als Arnold und Werner jetzt vom Fenster
zurücktraten, stieß er ein ängstliches Geheul aus, schlug
mit dem gewaltigen Schweif seine Flanken und sprang
bald an dem einen, bald andern andern empor, als wolle
er sie fragen, ob sie ihn auch nicht vergessen würden.

»Aha!« sagte Arnold, sich zu dem treuen Thier nieder-
beugend und es durch Liebkosungen beruhigend, »Du
merkst, daß es etwas Absonderliches giebt. Natürlich
sollst Du mitgehen, Fingal. Es geht diesmal in der That
etwas Großes vor und Du sollst auch Deine Arbeit haben.
Sieh hier und rieche daran. Den, dem sie gehören, verfol-
gen wir, und Du sollst uns helfen, seine Spur zu finden,
wenn Menschenfüße und Augen nicht mehr ausreichen,
ihn zu erspähen.«

Er hatte die Handschuhe Pinto Machado's dabei aus
der Tasche gezogen und hielt sie dem Hunde eine Weile
vor die Nase. Fingal schnupperte lange daran herum, biß
und schnappte nach ihnen, während Arnold sie in die

Höhe hielt und stieß dann sein kurzes dumpfes Geheul aus, was in seiner Sprache so viel hieß als: »Ich verstehe und werde schon thun, was Ihr verlangt!«

»O welches Thier!« rief Jesuina in lauter Bewunderung aus und trat nun auch an den Hund heran, wie Adele, und liebteste ihn, da sie ja seinen scheidenden Herrn nicht mit ihrer schönen Hand liebkosten konnte; Fingal aber sah die beiden herrlichen Frauen mit seinen großen frommen Augen klug an, riß sich aber dann von ihnen los und drängte sich ungestüm zwischen die beiden Männer, um ja nicht von ihnen vergessen zu werden.

So war denn endlich der Moment des Scheidens gekommen und auch die Menschen mußten sich auf eine Weile Lebewohl sagen.

Es trat eine augenblickliche Pause ein und alle Blicke der Zurückbleibenden waren mit einer Art wehmüthiger Starrheit auf die beiden Freunde gerichtet. Da trat Herr Irminger zuerst an sie heran und jedem von ihnen eine Hand reichend, sagte er mit leise bebender Stimme:

»Meine Herren, oder ich will lieber sagen, meine Freunde! Sie haben einen ernsten Gang vor und ich brauche Sie nicht zur Vorsicht zu ermahnen, denn ich kenne Ihre Eigenschaften, Ihre Umsicht und Ihre Erfahrung auf schwierigen Reisen. In meinen Augen – o ja, das darf ich wohl sagen – sind Sie erprobt in vielen Dingen – und die Sie jetzt erwartenden werden Sie also auch wohl bestehen. Gehen Sie mit Gott! Ich weiß, daß Sie, was Sie heute thun, zum großen Theil für mich thun, und wenn auch ein wenig jugendlicher Thatendurst dabei ist, was

verschlägt's, die Hauptsache und der Hauptzweck leiden darunter nicht. Da haben Sie meine Hand und nun reisen Sie glücklich. – Doch halt, beinahe hätte ich eine Kleinigkeit veigessen. Hier habe ich eine Rolle Gold geholt – die können Sie gebrauchen, denn ohne Geld, Sie wissen es ja, giebt es keinen Schweizer, der Sie in die Berge führt. Still, still, kein Wort darüber, das versteht sich von selber und Ihre Reise geht diesmal auf Geschäftsunkosten. So, nun bin ich fertig und jetzt mögen die Damen an die Reihe kommen und auch ihren Spruch thun.«

Er ging mit gerührter Miene bei Seite und nun trat zuerst Adele an die Scheidenden heran.

»Nach den Worten meines Vaters,« sagte sie mit einiger Befangenheit und lebhaft erröthend, »ist es schwer, noch etwas Wesentliches hinzuzufügen. Auch wollen wir – wenigstens ich will und kann es nicht – keinen Spruch thun. Ich will Sie nur ebenfalls bitten – ermahnen, wenn es nöthig ist, vorsichtig zu sein. Jesuina hat es schon oft genug gesagt und sie hat gewiß damit Recht: Pinto Machado ist ein gewalthätiger Mann – also –«

Sie konnte nicht weiter sprechen, Thränen erstickten ihre Stimme, wie Jesuina auch schon lange weinte und mit ihren schwarzen Sammetaugen fest an dem stillen, sie nur herzlich anblickenden Werner hing. Dafür reichte sie zuerst Arnold Halder, dann seinem Freunde die Hand und während sie das that, trat auch Jesuina heran und that dasselbe, aber stumm, wobei nur ihr sanftes Lächeln die Sprache ihrer Gefühle war. Nein, sprechen konnte das

arme Mädchen nicht, über dessen Herz heute so viel Bedeutsames hereingebrochen war und es mit Empfindungen der verschiedensten Art fast überfüllt hatte.

Um aber die durch dies beiderseitige Schweigen herbeigeführte Pause nicht zu peinlich zu machen, sagte Arnold mit ebenfalls bewegter Stimme, indem er sich mit seinen Worten mehr an Jesuina, mit seinen Blicken aber an Adele wandte:

»Leben Sie Alle wohl und haben Sie Dank für Ihre Güte. Ihnen, Fräulein Jesuina, verdanken wir heute viel. Wären Sie nicht gekommen, so wäre unser ganzes Unternehmen in's Stocken gerathen und der ›ehrbare Mann aus Rio‹ wäre uns am Ende entschlüpft. Das soll er nun nicht und dafür eben danke ich Ihnen!«

Jetzt war die Reihe an Werner gekommen und während die bisherige letzte Conversation in französischer Sprache geführt worden war, um sie Jesuina verständlich zu machen, sprach er zu ihr in ihrer vaterländischen Mundart, wobei er den Vortheil hatte, daß nur sie und Arnold ihn verstanden:

»Donna Jesuina, ich scheid von Ihnen; diesmal aber nicht auf so lange Zeit, wie damals, als wir uns in Rio trennten. Darf ich darauf rechnen, daß Sie mich willkommen heißen, wenn ich wiederkehre?«

Ein glühender Blick aus dem schwarzen Sammetauge blitzte über ihn hin, eine schöne Hand faßte fest die seinige und diesmal kam der im Stillen frohlockenden Jesuina die Sprache wieder.

»Mit tausend Freuden!« sagte sie aber nur und damit wandte sie sich von ihm ab, um ihn nicht länger Zeuge ihrer tiefen Bewegung sein zu lassen.

Nachdem sich Werner nun auch mit herzlichem Händedruck von Adele und dann beide Freunde von Fräulein Dubs verabschiedet hatten, wandten sie sich rasch um und verließen mit hastigen Schritten das Zimmer.

»Adieu, adieu!« rief ihnen der alte Herr nach, dann traten er und die drei Damen an die offenen Fenster und lehnten sich hinaus, um die Reisenden in den Wagen steigen zu sehen.

Der Polizeibeamte begrüßte sie vor der Thür und stieg dann neben dem Kutscher auf den Bock. Fingal aber, der schon wußte, wo sein Platz, sprang vor Freude heulend zuerst in den Wagen, den nun auch Arnold und Werner bestiegen. Noch ein Blick Beider nach den Fenstern empor, noch ein freundlicher Gruß und ein Lebewohl von allen Seiten, und fort ging es unter lautem Peitschengeknall, das Fingal noch lange mit Gebell begleitete, als merke er, daß es einmal wieder auf die Jagd gehe und daß er die Spur eines stattlichen Wildes mit suchen helfen solle.

So lange der Wagen den Nachschauenden noch sichtbar war, blieben Alle im Fenster liegen, dann aber, während Herr Irminger und Fräulein Dubs zuerst bei Seite traten und gleich darauf das Zimmer verließen und Adele und Jesuina sich nun, alles äußeren Zwanges ledig, allein sahen, fielen sie sich in die Arme, drückten einander

fest Brust an Brust, küßten sich, wie sich nur zwei liebevolle Schwestern küssen können, und in diesem für sie so schweren und doch so süßen Augenblick tauschten sie zum ersten Mal das schwesterliche ›Du‹ aus und versprachen sich, einander das zu sein, was die Eine schon so lange zu besitzen gewünscht, die Andere aber in ihrem Leben zu erlangen bisher nie die frohe Aussicht gehabt hatte.

FÜNFTER BAND.

ERSTES CAPITEL. AUF DER JAGD NACH GRINDELWALD.

Schon am Morgen dieses Tages, bald nach dem Vorfall selbst, lief das vielzüngige Gerücht durch die ganze Stadt Luzern, was sich so eben im Comptoir des Bank- und Handelshauses ›Irminger, Koch und Compagnie‹ ereignet habe. Viele Personen verschiedenen Standes hatten sogar, theils durch ihr Amt dazu berufen, theils aus persönlicher Theilnahme für den guten alten Herrn Irminger, an der sogleich in's Werk gesetzten Verfolgung des Fälschers Theil genommen, und so war die Kunde davon bald in alle Häuser und in alle Familien gedrungen. Dabei war nur eine Stimme der Entrüstung und des Schreckens bei allen Wohlgesinnten laut geworden, denn eine so schlaue eingeleitete und frech durchgeführte Gaunerei war seit undeutlichen Zeiten nicht in der ganzen Schweiz, geschweige denn in der auf ihren guten Ruf so stolzen Stadt Luzern vorgekommen, wo so viele Patricier wohnten, zu denen auch Herr Irminger gehörte, wo so viele wohlhabende und an ihrem Besitz sich freuende Leute lebten und wo sich nun Jeder, der auch nicht persönlich an dem Gedeihen jenes Bankhauses betheilig war, in seinen Rechten gekränkt und in seinem Vertrauen auf die allgemeine Sicherheit des Heimatlandes erschüttert fühlte.

So war es denn ganz natürlich, daß sich die allgemeinste und innigste Theilnahme dem alten Herrn und seiner so schönen, vielgeliebten Tochter zuwandte, allein

an diesem ersten Tage bezeigte man dieselbe dem Chef des Hauses noch weniger laut, da man wohl annehmen mochte, daß seine Zeit und sein Gemüth durch die alsbald eingeleitete Verfolgung des frechen Fremden vollan in Anspruch genommen seien. Erst am folgenden Morgen, als die Zeitungen, zunächst in Luzern selbst, dann im ganzen Lande, die sichere Kunde von dem unerhörten Vorfall und zugleich die Meldung brachten, daß der Fälscher entflohen, wo er in Luzern gewohnt und wer er gewesen, begann sich das Comptoir des Herrn Irminger mit seinen zahlreichen Freunden, Bekannten und Kunden zu füllen und theilnehmende Fragen wurden laut, die den alten Herrn den ganzen Tag in Anspruch nahmen, trotzdem gerade alle Hände in seinem Geschäft reichlich zu thun hatten, zumal sein bisheriger ältester Geschäftsführer tödtlich erkrankt und seine beiden neuen ersten Commis auf der Verfolgung des Flüchtlings begriffen waren. Aber nicht nur mit theilnehmenden Fragen, unter die sich auch manche Neugierde mischen mochte, begnügten sich seine Freunde, sondern auch Anerbietungen und Verheißungen aller Art wurden ausgesprochen, um ihm in irgend einer Weise zu helfen, wenn es nöthig wäre, und ihm mit Rath und That, namentlich in der Wiederergreifung des Uebelthäters, beizustehen.

Auf alle diese freundlichen und wohlwollenden Aeußerungen aber antwortete Herr Irminger, der dadurch eben so erfreut wie gerührt wurde, daß er vorläufig für jede fremde Hülfe danken müsse, da er den ersten und

besten Beistand schon unter den Personen seines eigenen Hauses gefunden habe; und nun zum ersten Mal erzählte er offen und laut Jedermann, der es hören wollte, welchen Schatz er in seinen beiden neuen Commis gefunden, was für Leute sie wären und welche rühmenswerthe Vergangenheit sie bereits hinter sich hätten.

Und was Herr Irminger seinen Freunden nicht über Arnold Halder und Werner von Altstetten berichtete, das erzählte Adele ihren Freundinnen, die sich ebenfalls an diesem Tage in fast ununterbrochener Reihenfolge bei ihr einstellten, und so lief bald die bisher noch geheimgehaltene Kunde von den Erlebnissen der beiden Fremde in Rio durch die Stadt; die noch mit vielen anderen romantischen Einzelheiten ausgeschmückt wurde, da man ja auch die reizende Brasilianerin bei Adele gesehen und gehört hatte, daß diese auf so unschuldige Weise in den Vorfall des Tages verwebt sei und beinahe selbst das Opfer des flüchtigen Verbrechers geworden wäre.

Das war nun natürlich eine ganz neue und wunderbar interessante Geschichte für die theilnehmenden Bewohner der Stadt und tagelang sprach man von nichts Anderem und Arnold und Werner hatten bald einen so schmeichelhaften Ruf bei Jung und Alt gewonnen, daß sie schon während ihrer Abwesenheit die Helden des Tages wurden, auf deren nähere Bekanntschaft, zumal ihr Aeußeres von allen Seiten so vortheilhaft geschildert, alle Welt gespannt war, einen Vortheil in der jetzigen Stellung der beiden Freunde, von dem sie noch keine Ahnung hatten, während sie auf der Fahrt nach Brienz und von da

zur weiteren Verfolgung ihres Zieles in die Berge begriffen waren. –

Es war schon halb sieben Uhr vorüber, als Arnold und Werner ihre Reise antraten, und als Ersterer das sah, noch bevor er zur Stadt hinaus war, schüttelte er den Kopf, denn nun, nachdem der Abschied von der ihm so theuren Familie erst einmal überstanden, sah er wohl ein, daß sie etwas lange gezögert und daß sie erst sehr spät in Brienz eintreffen und also eine etwas mißliche Bergfahrt haben würden, obgleich der Kutscher vortrefflich und mit den Eigenthümlichkeiten des Weges vertraut, die Pferde tüchtig waren und der beinahe volle Mond ihnen das nöthige Licht für die nächtliche Fahrt verhieß, wenn der Himmel klar blieb, woran zu zweifeln allerdings bis jetzt kein Grund vorlag.

Zu sprechen und sich über das eben Vergangene oder nahe Bevorstehende zu unterhalten, fühlten beide Freunde in der ersten halben Stunde nicht die geringste Neigung, und darum schwiegen sie auch. Alles, was an diesem Tage vorgefallen, lag wie ein bleierner Alb auf ihnen und ihr Gemüth war von den mannigfach sich durchkreuzenden Ereignissen stark in Anspruch genommen worden. Die letzten beiden Stunden hatten ihnen allerdings auch manchen süßen Lohn gebracht, denn Beide waren zu gute Menschenkenner, um nicht einzusehen, daß sie nicht nur in der Achtung und Werthschätzung ihres Chefs schon in so kurzer Zeit eine ziemlich hohe Stufe

erklommen, sondern auch in der nicht minder angenehmen Gunst der beiden schönen Mädchen einen befriedigenden Fortschritt gemacht hatten.

Während nun aber ihrem verschiedenen Character und Wesen gemäß Werner gerade diese beiden letzten Stunden am meisten ausbeutete und jede einzelne, darin zu Tage getretene Kleinigkeit sich in's Gedächtniß zurückrief, beschäftigte sich Arnold Halder schon wieder mit dem zunächst Kommenden und sein fruchtbarer elastischer Geist tummelte sich lebhaft in allen Möglichkeiten herum, die ihm, wenn nicht an diesem Tage schon, doch gewiß an einem der nächstfolgenden in den Weg geworfen werden konnten.

Was die Witterung aubetrifft, so war der Tag sonnenklar und ziemlich heiß gewesen; gegen Abend aber hatte sich eine sanfte Brise von Süden her erhoben und kühlte angenehm die noch drückend warme Luft ab. Der Himmel war noch immer goldklar und nur über die Bergkette des Gotthards trieb der Wind einzelne weiße Wölkchen heran, die wie einsame Schiffer aus dem lichtblauen Luftmeere schwebten, jedoch durchaus keine Veranlassung zu der Befürchtung boten, daß der nächste Tag nicht gleichfalls ein für ihr Unternehmen günstiger sein werde.

Was für gute Pferde ihnen Herr Irminger gegeben, das erkannten beide Freunde sehr bald, als sie erst die Stadt hinter sich hatten und auf der glatten Straße am Vierwaldstädter See entlang rollten, denn sie flogen wie Pfeile dahin und Strecke um Strecke blieb hinter ihnen

zurück, so daß die Reisenden mit dem besten Dampfer des Sees nicht schneller nach Alpnach gekommen wären, wenn ein solcher gerade zur Abfahrt bereit gelegen hätte.

Erst als man etwa auf der Mitte des Weges zwischen Luzern und Alpnach war, rüttelten sich die schweigsamen Freunde aus ihren Gedanken auf, und dazu gab der Polizeibeamte die Veranlassung, der sich bis dahin nur leise mit dem Kutscher unterhalten hatte.

Um diese Zeit nämlich drehte er sich mit schmunzelndem Gesicht nach den beiden Herren im Wagen um, warf einen raschen Blick auf Fingal, der bequem ausgestreckt auf dem Vordersitz lag und sagte:

»Der hat es gut wie wir Alle, meine Herren. Der Wagen fährt sich prächtig und wir kommen schnell vorwärts. Was ein Wanderer in drei Stunden macht, machen wir auf ebenem Boden in einer und so wird der Ausreißer nicht lange vor uns in Brienz ankommen.«

»Da erreichen wir ihn noch immer nicht,« erwiderte Arnold mit einer Miene, als ob er es mit der größten Bestimmtheit behaupten könnte, »denn er wird sich gewiß in Brienz keinen Augenblick aufhalten, wo er sehr leicht auszukundschaften wäre, sondern er wird gleich nach dem viel menschenvolleren Interlaken weiter gehen, wo er übernachtet, wie wir in Brienz. Aber das thut nichts. Allerdings hat er dann morgen, wenn er, wie ich annehme, mit Tagesanbruch, etwa um vier Uhr, aufbricht, fast zwei Stunden Vorsprung – denn um diese Zeit, denke ich, treten auch wir unsere Fahrt an – und ist also gewiß vor uns in Grindelwald, denn bis Interlaken nehme ich Herrn

Irminger's Wagen nur mit. Dort an der Dampferbrücke finden wir Wagen in Menge, ich nehme die besten Pferde, die zu haben sind, und dann kommen immer noch zeitig genug in Grindelwald an, um uns alsobald auf die weitere Verfolgung begeben zu können.«

»Gewiß, Herr, das sage ich auch, das ist ein ganz guter Kriegsplan, aber erst müssen wir doch wissen, ob er überhaupt nach Grindelwald gegangen ist oder geht, und das werden wir ja wohl unterwegs irgend wo erfahren.«

»Das ist so ziemlich bestimmt,« entgegnete Arnold; »ich wenigstens zweifle keinen Augenblick daran nach Dem, was mir über seine Absicht zu Ohren gekommen ist.«

»Na, wenn Sie das wissen, dann haben wir freilich Sicherheit. Indessen wollen wir doch überall nachforschen, wo es geht, und gleich in Alpnach-Gestad werde ich einen Augenblick am Posthause halten und fragen, ob ein einzelner Herr vor einiger Zeit einen Wagen nach Brienz genommen hat. Da treiben sich immer Buben und Mädchen herum, um Obst zu verkaufen, und die haben Luchsaugen und achten auf Alles. Ich kenne meine Leute.«

Arnold nickte Werner in bester Laune über den gesprächigen Polizeibeamten zu, dann aber wandte er sich wieder zu diesem hin und sagte:

»Ja, das können und wollen wir thun, eine Frage zu viel kann nichts schaden und eine zu wenig könnte von großem Nachtheil sein. Und da fällt mir ein, daß es auch aus einem anderen Grunde gut wäre, wenn wir vor dem nächsten Gasthof hielten und ein paar Flaschen guten

Weines mitnehmen. Ich habe heute den ganzen Tag nur wenig genossen und fühle einen nicht zu verachtenden Durst. Wir haben etwas viel laufen, denken und sprechen müssen und das greift an.«

Der Beamte nickte beistimmend und wollte eben etwas erwidern, als der Kutscher sich in's Gespräch mischte und sich umwendend sagte:

»Mit Verlaub, Herr! Wein brauchen Sie nicht zu kaufen. Unser Herr zu Hause und Fräulein Dubs haben alle Wagentaschen vollstopfen lassen, und wenn Sie nur da unten rechts und links hineinfassen wollen, so werden Sie wohl finden, was Sie bedürfen.«

»Ha!« rief Arnold, »das wäre prächtig und das wollen wir gleich untersuchen. »Werner, nimm Du die rechte Seite, ich werde die linke nehmen. Wahrhaftig, da stecken zwei Flaschen, zwei Gläser und noch ein paar umfangreiche Pakete.«

»Ich habe auch zwei Flaschen,« bemerkte Werner, »und ebenfalls zwei Gläser und zum Ueberfluß noch zwei Pakete, nebst Messern und Gabeln.«

Der Kutscher, von Zeit zu Zeit den Pferden einen geltenden Pfiff zusendend, um sie bei ihrer Munterkeit zu erhalten, lachte und sagte zu seinem Nachbar:

»Ich habe es wohl gewußt; ich kenne ja meinen guten alten Herrn. Der denkt an Alles. Er hat sogar vier Gläser einpacken lassen und da der berühmte Hund doch gewiß keinen Wein trinkt, so werde ich wohl auch einen Schoppen abkriegeln.«

Arnold, der es gehört hatte, sagte lachend: »Darin sollt Ihr Euch auch nicht geirrt haben, und selbst wenn nur zwei Gläser vorhanden gewesen wären, hättet Ihr doch Euer Theil erhalten, wenn Ihr gut fahrt. Aber was haben wir hier? Cigarren! O, das ist nicht zu verachten. Und was hast Du?«

»Ich habe vier gebratene Hähne und Brod in Fülle. Sieh her!«

»Dann laß uns etwas genießen, sobald wir über Alpnach hinaus sind; ich habe von dem Augenblick an nicht mehr an das Essen gedacht, wo die Damen zu sprechen anfangen, mein Appetit war mir augenblicklich vergangen. Aber eine Cigarre, die können wir jetzt schon rauchen, dazu ist immer Zeit.«

»Ich habe Feuer!« bemerkte der aufmerksame Polizist und reichte eine schnell in Brand gesetzte Lunte in den Wagen hinein.

»Das ist gut, da haben Sie zwei Stück und geben Sie dem Kutscher auch eine. So.«

In wenigen Minuten standen vier Cigarren in bestem Brand und der feine aromatische Rauch wirbelte lustig in die wonnige Abendluft empor. Es war überhaupt eine köstliche Fahrt bei dem immer schöner werdenden Abend; an dem grünen See entlang, dessen Felsen am jenseitigen Ufer in blauen Duft gehüllt waren und mit ihren zackigen Kuppen wie mit aufgehobenen Fingern zu den Reisenden herüberwinkten.

Als die Freunde die angenehme Kühlung verspürten und die Scenerie um sie her von Strecke zu Strecke lieblicher und traulicher ward, ging ihnen das Herz weiter und weiter auf und bei der schnellen Fahrt, die sie ihrem heutigen Ziele mit jedem Augenblick so sichtbar näher brachte, sanken die düsteren Erlebnisse, die sie heute überstanden, immer tiefer in den Hintergrund zurück und ihre Seelen schwellen um so höher vor Entzücken auf, je näher sie wieder ihren lieben Bergen und Arnold Halder's Heimat kamen, für die der geborene Schweizer noch viel mehr schwärmt als der Fremde, wenn er auch gegen diese nicht so viel Worte darüber macht.

Dicht vor Alpnach-Gestad sahen sie auch den letzten Dampfer über den allmählig dunkler werdenden See nach Luzern rauschen und sie trugen ihm im Stillen viele herzliche Grüße an die in ihrer jetzigen Heimat so eben verlassenen Lieben auf.

Als man aber bald darauf in Alpnach Gestad angekommen war, ließ der Polizeibeamte den Wagen vor das Posthaus fahren und die Pferde sich einen Augenblick verschnaufen. Er selbst ging in das Haus, um Erkundigungen einzuziehen, kam aber nach wenigen Minuten schon wieder mit eben nicht heiterem Gesicht heraus.

»Das war nichts,« sagte er, wieder aufsteigend und dem Kutscher das Zeichen zum Weiterfahren gebend, »die dummen Jungen, die gerade zu Hause, sind zu einfältig und es ist schade, daß keine Mädchen dabei waren. Frauenaugen, selbst wenn sie ganz jung sind, sehen schärfer nach hübschen Männern und der Kerl, den

wir suchen, soll ja ein hübsches Mannsbild sein, wie ich gehört habe. Niemand will ihn gesehen haben und keine graue Joppe mit grünem Kragen und einem Strohhut soll heute hier vorbeigekommen sein. So sagten die Jungen, aber ich glaube es nicht. Wagen indessen sind viele vorübergefahren und einige ohne Aufenthalt gleich durch nach dem Brüning hinaufgegangen Na, unter diesen kann unser Vogel auch gewesen sein, und er hat gewiß vor der Stadt ein leeres Gefährt gefunden. Vor'm ›Schlüssel‹ in Alpnach wollen wir daher wieder anfragen.«

Als Arnold und Werner das gehört, legten sie ihre Cigarren bei Seite und griffen zunächst ein gebratenes Hühnchen an. Der Beamte wollte noch nichts essen, denn er war noch satt, wie er sagte; aber ein Glas Wein schlug er nicht aus und zeigte sogar ein freundliches Gesicht, wie der Kutscher, als er den guten Burgunder aus Herrn Irminger's Keller schmeckte.

Auch vor dem Gasthof zum ›Schlüssel‹, den man sehr bald erreichte, wußte kein Mensch von einem Fremden, wie ihn die Reisenden beschrieben, und nach kurzem Aufenthalt trabten die Pferde wieder weiter, nur an den Stellen langsamer schreitend, wo es steil bergan ging, und den jäh ansteigenden und abfallenden Bergen näherte man sich nun allmähig.

Aber allmähig sank auch der Abend mit seiner beginnenden Dämmerung herein; die Sonne war in dieser von

Felsketten umschlossenen Gegend schon hinter den Bergen verschwunden, wo sie in der Ebene noch lange sichtbar ist, die Schatten wurden länger und dichter und das in den Tiefen der Thäler wogende Zwielight trat immer höher an die Berglehnen hinauf. Dabei war die Luft noch warm, aber angenehm frisch und von einem balsamischen Duft durchwürzt, der von den Wiesen aufstieg und das ganze Aroma der jüngst gemähten Gräser und Kräuter herübertrug. Ja, es war ein herrlicher Abend und er wurde mit jedem Augenblick immer herrlicher und erfrischender. Die fernen Bergzüge, vielzackig gestaltet, waren dunkel violett gefärbt, der Himmel im Westen mit flockigem Gewölk bedeckt, das die gesunkene Sonne zum Abschiede noch mit purpurner und rosiger Gluth übergoß. Nur in den Thälern, zur rechten Seite der Landstraße, lagerten schon viel tiefere Farben, denn die gewaltigen nahen Berge warfen dunkle Schatten auf sie herab und die Gewässer der Seen, die man nun bald erreichte, sahen aus wie ein kleines schwarzes Meer, das ruhig zwischen den Bergen und im Schutz derselben schlummerte. Dabei lag eine tiefe Stille auf der ganzen Natur, kein Geräusch als das Rollen der Räder und der Hufschlag der Pferde, oder das Knirschen der Hemmschuhe, wenn es bergab ging, ließ sich vernehmen.

Alles das war ganz und gar dazu angethan, das menschliche Gemüth weich und warm zu stimmen und auch die beiden Freunde wurden unwillkürlich davon ergriffen.

Arnold reichte Werner plötzlich die Hand und sagte: »Da sitzen wir wieder einmal ganz still beisammen, mein alter Junge, und starren mit ganz wunderbaren Gefühlen in die vor uns liegende Welt hinein. Das Schicksal wirft uns in der That auf seinen schaukelnden Wogen ganz tüchtig herum und wer hätte noch vor wenigen Tagen gedacht, an welche neue Klippe es uns heute anstoßen lassen würde. O, wir haben schon manche stürmische Fahrt zu Wasser und zu Lande mit einander gemacht und sind immer noch mit heiler Haut davon gekommen, nicht wahr?«

»O ja,« erwiderte Werner lächelnd, »unsre Vergangenheit war eben nicht arm an Klippen und Untiefen, und nach ihr zu schließen, werden wir auch wohl in Zukunft noch manche zu umschiffen haben. Doch das thut nichts, unser Schiff ist gut und wir halten so manches Unwetter noch ohne ernstlichen Schaden aus. Im Ganzen bin ich mit Dem, was wir heute hinter uns gebracht, nicht unzufrieden, und hoffentlich werden wir mit Dem, was uns morgen trifft, es noch weniger sein. Unser Geschäft in Luzern fängt lebhaft an, aber, aufrichtig gesagt, ich möchte es jetzt mit keinem anderen in der Welt vertauschen.«

»Halt!« sagte da Arnold, dem Freunde herzlich zunickend und mit der Hand nach dem Kutscher und dessen Nachbar deutend, »ich muß mir etwas die Füße vertreten und es geht gerade ziemlich steil bergan. Wir wollen es den braven Pferden ein wenig leichter machen.«

Der Kutscher hielt die Pferde einen Augenblick an und alle Insassen des Wagens, auch Fingal, sprangen behende hinaus, und während der Beamte in der Nähe des Kutschers blieb und sich mit ihm unterhielt, gingen die Freunde langsam hinter dem Wagen her, um ihren vollen Herzen über gewisse Dinge einmal etwas Luft zu machen.

»Was mögen sie jetzt in Luzern vornehmen?« fragte Werner zuerst, dessen Gedanken am lebhaftesten um die Personen daselbst zu kreisen schienen.

»Das weiß ich ganz genau,« erwiderte Arnold mit stillem glückseligen Lächeln. »Sie sitzen Alle in Adele's Zimmer – der Alte raucht behaglich seine Cigarre – und, wir sind wirklich zu beneiden, mein Junge, reden mit großer Wärme von uns. Ha, wie lustig mir die Ohren klingen! – Ich möchte wohl wissen, ob ich mich irre, aber ich glaube, ich weiß fast, was sie eben sagen.«

»Was sagen sie denn?« fragte Werner, den Freund neugierig von der Seite anschauend.

»Jesuina sagt eben: Wo mögen jetzt unsere Herren, nein, unsere Freunde sein, denn das sind wir ja jetzt; und Adele, die uns heute zum ersten Mal laut vor ihrem Vater so nannte, erwidert: Sie gehen eben zu Fuß einen steilen Berg hinauf und unterhalten sich von uns.«

»Nun, darin hätte sie sehr Recht!« erwiderte Werner, laut auflachend, was ihm nur selten begegnete. »Aber Du bist und bleibst immer ein Schalk, Arnold, auch in den ernstesten Dingen.«

»Nun, warum sollte ich nicht selbst bei ernstestem Anlassungen, wie zum Beispiel die heutige ist, heiter sein?

Gieb Acht, diese Reise, die wir so plötzlich unternahmen, lohnt sich mehr, als es anfangs schien – doch davon will ich lieber nicht reden – später wird Zeit genug dazu sein. Nein, brechen wir lieber hiervon ab, ich mag jetzt nicht sprechen, was die Leute da vorn nicht auch hören dürfen, sie sind unsere Gefährten und ziehen mit uns in denselben Strauß. Laß uns lieber den schönen Abend bewundern und sieh' Dich einmal um. Sieh doch die seltsame Beleuchtung! Sieht es nicht aus, als ob die Luft blau und die Berge blaß geworden wären?«

»Das muß der Mond hervorbringen!« rief Werner, sich nach Osten umschauend. »Ja, er ist gewiß schon heraus, wir sehen ihn nur noch nicht, aber er streut sein gespenstisches Licht schon über die Thäler und Berge aus.«

Er hatte Recht. Der Mond, der erst am nächsten Tage seine ganze Lichtfülle erreichte, war aufgegangen und stieg nun langsam an der im Osten reinen Wölbung des Himmels empor, sein mattes bläuliches Licht als Vorboten seiner Ankunft schon lange voraussendend, ehe er selbst sichtbar ward. Alle Fernen verschwammen in einem bleichen Schein, hie und da huschten an den dunklen Bergwänden lichtere Schatten hin, als suchten sie die finstersten Klüfte auf, um sie zuerst mit ihrem nächtlichen Schimmer zu füllen. Dabei senkte sich eine noch tiefere Stille auf die friedliche Natur und das Schweigen der Nacht begann Berg und Thal mit seinem magischen und undurchdringlichen Geheimniß zu erfüllen.

Auch die Freunde sahen diese allmählig vor ihm Augen vorgehende Wandlung der Scenerie schweigend und tief

ergriffen an und der Ernst ihrer Sendung ließ sich, wie mit den Schatten der Nacht herbeigeflogen, wieder auf ihre Gemüther nieder. Bald stiegen Alle wieder in den Wagen und nun ging es durch Sarnen, am Sarner See entlang, bis sie, da sie nun bald die steile Straße nach dem Kaiserstuhl erreichten, vorher erst in Giswyl, einem kleinen Dorfe vor der ›Krone‹ hielten, um die Pferde etwas ruhen zu lassen und sich bei dem Wirth nach ihrem Flüchtling zu erkundigen.

»O ja,« erwiderte der überaus kluge Wirth auf ihre Frage, »der Mann, den Sie meinen, mag wohl hier vorübergekommen sein, wie so viele andere heute Abend, aber gesehen habe ich ihn gerade nicht.«

»Das war ein Tölpel,« sagte Arnold zu seinen Begleitern, als sie nach kurzer Rast wieder weiter fuhren, »ein ächter guter Bauernwirth. Na, seine Weisheit wollen wir uns merken und dafür hat er auch nichts verdient. Nun aber muß es bis Lungern in einem Strich gehen und da erst wollen wir den Pferden Futter und Trank geben.«

So geschah es denn auch. Es war beinahe halb zehn Uhr, als die immer noch rüstig laufenden Pferde das lebhafteste Städtchen erreichten und hier riesige Stücke Brod mit Wein befeuchtet verschlangen und dann, kurz bevor es weiter ging, ihren Durst löschen durften. Auch Fingal erhielt hier eine Schüssel Fleisch und Brod, um ihn bei guter Laune zu erhalten, denn er schien auch Appetit zu haben, wie seine Herren, und hatte sich schon unterwegs die Knochen des zuerst geopfert Luzerner Hähnchens trefflich schmecken lassen.

Hier in Lungern war es, wo sie zum ersten Mal eine Spur auffanden, die man so ziemlich auf Pinto Machado beziehen konnte. Der Hausknecht nämlich behauptete, vor anderthalb Stunden sei ein einzelner Herr in einem grauen Rock – Näheres wußte er nicht über ihn anzugeben – mit einem kräftigen Einspanner angelangt, habe sich aber nur fünf Minuten aufgehalten, da er es sehr eilig gehabt, weil er nicht in der Nacht den Brüning hinunter fahren wollte. Er habe eine Flasche Wein und Fleisch mit in den Wagen genommen und sei deshalb gar nicht ausgestiegen.

Für diese Nachricht erhielt der Knecht ein ganz ansehnliches Trinkgeld, und daß er es auf würdige Weise verdient, erfuhr man anderthalb Stunden später an dem Brüning, wo der Hausknecht bestätigte, daß ein einzelner Herr in einem Einspanner vorübergefahren sei, der einen niedrigen Strohhut auf dem Kopf gehabt.

Auch diese Nachricht wurde gebührend belohnt und nun ging es mit aller möglichen Vorsicht die Schlangengewindungen des Brüning hinab, denn das Mondlicht war doch zu unsicher, um in der gewöhnlichen schnellen Weise ohne Gefahr die steilen Abhänge hinunter zu fahren. Indessen ging es vortrefflich und ohne weitere Beschwerde langte man bald nach elf Uhr in Brienz an, wo die Freunde im ›Rothen Kreuz‹ die Nacht zuzubringen beschlossen hatten.

Der Polizeibeamte, der sich sogleich bei der Ankunft nach dem von ihm Verfolgten erkundigt, hatte sich vorgesetzt, noch in der Nacht die einzelnen Gasthöfe in Brienz abzusuchen, um seinen ›Vogel‹, wie er ihn gewöhnlich nannte, wo möglich irgend wo im Bett zu überraschen, allein die Schwingen dieses Vogels waren doch etwas schneller gewesen, als man vermuthet, und er war gewiß von seinem guten Genius berathen worden, daß er nicht in Brienz genächtigt hatte.

Nach der Beschreibung des Hausknechts im ›Rothen Kreuz‹ war nämlich gegen zehn Uhr ein Mann in einem Einspänner gekommen und hatte nach kurzem Aufenthalt mit demselben Fuhrmann gleich nach Interlaken weiter gewollt. Dagegen hatte sich aber der verständige Mann gesträubt und ungeachtet der guten Bezahlung, die ihm zu Theil geworden, auf sein ermüdetes Pferd hingewiesen und erklärt, er könne und werde auf keinen Fall weiter fahren, bis Interlaken halte es sein Gaul nicht aus, zumal er so rasch habe laufen müssen.

»Wo ist der Herr denn aber geblieben?« fragte der Polizeibeamte in etwas unwirschem Ton.

»Na, das ist eben die Sache, die ich Ihnen erzählen will,« fuhr der Hausknecht fort, »lassen Sie mich nur ruhig aussprechen. Just, als sie noch darüber verhandelten, kam ein herrschaftlicher Wagen aus Mehringen, der auch nach Interlaken wollte, und da nur ein Herr und eine Dame darin saßen, so bat der Fremde, der es so eilig hatte, daß man ihm erlauben möge, sich zum Kutscher auf den

Bock zu setzen. Na, das ließ man sich denn auch gefallen, und so stieg er auf und heidi! ist er noch in später Nacht nach Interlaken abgesegelt.«

»So,« sagte der Polizeibeamte, schon etwas milder gestimmt, »wenn es sich so verhält, dann bin ich zufrieden, alter Freund. Da habt Ihr einen halben Franken für den Bescheid. Nun brauche ich nicht in dem Dinge hier umherzulaufen und kann mich auf's Ohr legen, wie die Herren da. Morgen früh aber seid um vier Uhr auf dem Posten, alter Freund, und weckt uns lieber um Drei, denn um Vier müssen wir fort, auch nach Interlaken hin.«

»Aber mein Gott,« erwiderte der durch den halben Franken sehr gut gestimmte Hausknecht, »das können Sie ja viel bequemer haben, lieber Herr, und Sie brauchen dann nicht einmal so früh aufzustehen. Um sechs Uhr fährt ja das Dampfboot nach Interlaken, und da fahren Sie für ein billiges Geld mit.«

Der Polizeibeamte und die beiden Freunde, die dieser interessanten und belehrenden Unterhaltung noch beiwohnten, lachten laut auf und der Ersten sagte gut gelaunt: »O ja, das könnten wir wohl, aber wir wollen eben nicht, da wir schon um sechs Uhr in Interlaken sein möchten. Also um drei Uhr werden wir geweckt und damit Basta!« – Zu den beiden Herren aber sagte er, als sie in's Gasthaus gingen und sich zwei Zimmer anweisen ließen: »Ihre Berechnung war richtig, meine Herren. Er ist nicht über das Faulhorn, sondern über Interlaken nach Grindelwald gegangen, und ich wette meinen Kopf, daß

er morgen eben so früh aufsteht wie wir. Also nach Grindelwald, dahin zeigen alle Wegweiser. Es wäre auch zuviel Glück gewesen, wenn wir den Burschen schon heute erreicht hätten. Ja, morgen ist auch noch ein Tag, aber ich gäbe doch etwas darum, wenn mir Einer sagen wollte, wo wir morgen Nacht unser Haupt hinlegen werden, denn von Grindelwald aus, das merke ich schon, geht es in's Blaue und so wollen wir denn wenigstens heute noch unsern Kopf auf ein weiches Kissen legen.«



Der halbe Frank, dem Hausknecht zur rechten Zeit gespendet, hatte Wunder gewirkt, denn schon vor drei Uhr weckte ›der Hüter des Hauses‹, wahrscheinlich noch auf einen zweiten ›Halben‹ rechnend, den ›gestrengen Herrn‹, wie er dem Kutscher gegenüber, der auch schon um diese Zeit auf den Beinen war, den Polizeibeamten bezeichnete. Dieser hatte, wie alle Leute seines Berufs, nur einen leichten Schlaf, wenn er keinen schweren haben durfte, und so war er bald munter und blies ›seine Trompete‹, wie er seine Sentorstimme nannte, indem er sie vor dem Zimmer der beiden Freunde erschallen ließ, die kaum begreifen konnten, daß sie schon drei Stunden geschlafen haben sollten. Danach also mußte auch ihr Schlaf ein guter gewesen sein.

Arnold's erster Schritt, sobald er in den Kleidern war, richtete sich nach dem Fenster und rasch schaute er in's

Freie hinaus, um sich nach dem Stande des Wetters umzusehen.

Es schien sich günstig anzulassen, denn der noch grau erscheinende Himmel war wolkenfrei, auf den jenseits des Sees ragenden Bergen der Faulhornkette lagen weißliche Nebel in flockigen Gestaltungen und der blaue Briener See selbst dampfte sich mächtig aus, um alsbald mit um so wonnigerem Behagen die ersten Strahlen der Sonne zu empfangen, die ihre rosigen Vorboten schon im neckischen Spiel um die Spitzen der Schneehäupter schillern ließ.

»Es wird gut Wetter,« sagte Arnold, »und nur Eins bedaure ich, was mir leider erst gestern Abend im Bett eingefallen ist. Ich gäbe viel darum, wenn mein Vater heute ein Theilnehmer unsrer Partie sein könnte; er ginge gewiß gern mit und könnte uns auch mit seinem Rath in manchen Dingen unterstützen.«

»Wir wollen ihm telegraphiren!« sagte Werner rasch. »Ich sähe ihn auch gern bei uns, obgleich wir, um *einen* Mann zu greifen, schon mehr als zu viele sind.«

Arnold dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: »Nein, wir wollen es lieber doch nicht thun. Wer weiß, ob wir ihm damit nicht das Herz schwer machten, wenn seine Geschäfte ihn, da er doch gewiß gern käme, von dem Ausflug zurückhielten. Ueberdieß weißt Du ja, wie ängstlich meine Mutter ist, und der möchte ich um keinen Preis eine neue Sorge bereiten, da sie uns jetzt so sicher wie in Abrahams Schooß geborgen glaubt. Nein, bestehen wir diesmal unser Abenteuer allein und zeigen

wir, daß wir Männer sind, die nicht des bewährten Vaters bedürfen, um auf ihren eigenen Beinen zu stehen. – Ha! da kommt der Kaffee schon! Wir haben einen guten Wecker und Fürsorger an unserm braven Polizeimann.«

Bald darauf trat dieser selbst in ihr Zimmer und man nahm das Frühstück gemeinschaftlich ein. Man war damit so ziemlich zu Stande gekommen, als sich auch der Kutscher meldete und fragte, ob er anspannen solle.

»Was machen die Pferde?« lautete Arnold's Gegenfrage.

»Na, was sollen sie machen, Herr? Kennen Sie denn unseres Herrn Pferde nicht? Der hat nichts Schlechtes in seinem Dienst, und so sind auch seine Pferde beschaffen. Sie sind wohlauf, mit einem Wort, haben gut geschlafen und gefressen und nach der kleinen Tour gestern noch nicht ein Fünkchen von ihrem guten Muth verloren.«

»So. Nun, dann spannt an und mag es dann in Gottes Namen wieder losgehen.«

»Aber wie ist es denn,« fuhr der gemüthliche Kutscher im Fragen fort, indem er sich mit zugekniffenen Augen hinter den Ohren kraute, »soll ich denn wirklich nur bis Interlaken mit? Sehen Sie, meine Herren, ich führe Sie gar zu gerne bis Grindelwald und sähe mir auch einmal ein Bischen die krachenden Eisberge an. Der alte Herr zu Hause hat mir ja gesagt, ich solle thun, was Sie beföhlen, als ob er es selber befohlen hätte, und außerdem möchte ich doch auch den infamen Kerl sehen, der, wie man sagt, meinem Herrn 100,000 Francs hat stehlen wollen.«

Arnold überlegte und sah Werner fragend an. »Was meinst Du?« sagte er. »Thun wir gut daran? Mir gefällt der Vorschlag nicht übel.«

»Ich bedaure nur die schönen Pferde,« versetzte Werner. »Nach Grindelwald ist es eine starke Bergtour und daran möchten sie nicht gewöhnt sein; sonst wäre ich gar nicht abgeneigt.«

»Ich glaube, der Mann hat Recht,« nahm nun der Polizeibeamte das Wort, »und Herr Irminger wird es Ihnen nicht verdenken, daß Sie seine Pferde ein paar Tage länger von seinem Stall fern gehalten haben. In Luzern giebt es Fuhrwerk für ihn genug.«

»Ja gewiß, und was die Pferde betrifft,« nahm der Kutscher wieder das Wort, »so sind sie an Berge nur zu gut gewöhnt, auch ruhen sie sich ja in Grindelwald genügend, denn von da wird es doch gewiß nicht gleich wieder fort gehen. Und was das Berganfahren betrifft, so gehen Sie ja dabei immer zu Fuße und der Reisewagen ist nur ein ganz leichtes Ding. Also, meine Herren, nehmen Sie mich mit, und sehen Sie nur einmal: Sie arbeiten ja für den Ruhm und die Ehre unseres Hauses – und das möchte ich auch thun und mein Theil von dem Lobe des alten Herrn abhaben.«

»Gut!« entschied Arnold kurz. »Wenn Ihr es in Betreff der Pferde verantworten könnt, so will ich einmal Ja sagen!«

Der Kutscher wartete kein Wort weiter ab, als befürchtete er, es könne noch unverhofft ein Widerruf erfolgen. Und so schirrte er die Pferde an und in zehn Minuten

fuhr er vor das Haus und meldete seine Ankunft mit kräftigem Peitschenknall an.

Die Zeche wurde rasch bezahlt und es waren kaum einige Minuten nach vier Uhr vergangen, so saßen wieder Alle in dem bequemen Wagen und die Pferde trabten munter durch das kleine Städtchen mit den hölzernen Häusern und man merkte ihnen dabei nicht an, daß sie nur wenige Stunden gerastet hatten.

Der Morgen ließ sich in der That gut an. Die Sonne stieg allmählig über den durch die Berge so beschränkten Horizont herauf und jagte das flüchtige Nebelgewölk auch bald von den Bergkuppen fort, so daß die ganze herrliche Gebirgswelt wie neugeboren schon um fünf Uhr im strahlenden Morgensonnenglanz lag. Dabei wehte eine frische Brise über den leicht gekräuselten See und mit ihrem belebenden Hauch weckte sie den Lebensmuth der Männer zum neuen Unternehmen, so daß sie heiter und froh in den vor ihnen liegenden Tag schauten und im Vollgefühl ihrer jugendlichen Spannkraft sich Allem gewachsen glaubten, was er ihnen etwa Schwieriges bringen könne.

Arnold vor Allen war überaus munter gestimmt und das wirkte ja immer wohlthätig auf Werner ein und so unterhielten sie sich anfangs auf das Angenehmste. Plötzlich aber wurde er wieder nachdenklich, und als er einige Minuten schweigend blieb, fragte ihn sein Freund, was er denn wieder für einen neuen Gedanken habe.

»Einen guten, hoffe ich,« hieß es sogleich. »Ich denke eben nach, ob es nicht besser ist, von Interlaken aus noch

einmal an Peter Michel zu telegraphiren und ihn noch ernstlicher auf unser Vorhaben vorzubereiten.«

»Dem stimme ich gern bei,« entgegnete Werner. »Ja, senden wir ihm eine Depesche. Es wird sich ja wohl Jemand in Interlaken finden lassen, der sie auf der Stelle besorgt, ohne daß wir uns daselbst allzu lange aufzuhalten brauchen.«

»Gewiß. Nun, ich bin schon fertig damit, das soll bald geschrieben sein. Peter Michel muß genaue Kunde haben, und vielleicht ist er im Stande, schon vor unserer Ankunft eine kleine Umschau nach unserm ›Vogel‹ zu halten.«

Als der Polizeibeamte sein Lieblingswort hörte, drehte er sich schnell um und sagte:

»Ja, ja, so ist es recht. Telegraphiren Sie. Doppelte Kunde ist bessere Kunde und es verhält sich damit wie mit den Fragen unterwegs.«

So war es denn beschlossen und so wurde es ausgeführt. Bald nach halb sechs Uhr sah man das reizende Interlaken in dem traulichen Bödeli zwischen den gewaltigen Bergen vor sich liegen und Arnold schaute freudig nach der Gegend hin, in welchem sein Vaterhaus lag. Im Stillen grüßte er es viel tausend Mal und sendete seine besten Wünsche dahin.

Gleich darauf fuhr man vor Felsenegg, wo Jesuina eine Nacht gewohnt, hinab über die bedeckte Aarbrücke, und da Arnold, als man aus derselben herausfuhr, zufällig den ihm befreundeten Capitain des Dampfers ›Gießbach‹ vor seinem Hause stehen sah, so ließ er den Wagen halten,

stieg aus und rief rasch zu dem freundlichen Mann hin, dem er mit kurzen Worten berichtete, was vorgehe, und um die Gefälligkeit bat, ihm eine telegraphische Depesche nach Grindelwald zu bestellen.

Der Capitain war auf der Stelle dazu bereit und Arnold sprang mit ihm die Treppe nach seiner Wohnung hinauf, um dort die in Gedanken schon entworfene Depesche zu schreiben. Sie lautete:

»Lieber Peter Michel! Die erste Depesche wird in Euren Händen sein – hier folgt die zweite. Wir kommen und sind schon in Interlaken. Morgens sechs Uhr. Es giebt ernstliche Arbeit. Wir verfolgen einen Mann mit gelblichem Gesicht – Haar, Bart und Augen schwarz. Kleidung: graue Joppe mit grünem Kragen und gelber Strohhut. Sorgt für tüchtige Gehülfen, eher mehr als weniger. Aber um Alles in der Welt keine Plauderei. Habt also Acht! Behaltet den Mann im Auge, wenn Ihr ihn seht. Greifen dürft Ihr ihn natürlich nicht. Wir bringen das Gesetz in Gestalt eines Polizeimanns mit. Arnold Halder.«

»So,« sagte der Schreiber zu dem Capitain. »Das sind freilich mehr als zwanzig Worte, aber es geht ja Alles auf Geschäftskosten. Und nun leben Sie wohl – besorgen Sie die Depesche schnell.«

»Ich gehe selbst,« versetzte der Capitain, »denn ich habe noch eine gute halbe Stunde Zeit vor Abgang des Dampfers, und Ihre Sache ist zu wichtig. Leben Sie wohl und Gott geleite Sie!«

Da der Kutscher von Luzern den nächsten Weg nach dem Lauterbrunnerthal nicht kannte und ebenso wenig

der hier fremde Polizeibeamte, so setzte sich Arnold zu Ersterem und Letzterer mußte neben Werner Platz nehmen. So kam man schnell und sicher durch das nur sparsam von Fremden belebte Interlaken und die sich daran schließenden Dörfer. Die meisten Bewohner schliefen noch und nur einige, mit Ränzel und Bergstock versehene Touristen wanderten lustiger Dinge den Bergen entgegen. Auch einige Wagen waren schon unterwegs, um ihre Insassen nach Lauterbrunnen oder Grindelwald zu befördern, sie alle aber überholten die schnellen Pferde Herrn Irminger's bald und nun ging es stracks in das kühle Lauterbrunnerthal hinein, wo die Lütschine brauste und tobte, wie immer, und die Berge sich hoch und höher thürmten, zwischen deren düsteren Reihen unsre Freunde schon so oft hindurchgeschritten waren.

Trotzdem sie aber von ihrem Vorhaben ganz und gar eingenommen waren, konnten sie doch nicht umhin, dem wunderschönen Thale ihren ganzen Beifall zu zollen. Ein reiner azurblauer Himmel überspannte es heute und die Höhen, in der weitesten Ferne sogar, waren von allem Nebel frei. Auf den Gräsern der Wiesen, an denen sie vorüber kamen, zitterten im Sonnenlicht, wenn es gerade auf sie fiel, unzählige Thautropfen wie Diamanten und aus den tieferen quellenreichen Gründen des Thales stieg ein erfrischender Duft auf, den Reisenden entgegenwallend, da ein leiser Luftzug ihnen in's Gesicht strömte. Lieblich rauschten dabei die wie silberne Fäden von den Felsen herabstürzenden Bäche, die sich ihre Bahn durch die schwarzen Tannen brachen, welche sich bis an die

Stirnen der Felsen schmiegt und jeden Spalt bekleiden, der ihnen nur die geringste Nahrung bot. Ernst aber und fast drohend, wie es heute den Reisenden vorkam, schauten die weißen Schneeköpfe der in den Felslücken sichtbar werdenden Riesenberge auf sie nieder, aber sie lächelten sie wieder an wie alte Freunde und hießen sie nach kurzer Trennung von ganzem Herzen willkommen, namentlich als sie am Beginn des Grindelwalder Tha-les die silbern blinkenden Wetterhörner sahen, in deren Nachbarschaft sie bald ihren Fuß setzen sollten.

Noch vor sieben Uhr langte man in Zweilütschinen an und hier beschloß man mindestens eine halbe Stunde zu verweilen, um den Pferden einige Ruhe zu gönnen, die jetzt erst den leichteren Theil ihrer heutigen Fahrt hinter sich hatten, da von Zweilütschinen an sich der Weg nach Grindelwald stark zu heben beginnt, von wo also die Reise auch langsamer von Statten gehen mußte.

Im Gasthaus von Zweilütschinen wußte kein Mensch von einem Reisenden, wie ihn die eben angekommenen Herren beschrieben, aber das war nicht zu verwundern, denn wenn die Leute in dem an einer so belebten Straße gelegenen Gasthause auf das Aussehen und die Kleidung aller Vorüberfahrenden achten sollten, hätten sie viel zu thun. So sagte und tröstete sich wenigstens der Polizeibeamte und unsere Freunde stimmten ihm gern bei. –

Nachdem die Pferde sich etwas verschnauft und wieder Brod und Wasser erhalten halten, setzte man nach einer guten halben Stunde den Weg weite fort, aber von jetzt an ging es nur langsam vorwärts, da man in die

Berge gelangte und die vier Männer, um es den Pferden leichter zu machen, fast den ganzen Weg nach Grindelwald zu Fuß zurücklegten. Je weiter man aber in die Höhe kam, um so herrlicher und malerischer gestaltete sich die Gegend, die sich allmählig öffnete und zwischen den nach beiden Seiten zurücktretenden Felsketten die Tiefe des Grindelwalder Thales mit ihren gigantischen Bergen aufschloß. Zuerst sah man den oben abgestumpften Berglistock mit seinem ewigen Firn aufragen, sodann die colossale Pyramide des kahlen Mettenbergs, den Studer so schön den Vorwächter des stolzen Schreckhorns nennt, das er dem Auge des Wanderers entzieht. Dann traten die weißen Viescherhörner oberhalb des unteren Grindelwaldgletschers und endlich auch um die Ecke der nächsten Felskette hervorlugend der spitz emporstrebende schneeweiße Eiger hervor. Noch später entfalteten aber auch die Wetterhörner ihre unbeschreibliche Pracht und vor allen diesen Bergheroen breitete sich das stille muldenförmige Thal von Grindelwald mit seinen reizenden, auf grünen Matten zerstreut liegenden Holzhäusern aus. Zwischen den Häusern und an den grünen Abhängen, die sich nach der Faulhornwand und dem Bergrücken emporziehen, welcher die kleine Scheideck trägt, erhoben sich dunkle Tannenwälder, hie und da Raum zur Grasung des herrlichen Viehes frei lassend, und überall, wohin das Auge reichte, tauchten die malerischen Sennhütten und Heustadel mit ihren breiten, von Steinen beschwerten Schindeldächern auf, die so appetitlich von ihren smaragdnen Höhen herunterwinken,

daß sie alle Blicke der Reisenden anlocken und manchen von ihnen veranlassen, sich in ihre gefahrlose Nähe zu wagen.

Je näher nun unsere Reisenden ihrem nächsten heutigen Ziele kamen, um so größer wurde ihre Spannung, ob sie diesmal, glücklicher als früher, ihren Zweck erreichen würden. Aufmerksam spähten sie schon lange nach allen Seiten umher, als ob ihnen schon hier der Mann begegnen könne oder werde, der sie noch einmal in dies friedliche Thal gelockt, und verschiedene Fragen wurden zum letzten Male laut, ob er auch wirklich dahin gegangen sei, wohin er zu gehen die Absicht verrathen, und ob er, wenn er dieselbe ausgeführt, schon vor ihnen in Grindelwald angekommen sei oder, vielleicht länger als sie ruhend, erst nach ihnen an Ort und Stelle eintreffen würde.

Indessen was half alles Fragen, Vermuthen und Berathschlagen, Niemand konnte ihnen darüber Auskunft geben und so setzten sie ihren Weg munter fort, bis sie an der letzten Wendung des Weges plötzlich das ganze grüne Grindelwalder Thal vor sich ausgebreitet liegen sahen.

Ogleich der Weg jetzt wieder ebener wurde und die Pferde rascher laufen konnten, so stiegen die Freunde doch nicht mehr in den Wagen, da das Ziel, das sie zunächst erstrebten, nun in wenigen Minuten erreicht war.

Nur der Beamte, der kein großer Freund von ermüdenden Fußwanderungen zu sein schien, hatte seinen Platz neben dem Kutscher wieder eingenommen und so gingen Arnold und Werner, von Fingal begleitet, kurz vor

dem Wagen her, indem sie ihre guten Augen spähend in die Ferne richteten und ihre gesteigerte Erwartung des Kommenden durch längeres Schweigen zu erkennen gaben. Da, auf einmal, kurz vor dem Wege, der nach dem Gasthaus zum ›Adler‹ hinaufführt, sahen sie einen einzelnen Mann in braunem Rock und schwarzem Hut um die Ecke biegen und mit gemessenem, aber elastischem Schritt ihnen entgegenkommen. Schon aus weiter Ferne schien er die Fußgänger und den ihnen folgenden Wagen scharf in's Auge zu fassen, aber er war noch zu weit von ihnen entfernt, um erkannt zu werden und selber die Nahenden zu erkennen. Daß er ein in Grindelwald ansässiger Führer sei, sah man wohl an seiner eigenthümlichen Bekleidung, aber es konnte leicht einer der vielen Fremdenführer sein, die wie so oft, den Reisenden weit entgegengehen, um sie zuerst als willkommene Beute in Empfang zu nehmen und sich so ihren Verdienst für den Tag zu sichern. Arnold und Werner, obgleich sie gute Augen hatten, konnten des einzelnen Mannes Gesichtszüge noch lange nicht genau unterscheiden, aber er schien sie selbst plötzlich erkannt zu haben, was um so leichter war, da Fingal an ihrer Seite sich nicht verkennen ließ und einen Bekannten wohl auf die rechte Fährte leiten konnte. Denn der Mann blieb mit einem Mal stehen, streckte die Arme ihnen entgegen und dann seinen Hut lüftend und lustig in der Luft schwenkend, stieß er einen lauten und weit über die Berge hinschallenden Jauchzer aus.

»Ha!« rief Arnold in freudiger Aufwallung, »es ist Peter Michel! Er hat unsre Depeschen erhalten und kommt

uns schon entgegen. Hat er ihn oder hat er ihn nicht – wir werden es an seinen ersten Worten hören, ohne eine Frage sprechen zu brauchen. Wohl, Werner, so sind wir denn zunächst am Ziele; Glück auf, mein Junge! Ja, er ist es, jetzt erkenne ich sein gutmüthiges und freundliches Gesicht – Halloh!« rief er laut und schwenkte nun auch mit Werner seinen Hut, und von beiden Seiten traten die Männer nun rasch auf einander zu, um sich, des heutigen Widersehens froh, mit laut schallendem Handschlag zu begrüßen.

ZWEITES CAPITEL. EIN STÜCKCHEN VOM WETTERHORN.

»Gott grüß', Ihr Herren!« empfing sie Peter Michel mit seinem freundlichen Gruß. »Nun, da sind Sie ja und ich bin auch auf dem Posten, wie Sie sehen! Ihre beiden Depeschen sind gekommen, aber Ihren Mann mit der grauen Joppe habe ich noch nicht gesehen. Ich wollte mich nicht weit von diesem Wege entfernen, da Sie schrieben, Sie seien um sechs Uhr in Interlaken, und ich danach Ihre Ankunft bei mir berechnen konnte. Auch ist die letzte verteufelte Depesche erst vor einer halben Stunde in meine Hände gelangt, und so zog ich es vor, Sie zuerst zu erwarten, um Sie nicht zu verfehlen, was leicht hätte geschehen können, wenn ich selbst auf die Suche gegangen wäre. Doch das kann nun bald geschehen – erst möchte ich aber wissen, um was es sich denn eigentlich handelt.«

Während die Männer nun langsam nach dem ›Adler‹ emporschritten und der Wagen ihnen folgte, erzählte Arnold Halder, was Peter Michel zu wissen brauchte, um

sich von der Richtigkeit der Sache zu überzeugen. Denn seinen Eifer zu spornen, bedurfte es des Stachels nicht, er war immer bereit, seine Kräfte einem Unternehmen zu weihen, das Interesse bot, und daß hier ein großes Interesse im Spiele war, das sah der kluge Mann in wenigen Minuten ein.

Als aber Arnold eben das Nöthigste berichtet und Peter Michel die Absicht des Flüchtlings vernommen hatte, über die Grimsel auf angebahnten Pfaden, also auch von Niemandem auf seiner Reise gesehen, nach Italien zu entkommen, nahm er seinen Hut ab und wühlte sich mit der rechten Hand wild durch das braune Haar.

»Der Tausend auch!« rief er. »Wenn das richtig ist, was Sie da sagen, und das müssen Sie ja selbst am besten wissen, so ist der Kerl ein kühner Mann. Denn nach der Grimsel direct von hier giebt es nur zwei Wege, den über die Strahleck, den tüchtige Fußgänger unter den Touristen häufig genug unternehmen, und den über das Lauteraarjoch, das nur für die Meister im Bergsteigen geschaffen und erst von wenigen Auserlesenen betreten ist. Ich bin natürlich schon mehrmals darüber hin gegangen und kenne also die Schwierigkeit.«

»Das Letzte,« nahm Werner etwas zögernd das Wort, »möchte gerade ein Beweggrund für unsern Mann sein, diesen schwereren und weniger betretenen Weg dem andern vorzuziehen. Kühn, stark und ausdauernd ist er, das können Sie glauben, und seine Lage ist von der Art, daß er nicht lange zögern wird, den kürzesten Weg zu wählen, wenn er auch der schwierigste ist.«

»Hoho, den kürzesten! Sie sind beide gleich lang und nehmen jeder im Ganzen sechzehn Stunden Marsch in Anspruch. Und was den Weg über die Strahleck betrifft, so ist er für einen Anfänger schon anstrengend genug, der über das Lauteraarjoch aber ist wagehalsig – nein, es wäre ein Unsinn, wenn er darüber ginge! Auf ersterem hat er doch noch ein leidliches Nachtquartier in der Käsehütte des Bösenbergs, aber auf letzterem giebt es kein Strohdach, nur der blaue Himmel wölbt sich über dem Wanderer und zu seinem Kopfkissen hat er nichts als den nackten kalten Stein.

»Daraus macht er sich nichts,« sagte nun Arnold. »Verlaßt Euch darauf, dergleichen Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten schrecken unseren Mann nicht. Wer mit den Menschen so toll und blind kämpft, der läßt sich auch auf die Gefahren der Elemente ein.«

»Nun, wenn es so mit ihm steht, dann will ich einmal glauben, was Sie da sagen,« versetzte Michel. »Hm! Also nach der Grimsel will er! Nun ja, da wollen wir ihm auch gerne nach – ich für meine Person wenigstens folge ihm auf beiden Wegen, aber, meine Herren, wäre es dann nicht vorsichtig gehandelt, wenn wir ihm auf beiden Wegen zugleich folgten und unsre Kräfte theilten?«

»Nein, nichts von theilen, Michel!« rief Arnold. »Wir bleiben unter jeder Bedingung zusammen, das heißt wir Drei!«

»Nun ja, daß wir Drei uns trennen, meine ich auch nicht. Aber wir könnten ja doch aus Vorsicht zwei tüchtige Männer über die Strahleck senden und den Zäsenberg

nach Ihrem Mann absuchen lassen; was meinen Sie dazu?«

»Damit stimme ich überein, doch das wollen wir noch weiter besprechen. Erst müssen wir doch wissen, ob er überhaupt in Grindelwald gewesen ist. Er kann nur zwei Stunden Vorsprung vor uns haben, meinetwegen drei, dann aber muß er schon hier sein, und danach müssen wir zuerst forschen, da es ja das Bequemste und Angenehmste für uns wäre, wenn wir ihn hier ertappen und festhalten könnten.«

»Ja, das ist natürlich, Herr,« sagte Michel mit einem etwas krausen Gesicht. »Aber dann gäbe es ja wieder keine Bergtour, hm! Doch das soll mir diesmal auch nichts verschlagen und ich will mein Möglichstes thun, um ihn ausfindig zu machen. Aber das sage ich Ihnen gleich, meine Herren, wenn der Kerl wirklich ein böses Gewissen hat, wenn er sich vor den Menschen scheut und sich vor Jedermann verstecken will hier herum, dann könnte ihm das leicht gelingen und es dürfte auch für Unsereins schwer werden, ihm in allen Schlupflöchern nachzustöbern.«

»Das glauben wir wohl,« erwiderte Werner, »und eben darum müssen wir zahlreiche Hülfe haben. Haben Sie denn die Männer besorgt, wie mein Freund Ihnen durch die Depesche es gerathen hat?«

»Ich? Ob ich sie besorgt habe? Und da fragen Sie noch, Herr? Gewiß, schon gestern, nach Empfang der ersten Depesche, habe ich sie zusammengetrommelt, und noch dazu was für welche! Mein Schwager, Peter Egger, der

junge kühne Bursch, ist auch dabei, ferner die Brüder Peter und Christian Kaufmann, Ulrich Baumann, Peter Jossé und Mathes Both – sind Ihnen die nicht genug? Nun, die beiden Letzten schicken wir über die Strahleck, wenn es nöthig wird, doch das wird sich ja bald finden. Sie sitzen alle vor'm ›Adler‹ beisammen und erwarten uns schon, und wenn sie erst erfahren haben, um was es sich handelt, so wollen wir sie gleich wie Hetzhunde durch das Dorf jagen und den Kerl ausfindig machen lassen. Sie Alle haben gute Augen und Nasen, starke Hände und flinke Füße – Sie sollen mit ihnen zufrieden sein.«

»Gut, gut, Michel, aber auch wir wollen uns im Dorfe umsehen und unsere Pflicht thun, sobald wir nur erst etwas Speise zu uns genommen haben, denn wir sind ohne den Kaffee, den wir in Brienz getrunken, noch völlig nüchtern.«

»Potz Tausend! Das geht nicht, wenn man auf die Suche will. Speise und Trank halten Seele und Leib zusammen und ohne sie gehen die Füße auch nicht weit. So kommen Sie denn hinein – aber da sind meine Leute schon. Heda, kommt einmal heran, Ihr Burschen, und laßt die Herren sehen, wie Ihr beschaffen seid.«

Die sechs Führer traten mit abgenommenen Hüten heran und begrüßten die Herren. Es waren lauter junge, kräftige und fröhliche Leute mit gebräunten Gesichtern und willensstarken Herzen. Arnold Halder, der schon einige von ihnen kannte, begrüßte sie freundlich und lud

sie ein, in sein Zimmer zu kommen, sobald er es im Besitz haben werde, um ihnen ihre heutige Aufgabe zu erklären. Er wollte sich eben in das Haus begeben, vor dem sie angekommen waren, als Peter Michel Arnold am Arm zurückhielt und sagte:

»Sie schrieben ja von einem Mann des Gesetzes, den Sie mitbrächten. Wo ist er er denn? Ich sehe ihn nicht!«

Arnold rief den Polizeibeamten herbei, während Werner dem Kutscher auftrug, auf's Beste für die Pferde zu sorgen. Als der Beamte aber mit etwas befangenem Gesicht unter die braunröckigen Männer der Berge getreten war, begrüßte ihn Peter Michel, indem er ihm auf treuherzige Weise die Hand bot und sagte:

»Also Sie sind ein Mann des Gesetzes? Nun, groß und stark genug sind Sie dazu – können Sie aber auch auf die Berge klettern?«

»Ich? Warum nicht? Wo der ›Vogel‹ hin kann, da kann auch ich hin, denn ich *muß*.«

»Der Vogel?« fragte Peter Michel kopfschüttelnd. »Nein, mein Freund, wo ein Vogel hin kann, da können Sie nicht hin, Sie müßten denn verborgene Flügel haben, wie Ihr gesetzliches Wesen Ihnen auch nicht aus Ihrem Rocke sieht.«

Alle lachten und der Polizeibeamte am lautesten, denn der Humor Peter Michel's gefiel ihm. Arnold aber erklärte den Ausdruck ›Vogel‹, und nun war der berühmte Bergführer zufrieden und schritt den Herren in das gastliche Haus zum ›Adler‹ voran.

Es war doch beinahe zehn Uhr geworden, als Arnold und Werner in die Halle des ›Adlers‹ traten und von Herrn Bohren auf das Freundlichste begrüßt wurden.

»Also nun soll es doch wirklich einmal auf die Berge gehen?« fragte er, während er die Herren selbst nach einem Zimmer führte, dem Polizeibeamten aber durch einen Kellner das Geleite geben ließ.

»Ja,« erwiderte Arnold, »wenn es sein soll, so sind wir diesmal dazu hergekommen; aber zuerst, mein lieber Herr Bohren, lassen Sie uns rasch ein kräftiges Essen bereiten – es ist einerlei, was – wir sind ganz nüchtern. Peter Michel ist natürlich unser Gast und für die andern sechs Männer lassen Sie, so schnell es geht, ein paar Flaschen Wein bringen, ich habe ihnen sogleich eine tüchtige Arbeit aufzutragen.«

Es dauerte keine zehn Minuten, so stand das Frühstück im Zimmer der Freunde bereit, wie sie es gewünscht, und die Führer hatten ihren Wein schon früher erhalten, dem sie mit Behagen zusprachen, während ihnen Arnold den Zweck seines Hierseins mittheilte und ihnen zunächst die Aufspürung des bezeichneten Fremden übertrug. Nach abermals zehn Minuten waren sie schon sämmtlich unterwegs und zerstreuten sich in dem weitläufigen und bergigen Dorf, um zuerst die Gasthäuser zu durchforschen und zu diesem Zweck noch andere Kundschafter auf die Beine zu bringen.

So konnten denn Arnold und Werner in dieser Beziehung beruhigt sein, zumal sich der Polizeibeamte nach

hastig genossener Speise den abgehenden Führern angeschlossen hatte, um ihnen noch verschiedene Winke zu geben, wie ein Mann seines Berufs sie immer in reichlichem Vorrath hat.

Unterdessen aber saßen Arnold, Werner und Peter Michel im Zimmer, und während sie aßen und tranken und auch dem treuen Fingal ein tüchtiges Mahl vorsetzten, berathschlagten sie mit dem gewandten Mann und besprachen alle Zurüstungen, deren sie benöthigt sein könnten, wenn etwa ein Gang in die Berge augetreten werden müßte.

»Das soll Alles bald genug besorgt sein, liebe Herren, sobald wir nur erst wissen, wohin es geht,« sagte Peter Michel. »Bei Bohrens Ruodi¹ ist dergleichen immer im Vorrath, und was wir Führer und Träger gebrauchen, es auf die Berge zu schaffen, haben wir bereits bei uns. Nur übereilen Sie sich nicht, essen und trinken Sie langsam; Sie glauben gar nicht, wie wichtig das für eine Bergreise ist. Ich kenne es aus Erfahrung. Wir verlieren überdies jetzt keine Zeit mehr. Ist der ›Vogel‹, wie der Mann des Gesetzes den flüchtigen Kerl nennt, noch nicht hier, so haben wir Zeit in Hülle und Fülle, und ist er bereits hier, so werden wir es zeitig genug erfahren und man wird ihn so sicher umstellen, daß er ein Mäuschen sein müßte, um unbemerkt entwischen zu können. Ich kenne ja meine Leute, wenn es sich um so wichtige Dinge und noch dazu um einen so goldenen Lohn handelt, wie Sie ihn

¹Volkssprache für Rudolph Bohren.

dem Finder versprochen haben. Was Sie aber betrifft, so brauchen Sie sich gar nicht auf die Suche zu begeben, wie auch ich es vor der Hand nicht thun werde, denn wir sind gut genug bedient, ich bürge dafür. Ruhen Sie sich lieber, denn Sie sind von dem weiten Morgenspaziergang erhitzt und man darf nicht mit Athemlosigkeit und Schweiß auf dem Rücken anfangen, wenn es in die Höhe geht. Wenn es denn doch zuletzt gestiegen sein soll, so werden Sie noch heiß und müde genug werden, verlassen Sie sich darauf.«

So fügten sich denn die Freunde den wohlgemeinten Rathschlägen des erfahrenen Mannes und ruhten und stärkten sich nach Herzenslust. Da die Zeit aber allmählig dabei verstrich, ohne daß irgend eine Meldung Seitens der ausgesandten Führer erfolgte, wurden sie wieder merklich unruhig und Peter Michel mußte wiederholt mit seinen schlagenden Gründen auf sie einreden, bis es endlich elf Uhr geworden und noch immer keine Nachricht eingelaufen war.

Da stand der Führer, als er die wachsende Ungeduld der Beiden sah, endlich auf und sagte: »Ich bitte Sie ernstlich, hier zu bleiben. Wer weiß, wozu es gut ist, daß Sie sich nicht sehen lassen. Ich werde einmal selbst nach dem Stande der Dinge ausschauen und dann sollen Sie nicht lange mehr auf irgend eine Kunde zu warten haben.«

Er verließ das Zimmer in heiterster Laune, die er immer hatte, wenn es an ein kühnes Unternehmen ging,

und trat den Weg nach dem westlichen Eingang des Dorfes an, wo, wie er wußte, zwei Führer postirt waren, um jeden vom Lauterbrunner Thal her in Grindelwald einfahrenden Fremden einer genauen Musterung zu unterwerfen. Jetzt, nachdem auch Peter Michel sie verlassen, wurde Arnold und Werner die Zeit erst recht lang und das vergebliche Warten nahm für sie, die so thatendurstig und eilig waren, eine peinliche Gestalt an. Wiederholt standen sie auf, und da sie es endlich im Zimmer nicht mehr aushalten konnten, das ohnedies drückend heiß war, begaben sie sich vor die Thür des Hauses, wo Herr Bohren sich zu ihnen gesellte und auf Befragen endlich auch den Zweck ihres Besuches und den Grund ihrer Besorgniß erfuhr.

»O, wenn es sich so verhält,« sagte der gemüthsruhige Wirth, »dann fassen Sie sich in Geduld und lassen Sie alle Unruhe fahren. Ich kann nur mit Michel übereinstimmend sagen: Uebereilen Sie sich in Nichts. Daß der Gauerner aus Grindelwald entwischt, ohne daß irgend Jemand ihn gesehen hat oder wenigstens auf seine Spur geräth, glaube ich auf keinen Fall. Sie haben mit die besten Leute im Dienst, die hier zu finden sind, und Peter Michel als Commandeur bildet für sich allein eine ganze Armee. Und da er als Adjutanten seinen Schwager Egger zur Seite hat, so ist für Alles gesorgt; das ist ein junger Adler, wie Michel ein ausgewachsener Geier ist. – Uebrigens haben und behalten Sie gutes Wetter,« fügte er hinzu, nachdem er den Himmel und die Umrise der Berge betrachtet hatte. »Wir haben einmal frischen Ostwind, und der

läßt keine Wolke und keinen Nebel aufkommen. Schade, daß Ihr Herr Vater nicht von der Partie ist, Herr Halder, der würde wie Peter Michel sprechen und in der größten Gemüthsruhe die erwünschten Nachrichten abwarten.«

»Ja, ich bedaure es auch, daß er nicht dabei ist,« entgegnete Arnold, »aber wir haben unsre Reise so schnell antreten müssen, daß er nicht so rasch zur Stelle sein konnte.«

»Also gestern sind Sie erst aus Luzern abgereist?«

»Ja, gestern Abend um sechs Uhr.«

»Na, das ist eine starke Tour, aber Ihre Pferde sind herrlich, so bekommen wir sie selten in den Bergen zu sehen. Sie fressen ihren Hafer mit dem grüßten Appetit und der Kutscher behandelt sie wie seine Kinder, das habe ich gern. Was ist denn die Uhr? Ich sehe, daß Sie sie immer in der Hand haben.«

»Es geht auf Zwölf und der beste Theil des Tages ver rinnt, ohne daß wir an die Arbeit kommen.«

»Lassen Sie ihn. Sie können ja jetzt doch nichts Anderes thun, als ruhig abwarten.«

»Da haben Sie Recht,« sagte Arnold Halder, endlich zu seiner alten Ruhe zurückkehrend, »und nun sehe ich wirklich selbst ein, daß wir uns ganz ohne Noth abgesehrt haben. Nein, wir können nichts Anderes thun als ruhig abwarten, und das soll jetzt meine einzige Arbeit sein. Da, Werner, rauche eine Cigarre, dann läßt sich das Warten besser ertragen.«

Die beiden Freunde setzten sich vor der Thür auf eine Bank und rauchten gemüthlich, ohne jedoch die Augen

von dem Wege abzuwenden, auf dem die Führer fortgegangen waren und auf dem sie ohne Zweifel zurückkehren mußten. Eben war es Zwölf, als Werner, von der Bank aufstehend, in der Ferne einige Männer in braunen Röcken bemerkte, die eifrig redend und mit den Armen schwenkend und nach den Bergen zeigend, auf der Landstraße daherkamen. Aber sie gingen sehr langsam den Berg herauf und schienen aufmerksam auf die Worte zu hören, die der Vorderste zu ihnen sprach.

»Es ist Michel mit seinen Leuten,« sagte Arnold, den Werner an seine Seite gerufen hatte. »Sie kommen! Endlich also! Aber warum mögen sie so langsam gehen?«

Beide gingen den Führern eifertig entgegen. Da erkannten sie Peter Michel, der, als er auch sie sah, schon von Weitem den Hut gegen sie schwenkte.

»Sie wissen etwas – aber wo ist unser Polizeibeamte?«

»Sollte er ihn schon haben?«

»Jo – ah – oh!« jauchzte jetzt Michel laut und schwenkte abermals den Hut. Die Freunde eilten ihnen rascher entgegen, und als ihre Stimme bis zu den Männern dringen konnte, riefen sie laut: »Was giebt?«

»Hahaha!« lachte Peter Michel. »Ich habe es ja gesagt. Ihre Unruhe war umsonst. Wir haben ihn!«

»Was? Ihr habt ihn?«

»Nun, nicht in den Händen, aber fast so gut wie darin und nun kann er uns nicht mehr entwischen. So hören Sie denn. Zwei von uns sind unten im ›Hotel de Glacier‹ gewesen, um nachzufragen, und da haben sie die beste Kunde erhalten. Sie ist freilich närrisch genug und Sie

haben Recht: Ihr Vogel ist ein kühner Mann. Er ist heute Morgen schon um acht Uhr hier gewesen und in einem stattlichen Wagen aus Interlaken gekommen. Aber er hat sich nur eine halbe Stunde im Gasthaus aufgehalten, ein Frühstück eingenommen und dabei zwei Führer und einen Träger engagirt. Ich kenne sogar ihre Namen und es sind ganz gute Leute, aber für die Wagehalstour, die sie auf sich genommen, doch etwas zu grünschnäblig. Nun ja, der Herr wollte nach der Grimsel, das ist richtig, und da schlug man ihm natürlich den Weg über die Strahleck als den leichtesten und bequemsten vor. Aber da hat er mit kurzen Worten gefragt. Welches ist der kürzeste Weg? Und da hat man ihm gesagt: Beide Wege, die von hier direct nach der Grimsel führen, sind gleich lang und nehmen etwa sechs bis zehn Stunden in Anspruch. Wir können die Grimsel also erst morgen Abend erreichen, wenn wir heute aufbrechen. Uebernachten müssen wir auf beiden Routen unterwegs: auf dem Weg über die Strahleck bei dem Hirten auf dem Züsenberg, wo es Milch und Käse giebt, und auf dem Weg über das Lauteraarjoch unter dem Gleckstein, wo es nichts als Steine und höchstens ein Bischen Moos giebt. Alle Nahrungsmittel, Holz und sonstiges Zubehör müssen zum Nachtbi-vouak mitgenommen werden. Wir rathen um so mehr zu dem ersteren Wege, weil heute Morgen erst eine Gesellschaft nach dem Zäsenberg aufgebrochen und zu morgen eine andere auf demselben Wege über die Strahleck nach der Grimsel angesagt ist. – Als der Fremde das hörte, besann er sich nur einen Augenblick und sagte: Nein, ich

will keine Gesellschaft, ich will die große Natur allein genießen. Aus einem schweren Marsche und einem Nachtbivouak mache ich mir nichts, ich bin ein guter Bergsteiger, jung und kräftig – besorgt also Alles, was wir brauchen, ich zahle jeden Preis, den Ihr verlangen mögt!«

»Was?« rief Arnold triumphirend aus, »er ist also wirklich über das Lauteraarjoch nach der Grimsel gegangen?«

»Ja doch, ja!« rief Michel laut lachend.

»Aber warum lachen Sie dabei?« fragte Werner beklommen, der den Grund der Fröhlichkeit des Führers nicht so leicht errieth wie sein Freund, da er mit den vorliegenden örtlichen Verhältnissen nicht so vertraut war, wie dieser. »Ist es zum Lachen, daß der Mann uns entwischt in dem Augenblick, wo wir in seiner unmittelbaren Nähe waren?«

»Zum Teufel ist er uns entwischt, Herr!« rief Michel in der besten Laune. »Nun erst recht nicht und wir haben ihn sicher, sage ich Ihnen Er kann ja heute keinen Schritt weiter als bis zum Gleckstein kommen, es ist eine reine Unmöglichkeit. Das muß ich wissen, und weiter brauchen wir ja auch nicht, denn wir finden ihn daselbst; dort hat er keine Wahl eines Gasthofes, es giebt nur einen, und der ist nur mit etwas Moos ausgepolstert und man deckt sich darin mit einer wollenen Decke zu, wenn man eine hat. Und nun, meine Herren, und das ist mir sehr lieb, brauchen Peter Jossé und Mathes Both nicht allein über die Strahleck zu gehen, da es ganz gewiß ist, daß er über das Lauteraarjoch gegangen ist oder vielmehr gehen

wollte, denn er bekommt es nun nicht einmal zu sehen, da wir seinen Gang dahin etwas unsanft unterbrechen.«

»Also das ist gewiß?« fragte Werner, der noch immer zweifelte, während Arnold schon längst einsah, daß Peter Michel vollkommen Recht hatte.

»Ja doch, ja, es ist ganz gewiß. Hören Sie nur weiter. Sobald der Herr im Gletscherhotel nun mit den Leuten einig geworden war und ihnen wiederholt einen guten Lohn verheißen, hielt er sich – er muß wirklich ein großer Schlaukopf sein – nicht mehr lange im Gasthaus auf, sondern trat ganz gemächlich mit einem Jungen, der ihm den Weg wies, den Gang nach dem oberen Grindelwaldgletscher an. Und hier, an diesem Hause, Herr, ist er ganz ungestört vorüber gegangen, eine Stunde, bevor Sie kamen und bevor ich Ihre Depesche empfang. Wir hätten ihn also ganz bequem greifen können, wenn Sie früher gekommen oder die verteufelte Depesche schneller geflogen wäre. – Und da unten am Gletscher an der Eisgrotte hat er die drei Männer erwartet, bis sie sich fertig gemacht und ihre Nahrungsmittel, Holz und Decken aufgepackt. Aber um elf Uhr sind sie erst aus ihren Häusern gegangen, also vor zwölf Uhr nicht an dem Gletscher angelangt. Na, da haben wir nun den ganzen Feldzugsplan vor uns und wissen Alles, was uns zu thun obliegt. Es besteht ganz einfach darin, daß wir ihnen langsam nachschlendern und sie am Abend auf dem Glectstein einholen und den ›Vogel‹ rupfen, worauf sich keiner mehr freut, als Ihr Mann des Gesetzes, der da unten Jemand aus Luzern getroffen hat und mit ihm nur ein trauliches

Wörtchen austauscht, haha! Und nun, meine Herren, habe ich ganz allein das Commando und lassen Sie es sich gesagt sein: übereilen wir uns auf keine Weise. Wir haben Zeit, viel Zeit und der Tag ist schön und lang und in der Hitze, wie sie gerade jetzt ist, marschirt und klettert es sich nicht ganz angenehm. Weiter, als bis zum Gleckstein, kann er heute nicht und wir treffen ihn gerade beim Souper oder im Schlaf.«

»Wie weit haben wir denn von hier bis zum Gleckstein?« fragte Arnold, der durch alle diese Mittheilungen ungemein heiter geworden war.

»Wenn Sie es wollen und die Ausdauer dazu haben, vollbringen wir es in fünf Stunden, aber wozu solche Eile? Ich denke, wir rechnen auf sechs und da haben wir immer noch eine genügend lange Nacht vor uns, um sehr schlecht zu schlafen und recht tüchtig zu frieren.«

»O, frieren wollen wir nicht!« rief Arnold. »Nehmen Sie Alles mit, was nothwendig ist, und wenn für uns Alle zwei Träger nicht ausreichen, nehmen sie drei oder vier. Eine solche Partie, mit solchem Ausgang, wird Einem nur selten geboten und wir wollen sie mit allem Comfort genießen. Also sorgen Sie auch für Speise und Trank in hinreichender Quantität und bester Qualität!«

»Daran soll es nicht fehlen, lassen Sie mich nur machen; ich bin auch so wenig vom Hungern und Dursten ein Freund wie vom Frieren in der Nähe der Eisregion. Ich werde darüber gleich mit Bohrens Ruodi sprechen. Aber langsam, meine Herren, ich sage es noch einmal, denn wir haben noch recht gut ein paar Stunden Zeit, da

wir uns sonst doch nur mit dem verfluchten Kerl da oben langweilen würden. Ei ja, nun kommt mir das Ding erst recht unterhaltend vor. Es wird eine prächtige Jagd werden; solch Vergnügen ist uns lange nicht zu Theil geworden. Na, nun will ich gehen und das Einpacken unsrer kleinen Bedürfnisse besorgen. Adieu bis dahin!«

Er begab sich zum Wirth des ›Adler‹ und dieser lieferte schnell, was zur Reise nothwendig war. Zwei Männer, die mit dergleichen vertraut waren, halfen Peter Michel dabei und bald kamen sie damit zu Stande, ohne irgend etwas zu vergessen; sogar an eine Laterne mit dicken Wachskerzen dachte der umsichtige Führer, damit das Nachtlager, welches diesmal Freund und Feind theilen sollte, wie er sagte, nicht der nothwendigen Beleuchtung entbehre.

Während dies geschah, ließ es sich Herr Bohren nicht nehmen, den beiden Herren und dem Polizeibeamten, der unterdessen auch wieder erschienen war und seine Freude über den bevorstehenden wichtigen Fang laut äußerte, noch ein sehr schmackhaftes Diner aufzutischen, obwohl sie erst vor wenigen Stunden ein substantielles Frühstück genossen hatten. »Aber die Bergluft zehrt,« meinte Herr Bohren, »und Sie sollen mir keinen Hunger leiden, so lange Sie sich auf meinem Revier befinden. Dort oben, wo Sie die Nacht zubringen werden, giebt es wenig Warmes, und so müssen Sie sich vorsehen, damit Sie es bis morgen Mittag aushalten, denn viel früher werden wir uns doch wohl nicht wiedersehen.«

Bevor sie aber zu Tisch gingen, begab sich Arnold noch in den Stall und überzeugte sich von dem Wohlbefinden der Pferde seines Herrn. Dem Kutscher gab er zugleich Anweisung, sie ruhig bis zum nächsten Mittag zu erwarten, sich dann aber zu jeder Stunde zur Abfahrt bereit zu halten, da man mit der Rückkehr nach Luzern nicht länger als nöthig säumen wollte.

»Ja, ja,« Herr,« sagte der freundliche Kutscher, »es soll Alles geschehen, wie Sie es wünschen und wie es recht ist. Ich wollte, ich könnte mit Ihnen auf die Berge klettern und dem Herrn Strauchdieb dort oben auch meinen guten Abend in die Ohren blasen, aber das geht nun einmal nicht, ich sehe es ein, die Pferde wollen gepflegt sein und einem Fremden darf ich das nicht überlassen. So gehen Sie denn mit Gott; amüsiren Sie sich recht gut und fassen Sie den Kerl an der rechten Stelle, damit er Ihnen nicht entwischt. Ich habe doch einen Theil der Ehre davon, denn ich habe Sie ja mit heiler Haut nach Grindelwald gebracht und hoffe Sie auch mit heiler Haut wieder nach Hause zu bringen. Leben Sie wohl, auf baldiges und frohes Wiedersehen!«

Als die beiden Herren mit dem Polizeibeamten in einem besondern Zimmer speisten, denn sie hatten keine Lust, im allgemeinen Speisesaal mit den zahlreich versammelten Gästen zusammen zu sein, kam Peter Michel wieder zu ihnen und meldete, daß Alles fertig, daß er aber nicht gesonnen sei, vor halb drei Uhr aufzubrechen, um erst nach eingebrochener Dunkelheit an dem Glectstein anzukommen, damit er mit seiner Karavane nicht

früher als nothwendig von den Führern des Flüchtlings wahrgenommen und diesem das Unternehmen verrathen werde.

»Aber wo bleibt denn so lange Ihr Hund?« fragte er Werner, als er sah, daß dieser seinen guten Fingal mit großen Fleischstücken sättigte. »Das arme Thier wird sich nicht gern einsperren lassen, bis Sie wiederkommen, und wird einen Heidenlärm im Hause machen.«

Arnold und Werner lachten und Letzterer sagte: »Wir denken gar nicht daran, den Fingal einzusperren; daran ist er nicht gewohnt und er würde es sich auch heute nicht gutwillig gefallen lassen. Nein, Michel, wo wir bleiben, bleibt der Hund auch, er geht also mit und er wird seine Rolle vortrefflich spielen, verlaßt Euch darauf.«

»Er soll mitgehen – auf die Berge, nach dem Glectstein, das Wetterhorn hinauf?« fragte Michel mit weit aufgerissenen Augen. »Herr, wissen Sie, daß es einige sehr gefährliche Stellen auf dieser Tour giebt und daß der Hund leicht zu Schaden kommen kann? Er kann sich nicht mit den Händen halten wie wir.«

»Dann binden wir ihn an einen Strick, Michel,« sagte nun auch Arnold. »Nein, der Hund soll jedenfalls mit und wir wollen einmal die Probe machen, ob er die Spur des Spitzbuben finden kann. Ihr sollt nachher sehen, wie. Uebrigens ist er an das Klettern gewöhnt und hat schon gefährliche Reisen auf den Bergen unternommen. Ihr vergeßt immer, daß es ein Gotthard's-Hund ist und Ihr werdet selbst noch Eure Freude an ihm haben.«

»Na, wenn das ist, bin ich zufrieden. Es ist ja Ihr Hund und nicht meiner; ich habe noch nie einen Hund auf solche Fahrt mitgenommen, indessen heute mag es drum sein und nach dem Gleckstein wird es am Ende noch gehen, da wir ja nicht weiter wollen.«

So lange von Fingal gesprochen und er dabei von allen Anwesenden angesehen wurde, hörte der Hund zu fressen auf und ging von Einem zum Andern, sich an Jeden anschmiegend, als wolle er selbst ein gutes Wort einlegen, daß man ihn mitgeben lasse. Sogar Peter Michel schmeichelte er und dieser gewann das Thier bald lieb, zumal später, als er sah, wie gut es zu klettern verstand und wie gehorsam es dem bloßen Winke seines Herrn war.

Endlich aber war die Stunde des Aufbruchs gekommen und Peter Michel rief die Herren in's Freie, die eben ihren Kaffee tranken. Als sie vor die Thür traten, fanden sie alle im Gasthause vorhandenen Gäste daselbst versammelt, denn das Gerücht ihrer Unternehmung hatte sich bald genug verbreitet. Gern hätten sich den Bergsteigern mehrere junge Leute angeschlossen und einige zogen auch bis zum oberen Gleischer mit, weiter aber wollte Peter Michel keinen mitnehmen, da er nicht gern in so zahlreicher Gesellschaft in die Berge stieg. Uebrigens war der Zug schon an und für sich groß genug, denn außer den beiden Herren und dem Polizeibeamten gehörten Peter Michel und die vorhergenannten sechs Führer dazu, von denen zwei die Speisevorräthe und Decken

und einer Holz und Reisig zur Feuerung trugen. Allerdings brauchte man, da es nur bis zum Gleckstein ging, nicht so viele Menschen, allein die Leute waren einmal dazu ausgewählt, sie freuten sich ausnehmend auf die seltene Expedition und so hatten die Freunde beschlossen, sie sämmtlich mitzunehmen.

Es war ein herrlicher Nachmittag, dem ein eben so schöner Abend und eine stille Nacht folgen zu wollen schien. Der Wind hatte sich fast ganz gelegt und kein Wölkchen trübte den milchblau gefärbten Himmel. Klar lagen alle Berge vor den Augen der Reisenden, man konnte in weitester Ferne die kleinsten Gegenstände unterscheiden und es war mehr ein Vergnügen als eine Anstrengung, dem sie Alle entgegen gingen. Darum befanden sie sich auch sämmtlich in heiterster Laune und selten wohl wurde eine Bergtour so hoffnungsvoll an einen glücklichen Erfolg angetreten, wie diese. Ob sie aber Alle eine Ahnung hatten, wie hoch der Gleckstein lag und mit welcher Mühe er zu erreichen war, bezweifeln wir, wenigstens Einer unter ihnen, der jetzt der lauteste und aufgeräumteste von Allen war, wußte es ganz bestimmt nicht, und das war der Polizeibeamte, der keineswegs vermuthete, welche Strapazen seinem etwas zu wohlgenährten Körper in den nächsten sechs Stunden zugemuthet werden sollten.

Auf demselben, durch die Kunst und die Betriebsamkeit der Grindelwalder so bequem und gangbar gemachten Wege, welchen die alljährlich eintreffenden Reisenden von Grindelwald aus nach der Eisgrotte des oberen Gletschers so häufig betreten, trat auch diesmal die kleine Karavane ihre heutige Reise an. Peter Michel, der heute seinen Bergstock wie einen Commandostab schwang, ging langsamsten Schrittes voran, denn es war noch immer sehr heiß und man dürfe sich nicht gleich im Anfang in Schweiß versetzen, sagte er. So lange es die Breite des Wegs gestattete, gingen Zwei und Zwei neben einander und so hatten Peter Michel und sein junger hübscher Schwager sich an die Spitze des Zuges begeben, denen Arnold und Werner folgten. Hinter diesen kamen die Brüder Kaufmann, die den ihren Spuren nachtretenden Polizeibeamten unter ihre besondere Obhut genommen zu haben schienen. Den Zug schloß Peter Jossé, der den Tragkorb mit Wein auf seinem Rücken trug. Die beiden Führer Ulrich und Johann Baumann dagegen, die ebenfalls ziemlich belastet waren, hatten sich schon einige Minuten vorher auf den Weg begeben und saßen mit ihrem Gepäck bereits vor der ersten Erfrischungshütte, wo der Pfad sich bald zu heben und zu senken beginnt, und schlossen sich hier erst dem größeren Zuge an, obwohl sie den für sie am meisten anstrengenden Theil der Reise ganz nach Belieben zurücklegten, indem sie rasteten, wenn sie Lust dazu hatten, oder vor oder nachgingen, wie der schwieriger oder leichter werdende Weg es ihnen gestattete.

Alle trugen feste Bergstöcke und selbst dem Polizeibeamten hatte man einen in die Hände gegeben, obwohl er ihn anfangs nicht zu brauchen verstand und mit seinem etwas stark hervortretenden Bauch und dem langen Stab eine ziemlich komische Figur spielte. Der arme Mann hatte noch nie eine solche Bergtour unternommen, wie sie ihm heute bevorstand, indessen behauptet, er sei schon ein Dutzend Mal auf den Rigi gestiegen und nach dem Gleckstein werde es ja wohl nicht viel weiter und beschwerlicher sein. Ueberhaupt sprach er anfangs sehr viel und erzählte den Führern drollige Geschichten von seinen Berufsgängen und diese ergötzten sich an dem Humor des Mannes, der sich unbändig auf das ›Rupfen des Vogels da oben‹ freute, da sie wohl aus Erfahrung wußten, wie bald sein redseliger Mund verstummen würde, wenn es erst an's ernstliche Steigen ging.

In kurzer Zeit auch und schon lange bevor man die Sohle des Thales erreichte, in welche sich der Gletscher ergießt, merkte er, daß es heiß sei und daß das viele Sprechen ihm beim Steigen beschwerlich falle. So schwieg er denn schon nach der ersten halben Stunde und zog sich sogar den Rock aus, den ihm einer seiner Führer gutmüthig abnahm, da er voraussah, daß dem guten Mann bald der Athem ausgehen werde. Als man aber in die Nähe des Gletschers kam und der Luftzug daher wie immer kühler und frischer wurde, bat er sich seinen Rock wieder aus, legte ihn aber nach einer Viertelstunde schon wieder ab, da er nun zum ersten Mal in seinem Leben erfuhr, was klettern heißt.

Was Arnold's und Werner's Gemüthsstimmung beim Antritt dieser Bergtour betrifft, so war sie für das bevorstehende ernste Unternehmen so günstig wie möglich. Ohne irgend eine Last zu tragen, nur mit einem in Grindelwald requirirten Bergstock versehen, zweckmäßig gekleidet und des Bergsteigens gewohnt, schritten sie in jugendlichem Frohsinn fast fröhlich dahin, denn heute gab es keine Sorge für sie, sogar blickten sie, wenn das Unternehmen gelang, mit um so größerer Hoffnung in eine schöne Zukunft, und so wirkte der Zauber der sie umgebenden prachtvollen Natur wohlthätig auf sie ein und erhob ihre Stimmung noch mehr, wenn sie bedachten, welch wichtiger Zweck sie heute in die Nähe der Eisregion führte, wohin schon so lange ihr ganzes Sinnen und Trachten gerichtet gewesen war.

Wie es ihnen Peter Michel gesagt, so brauchte man gerade eine Stunde, um bequemen Schrittes an den Fuß des obern Grindelwaldgletschers zu gelangen. Hier raste der umsichtige Führer einige Minuten und während er seine belasteten Kameraden langsam voranschreiten ließ, deutete er den jungen Männern den Weg an, den sie nun einschlagen mußten und der schon jetzt dem Polizeibeamten etwas wundersam schwierig und erschrecklich steil erschien.

»Jetzt geht es langsamer vorwärts, meine Herren,« sagte er, »denn bis jetzt war ja Alles nur Kinderspiel. Nun aber beginnt eine Arbeit für Knaben und später werden auch die Jünglinge und endlich die Männer an die Reihe kommen. Na also denn in Gottes Namen vorwärts!«

Und einen weit über das Thal und nach den Bergen hinaufdringenden Jauchzer ausstoßend, schwang er lustig seinen Stock und klomm die erste Höhe am Wetterhorn hinan, um die untersten Terrassen des Riesenberges zu erreichen.

Zu diesem Zweck ließ er den Eiswall des Gletschers, der dessen äußerstes Ende bildet, nebst der vorgeschobenen Moräne rechts liegen und schritt die grasigen, mit Gehölz bedeckten Abhänge empor. Wohl war hier noch deutlich genug ein Pfad zu erkennen, aber er war schmal, rauh und steil, indem er sich im Zickzack in die Höhe wand und auf jäh abstürzende Klippen führte, die eine nach der andern muthig errungen werden mußten.

Alle drei Männer, die noch nie an diesem Orte gewesen waren, blickten schon hier verwundert in die sie überragende Felswüste hinein. Himmelhohe Felswände thürmten sich über ihnen auf und Keiner von ihnen konnte erkennen, wie es menschenmöglich sei, dieselben zu erklimmen, und doch mußte das geschehen, denn ihr heutiger Weg lag noch hoch über ihnen. Wie sie allmählig hinaufkamen und wie rasch ihnen dabei die Zeit verging, begriff Niemand von ihnen und es wäre gewiß ein frevelhaftes Unternehmen gewesen, die gewaltige Festung, die vor und über ihnen lag, stürmen zu wollen, wenn sie nicht der Führung der Männer vertraut hätten, die bei ihnen waren, jeden Felsblock kannten und den Weg gleichsam im Gefühl hatten, den keines fremden Menschen Auge sah.

Hier hatten denn die beiden dem Polizeibeamten zugewiesenen Führer schon manche Mühe mit dem ganz kleinlaut gewordenen Mann, der nur dann und wann stöhnte und wiederholt bemerkte, daß der Weg nach dem Rigi doch eigentlich, mit diesem einsamen Felspfade verglichen, nur eine ebene und für Damen angelegte Chaussee sei. Indessen ergab er sich in sein Geschick, strengte alle seine nicht geringen Kräfte an und lernte das Klettern zur Freude seiner Lehrer bald, die ihm mächtig unter die Arme griffen und ihm Muth einsprachen, wenn er kleinmüthig und zaghaft wurde, falls er einmal, was zu unterlassen man ihn bat, in die Abstürze hinuntersah, auf deren obersten Kamm er schon, er wußte nicht wie, geklommen war.

Fingal hielt sich immer unmittelbar hinter seinem Herrn oder Arnold und erwies sich zur höchsten Freude Peter Michel's als ein ungemein ausdauernder und durch seinen Instinkt belehrter Kletterer. Ja, ihm machte nicht die geringste Mühe, was den ihm folgenden Menschen fast den Athem benahm, und war man einmal auf einem Ruheplatze angelangt, so legte er sich sogleich an eine passende Stelle nieder und sah schweifwedelnd und mit vergnügtem Gesicht seinen ihn bisweilen freundlich anredenden Herrn an.

»Der versteht's!« sagte Michel an einem solchen Ruheplatz. »Das hätte ich nicht gedacht, obwohl es so natürlich ist. Er hat vier Beine, wo wir nur zwei haben, und seine Klauen greifen fester in das Moos, als unsre steifen Sohlen. Darf ich ihm zu trinken gehen, Herr? Denn

ich sehe, er läßt die Zunge hängen, als ob er Durst hätte, aber unser Wasser hier ist sehr kalt und ich möchte ihm keinen Schaden thun.«

»Habt Ihr denn Wasser?« fragte Werner. »Wenn Ihr was habt, so bietet es ihm, er ist gewohnt, bei der stärksten Anstrengung kalten Schnee zu fressen.«

»Na, dann komm, Fingal!« erwiderte Michel und der Hund folgte ihm willig nach einer Stelle am Felsen, wo eine kleine Quelle niederrieselte, deren silberklares Wasser ein rundes Becken im Felsboden gebildet hatte, aus dem sich nun auch die Führer, das Wasser mit den Händen schöpfend, erlabten.

»Sie können es bequemer haben!« sagte nun Arnold, als er auch an die Quelle trat und einen ledernen Trinkbecher aus der Tasche zog. »Hier, nehmt und mag sich Jeder nach Wunsch gütlich thun.«

»Das ist ein nettes Ding,« sagte Michel, nachdem er daraus getrunken, »so eins muß ich mir auch anschaffen.«

»Behaltet dies zum Andenken an den heutigen Tag,« erwiderte Arnold lächelnd. »Wir finden zu Hause mehr davon, für heute reicht es für uns Alle.«

Michel bedankte sich freundlich und steckte es triumphierend in die Tasche, nachdem Alle der Reihe nach daraus getrunken hatten.

Nach kurzer Rast aber brach man wieder auf und zog auf der ansehnlichen Höhe, die man bereits erklommen, auf einem kaum sichtbaren Pfade in schiefer Richtung

gegen die Kante des Berges hin, der hier schroff abstürzte und einem zum Schwindel geneigten Kopfe schon bedenklich erscheinen mußte. Nachdem man aber überaus langsam und mühsam auf demselben fortgeschritten war und Peter Michel unterwegs den Reisenden einige Stellen mit Namen bezeichnet hatte, wie sie die Bergleute jedem besonders hervorstechenden Platze beizulegen pflegen, hielt er plötzlich auf einer dazu passenden Stelle wieder an und machte die ihm Folgenden darauf aufmerksam, daß man nun eigentlich an den schwierigsten Punkt des ganzen Unternehmens gelangt sei und daß, wenn man diesen hinter sich habe, alles Uebrige ein Kinderspiel sei. Demgemäß beschrieb er den Weg, den man zu nehmen habe und hob die besondere Schwierigkeit mit so klaren Worten hervor, daß ihn Jedermann auf der Stelle begriff.

Es handelte sich nämlich darum, daß der an sich schon schmale und höchstens anderthalb Fuß breite, wie ein Band um die Felsen laufende Weg, sich noch mehr verschmälerte und um eine scharf vorspringende Felskante plötzlich in einem spitzen Winkel umbog, so daß man, wenn man ihn verfolgte, in eine ganz andere Richtung gerieth und gleichsam mit *einem* Schritt von der Nordseite des Wetterhorns auf die Westseite desselben überging. So war die Fortsetzung des bisher verfolgten Weges von dem Orte aus, wo man sich augenblicklich aufhielt, gar nicht zu sehen, er schien plötzlich aufzuhören und nur von der unendlichen Leere umgeben zu sein, wenigstens auf der Seite, wo er fast senkrecht in die Tiefe stürzte.

Auf diesen einen gefährlichen Schritt, der natürlich Kühnheit und Sorgsamkeit von nicht gewöhnlicher Art erforderte, bereitete nun Peter Michel seine Gefährten vor, indem er ihnen erklärte, wie sie sich dabei zu verhalten hätten. Man mußte sich nämlich, während man auf dem schmalen Felsbände stand, mit der Brust gegen die Felsen lehnen und mit den Armen die Felskante umklammern, auf diese Weise seinen Rücken dem schroffen Abgrunde zukehrend. Dann mit dem rechten Fuß zuerst um die Ecke biegend und daselbst festen Fuß fassend und den anderen nach sich ziehend, war das Kunststück beendet, welches dem Zaghaften dadurch sehr erleichtert wurde, daß ein Führer vorging, um einen Arm des ihm Folgenden zu ergreifen und an sich zu ziehen, und ein anderer ihm so lange den anderen Arm hielt, bis der erstere ihn fest gefaßt hatte.

»Sind wir erst um die Ecke,« sagte Michel, »so hat alle Noth ein Ende und wir fassen gleich festen Fuß auf grünem Rasen. Sie, Herr Halder, und Ihr Freund werden es leicht überstehen, denn daß Sie einen schwindelfreien Kopf und starke Beine und Arme haben, habe ich schon lange gemerkt. Nun, den dicken Herrn werden mein Schwager und ich auch glücklich herumlootsen, aber wie es mit dem Hunde werden wird, weiß ich wahrhaftig nicht und ich glaube gewiß, daß wir ihn anbinden müssen, damit er nicht in die Tiefe stürzt, wo er verloren ist.«

Werner lächelte, daß Peter Michel noch immer nicht die Eigenschaften Fingal's vollständig erkannt hatte und

sagte: »Ob das nöthig ist, werde ich bald sehen. Gehen Sie voran, mein Freund mag Ihnen folgen und ich werde so lange den Hund halten. Wenn Arnold es für rathsam erachtet, wird er mir zurufen und ich werde den Hund ihm dann folgen lassen. Er geht lieber allein als an die Leine gebunden und dazu ist er auch geschickt genug. Also voran, Michel; einmal im Leben muß jeder Mensch einen Hauptschritt thun und wir scheinen eben an einem solchen angekommen zu sein.«

Kaum hatte er es gesagt, so schritt Michel auf dem schmalen Felsbände vor und, geraume Zeit über dem Abgrunde schwebend, machte er den Freunden und ihrem Gefährten vor, wie sie sich bei dem kühnen Schritt verhalten müßten, und zwar mit einer Ruhe und Sicherheit, als ob er mitten in seiner Stube oder auf ebenem Grasboden sein kleines Turnerkunststück auszuführen hätte. Eine Secunde darauf war er den Augen der Freunde entschwunden, streckte aber gleich darauf seine Hand vor, um den ihm nachfolgenden Arnold damit zu empfangen.

Dieser besann sich keinen Augenblick und alle Hülfe Peter Egger's ablehnend, schritt er auch kühn um die Ecke, worauf von Michel's Seite her ein fröhlicher Jauchzer herüber scholl.

Gleich darauf rief Arnold um die Ecke: »Laß Fingal los, es wird gehen. Sobald ich seinen Kopf sehe, fasse ich sein Halsband. Ich stehe fest und Michel hält mich!«

»Vorwärts, Fingal!« rief Werner und ließ das Halsband des Hundes fahren; und dieser, als ob er genau gewußt, um was es sich handelte, folgte Arnold's Ruf und trat

langsam auf dem schmalen Bande daher, vorsichtig den Kopf um die Ecke streckend.

»Ich habe ihn!« erscholl es gleich darauf von Arnold her und bald war auch Fingal verschwunden und abermals ließ Michel einen fröhlichen Jauchzer ertönen.

Jetzt kam Werner an die Reihe und auch er, ohne einen Blick in die grausige Tiefe zu werfen, bog glücklich um die Ecke und fand, wie Michel es gesagt, einen kleinen mit Gras bewachsenen Vorsprung, auf dem er sogleich festen Fuß fassen und sich an bequemer Stelle niederlassen konnte.

Als nun aber Arnold und Werner mit Fingal glücklich auf dem grünen Rasen saßen und ihre Augen bewundernd in die Tiefe und Ferne schweifen ließen, begab sich Peter Michel noch einmal an die gefährliche Ecke, um auch bei der Bergung des überaus ängstlichen Polizeibeamten behülflich zu sein, den Peter Egger fest am Gürtel hielt, als er auf den bedenklichen Punkt trat. Kaum aber hatte Michel die rechte Hand des behenden Mannes erblickt, so faßte er sie mit der seinen wie mit einer eisernen Klammer, griff dann mit der Linken ebenfalls in den Gurt, den man ihm umgeschnallt und hob ihn so, obgleich er gewiß schwer war, mit fast übernatürlicher Kraft um die Ecke, was mit solcher Gewalt und Schnelligkeit geschah, daß der stämmige Mann mit dem runden Bauche lang auf den Rasen hinkugelte.

Wenn Jemand im Stande gewesen wäre, an einem solchen Orte und in einer solchen Lage zu lachen, so hätte das angstverzerrte Gesicht des Beamten gewiß reichlichen Stoff dazu geboten. Zitternd, mit schweißstriefendem Antlitz, von hinten und vorn von den eisernen Fingern der Männer umklammert, bog er um die Ecke und als er sich nun glücklich geborgen an der Seite der beiden Herren liegen sah, seufzte und stöhnte er laut auf, wie ein Mensch, der sich noch immer inmitten einer Lebensgefahr befindet. Erst langsam kam das Bewußtsein seiner völligen Sicherheit über ihn und da erhob er den blutrothen Kopf, nickte lächelnd den ihn Anschauenden zu und rief:

»Gott sei Dank! Ich lebe noch und in Gedanken war ich doch schon lange todt! O, was muß der Mensch doch Alles um des lieben Brodes willen thun! Na ja, ich sag's ja! Die Luzerner sollen mir nur mit ihrem Rigi kommen, ich werde ihnen etwas ganz Neues darüber erzählen. Und wenn man den ganzen Pilatus auf den Rigi stülpte, dann käme, das sehe ich jetzt wohl, noch lange kein solcher Berg wie dieser hier heraus. Wie heißt denn eigentlich dies himmelhohe Ding?«

»Das Wetterhorn!« erwiderte Peter Michel mit stillem Lächeln und nickte den beiden Freunden vergnügt zu.

»Na, das ist ein passender Name!« rief der Mann. »Zum Wetter, ja, Wetterhorn, das paßt! Aber nun lassen Sie mich einen Schluck trinken, wenn es Ihnen recht ist, ich

bin einer Ohnmacht nahe und mir ist zu Muthe, als hätte ich seit drei Tagen gefastet, obgleich ich doch erst vor zwei Stunden ganz menschlich zu Mittag gespeist habe.«

»Vor zwei Stunden,« erwiderte Michel, »wo denken Sie hin? Zwei Stunden – wir müssen bald vier Stunden unterwegs sein!«

»Das ist unmöglich!« riefen Arnold und Werner und zogen ihre Uhren heraus.

Aber Michel hatte Recht, es war sechs Uhr vorüber. »Aber wo ist die Zeit geblieben?« riefen die Freunde.

»Sie ist uns unter den Händen und Füßen weggelaufen, meine Herren,« erwiderte der Führer. »Wenn man so arbeitet, wie wir die beiden letzten Stunden gearbeitet haben, dann denkt man an nichts Anderes und in den Bergen und bei solchem Klettern zumal hat die Zeit Flügel, wie ›Ihr Vogel«. Da sehen Sie nur, wo Grindelwald liegt und wo wir sitzen, denn wir sind schon lange ein paar tausend Fuß über dem Kirchthurm da unten fort.«

Aller Blicke richteten sich nun wieder nach dem Thale und das bot ihnen allerdings einen köstlichen Anblick dar, und während ein Führer eine Flasche Wein hervorzog und aus dem Peter Michel jetzt gehörenden Becher zuerst dem Mann des Gesetzes ein Glas credenzte, um ihn sobald wie möglich seine Ohnmacht vergessen zu machen, betrachteten die Anderen das herrliche Gemälde, das da so tief, tief unten und so wunderbar herrlich vor ihren entzückten Augen lag.

Rings um die in dieser Einsamkeit auf weichem Rasen, aber innerhalb eines sehr beschränkten Raumes gelagerten Menschen erhoben sich die schroff emporsteigenden Felsriesen mit ihren wie Silber glänzenden Eispyramiden, die von den goldenen Strahlen der scheidenden Sonne noch lange rosig angehaucht wurden. Und um so gewaltiger und bedrückender däuchten sie den Freunden, da sie ihnen so nahe zu liegen schienen, nachdem sie mit ihren Gefährten bereits zu so bedeutender Höhe und in die Nähe der unergründlichen Reviere der Eisregion emporgestiegen waren.

War aber dieser Anblick des Starren, Erhabenen, Grandiosen ein ernster und die Seele tief bewegender, so wurde sie wieder besänftigt, wenn die Augen in anderer Richtung auf die ferner liegende Umgebung niederschauten. Denn außer den wild gezackten Schluchten und Klüften sah man auch in üppig grüne Thalflächen, in Wiesen und Almen hinein, an denen das weite Thalbecken von Grindelwald so überaus reich ist. Vor Allem lag das idyllische Dorf mit seinen malerischen Holzhäusern, seinen schmucken Gasthöfen und seiner niedlichen Kirche mit dem gastlichen Pfarrhause lieblich und einladend da, um so einladender, wenn man es mit der anderen Seite verglich, wo die riesigen Berge: der weiße spitzgeformte Eiger, der dunkle kahle Mettenberg, hinter dem sich das große Schreckhorn verbarg, hoch und starr in die blaue Luft ragten. Und dazwischen sah man auch die beiden Gletscher, den oberen und den unteren, schaurig geborsten und zerklüftet, sich in das Thal hinab

ringeln, ohne noch die vielgerühmte Pracht der Farben zu zeigen, die man erst wahrnimmt, wenn man ihnen ganz nahe kommt oder unmittelbar auf ihnen steht. Aber wie lieblich waren dagegen in dem fernen Thale die Farben durch einander gemischt! Von der smaragdgrünen Wiese bis zum tiefsten Dunkel der düsteren Tannen, die sich hoch hinan auf die Felsen zogen, waren alle Nüancen vertreten, aber so sinnig und natürlich an einander gereiht, daß überall Harmonie und sanfte Uebergänge zu finden waren und das Auge nirgends überrascht oder durch die Fülle des Gebotenen ermüdet wurde.

Wenn aber oben auf den Höhen noch Alles in Licht und Glanz gebadet war, so sah es im Thale dagegen schon viel dunkler und abendlicher aus. Die hohen Berge warfen bereits ihre langen Schatten weit über Grindelwald hinaus und die Häuser verschwanden schon allmählig in der rasch hereinbrechenden Dämmerung.

Gleichsam um ihre Lieben da unten zu grüßen, ließen die Führer jetzt einen vierstimmigen Gesang erschallen, der eine wunderbare Wirkung auf die zwischen ihnen sitzenden Zuhörer übte. Kräftig und wohllautend schwellen die Stimmen allmählig an und am Ende jeder Strophe gingen sie in jenes melodische Jodeln über, welches so viel Eigenthümliches hat und namentlich in den Bergen, wo seine Heimat, durch keinen anderen Gesang übertroffen wird.

Aller Anwesenden bemächtigte sich, obgleich der Gegenstand des Liedes kein allzu ernster war, doch eine feierlich gehobene Stimmung und unwillkürlich fiel Arnold

und Werner die Veranlassung ein, die sie heute hierhergeführt hatte. So richteten sich denn auch ihre Augen in die Höhe, als ob sie den Weg suchten, der sie zu ihrem noch fernen Ziele führen sollte, aber sie konnten ihn nicht entdecken, denn immer mächtiger strebten jetzt die Wände des Wetterhorns auf und verschlossen ihnen die Aussicht auf das Nächstliegende oder vielleicht mochten sie auch das Ziel in größerer Höhe suchen, als es wirklich zu finden war. Nachdem man aber etwa eine halbe Stunde geruht und die erste Flasche Wein brüderlich unter die Anwesenden getheilt hatte, nahm man Abschied von dem traulichen Rastort und Peter Michel schritt wieder kühn voran, um die letzten Fährlichkeiten des Weges zu besiegen, die er dem besorgnißvollen Mann des Gesetzes bisher noch verschwiegen und als pures Kinderspiel bezeichnet hatte.

Der Pfad, den man bisher verfolgt, wollte noch immer nicht breiter werden und führte parallel mit dem Laufe des Gletschers am Rande desselben, doch hoch darüber fort. Dabei war er rauh und beschwerlich genug. Rechts unten sah man auf den wild zerklüfteten Gletscher hinab und links ragte steil und wild der nackte Fels des Wetterhorns empor, auf dessen hoch über den Wandernden sich erhebende Terrasse man nur durch einen weiten Umweg gelangen konnte, der zuerst durch den tiefen Einschnitt eines Gletscherbaches führte, an dessen entgegengesetzter Seite man wieder steil in die Höhe klimmen mußte.

Hier gab es schroffe Gras- und Geröllhänge zu erklettern, sogar glatte und kahle Felsplatten stellten sich den

Reisenden in den Weg, die nur mit Hülfe einiger künstlich eingehauenen Stufen zu bewältigen waren, und langsam nur ging es in die Höhe, da die Stufen sehr unregelmäßig, bald übermäßig hoch, bald glatt und schlüpfrig waren. Endlich aber bezwang man sie doch und trat nun abermals auf eine mit grünem Rasen bekleidete, ziemlich ebene Bergterrasse hinaus, die Peter Michel ›an Schönbühl‹ nannte und nochmals zu einer kurzen Ruhestätte wählte, um den armen, schwer keuchenden Polizeibeamten zu neuem Athem gelangen zu lassen.

Als dieser aber mit etwas wehmüthig klingender Stimme erklärte, er sei nun wieder im Stande, die Reise fortzusetzen, brach Peter Michel bald wieder auf und dem Thal des oberen Gletschers den Rücken kehrend, schlug er die Richtung nach einem wilden, steinigen Seitenthal ein, welches hoch oben auf seinen in die blaue Luft ragenden Kämmen von glänzenden Gletschern umkränzt erschien.

Mit großer Anstrengung nun arbeitete man sich einen steilen Felsabsturz hinauf und mußte dabei nochmals einen mächtigen Gletscherbach, der laut brausend in die Tiefe stürzte, überschreiten. Das Kinderspiel also, auf welches Peter Michel die Reisenden vertröstet, war doch kein ganz leichtes, wie sie jetzt wohl sahen, aber durch die Nähe des nun bald erreichten Zieles von Neuem er-muthigt, schritten und kletterten sie rüstig voran, von den Reden der Führer ermuntert und überall, wo es Noth that, von ihren sicheren Händen unterstützt, die selbst Arnold und Werner jetzt nicht mehr verschmähten, da

sie denn doch nicht an eine so anhaltende und immer mühseliger werdende Kletterarbeit gewöhnt waren.

Von jetzt an hörte auch die letzte Spur irgend eines sichtbaren Pfades auf. Ueber Steintrümmer, theils mühsam klimmend, theils kühn springend, drang man immer höher hinauf, Gletscherbäche folgten auf Gletscherbäche und sie mußten alle durchwatet und ihre steilen Uferhänge erklettert werden. Mühselig genug war diese Arbeit, aber sie wurde überwunden, bis man endlich auf ein offenes Berggelände trat und vernahm, daß dies die Schaaftriften des Oberberges seien.

Es war unterdeß später Abend geworden; die Sonne war längst untergegangen und die Dämmerung schon so weit vorgeschritten, daß man die Gegenstände um sich her nicht mehr deutlich von einander zu unterscheiden vermochte. So viel Arnold und Werner bemerken konnten, befand man sich aus einer sanft geneigten Hochfläche. Der Boden war uneben, mit Geröll und vereinzelt Felsklippen bedeckt, sonst aber mit weichem Rasen ausgepolstert, den Bäche anmuthig und lebhaft sprudelnd durchrieselten.

Hier stand Peter Michel still und verkündete mit lächelnder Miene, daß man seinem Ziele nahe sei und daß der schon oft genannte Gleckstein, so genannt, weil man den hier weidenden und durch ihre einsame Lage halb verwilderten Schaafen Lecksalz zu bieten pflege, dicht vor ihnen liege. In der That tauchte in der Ferne eine dunkle Felsmasse auf, die aus zwei mächtigen Blöcken bestand, welche schief gegen einander gelehnt waren

und so über einer nicht allzu geräumigen Höhlung ein natürliches Dach bildeten. Der Raum, welcher auf diese Weise entstanden, ist etwa dreißig Fuß lang und vier Fuß breit und hat eine Höhe von fünf Fuß, so daß vier bis fünf Personen ziemlich bequem darin liegen oder sitzen und sich gegen die Witterung und die Kühle der Nacht schützen können. Um den Luftzug davon abzuhalten, hat man die hintere Oeffnung mit Steinen zugemauert und eben so zum Theil die vordere, so daß man nur auf dem Bauche kriechend in die Höhle gelangen kann.

Dies ist der einzige Ort in dieser wüsten Bergwelt, wo der Mensch ein Unterkommen findet; in weitem Umkreise herum giebt es kein anderes Obdach und glücklich mag sich der kühne und der Wissenschaft oder seinem inneren Triebe nachgehende Wanderer fühlen, der, mit ungeheurer Anstrengung in eine 7000 Fuß hoch gelegene Einöde dringend, noch wenigstens diese Ruhestätte findet, die er sich mit den aus dem Thale heraufgebrachten Bequemlichkeiten und Schutzmitteln auf mancherlei Weise angenehmer zu gestalten versucht.

DRITTES CAPITEL. DER GLECKSTEIN.

Wie gesagt, es dunkelte schon stark, als man bis in die Nähe des Glecksteins vorgedrungen war, aber der Mond, obgleich er noch nicht sichtbar geworden, ließ sein bleiches Licht doch schon vom Himmel ausströmen und färbte die chaotisch wilde Umgebung, in deren Mitte man sich befand, mit einem bläulichen Schimmer, der allen

Gegenständen ein ganz eigenthümliches Aussehen verlieh und die menschliche Gestalt wie in einen geisterhaften Nebel gehüllt erscheinen ließ.

Daß die Reisenden leidlich ermüdet waren, als sie diese sich langhin dehnende Hochfläche erreichten, bewiesen sie dadurch, daß sie sich sogleich auf den weichen Rasen niedergleiten ließen, wie es sogar Michel mit seinen Gefährten that, obwohl man ihnen nicht die geringste Abnahme ihrer Kräfte anmerkte, am wenigsten jenem kühnen Mann, der bis zum letzten Augenblick dieselbe Rüstigkeit und Elasticität an den Tag gelegt, die er am Morgen gezeigt hatte. Nur der Polizeibeamte war sichtbar erschöpft und bedurfte schon wieder einer materiellen Erquickung, die ihm denn auch gereicht wurde und die sich nun auch die Uebrigen gefallen ließen. Dennoch verhielt sich der wohlbeleibte Mann jetzt ungemein schweigsam und ließ in Gottes Namen die Andern beschließen, was nun zunächst zu thun, da es ihm für den Augenblick völlig gleichgültig erschien, was geschah.

»Ja,« sagte Peter Michel, als man nun in einem engen Kreise hinter einem Gebüsch duftiger Kriechtannen lag und zwei Flaschen dunkelen Weins ihr kräftiges Lab-sal spendeten, »hier wollen wir noch ein Weilchen liegen bleiben und rasten, bis wir frische Kräfte zu dem bevorstehenden Unternehmen gesammelt haben. Es ist mir noch etwas zu früh, um dicht an den Glectstein heranzugehen und unsere Kameraden aus Grindelwald in ihren Vorbereitungen zur Nacht zu stören. Damit aber werden sie erst zu Stande gekommen sein, wenn sie noch

ein Weilchen länger an Ort und Stelle sind, da sie gewiß nicht lange vor uns eingetroffen. Der fremde Mann, den Sie suchen, meine Herren, wird, sobald er seinen Antheil von der Suppe genossen, die man ihm kocht, sich zur Ruhe begeben, denn er ist gewiß müde wie ein Hund, und darum zögert er nach solchem Marsch nicht lange, zu Bett zu gehen. Wie ich nun meine Kameraden kenne, so werden sie sich, sobald sie ihn in seine Decken eingepackt, vor dem Gleckstein ein Feuerchen anmachen, ihre Pfeifen rauchen und dabei ein Gläschen Grog trinken, der im Freien auf solcher Höhe immer am besten schmeckt. Nun, da sitzen sie denn draußen vor der Höhle und plaudern ein Bischen, oder liegen zum Theil auch schon auf dem Ohr, um sich bis drei Uhr Morgens etwas recht Süßes träumen zu lassen, da, wie sie meinen, ihnen nun erst der bittere Gang über die Gletscher, den Hochfirn und das eisige Joch bevorsteht. Nun, darin irren sie sich und es soll ganz anders mit ihnen kommen, als sie erwarten.«

»Also Ihr seid fest überzeugt, Michel, daß wir den ›Vogel‹ vor uns haben?« fragte Arnold Halder.

»Na, wo sollte er denn sein, wenn nicht hier, Herr?« fuhr Michel auf, indem er sich halb aufrichtete und im Liegen auf seinen Ellbogen stützte.

»Soll ich es einmal mit Fingal probiren?« fragte Werner und sah dabei den Hund an, der auch leidlich ermüdet sich zu den Füßen seines Herrn lang ausgestreckt hatte und bei Nennung seines Namens schon die Ohren spitzte und freudig mit dem Schweif wedelte.

»Wie wollen Sie denn das?« fragte Michel verwundert, »was kann der Hund hierbei thun?«

»Das sollen Sie gleich sehen. Gieb mir einmal die Handschuhe von dem Manne her, Arnold, die Probe wird dann leicht gemacht sein.«

Arnold griff in die Tasche, wo er die veilchenfarbigen Handschuhe Pinto Machado's verwahrte, und warf sie dem Freunde zu. Werner erhob sich und mit ihm der Hund, wie auch Michel und Arnold bald auf den Beinen waren, um die verkündete Probe mit anzusehen.

»Hier, Fingal,« sagte Werner zu dem Hunde, »rieche einmal an diesen feinen Dingerchen! So, mein Thier, und nun komm und suche uns einmal die Spuren von dem Mann auf, der noch nicht lange vor uns über denselben Rasen gegangen sein muß.«

Fingal schnupperte heftig an den Handschuhen herum und auf das ›Such, such!‹ seines Herrn sprang er empor und folgte ihm einige Schritte, während dieser mit der Hand auf den Boden deutete.

Der Hund, ein dumpfes Geknurr ausstoßend, aber ohne zu bellen, was Michel schon gefürchtet hatte, sprang rechts und links umher und schneller als ein Mensch es vermuthete, schien er schon gefunden zu haben, was er suchte, denn plötzlich schoß er wie ein Pfeil in der Richtung des Glectsteins fort, als wolle er auf eigene Hand die Untersuchung desselben unternehmen.

»Bei Gott!« rief Michel, »er hat die Spur. Aber rufen Sie ihn augenblicklich zurück, damit er uns nicht zu früh anmeldet.«

Werner ließ einen ganz absonderlich klingenden leisen Pfiff ertönen, dem der Hund sofort gehorchte, und augenblicklich stehen blieb. Als sein Herr aber noch einmal pfiff, kam er langsam zurück, gab jedoch durch ein dumpfes Schnauben zu erkennen, daß er sich ungern in seiner Arbeit habe stören lassen.

»Ja,« sagte Werner nun mit der größten Bestimmtheit, »er hat wirklich die Spur Pinto Machado's gefunden, ich kenne sein Benehmen in solchem Fall. Und nun erst bin ich fest überzeugt, daß wir auf der rechten Fährte sind und diesmal den schwierigsten Weg, den ich in meinem Leben unternommen, nicht vergebens gemacht haben.«

»Na, ich sage es ja,« rief Michel erfreut. »Nun aber bringen Sie Ihren Hund wieder zur Ruhe, er darf nicht zu müde werden, denn morgen früh muß er mit uns denselben Weg noch einmal machen und die scharfen Steine der Felsen greifen die nackten Pfoten eines solchen Thieres bitterer an als unsre dick besohnten Füße. Und nun, da wir so weit sind, will ich Ihnen den Plan auseinandersetzen, den ich mir just im Kopfe zurechtgelegt. Halten Sie sich Alle hier ganz still und pflegen Sie Ihre Glieder, es ist das ein ganz hübsches Fleckchen dazu und nachher sollen Sie schon eine bessere Ruhestätte finden. Ich werde nun bald ganz allein vorschreiten und das Lager unsrer Gegenpartei recognosciren. Hoffentlich treffe ich noch einen der Führer im Freien; ist es so, dann winke ich ihn, wenn der ›Vogel‹ zu Neste ist, zu mir heran, lege ihm den Sachverhalt auseinander und öffne ihm die Augen, welchem Menschen er heute das Geleit über die

Berge gegeben hat. Na, wenn ich dann Kundschaft eingezogen und gesehen habe, wie es in der Gleckhöhle steht, dann komme ich zu Ihnen zurück und Sie begeben sich selbst dahin und begrüßen Ihren alten Bekannten, der gewiß sehr überrascht und erfreut sein wird, heute Nacht noch ganz unerwartet eine so zahlreiche Gesellschaft bei sich zu sehen. Du aber, Egger, mein Junge, suche unterdeß unsre Laterne hervor und stecke das Wachlicht hinein. Wenn Ihr dann dicht vor der Höhle seid, zünde es an, damit die Herren sehen können, was in dem dunklen Raume vorgeht. Widerstand wird der fremde Herr nicht leisten, wenn er so viele Männer um sich sieht, und sollte er es dennoch versuchen, dann gebrauchen wir unser Bergrecht, packen ihn und rupfen ihm die Schwungfedern aus – haha!«

Bei diesen Worten richtete sich der Polizeimann auf, den man schon im Schlaf glaubte, und streckte seine beiden mächtigen Arme aus. »Widerstand?« sagte er. »Ei, der Kerl wird doch nicht verrückt sein? Na ja, das wäre Etwas für mich, dergleichen steht in unserm Kalender nicht geschrieben. Nein, meine Herren, wenn wir an der Höhle sind und erst wissen, wen wir vor uns haben, dann bin ich der Mann, der hier im Amte ist, und ich werde zuerst ein Wort mit dem Durchbrenner wechseln.«

»Nein, mein Lieber, das werden Sie nicht thun,« nahm nun Arnold das Wort. »Der Erste, der mit ihm ein Wort wechselt, werde ich sein, und um dem Mann eine besondere Freude zu bereiten, will ich ihn in seiner Muttersprache anreden und ihn auf eine ganz eigenthümliche

Weise auf dieser romantischen Höhe begrüßen. Nachher können Sie thun, was Sie wollen, ich überlasse Ihnen die Wache, damit er uns nicht abermals aus den Fingern schlüpft.«

Die Führer schlugen bei diesen Worten ein lautes Gelächter auf. »Das sollte ihm schwer werden,« sagte Michel. »Er kann keine zehn Schritte thun, ohne zu stolpern, und davon wird er die Einsicht haben, ohne daß wir sie ihm beibringen. Er wird also ganz gemüthlich seinen Schlaf fortsetzen, wenn er unter diesen Umständen schlafen kann, und wir werden ihm darin Gesellschaft leisten. Vier Mann aber können nur bequem in der Höhle liegen, die andern müssen sich eine Lagerstelle um das Feuer bereiten.«

»O,« rief der Beamte, »wenn das ist, dann bitte ich mir die Ehre aus, in der Nähe meines Vogels schlafen zu dürfen, nicht, weil er unter Dach und Fach schläft, sondern weil er mir gehört, sobald ich ihn erreicht habe, und weil ich für die richtige Ablieferung seiner Person sorgen muß.«

»Gut,« erwiderte Michel, »ich bin es zufrieden, dann wollen wir aber jetzt schon unsere Rollen vertheilen, damit das Stück nachher gleich in Scene gehen kann. Und so meine ich, daß wir dem Herrn die ersehnte Ehre lassen und daß Sie Beide, meine Herren, ihm Gesellschaft leisten. Für Ihren Hund ist immer noch Platz dabei und an ihm, das merke ich schon, werden wir diesmal den besten Wächter haben.«

»Darin irrt Ihr nicht,« sagte Werner, »und ich stehe dafür, daß er ihn nicht mehr aus den Augen lassen wird, sobald er erst weiß, daß er ihn halten soll.«

Nachdem man diese letzte Verabredung getroffen, schritt Peter Michel ohne Zögern an die Ausführung seines Plans und die Andern legten sich wieder nieder, da man das Abendbrod erst nach vollbrachter Ergreifung Pinto Machado's am Feuer bereiten und einnehmen wollte.

Leise vor sich hin lachend und sich schon im Voraus auf die Ueberraschung freuend, die sein plötzlichen Erscheinen bei seinen Kameraden hervorrufen würde, schritt der kühne Führer mit ruhigem Gemüth dem noch etwas fernen Gleckstein entgegen und erst als er sich ihm so weit genähert hatte, daß er in der vom Vollmond jetzt ziemlich hell beschienenen Wüste die Umgebung desselben erforschen konnte, blieb er einen Augenblick lauschend stehen, um zu sehen, wie man sich bei dem nächtlichen Bivouak verhalte.

Es dauerte auch nicht lange, so sah er, hinter einem größerm Felsblock hervortretend, den Eingang der Höhle von einem Feuer beleuchtet, das dicht davor brannte, aber da es hier oben nur wenig Holz gab, wenn man keins vom Thale mit heraufgebracht, so wurde dasselbe nur sehr schwach unterhalten und höchstens bisweilen, wenn es eine harzige Föhrenwurzel erfaßte, loderte es in einem kleinen, einem Irrlichte gleichen Flämmchen auf.

Vor dem Feuer schien ein Mensch zu liegen und sich an demselben zu wärmen, denn die Gletscher, die hier so

nahe lagen, hauchten bereits eine sehr fühlbare Frische aus, die die an sich schon kühle Nacht eben nicht wärmer machte. Michel schlich sich noch näher heran, und um den liegenden Menschen zu einer Bewegung zu veranlassen, damit er ihn an den Umrissen seiner Gestalt erkennen könne, ließ er den Ruf einer Nachteule ertönen, der so natürlich klang, daß ihn kein Fremder von dem Schreien des Vogels hätte unterscheiden können. Allein ein Grindelwalder Bergführer weiß sehr wohl, daß die Nachteulen sich nie aus ihren Wäldern in diese Höhe begeben, und so mußte das hier so seltene Geschrei den Mann, wenn er nicht fest schlief, wohl auf das Nahen eines Menschen aufmerksam machen.

Und so geschah es auch. Denn kaum war der Ruf etwas leiser als vorher zum zweiten Mai ausgestoßen, so erhob sich der vor dem Feuer liegende Mann und schaute in das trübe Nachtbild hinaus, das rings um ihn ausgebreitet lag.

Sobald er sich aber auf seine Füße erhoben hatte, erkannte Michel's scharfes Auge, daß es einer seiner Kameraden war, und nun gab er einen anderen Laut zu hören, der den Mann belehren mußte, daß es nur ein Bekannter sein könne, der sich ihm in so später Abendstunde hier oben zu erkennen gebe.

Langsam und doch seine Neugierde durch den weit vorgestreckten Kopf verrathend, kam der Mann näher heran und nun ging ihm auch Michel einige Schritte entgegen, wobei es geschah, daß sein Gesicht von dem immer höher gestiegenen Monde erleuchtet wurde und der

Grindelwalder auf der Stelle seinen berühmten Kameraden erkannte. Aber er war im ersten Augenblick doch so überrascht, daß ihm die Stimme in der Kehle stecken blieb, und so sagte Michel, dicht an ihn herantretend, mit leisem Geflüster, das dem Anderen auf der Stelle ein gewisses Bedenken erregte:

»Aha, nun erkenne ich Dich – Du bist Mathes Wildmann. Gut. Wen hast Du hier bei Dir und wohin willst Du?«

»Ach, Peter Michel, Ihr seid es,« sagte der Mann mit einiger Betroffenheit, »ich habe Euch doch wahrhaftig nicht in dieser Nacht hier oben vermuthet. Aber wen ich bei mir habe und wohin ich will? Na, das ist sehr einfach; mein Bruder und mein Vetter begleiten einen Mann über das Lauteraarjoch nach der Grimsel, der es sehr eilig hat und der doch schon heute todtmüde ist und dort unter den Steinen schläft. Wie wir morgen mit ihm über die Gletscher und die Eisberge kommen wollen, weiß ich wahrhaftig nicht, aber er hat es ja durchaus so gewollt und an uns liegt die Schuld nicht.«

»So!« sagte Michel mit der Miene und der Stimme eines seiner Stellung und seines Rufes sich bewußten Mannes, »na, darum laßt Euch nur kein graues Haar wachsen, wie Ihr mit ihm über die Gletscher kommt. Ich werde Euch gleich ein anderes Lied aufspielen. Denn wißt, Ihr sitzt in einer höllischen Patsche, junger Freund, und ich wundere mich höchlich, wie Ihr drei Grünschnäbel so thöricht sein konntet, mit einem Fremden, der kein geübter Bergsteiger ist, eine solche wagehalsige Tour zu

unternehmen. Das hättet Ihr hübsch bleiben lassen sollen, Ihr Naseweise. Ihr hättet damit beinahe etwas Schönes angerichtet, denn Ihr habt einem von den Gerichten verfolgten Spitzbuben das Geleit gegeben. Er ist auf der Flucht und hat Euch eine Nase gedreht. Nun, das ist einmal so und läßt sich nicht ändern. Thut jetzt nur so, wie ich Euch sagen werde, dann wird noch Alles gut enden.«

»Ach mein Gott,« erwiderte der ganz ängstlich gewordene Mann, »was Ihr da sagt, Peter Michel erschreckt mich ja sehr. Aber seht, wir sind wahrhaftig nicht schuld daran. Wir haben ihm wohl gesagt, daß es keine Kinderarbeit sei, über das Lauteraarjoch nach der Grimsel zu gehen, aber er bestand ja durchaus darauf, er wolle es auf jeden Fall versuchen, sagte er, und da er uns den doppelten Lohn versprach, den wir zu fordern hatten, so willfahrten wir ihm. Aber was soll ich jetzt thun, Peter Michel, um aus der infamen Patsche zu kommen?«

»Na, das läßt sich hören und wenn Du es klug anfängst, werden Dir die Herren, die bei mir sind, verzeihen. Geh jetzt in die Höhle, rufe Deinen Bruder und Vetter vorsichtig heraus, daß der Vo – ja so, der Gauner nichts merkt, und sage ihnen draußen, um was es sich handelt, damit sie sich nicht zu sehr wundern, wenn meine Gesellschaft kommt und dem schlafenden Spitzbuben einen Besuch abstattet.«

Der Führer, der sich von seiner Ueberraschung noch immer nicht erholen konnte, that, wie ihm Peter Michel geheißen, und dieser kehrte zu der seiner harrenden Gesellschaft zurück, um ihr die ihm zu Theil gewordene

Kunde zu überbringen. Jenem aber gelang es nur mit einiger Mühe, seine neben dem Fremden fest eingeschlafenen Verwandten zu ermuntern, und als er sie endlich draußen im Freien hatte, theilte er ihnen mit, was so eben geschehen war und ihrer kaum angetretenen Expedition ein so rasches Ende bereitete.

Michel's Bericht dagegen erregte eine große Freude unter den Zurückgebliebenen, als sie ihn kommen sahen, sprangen sie rasch von ihren Plätzen auf und im Augenblick war alle ihre Müdigkeit vergessen und selbst Herr Kränzeli, der Polizeibeamte, fühlte sich ganz wundersam rüstig, da es ja nun an die längst ersehnte Arbeit ging, wegen deren man ihn den beiden Herren zur Begleitung mitgegeben.

Als nun aber auch Fingal aufsprang und mit lebhafter Ungeduld die vorher gewitterte Spur wieder aufnehmen und vorwärts stürzen wollte, sagte Peter Michel zu Werner:

»Ja, das ist Alles schon recht, Herr, aber wie ist es nun mit dem Hunde? Wird er nun nicht an den Mann losfahren, wenn er dicht bei ihm ist, und sein Wild erkennt, und ihm Eins mit seinen Zähnen versetzen? Es wäre das am schlimmsten für uns, denn wenn er ihn lahm bisse, so hätten wir nachher das Vergnügen, den Blessirten nach Grindelwald hinab zu tragen, und das ist auf dem Wetterhorn eben keine leichte Arbeit.«

»Darüber beruhigt Euch, lieber Michel,« entgegnete Werner. »Fingal beißt keinen Menschen, wenigstens nicht ohne mein Geheiß, und um Euch aller Sorge darüber

zu entheben, will ich ihn lieber an die Leine nehmen, bis Alles abgethan ist. Hat Niemand einen Strick bei der Hand?«

Der verlangte Strick war bald von einem der Tragkörbe gelöst und Fingal mußte es sich ganz wider Erwarten gefallen lassen, von seinem Herrn einmal wieder geleitet zu werden. Er fügte sich auch willig darin, wie immer, und als nun Michel auch darüber beruhigt war, sagte er:

»Nun denn, meine Herren, da auch das in Ordnung ist, so lassen Sie uns endlich an das Hauptgeschäft dieses Tages gehen. Die Sache muß einmal ein Ende nehmen und ich bin begierig, zu erfahren, wie sich die Wiedererkennungsscene abwickeln wird. Das ist ja eine wahre Comödie, wie sie im Angesicht dieser ehrwürdigen Berge sich noch nie abgespielt hat.«

»Ihr werdet davon sehr wenig verstehen,« sagte Arnold lächelnd, während sie langsam dem Gleckstein zuschritten, »denn wir werden uns mit dem Herrn in einer Sprache unterhalten, die Euch nicht geläufig ist. Aber diesen Genuß kann ich mir nicht versagen und das soll meine erste Belohnung sein. Ich bin zu neugierig, was für ein Gesicht Herr Pinto Machado macht, wenn ihm hier ein Mann mit einem brasilianischen Gruß entgegen tritt und ihn damit aus seinem ersten Schlafe weckt.«

»Na, dann werden wir doch wenigstens sehen, was für ein Gesicht er macht, wenn er an die Nachtluft tritt, denn wie mir scheint, werden Sie die Scene nicht knieend oder liegend zu Ende führen wollen und stehen kann ein so

großer Mann, wie Sie es sind, nicht in dem Ding da. Also nur munter vorwärts, Alle zusammen, und seht Euch dabei den Mond da oben an, er will auch etwas von dem Schauspiel genießen, denn mit einem solchen feurigen und vollen Auge habe ich ihn lange nicht auf diese Einöde herabschauen sehen.«

Er hatte Recht. Der Vollmond war prächtig heraufgestiegen und goß jetzt sein blendendes Licht über die wunderbar großartige Gegend aus, deren Eisriesen im Hintergrunde immer mächtiger unter seiner Beleuchtung emporzusteigen schienen und wie gespenstische Riesenschatten auf das Thun der Menschen blickten. Aber was sie sehen und der Mond beleuchten sollte – es war wohl wunderbar und seltsam, aber nicht großartig schön, wenigstens für Arnold und Werner nicht, die zwar thatkräftige Männer, aber auch fühlende Menschen waren und trotz der ihnen bewußten Pflicht, die sie jetzt zu erfüllen hatten, doch im Herzen bedauerten, daß sie an einem ihrer Nebenmenschen geübt werden sollte. Langsam rückte man nun auf dem unebenen und reich mit Felsblöcken besäeten Grasboden vor und den beiden Freunden immer um einige Schritte voraus, die Nase auf die Erde gerichtet und eifrig schnappernd, zerrte Fingal an seiner Leine, denn er mochte seine Beute ganz in der Nähe wittern. Wiederholt beruhigte ihn sein Herr durch Worte und Liebkosungen und zwang ihn dadurch zum Schweigen, da er schon einige Mal ein dumpfes Geheul von sich gegeben hatte, das bekannte Zeichen, daß er den Menschen dicht vor sich habe, den er suchte.

Endlich war man vor der steinernen Hütte angekommen, die nun Arnold und Werner in näheren Augenschein nahmen, während die Führer in aller Stille das Feuer schürten und durch einige mitgebrachte Holzstücke und aufgeworfenes Reisig eine recht artige hellleuchtende Flamme zu Wege brachten.

Unterdeß hatte Peter Egger, wie sein Schwager ihn heißen, die Laterne hervorgesucht und die angezündete dicke Wachskerze darin befestigt.

Als er damit zu Stande gekommen, nahm sie ihm Arnold ab und Peter Michel fragte mit leiser Stimme: »Ist Alles fertig, Ihr Herren?«

»Ja, ja!« hieß es von allen Seiten zurück.

»Nun denn in Gottes Namen vorwärts! Nehmt behutsam die Steine weg – so – und nun lassen Sie sich auf Ihre Kniee nieder, Herr Halder, und gucken Sie einmal in die Höhle hinein, damit Sie erst sehen, wie es darin aussieht und Sie Ihren Mann recognosciren können.«

Arnold ließ sich auf seine Kniee nieder und kroch zuerst in die Höhle; unmittelbar hinter ihm drängte sich, nur mit Mühe von Werner an der langen Leine gehalten, Fingal mit hinein, als müsse er zuerst sehen, was vorgehe. Als Arnold aber eine Strecke hineingekrochen war, folgte ihm der Polizeibeamte, der schon besorgte, sein Amt werde ihm aus den Händen genommen werden, noch ehe er es begonnen. Als aber auch er in der Höhle verschwunden war, kroch ihm Peter Michel nach und als er dicht neben den beiden Anderen kniete, faßte

er die Leine des Hundes, hielt sie fest und flüsterte nun Arnold zu:

»Halten Sie die Laterne hoch, Herr, damit wir besser sehen können. So, Ha! da hinten liegt er – sehen Sie ihn? Er schläft wie ein Hamster, der sich auf fünf Monate voll gestopft hat.«

Arnold kroch noch näher an den fest schlafenden Mann heran, und da derselbe ohne Kopfbedeckung lag, hatte er Pinto Machado auf der Stelle erkannt. Mit etwas heftig schlagendem Herzen rückte er ihm allmähig näher, bis er nur zwei Schritte von ihm entfernt war, dann gab er die Laterne an Michel ab, der sie hoch hob und den Schein des Lichts voll auf das gelbliche Gesicht des Schlafenden fallen ließ.

Aber auch das erweckte ihn nicht, denn die Anstrengung des ungewohnten Bergsteigens mochte den sonst so kräftigen Mann doch etwas stark mitgenommen haben. Da faßte Arnold selbst die Leine Fingal's und, sie fest haltend, ließ er dem treuen Hunde seinen Willen, den Fremden, den er so eifrig verfolgt, nun auch zuerst aus dem Schläfe zu wecken.

Fingal trat dicht an ihn heran, schnupperte zuerst an seinen Füßen, dann an dem Körper hinauf bis zu den Händen, und als er sich dem Gesicht näherte, stieß er, wie er es zu thun gewohnt war, wenn er unter dem Schnee vergrabene Menschen aufsuchte, ein lautes Gebell aus, das aber an der niedrigen Wölbung der Höhle ganz merkwürdig dumpf widerhallte.

»Zurück, Fingal!« rief nun Arnold mit gewaltiger Stimme und der Hund gehorchte ihm augenblicklich. In demselben Moment erwachte auch der Schläfer und sah sich verwundert und mit einem stieren Blick ringsum, als könne er nicht sogleich begreifen, wo er sich befinde, was um ihn her vorgehe und wer die drei fremden Menschen seien, die jetzt mit gespannten Blicken erwartungsvoll auf ihn niederschauten.

Arnold regte sich nicht, nur lächelte sein bisher ernstes und so schönes Gesicht, als er das Erstaunen Pinto Machado's wahrnahm und erkannte, wie sich derselbe allmählig zu ermuntern beginne. Ja, er erwachte allmählig ganz, aber er erkannte noch immer Arnold Halder nicht, den er ja nur zweimal in seinem Leben und in ganz anderen Verhältnissen gesehen hatte und der jetzt in knieender Lage vor ihm erschien, obgleich ein jähes kurzes Erschrecken durch seine Glieder fuhr, als er nun den großen Hund neben sich sah, der aufrecht stand und seine im Licht der Laterne glühenden Augen unverwandt auf ihn gerichtet hielt.

Da aber, als Pinto Machado sich die Augen gerieben und nun ganz ermuntert, bald den einen, bald den anderen der drei Männer betrachtete, aber vor Staunen und Schreck noch immer kein Wort hervorzubringen vermochte, sagte Arnold laut und verständlich in portugiesischer Sprache:

»Den heitersten guten Abend, Don Pinto Machado! Ah, Sie erstaunen, daß ein halber Landsmann zu Ihnen

spricht, ich sehe es. Aber Sie müssen nun einmal die Zudringlichkeit meiner geringen Person entschuldigen und mir vergeben, daß ich Sie aus dem Schläfe störe. Denn es ging diesmal nicht anders. Wir kommen nämlich aus Luzern, wo Sie Ihre Handschuhe – hier habe ich sie – auf dem Zahltisch des Banquier Irminger haben liegen lassen, und da ich weiß, daß Sie ein galanter Mann sind und die Galanterie auch an Anderen lieben, so bringe ich sie Ihnen selbst auf das Wetterhorn nachgetragen. Ah, nun begreifen Sie, um was es sich handelt, ich sehe es an Ihren verwunderten Augen. Und da es so ist, so erheben Sie sich und kommen Sie in's Freie, die interessante Unterhaltung zwischen uns wird hier etwas unbequem. Doch nun haben wir uns lange genug in Ihrer Muttersprache unterhalten und da die guten Leute, die ich bei mir habe, auch einigen Genuß von unserem Gespräch haben wollen, so werde ich von jetzt an Französisch sprechen, was Sie und diese Männer auch alle verstehen. *Allons, mes amis*, helfen Sie dem Manne sich erheben, er scheint vor Staunen ganz steif zu sein, und Sie, Herr Pinto Machado, beeilen Sie sich. Draußen weht eine frische Luft, wir haben ein angenehmes Feuer und dabei werden Sie das Vergnügen haben, noch einen alten Bekannten aus Rio zu treffen, der Ihnen heute beweist, daß er doch kein so dummer deutscher Gimpel, für den Sie ihn früher gehalten haben. Ja, ja, beeilen Sie sich und kommen Sie hinaus. Sie sind lange genug allein gewesen und sollen

nun Ihre Reise in ganz anständiger Gesellschaft fortsetzen, wenn sie auch wieder rückwärts nach Luzern, anstatt vorwärts nach Mailand geht.«

Es wäre unmöglich, mit Worten des Staunenden Schreck, die Bestürzung zu beschreiben, die sich nach dieser verhängnißvollen Rede auf dem immer länger werdenden und bleichen Gesicht Pinto Machado's ausdrückten, denn jetzt hatte er ohne Zweifel die ganze Tiefe und den Umfang seines augenblicklichen Mißgeschicks erkannt. Im ersten Moment zuckte er, wie von den wuchtigen Worten Arnold Halder's niedergeschmettert, zusammen, als gäbe er sich im Stillen schon verloren – im zweiten aber rang sich sein elastischer Geist schon wieder aus den ihn umschlingenden Banden los und er suchte in seinem erfinderischen Gehirn nach einem Ausweg aus dem schrecklichen Labyrinth, in das er, nachdem er schon jede Verfolgung für unmöglich gehalten, doch nun mit einem Mal ganz gegen alle Erwartung gerathen war. Er glaubte diesen Ausweg auch bereits in der Ferne tagen zu sehen und vor der Hand wappnete er sich mit jener Frechheit, die schon manchem Gauner, wie er einer war, zu Gebote gestanden, wenn er kein anderes Mittel vor sich sah, seinen Kopf aus einer gefährlichen Schlinge zu ziehen.

Während er sich aber noch besann, wie er sich nun benehmen solle und welche Ausreden er zunächst an den Tag zu bringen habe, waren die drei Männer schon wieder einer nach dem andern aus der Höhle gekrochen und als Pinto Machado noch immer zögerte, ihnen zu folgen,

streckte sich Arnold Halder's Kopf wieder in den Eingang des düsteren Raumes und rief:

»Beeilen Sie sich, mein Herr! Wir erwarten Sie. Wenn Sie aber zu lange zögern, werde ich Sie in der Höhle binden und herausziehen lassen!«

Diese Worte wirkten mächtig und wenige Augenblicke darauf erschien der galante Höhlenbewohner, diesmal auf allen Vieren kriechend, mit dem Kopf in dem Thürspalt und blieb in dieser Stellung eine Weile liegen, um erst mit seinen glühenden Augen die vor dem Eingang erwartungsvoll stehenden Männer zu mustern, deren Menge ihm offenbar imponirte, was ihn nun etwas rascher auf die Beine brachte.

Als Pinto Machado nun endlich hoch und immer noch stolz aufgerichtet vor dem Eingang der Höhle stand und die vielen fremden Gesichter, deren ausdrucksvolle Züge von dem Schein des lebhaft angefachten Feuers jetzt hell beschienen wurden, mit neugieriger Spannung auf sich gerichtet sah und er sie dann alle der Reihe nach mit immer größerem Staunen betrachtete, in welches sich jedoch ein nur mit Mühe unterdrücktes dämonisches Lächeln mischte, näherte sich ihm der schon vorher angekündigte alte Bekannte aus Rio, stellte sich dicht vor ihn hin und sagte mit ruhiger, seine innere Bewegung kaum verrathender Stimme:

»Guten Abend, Don Pinto Machado! Ah, jetzt erkennen Sie mich auch. Nun ja, ich bin es, der dumme deutsche Gimpel, aber zufällig kein deutscher, sondern ein schweizer Gimpel, den Sie schon jenseits des Meeres betrogen

und dessen Herrn Sie auch diesseits des Meeres auf eine noch viel unverschämtere Weise betrügen wollten. Doch lassen wir das und verschwenden wir die Zeit nicht mit Worten; wir wollen hier nicht länger stehen, als nothwendig, denn wir sind Alle etwas müde, da Sie uns auf einen ganz abseits von dem nach Mailand führenden Weg gelockt haben. Kommen Sie und setzen wir uns an's warme Feuer, da können wir in Ruhe abmachen, was noch etwa hier oben zwischen uns abzumachen ist, und erst wenn wir damit fertig sind, wollen auch wir uns stärken und ruhen, wie Sie uns schon vorher mit so gutem Beispiel vorangegangen sind.«

Pinto Machado schleuderte bei diesen mit so sanfter Ironie gesprochenen Worten einen Blick unsäglichen Hasses und Ingrimms auf Werner von Altstetten, sein ehemaliges Opfer, das jetzt in doppelter Beziehung sein Ankläger geworden war, dann aber raffte er sich auf, nahm seine ganze Frechheit zu Hülfe und sprach mit einer vor Wuth und Groll fast heiseren Stimme, nachdem er noch einen wilden Blick auf den still lächelnden Arnold Halder geheftet hatte:

»Ich weiß in der That nicht, meine Herren, was das Alles bedeuten soll. Wollen Sie mir nicht lieber mit kurzen Worten sagen, warum Sie mich in meiner Ruhe stören und was Sie eigentlich von mir wünschen? Denn ich verstehe Sie bis jetzt noch nicht.«

Bei diesen so frechen Worten konnte sich der Polizeibeamte nicht länger zurückhalten. Sein Trieb und Drang, hier auch ein Wörtchen mitzusprechen, kannte keine

Gränzen mehr, und ohne Zweifel bemüht, dem ergriffenen Gauner gegenüber seine Autorität in das rechte Licht zu stellen, drängte er sich an ihn heran und rief mit gewaltiger Lungenkraft:

»Was wir von Ihnen wollen, fragen Sie? Das ist sehr einfach und bald gesagt, mein Herr. Arretiren will ich Sie und dazu allein hat mich das Luzerner Gericht hierhergesendet!«

»Wie?« rief Pinto Machado, nun auch seine Stimme erhebend und sich zu dem Polizeimann wendend, dessen herkulische Gestalt drohend und hoch aufgerichtet vor ihm stand, »arretiren wollen Sie mich? Mich, einen zu seinem Vergnügen Reisenden? Ist das möglich? In der freien Schweiz, in der wir jetzt sind, denke ich, läßt man den Wanderer friedlich seines Weges ziehen?«

»Einen Wanderer, o ja,« rief der jetzt in vollen Amtseifer gerathene Herr Kräuzeli, »den stören wir nicht und lassen ihn friedlich seines Weges ziehen, aber einen Gauner, Spitzbuben und Fälscher, wie Sie einer sind, den greifen wir so gut in der Schweiz wie anders wo. Und nun haben wir lange genug mit Ihnen verhandelt; jedes Wort wäre pure Zeitverschwendung und so sage ich noch einmal kurz und bündig in Gegenwart dieser wackeren Männer aus Grindelwald: Herr Pinto Machado, Sie sind von diesem Augenblick an mein Gefangener und wehe Ihnen, wenn Sie sich nicht gutwillig darin fügen, denn morgen Abend liefere ich Sie an das Gericht in Luzern ab und da fällt schwer in die Wagschale, was Sie gegen einen Beamten desselben gefrevelt haben.«

Pinto Machado, durch diese kräftigen Worte nicht im Geringsten eingeschüchtert, lachte dämonisch auf und sagte dann trocken:

»Also nach Luzern bringen Sie mich! Nun, das freut mich. Da wird sich bald ausweisen, daß Sie sich an dem unrechten Mann vergriffen haben. Im Ganzen bin ich nicht unzufrieden, daß ich jene Stadt schon so bald wiedersehe, ich wäre ohnedies in kurzer Zeit dahin zurückgekehrt; nun geschieht es einige Tage früher und das ist mir lieb.«

Arnold Halder trat jetzt wieder hervor und hob die Hand mit gebieterischer Miene und der ihm angeborenen Würde auf. »Wir wollen der Sache ein Ende machen,« sagte er, »denn wir haben nun lange genug hin und her geredet. Sie wissen nun, mein Herr, warum wir hier sind und was Ihnen bevorsteht. Fügen Sie sich schweigend, das rathe ich Ihnen aufrichtig. Wir gestatten Ihnen, da es nicht anders geht, bis Luzern unsere Gesellschaft zu genießen. Aber sonst nehmen wir keine Notiz von Ihnen. – Und nun, meine Freunde, halten Sie das Feuer in lustigem Brand. Es fängt an kühl zu werden und wir sind zugleich hungrig und müde. Kochen und braten Sie, was Sie haben, es soll uns trefflich munden. Komm, Werner, da haben die Leute ein paar Steine herangewälzt und darauf wollen wir Platz nehmen, bis der Grog fertig ist. Sie aber, mein Herr, wenn Sie sonst wollen, verfügen Sie sich wieder in die Höhle, da Sie schon gespeist haben, und setzen Sie Ihren Schlaf fort, den wir so ungalant unterbrochen haben. Aber nehmen Sie den äußersten Winkel

da drüben ein, Sie werden bald ein paar Schlafkameraden erhalten.«

Pinto Machado, der aus dem Ton, womit diese Worte gesprochen wurden, erkannte, daß sie ernstlich gemeint seien, warf noch einen ingrimmigen Blick über die ganze Gesellschaft, dann kehrte er sich mit verächtlicher Miene von ihr ab, näherte sich dem Eingang der Höhle und kroch in den Winkel zurück, den man ihm so großmüthig zur Ruhestätte für die Nacht überlassen hatte.

Kaum aber war er aus dem Kreise der ihn schweigend umstehenden Männer entwichen, so athmeten diese leicht auf, als wäre ihnen ein Alp von der Brust genommen. Eine gewisse Rührigkeit entwickelte sich sehr bald und die Speisekörbe wurden hervorgeholt und die schon gebratenen Fleischstücke gewärmt, die Bohren's Ruodi den Reisenden mit auf den Weg gegeben hatte. Auch einige Flaschen wurden entkorkt, in einem blechernen Kessel ein tüchtiger Grog gebraut und in einer guten Viertelstunde saßen die Männer alle rund um das Feuer, aßen und tranken und plauderten dabei so gemüthlich, wie sie es immer thaten, wenn sie auf einer großen Bergtour begriffen waren und sich an geeigneter Stelle um das trauliche Bivouakfeuer versammelten.

Als man aber reichlich gegessen und getrunken hatte, forderte Peter Michel die Herren auf, sich nun auch zur Ruhe zu begeben, und das thaten sie denn auch, denn sie fühlten das Bedürfniß, ihre steifen Glieder zu strecken und einen gesunden Schlaf zu thun.

So wurde denn die Laterne wieder angezündet und an einen in der Höhle schon vorhandenen Nagel gehängt, so daß ihr Licht den ganzen inneren Raum derselben beleuchtete. Zuerst nun, seinen festen Knittel zur Hand nehmend, kroch Herr Kränzeli hinein und legte sich dicht neben seinen still ruhenden Gefangenen. Neben ihm ließ sich Arnold nieder und dann folgte Werner mit Fingal, der sich zwar augenblicklich neben seinem Herrn niederstreckte, aber von Zeit zu Zeit die Augen aufschlug und auf den fremden Mann im Hintergrunde richtete, der die ganze Nacht hindurch kein Lebenszeichen von sich gab. Und nachdem nun die Führer noch die mitgenommenen Decken in die Höhle gereicht und die Ruhenden sich fest in dieselben gehüllt hatten, kehrten Jene an das Feuer zurück, um, an solches Bivouac seit langer Zeit gewöhnt, sich nun auch zur Nacht einzurichten und in ungestörtem Schlummer den Morgen zu erwarten, der sie alle wieder von Neuem in Bewegung setzen sollte.

Sie schliefen auch Alle sehr bald ein, schneller und fester, als Arnold und Werner. Denn die innere Aufregung, die sie den ganzen Tag über durchgemacht und die in den letzten Stunden ihren höchsten Grad erreicht hatte, ließ sie noch lange nicht zum Schlummer kommen, und obwohl sie ihre Augen geschlossen hielten, so war die Lage, in der sie sich befanden, ihnen doch zu neu und ungewohnt und in ihren Gedanken mochten sich Bilder auf Bilder drängen, die eben nicht geeignet war, den Schlaf herbeizuführen, selbst wenn der Körper so ermüdet ist, wie es der ihrige war.

Draußen vor dem schwarzen Felsen aber, der unsere Freunde jetzt beherbergte, rollte sich ein ganz eigentümliches Bild ab. Um das allmählig matter brennende Feuer, dessen glimmende Kohlen ringsum eine behagliche Wärme verbreiteten, lagen die Männer aus Grindelwald, fest in ihre Decken gehüllt, und keiner war unter ihnen, der nicht binnen einer Viertelstunde schon in festesten Schlaf versunken war. Das verrieth denn auch das laute Schnarchen, das sich im vielstimmigen Chor also bald vernehmen ließ und ungestört bis zum anbrechenden Morgen fort dauerte, da sie ja keine Eile hatten und an einen allzu frühen Aufbruch nicht zu denken brauchten.

Ueber ihnen aber vollendete der prachtvoll dahin ziehende Mond seine unermeßliche Bahn und beleuchtete mit seinem milden Glanz die ruhigen Schläfer und die um sie her von des Schöpfers allmächtiger Hand aufgepflanzten Berge. Diese jedoch verharren nicht in so schweigsamer Ruhe. Fort und fort drang das Rauschen und Toben der wilden Bergwasser herüber, aber die Schlafenden störte es nicht, denn sie waren an die sonore Melodie ihrer gewaltigen Naturstimmen gewöhnt. Auch das grollende Donnern einer in der Ferne über ihnen fallenden Lawine störte und schreckte sie nicht, auch diese Stimme kannten sie aus langer Erfahrung zur Genüge.

Und so zog die kurze Sommernacht rasch genug an ihnen vorüber. Immer tiefer sank der Mond, bis er den Kamm der ihn aufnehmenden Felskette erreicht hatte

und langsam und allmählig verschwand; nur die funkeln- den Sterne blieben noch länger am klaren Firmament stehen, doch wurden sie allmählig bleicher und bleicher, bis auch sie endlich in dem unermeßlichen Raum ver- schwanden, als liebten sie es nicht, den Kampf mit an- zusehen, der sich nun zwischen dem kommenden Tages- licht und den Schatten der Nacht entspann und den die allmächtige Sonne immer siegreich beendet, wenn sie am wolkenfreien Himmel erscheint, wie er auch an dem fol- genden Tage bleiben sollte, der zu der Rückkehr der jetzt noch auf dem Wetterhorn lagernden Freunde und ihrer Gefährten bestimmt war.

VIERTES CAPITEL. FINGAL MACHT SEIN MEISTERSTÜCK.

Peter Egger, der jüngste der Grindelwalder Führer, war diesmal der erste, der, von einem leichten Frost geschüt- telt, auf seinem harten Lager erwachte und sich schnell erhob, als er erkannte, daß die Nacht vorüber und der Morgen im Anzuge sei. Als er sich auf die Füße erhob und seine Glieder nach alter Gewohnheit hin und herbe- wegt hatte, um das Blut wieder in flüssigeren Gang zu bringen, bückte er sich zum Feuer nieder, das nur noch matt glimmte, und warf einiges Reisig darauf, so daß die Flamme sogleich wieder schnell emporprasselte.

Dieser seinem Ohr vertraute und angenehme Ton weckte auch Peter Michel aus seinem festen Schlaf und auch er erhob sich jetzt, um zuerst seinem Schwager einen guten Morgen zu wünschen. Sodann machte er sich selbst an dem Feuer zu schaffen, legte noch einige Stücke

trockenes Holz in die Gluth und sagte nun zu dem jungen Mann:

»Jetzt laß es nicht wieder verlöschen, Peter, so lange wir noch Holz da auf der Bahre haben. Wir sind diesmal reichlich versehen. Ich werde mir jetzt ein Bischen Bewegung machen und unterdeß kannst Du uns einen guten Kaffee brauen. Da in dem Korb ist alles Nöthige vorhanden; sieh nur ordentlich zu, Bohren's Ruodi hat uns sogar Zucker mitgegeben. Hei! Das ist diesmal eine lustige Tour und wir haben keine große Mühe bei reichlichem Lohn. – Die Herren aber wecke mir noch nicht, die können noch lange schlafen, denn wie ich weiß, haben sie auch die vorige Nacht nur drei Stunden in den Betten gelegen. Laß sie sich vollständig erquicken, dann marschirt und klettert es sich nachher um so besser.«

Nach diesen Worten verließ er den jungen Mann, der sich schon eifrig an's Kaffeekochen begab, und schritt vom Feuer fort über den Rasengrund nach der Stelle hin, wo die Freunde und die anderen Führer ihn am vorigen Abend erwartet hatten. Hier schwang er sich wie ein geübter Turner auf einen hohen Felsblock und blickte sich freudig bewegt, wie er es in den Bergen immer war, nach allen Seiten um.

Die Schatten der Nacht, waren um diese Zeit schon sichtbar von den naheliegenden Bergen geschwunden und auf den höchsten Spitzen derselben spielte schon der tanzende lichte Schimmer, der das Nahen der ersten Sonnenstrahlen verräth. In der Tiefe des Thales dagegen lag Alles noch in dunkle Schatten gehüllt, die Nacht ruhte

noch auf der schlummernden Erde und nichts Verkündete daselbst, daß der Morgen nahe und das Licht des Tages im Aufgehen begriffen sei. Um die den Standpunkt des Mannes umkränzenden Berge aber huschten bereits die flockigen weißen Nebel in wunderbaren Gestalten, aber sie hafteten nicht lange und fest an einer Stelle, sondern der Morgenwind trieb sie rasch weiter und, wo sie ihren Platz verlassen, da tauchten allmählig die natürlichen Farben der Berge auf, das Schwarze ging in Braun und Grau, das Grau in Grün über und in wenigen Minuten war der Wechsel bereits so bedeutend, daß man schon daran allein das schnelle Emporsteigen der Sonne erkennen konnte.

Peter Michel sollte auch nicht lange auf dies ihm immer und überall willkommene Schauspiel warten, denn immer lichter und lichter färbte sich der Himmel im Osten, immer tiefer sank das Grau im Westen und nahm allmählig schon eine in's Blaue schimmernde Farbe an. Plötzlich aber zeigte sich ein schwefelfarbiger horizontaler Streif im Osten und rosige Wölkchen flatterten schon als Vorboten des goldenen Gestirns heraus.

Als Peter Michel dies sah, nickte er vergnügt und im Herzen befriedigt, denn nun wußte er es bestimmt: wenn die Sonne so langsam und ohne flammende Röthe über den Bergen aufging, dann gab es immer einen guten Tag, und das gute Wetter lieben die Männer der Berge mehr noch als wir, da sie nur dann glücklich und zufrieden, dagegen traurig und zur Melancholie geneigt sind, wenn ihr Morgen trübe und wolkig beginnt.

Als Peter Michel nach einer halben Stunde zum Lagerfeuer zurückkehrte, war es schon fast heller Tag und die Sonne färbte bereits die Eisspitzen der nächsten Berge mit ihrem zauberischen Gold und Rosenhauch. Er fand auch die anderen Führer schon munter, die sich alle beeiferten, ihre Toilette zu beenden, sich die Gesichter und Hände mit eiskaltem, aus einem nahen Gletscherbach geholten Wasser zu waschen und dann das Frühstück zu bereiten, was sie selbst und später die Herren in der Höhle genießen sollten.

»Schlafen sie denn noch immer?« fragte er, sich nach dem Eingang der Höhle begebend.

Dabei legte er sich nieder und kroch einen Schritt weit hinein, fuhr aber rasch wieder zurück, da ihn ein dumpfes Gebell des immer wachsamem Fingal erschreckte.

Sogleich erhob er sich wieder auf die Füße, lachte über seinen eben gehabtten Schreck und zündete eine neue Kerze an, mit der er zu der Lagerstätte zurückkehrte, da die erste schon lange ausgebrannt war und der innere Raum der Höhle in tiefster Dunkelheit lag.

»Fingal, mein Hund!« rief er aber jetzt erst vorsichtig hinein, als er sich von Neuem niedergekauert hatte. »Komm heraus, wir haben Tag – es giebt etwas Warmes – komm! Auch Deine Herren können jetzt aufstehen, wenn sie noch etwas von dem schönen Morgen genießen wollen.«

Fingal aber rührte sich nicht von der Stelle und erst als Werner von dem Rufe Peter Michel's und Fingal's Knurren erwachte, sich die Augen rieb, einen raschen Blick

auf die anderen Schläfer warf und dann auch Arnold und den Polizeibeamten weckte, erhob sich der Hund, reckte die mächtigen Tatzen weit von sich und näherte sich dann gemächlich dem Ausgang der Höhle, wo ihm Peter Michel bescheiden Platz machte, da er immer noch einige Furcht vor dem großen Thiere mit seinem gewaltigen Gebiß hegte.

Nach einigen Minuten krochen nun auch die drei Männer in's Freie und schauten sich verwundert um, als sie es schon hell um sich her sahen, da es in der Höhle noch dunkle Nacht wie immer war.

»Guten Morgen, meine Herren!« sagte nun Peter Michel, einem Jeden von ihnen zutraulich die Hand reichend und nun auch Fingal sanft streichelnd. »Na, ich brauche Sie nicht zu fragen, wie Sie geschlafen haben, denn ich habe es gesehen. Nicht wahr, es schlummert sich ganz gut auf dem Bergmoos und unter den warmen Decken? Nun treten Sie nur näher und wärmen Sie sich am Feuer. Es ist kühl hier draußen, als ob wir schon October hätten; aber das nennen wir Bergleute warm im Vergleich mit der Temperatur, die da oben auf den Eisbergen herrscht. So – da ist auch Wasser zum Waschen – und Handtücher und Seife haben wir auch. Wie Sie sehen, habe ich bei dieser Expedition an Alles gedacht.«

»Ihr seid ein prächtiger Mensch,« erwiderte Arnold heiter, »und es gefällt mir in Eurer Gesellschaft ungemein wohl. Doch, da habe ich nun zuerst eine Frage, die mir gestern in der Höhle eingefallen ist und die ich Euch vorlegen will, so lange die Ohren des Mannes da

drinnen nicht ausgesperrt sind. Er spricht zwar nicht Deutsch, aber einzelne Worte versteht er doch schon und er braucht nicht zu hören, was wir über ihn verhandeln. Ja, wir brauchen noch zwei Männer zu dem Transport des Menschen nach Alpnach, da ich und mein Freund keine Lust haben, mit ihm in *einem* Wagen zu fahren. Er soll nicht die Ehre genießen, mit uns in Herrn Irminger's Wagen zu sitzen, und so müssen wir für ihn und Herrn Kränzeli in Grindelwald ein besonderes Gefährt in Anspruch nehmen. Wer von Euch will nun mit dem Gauner nach Alpnach fahren? Natürlich bezahle ich die beiden Tage, die die Reise wegnimmt, als ob ich sie mit Euch auf den Bergen verlebt hätte.«

»Na,« sagte Peter Michel, seinen Schwager herbeiwickelnd, »das ist ja natürlich, daß der eine Mann den ›Vogel‹ nicht allein transportiren kann, obgleich ihm seine Schwungfedern etwas ausgerupft sind. Wenn er gebunden wäre, ginge es wohl, aber da Sie das gewiß nicht thun wollen, so könnte er einem Einzelnen leicht ent schlüpfen. Na, wie wäre es also, Peter, wenn wir einmal eine kleine Reise mit in's Land machten und durch Interlaken, über Brienz und den Brüning gingen, um auch einmal nach langer Zeit den Vierwaldstädter See wiederzusehen?«

»Ich bin gern dazu bereit,« sagte der muntere Peter Egger, »natürlich, wenn Du mit mir gehst, Michel.«

»Na, dann ist die Sache abgemacht, Herr!« rief Michel. »Sie können auf uns rechnen «und ich betrachte mich für

engagirt, selbst wenn ein anderer Herr unten wäre, der mich mit auf die Jungfrau nehmen wollte.«

Arnold reichte den beiden Männern die Hand und dankte ihnen für ihre Bereitwilligkeit auch zu diesem Dienst, und da nun auch diese Sache abgemacht war, gingen sie an ihre Toilette, und als diese beendet war, setzten sie sich mit den Führern im Kreise um das Feuer und wollten sich eben an den Genuß des Kaffees begeben, als Werner zu dem Polizeibeamten sagte:

»Herr Kränzeli, ich glaube, es wird Zeit, daß Sie auch Ihren Gefangenen herausholen. Er muß ebenfalls frühstücken, und wenn es ihm auch nicht besonders in unserer Gesellschaft schmeckt, so ist es doch unsere Pflicht, für sein Wohlergehen zu sorgen, bis wir ihn in Luzern abgeliefert haben.«

»Das versteht sich, Herr Altstetten,« sagte der Polizeibeamte, sich schon erhebend. »Ich werde ihn sogleich holen.«

Mit diesen Worten kroch er in die Höhle zurück, hielt sich einige Minuten darin auf und kam dann, von seinem Gefangenen gefolgt, wieder zum Vorschein.

»Seht ihn nicht an,« sagte Arnold zu den Männern, die schon neugierig nach Pinto Machado blickten, »wir wollen gar nicht thun, als ob er da wäre, dann erträgt man seine unholde Gegenwart am leichtesten. Gebt ihm, was ihm gebührt, und dann wollen wir an unsern Aufbruch denken.«

»Oho!« rief Peter Michel, als der Gefangene eben erschien und auf des Polizeibeamten Geheiß auf einem

leeren Stein am Feuer Platz nahm, »wir haben keine so große Eile, Herr. Wie denken Sie denn Ihre Reise heute einzurichten?«

»Ich habe mich schon mit meinem Freunde darüber geeinigt,« erwiderte Arnold. »Wir fahren heute nur bis Brienz und da wollen wir einmal eine ganze Nacht in einem guten Bett schlafen. Das macht sich mit der Zeit sehr wünschenswerth. Morgen früh um sechs Uhr fahren wir bis Alpnach und da treffen wir das Mittagsboot, mit dem Herr Kränzeli nebst Gefolge nach Luzern fahren kann, während wir Beide unsere Wagen benutzen.«

»Hm, gut! Aber dann ist er ja doch allein mit ihm auf dem Boot!« rief Michel, sich dabei, wie Arnold vorher, in Gegenwart des Fremden des demselben unverständlichen Schweizer Dialekts bedienend.

»O nein, dafür werde ich schon sorgen und Ihr braucht nicht, wenn Ihr nicht sonst wollt, bis nach Luzern mitzufahren. Sobald wir in Grindelwald sind, werde ich an Herrn Irminger telegraphiren und amtlichen Beistand für Herrn Kränzeli auf dem Dampfer aus Luzern requiriren.«

»Ja so, das lasse ich mir gefallen, das ist gut ausgedacht. Doch nun greifen Sie zu, meine Herren. Wir brauchen uns aber gar nicht zu übereilen. Rückwärts bergab geht es besser und schneller als vorwärts bergan, und wir kommen, selbst wenn wir zwei- oder dreimal rasten, in vier Stunden nach dem Dorf zurück. Wir sind also lange vor Mittag in Grindelwald. Da haben wir nun Zeit genug,

uns ein wenig aufzuhalten und Sie müssen mir schon eine Stunde Frist geben, damit ich meine Frau benachrichtigen kann, daß ich einmal – haha! in einem Wagen auf Reisen gehe, was mir seit vielen Jahren nicht passirt ist, so daß ich gar nicht weiß, wie ich mich in ein solches Ding setzen soll.«

»Das wird sich schon finden,« sagte Peter Egger aufgeräumt. »Ich freue mich gewaltig auf diese Tour, das ist einmal etwas ganz Apartes für uns.«

Nach diesen Worten entwickelte sich eine seltsame Scene, die nur durch die Oertlichkeit und die eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen sie stattfand, ihre Erklärung erhielt. Die drei Herren aus Luzern, der Gefangene und die elf Männer aus Grindelwald saßen alle im Kreise um das munter prasselnde Feuer, und die Führer bedienten Pinto Machado so eifrig und bereitwillig wie die anderen Herren und kein Wort wurde laut, kein Blick fiel, der demselben seine Stellung unter ihnen klar gemacht hatte.

Was den Gefangenen selbst betraf, so war er in stolzer Haltung in seinen von der beschwerlichen Reise schon stark mitgenommenen Kleidern in die Mitte der bereits sitzenden Männer getreten und hatte, ohne die Augen aufzuschlagen oder ein Wort zu sprechen, auf dem ihm zugewiesenen Steine Platz genommen. Erst nachdem er aus dem ihm hingereichten Topf heißen Kaffee getrunken, zu dem ihm einer der Führer sogar den nöthigen Zucker präsentirte, und nachdem er sein Stück Brod, Schinken und Braten verzehrt, mochte er sich wieder

aufgelegt fühlen, den verschiedenen Männern dann und wann einen Blick zu schenken, stets aber kehrten seine Augen mit dem Ausdruck des ingrimmigsten Hasses auf Werner von Altstetten und Arnold Halder zurück, und hätte man ihn genauer in's Auge gefaßt, so wäre wohl Allen klar geworden, daß er seine Sache noch lange nicht verloren gab und in Gedanken schon an die Möglichkeit dachte, sich aus der ihn so dicht umschließenden Schlinge zu ziehen und dabei seinem glühenden Drang nach Rache die Zügel schießen zu lassen.

So wurde denn das Frühstück vor der Höhle des Glecksteins, im Angesicht der hehren Eisberge und ihrer Gletscher unter einem klaren blauen Himmel und bei angenehm wärmendem Sonnenschein bei munterer Plauderei der Führer eingenommen, und als sich Alle gestärkt und zum Abmarsch bereit erklärt hatten, gab Peter Michel den Befehl, die Tragkörbe zupacken, das Feuer zu löschen und dann sich allmählig zum Aufbruch anzuschicken.

Mit weithin schallenden Jauchzern ward diese immer angenehme Arbeit vollbracht und als Alles bereit war, trat man den Rückmarsch in folgender Ordnung an.

Voran schritt wie immer Peter Michel, nachdem er die vier Träger, den Pinto Machado's mit eingerechnet, eine Strecke hatte vorangehen lassen und ihnen den Ort bezeichnet, wo sie die Nachkommenden erwarten sollten. Ihm folgte Herr Kränzeli und diesem Peter Egger. Sodann kam der Gefangene und hinter ihm einer seiner Führer, dann Arnold und Werner mit Fingal, denen sich die übrigen Männer nach Belieben anschlossen.

Die Schwierigkeiten des Weges waren dieselben wie am vorigen Tage, an manchen Stellen nur erforderten sie beim Hinabsteigen noch größere Vorsicht, jedoch strengten sie die Lungen nicht so an, und da Peter Michel den ihm Folgenden immer die Orte andeutete, an denen sie am besten hinabklettern und festen Fuß fassen konnten, die Führer auch da, wo es Noth that, mit ihren starken Armen stets gleich bei der Hand waren, so überwand man mit ziemlicher Leichtigkeit auch die schwierigsten Passagen, obgleich Herr Kränzeli an der bewußten scharfen Ecke, von der aus man wieder auf die bewohnte Welt niederblicken konnte, noch einmal eine gränzenlose Besorgniß hegte und Gott dankte, als er sie ein für alle Mal hinter sich hatte.

Noch bevor sie jedoch diesen gefährlichen Punkt auf ihrem Marsche erreichten, sollte sich etwas Anderes, Unvermuthetes ereignen, was sie länger auf einer Stelle aufhielt, als es in der Absicht Peter Michel's gelegen.

Man war etwa eine Stunde ruhig marschirt und hatte eben den ersten kurzen Rastort hinter sich gelassen, als Peter Michel schon wieder stehen blieb und die Umgebung, in der man sich befand, mit einigermaßen verwunderten Blicken betrachtete, da sie ihm eine ganz andere Gestalt als am Tage vorher angenommen zu haben schien.

Die große Hitze der vergangenen Tage hatte nämlich viel Schnee und Eis auf den höher gelegenen Gletschern

des Wetterhorns gelöst und die Bäche, die von ihnen herniederrieselten, zeigten sich übervoll, stürmten mit wildem Gebräuse in die Tiefe und hatten an einigen Stellen auf ihrem Niedergange, wo gerade ein passender Raum dazu vorhanden war, seeartige Wasserstauungen gebildet, von denen man einigen schon am vorigen Tage begegnet war, die man daher durch weiter führende Umgehungen hatte bei Seite liegen lassen müssen.

Auch heute war der Abfluß dieser in der Tiefe sich ansammelnden Gewässer noch nicht erfolgt, ja, an einer kesselförmig gestalteten Aushöhlung hatte sich ein förmlicher See gebildet, dessen Oberfläche, von den immer neu zuströmenden Wassern gedrängt, in heftiger Bewegung war und aus einer schmalen Rinne, die abwärts führte, nur langsam sich entleerte. Man war auf dem einen Rande dieses Felsenkessels angelangt und plötzlich stand Peter Michel still und sah mit staunenden Blicken vor sich nieder. Der Felsrand stufte sich in ziemlich breiten und zugänglichen Terrassen etwa zweihundert Fuß tief ab und dort unten schäumte und kochte das wilde graue Bergwasser und drängte sich, seinen Schaum in die Höhe spritzend, mit unglaublicher Gewalt dem schmalen Ausgange zu, der unter einem Felsbogen fortführte, der einer natürlichen Brücke glich und über den die Reisenden fortschreiten mußten, um auf die andere Seite des Kessels zu gelangen, von wo aus der Weg wieder weniger wasserreich war.

Als man nun eben im Begriff stand, den bedenklichen Weg über die schmale und mit Geröllsteinen bedeckte

Brücke anzutreten und nachdem Peter Michel durch lauten Ruf zur Vorsicht ermahnt hatte, ereignete sich der oben angedeutete Vorfall. Denn eben als Michel seinen ersten Schritt auf der Brücke that, ließ einer der hintersten Führer einen eigenthümlich gellenden Ruf ertönen, der Michel augenblicklich zum Stehen brachte, und mit ihm den ganzen Zug, wobei alle Männer ihre Augen in die Höhe richteten und der andeutenden Hand des Führers folgten, der jenen Ruf ausgestoßen.

»Schaut da, schaut da!« rief der Mann mit frohlockender Hast, »zwei, drei – vier Gamsen da oben auf der Kurve des grauen Felsens!«

Das war natürlich ein Ruf, den kein Mann der Berge vergebens an sein Ohr schlagen läßt, denn nach den Gamsen, zumal wenn sie sich so in der Nähe zeigen, wie hier, schauen die Augen aller Bergbewohner gern aus, selbst wenn sie in der bedrängtesten Lage wären und auf jeden ihrer Schritte die größte Vorsicht verwenden müßten.

So geschah es auch hier. Alle Augen richteten sich auf die still stehenden und den Zug so vieler Menschen neugierig betrachtenden schönen Thiere, die heute gar keine Furcht zu haben schienen und ziemlich lange in ihrer Stellung verharrten.

Diesen Augenblick, wo die Aufmerksamkeit Aller von ihm abgewandt war, glaubte der schlaue Pinto Machado zu seinem Vortheil benutzen zu dürfen, und so, nachdem er einen jähren Blick über die Reihe der in die Höhe

schauenden Männer geworfen, griff er rasch in eine seiner vielen Rocktaschen, zog ein ziemlich umfangreiches Notizbuch hervor und ließ es leise in das tobende Wasser in der Tiefe fallen, dessen lautes Gebrause das Geräusch übertönte, welches der hineinfallende Gegenstand verursachte. Kein Mensch hatte gesehen, was hier so rasch und wohlüberlegt in's Werk gesetzt wurde und die Brieftasche und mit ihr die directen Beweise der Schuld und der verbrecherischen Handlungsweise Pinto Machado's wären auf ewig allen Gerichten der Welt entzogen gewesen, wenn nicht ein paar wachsame Augen in dem Zuge vorhanden, die die schnelle Bewegung der Hand des Gefangenen und was dann geschah, wahrgenommen hätten. Wenn aber den bisher so aufmerksamen Blicken der Menschen diese That entging, so war doch ein Thier da, welches seine Pflicht diesmal so treu wie immer erfüllte, indem es dem geheimnißvollen Naturtriebe folgte, welchen der Mensch mit dem Namen Instinkt belegt hat, und der in diesem Fall durch die Erziehung zu einem ungewöhnlich hohen Grade ausgebildet war.

Es war Fingal, der diese Aufmerksamkeit besaß und diese Pflicht erfüllte, der nicht weit hinter dem Gefangenen an der Seite seines Herrn einherschritt und in dem verhängnißvollen Augenblick in die unmittelbare Nähe Pinto Machado's gelangt war. Er hielt seine klugen Augen ohne Unterlaß auf diesen Mann gerichtet und verfolgte jede seiner Bewegungen mit haarscharfer Genauigkeit. Er allein blickte nicht nach den Gemen empor, sondern

stand regungslos hinter dem Gefangenen still, da dieser wie die anderen ihm Vorangehenden seinen Schritt hemmen mußte. Kaum aber sah er, daß derselbe irgend einen Gegenstand von sich in die schäumende Tiefe warf, so bellte er augenblicklich laut auf und zwar mit einem so eigenthümlichen Ton, daß Werner sogleich seine Aufmerksamkeit auf ihn richtete, da er aus langer Erfahrung diesen Ton und die Bedeutung desselben kannte. Er hatte sich auch nicht geirrt, denn das Gebell hatte eben sein Ohr erreicht, so stürzte sich Fingal schon dem ihm unbekanntem Gegenstande nach, wie er es immer gewohnt war, wenn ihm etwas in's Wasser geworfen wurde, das er herauszuholen beauftragt zu sein glaubte. Mit unglaublicher Kühnheit und eben so großer Sicherheit sprang er von Terrasse zu Terrasse, von Stein zu Stein, so weit dieselben auch von einander entfernt sein mochten, und ohne ein einziges Mal fehl zu treten oder zu gleiten und das Gleichgewicht zu verlieren, kam er auf der letzten Stufe oberhalb des schäumenden Wassers an, in das er sich nun laut aufheulend stürzte und so dem aufspritzenden Schaum, dem Schwall der Wogen und der Kälte des Eiswassers trotzte, das ihn auf einige Secunden den Blicken der ihm besorgt Nachschauenden entzog.

Denn natürlich hatte dieser unvorbergesehene Vorgang die Aufmerksamkeit der Männer augenblicklich von den Gemsen abgezogen, die auch, durch das laute Gebell des Hundes erschreckt, auf der Stelle davonstoben und den Augen der Menschen entschwanden.

Der Erste, der sich von seiner Ueberraschung erholte und Worte für seine Empfindung fand, war Peter Michel. »Was hat der Hund?« rief er verwundert, fast angstvoll. »Er wird verloren sein, denn aus diesem wilden Tobel kommt er nicht wieder mit heiter Haut heraus!«

Alle sammelten sich so nahe wie möglich der Stelle, wo Fingal hinabgesprungen war, und sahen dem wie ein Pfeil niederschießenden Thiere nach. Werner's Augen umflorten sich und er selbst gab seinen treuen Begleiter einen Augenblick lang verloren.

»Ich weiß nicht, was er hat,« beantwortete er Michel's Frage, »aber umsonst wird er nicht hinabgesprungen sein. Ha! da kommt er wieder zum Vorschein – er setzt in's Wasser – er schwimmt – ohne Zweifel hascht er nach etwas –«

Weiter konnte er nicht sprechen, sein Herz klopfte ihm zu stark und seine Augen durchdrangen wie Blitze den Wasserschaum, der bereits über dem hinein gesprungenen Hunde zusammenschlug.

Alle Männer verfolgten mit athemloser Spannung, was nun geschah; bald aber faßten sie neuen Muth und insbesondere Werner, der schon sah, wie Fingal die brodelnden Wasser mit seinen schwimmkundigen Tatzen mächtig theilte und, mit seiner breiten Brust gegen den Strom arbeitend, mit offenem Maule nach Etwas schnappte, was noch Niemand erkennen konnte, da es Keiner mit den Augen zu erreichen vermochte.

»Ah!« rief Arnold, nun auch wieder zu Athem kommend, »er hat es! Er trägt es im Maul und schwimmt

zurück – wenn ihn der wilde Strom nur nicht zu heftig gegen die Felsen schleudert!«

Fast schon in diesem Augenblick hatte der schnell denkende Mann das stattfindende Spiel und die Ursache desselben durchschaut und nach einem raschen Blick auf Pinto Machado hin gab er Werner einen Wink, den dieser auch sogleich verstand.

Aber die Gefahr für den treuen Hund war noch nicht vorüber. Wohl schwamm er vorsichtig an den Felsenrand zurück, ohne dagegen geworfen zu werden, allein er konnte nicht so rasch eine Stelle finden, um bequem Fuß zu fassen und zu landen, da die unterste Felsterrasse einige Fuß hoch über das Niveau des Gletscherbaches emporrage. Endlich aber hatte er einen Stein im Bache selbst gefunden, auf den er seine Füße setzen konnte, und nun, obgleich von dem stark fluthenden Gewässer hin und her gestoßen, nahm er alle seine Kräfte zusammen und sprang mit einem kühnen Satz auf die unterste Terrasse, wo er einen Augenblick stehen blieb, um sich das kalte Wasser aus dem tiefenden Fell zu schütteln.

Unterdessen waren ihm schon Peter Michel und einige andere Führer entgegengesprungen, um ihm zu helfen, wenn er die oberen noch höher hervorragenden Terrassen erklomm, aber Fingal war ein so kluger Bergsteiger wie Peter Michel selber, und nach einigem Umschauen hatte er schon wieder einen niedrigeren Block gefunden, auf den er sich kühn und kräftig emporschnellte und so von Stufe zu Stufe allmählig in die Höhe klomm.

Er erreichte sie alle glücklich, obwohl mit großer Anstrengung und traf bald mit Peter Michel zusammen, von dem er sich jetzt, ohne weitere Notiz von ihm zu nehmen, willig auf die höchste Terrasse emporhelfen ließ.

»Was hat er im Maule, Peter?« rief einer der Führer hinunter.

»Es muß eine Briefftasche sein,« schrie Michel heraus, »die irgend Jemand verloren hat.«

»Aha!« sagte Arnold Halder, »ich habe es mir gedacht. Komm, Fingal, komm, Du bist ein wackeres Thier, das soll Dir nicht wieder vergessen sein; Du hast eben ein Meisterstück vollbracht, um das Dich ein Mensch beneiden könnte!«

Fingal hatte, schwer keuchend, die Stelle wieder erreicht, von der er in die Tiefe gesprungen war, und jetzt, nachdem er sich noch einmal heftig geschüttelt, kam er schweifwedelnd an seinen Herrn heran und hielt ihm die gerettete nasse Briefftasche hin, die glücklicher Weise durch ein Stahlschloß fest verschlossen war.

Alle umringten jetzt den Hund und streichelten und liebkosten ihn; Werner aber nahm ihm die Briefftasche ab und winkte Arnold bei Seite, der zu ihm trat und, ohne zu fragen, wem die Tasche gehöre, so gewiß waren sie ihrer Sache, sie ohne Weiteres öffnete.

Da ergab sich denn sehr bald, wem das verlorene Stück gehörte, denn es war mit lauter Papieren von derselben Handschrift gefüllt, die theils falsche Pässe, Creditbriefe und sonstige Certificate waren, wie sie ein Mensch gebraucht, der als Abenteurer durch die Welt zieht und alle

Diejenigen zu täuschen sucht, die er zu Opfern seiner unverschämten Betrügerei erkoren hat.

Als die beiden Freunde genaue Kenntniß von dem Inhalt der Briefftasche genommen hatten, riefen sie Herrn Kränzeli und die übrigen ihnen bekannteren Führer heran, zu denen sich auch bald Peter Michel gesellte, und theilten ihnen das Hauptsächlichste des überaus wichtigen Fundes mit. Alle waren im höchsten Grade betroffen und nun erst trat Fingal's Meisterstück in das rechte Licht.

Der Polizeibeamte wollte sich sogleich des so bedeutungsvollen Corpus delicti bemächtigen, aber Arnold Halder nahm es ihm wieder aus der Hand und sagte:

«Erlauben Sie. Bei Ihnen scheint sie mir für den Augenblick nicht sicher genug, ich werde sie selbst zu mir nehmen und in Luzern unter festem Verschuß aufbewahren, bis sie vor Gericht gebraucht wird.»

Bei diesen Worten steckte er sie in seine Brusttasche, knüpfte den Rock zu und wandte sich zu Pinto Machado, der seitwärts stand und dem ganzen Vorgang mit bleichem Gesicht, aber haßsprühenden Augen zugesehen hatte. Nur auf Fingal noch warf er einen rachedrohenden Blick, und wenn er ihn in diesem für ihn so furchtbaren Augenblick mit einem Messer hätte durchbohren können, er hätte es gewiß gethan.

»Don Pinto Machado,« sagte nun Arnold zu dem unbeweglich vor ihm stehenden Mann, »ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie uns diesen, wenn er glückte, so verätherischen Streich gespielt haben. Hierdurch haben Sie

uns unsre Arbeit nur leichter gemacht und wir brauchen vor der Hand Ihre Taschen nicht zu durchsuchen, da in diesem Buch ohne Zweifel Alles enthalten ist, was Sie in den Augen der Welt zum Gauner und Fälscher stempelt. Jetzt haben wir, was wir gebrauchen, um mit Ihnen einen kurzen Prozeß zu machen. Hoffentlich werden Sie jetzt keinen Anspruch mehr darauf erheben, in der *freien* Schweiz ungestraft Ihr verbrecherisches Handwerk gegen Schweizer Bürger zu treiben und unangetastet wie ein friedlicher Wanderer Ihres Weges ziehen zu können. Nein, jetzt sind Sie erst recht unseren Gesetzen verfallen und diese werden nicht ermangeln, ihre Schuldigkeit gegen Sie zu thun.«

»Lassen Sie uns jetzt weiter gehen,« fuhr er darauf gegen Peter Michel gewendet fort, »das war ein recht hübsches Intermezzo unsers heutigen Marsches und nun kommen wir mit doppelter Beute heim. Und Ihr, meine Freunde, habt Alle einmal Gelegenheit gehabt, die guten Eigenschaften eines Thieres und die schlechten eines Menschen kennen zu lernen. Vorwärts denn und nun, Herr Kränzeli, haben Sie doppelt Acht auf Ihren Gefangenen; wir wissen jetzt, wen wir in ihm vor uns haben und wie er uns bis zum letzten Augenblick zu hintergehen sucht.«

Die so unerwartet unterbrochene Reise wurde nun in der alten Ordnung wieder fortgesetzt und nachdem man anderthalb Stunden später glücklich die scharfe Ecke überwunden, ging es nach kurzer Rast schnell dem Thale entgegen und es war kaum zehn Uhr vorüber, als man

wohlbehalten im ›Adler‹ zu Grindelwald anlangte und von den daselbst versammelten Gästen und Bewohnern des Dorfs mit Jubelgeschrei empfangen wurde, da sich sehr bald die Kunde verbreitet hatte, wie glücklich der interessante Fang abgelaufen und was sonst noch den kühnen Bergsteigern begegnet war.

Während Peter Michel sich nun in sein nahe gelegenes Haus begab, sich dort in seinen Sonntagsstaat warf, wie auch sein Schwager ein Gleiches that, zugleich aber seine Frau benachrichtigte, daß er mit den beiden Herren aus Luzern noch aus einige Tage nach dem Vierwaldstädter See fahren würde, ließen die Freunde zunächst Pinto Machado ein Zimmer anweisen, wo ihn Herr Kränzeli und dieselben beiden Führer bewachten, die er zu seinem wagehalsigen Unternehmen nach der Grimsel gedungen hatte. Auch Arnold und Werner ließen sich ein Zimmer geben, reinigten sich von den sichtbaren Spuren ihrer anstrengenden Bergtour und legten frische Wäsche an, wozu sie ein dringendes Bedürfniß fühlten.

Als sie damit zu Stande gekommen, setzten sich Beide nieder, um die Depesche an Herrn Irminger zu entwerfen, wurden aber zuvor noch einige Augenblicke durch ihren Kutscher gestört, der voller Freude zu ihnen in's Zimmer kam und seinen wohlgemeinten Glückwunsch über den so baldigen Fang des bewußten ›Vogels‹ abstattete.

Nachdem sie ihm dann aufgetragen, um ein Uhr Wagen und Pferde bereit zu halten, um noch heute bis Brienz zu gelangen, frohlockte er laut und beglückwünschte sich selber, daß er die ganze Fahrt mitgemacht und nun Herrn Halder und Altstetten im Triumph vor das Haus seines guten Herrn in Luzern fahren dürfe. Die Pferde, äußerte er auf Befragen, befänden sich im besten Stande und es würde ihnen ein Kinderspiel sein, nächsten Nachmittag zu guter Zeit zu Hause einzutreffen.

Als er die Freunde verlassen, begaben sich diese an ihre Arbeit und verfaßten ihre Depesche, was ihnen, seltsam genug! wunderbar schwer fiel, so klar die Thatsachen vorlagen und so günstig der Bericht lautete, den sie zu geben hatten. Endlich waren sie mit folgenden Worten zu Stande gekommen:

»Grindelwald, den 3. August. Herrn Nicolaus Irminger zu Luzern. Herzliche Grüße an Jedermann. Alles rasch und ohne Gefahr geglückt. Pinto Machado vorige Nacht auf dem Wetterhorn ergriffen. Sicheres Geleit bis Alpnach. Bis dahin aber bitten wir mit dem Mittagsboot Polizeibeamte zu senden, da die uns begleitenden Männer von hier nicht weiter gehen. Wir selbst kommen Sonntag zu Wagen von Alpnach aus. Etwa um drei Uhr Nachmittags. Wichtigen Fund durch Fingal gemacht. Betrügerei des Gauners offenbar und durch schriftliche Belege erwiesen. Sonst Alles wohl, Menschen, Pferde und Hund. Reichen Stoff zu beliebiger Unterhaltung. Arnold Halder. Werner von Altstetten.«

»Na,« sagte Arnold mit vergnügtem Gesicht, als sie das endlich zu Stande gebracht, »das ist klar und deutlich genug und doch nicht allzu lang. Und welch reicher Stoff zur Freude, zum Nachdenken liegt darin, bis wir wieder kommen und unsre kleinen Abenteuer von Anfang bis zu Ende erzählen. Diese Depesche wird Sensation erregen, mein Lieber, und man wird die Stunden zählen, bis wir wieder da sind. O, welche Freude erwartet uns, wenn wir wieder in das trauliche Zimmer treten und Adele und Jesuina in Gesellschaft des guten Alten vor uns sehen. Klopft Dir das Herz nicht höher dabei, Werner?«

Werner nickte freudig lächelnd, aber viele Worte hatte der stille Mann nicht, denn seine Gefühle flossen ihm nicht so leicht über die Zunge, wie dem darin glücklicher organisirten Freunde. Daß er aber freudig und hoffnungsvoll erregt war, als Arnold Jesuina's gedachte, das sah dieser wohl, denn er kannte ja seinen alten Freund und wußte, was in seinem Herzen vorging, wenn er seine stille und gedankenvolle Miene betrachtete.

Nachdem die Freunde nun dieses ihr erstes Geschäft in Grindelwald vollbracht und die so günstig lautende Depesche sofort nach ihrem Bestimmungsort abgesandt hatten, begaben sie sich an ihr zweites und riefen die guten Männer herein, die sie auf das Wetterhorn begleitet und deren Sorgfalt, Aufmerksamkeit und thatkräftiger Hülfe sie zumeist den schnellen Erfolg ihres Unternehmens verdankten. Und in diesem Punkte glaubte Arnold sowohl wie Werner etwas reichlich zu Werke gehen zu dürfen, um so der guten Absicht ihres wohlwollenden Chefs zu

entsprechen, wozu er ihnen ja eine unbeschränkte Vollmacht gegeben.

Sie ließen die Führer hereintreten und fragten, was sie nach ihrer Taxe für die beiden Tage zu fordern hätten, und als der Aelteste von ihnen die Summe nannte, die Arnold in Anbetracht der schwierigen Leistung nicht gerade sehr hoch fand, gab er ihnen das Dreifache und erntete nun von allen Seiten den herzlichsten Dank der durch seine unverhoffte Freigebigkeit völlig überraschten Männer ein. Alle schüttelten den Freunden wiederholt die Hände, dankten mit überfließenden Herzen und baten um eine recht baldige Wiederholung ihres Besuchs, da sie mit solchen Herren immer gern auf die Berge steigen würden.

»Ich glaube es ihnen auf's Wort,« sagte Arnold zu Werner, als die Führer sie verlassen hatten, »Sie haben nicht nur einen guten Lohn erhalten, sondern auch Vergnügen und Befriedigung in Fülle gehabt. Wir aber können auch mit ihnen zufrieden sein und dürfen ihre Hülfe nicht gering anschlagen, da sie uns so bald an unser schwieriges Ziel gebracht haben.«

Bald darauf stellte sich Herr Bohren bei seinen Gästen ein und theilte ihnen die erfreuliche Botschaft mit, daß er ihnen ein kräftiges Essen besorgt habe, wonach sie ja wohl nach einem solchen Marsch Verlangen tragen würden. Als er aber die heitere Miene der Freunde sah und nun die genauere Darstellung ihrer Bergtour vernahm, wunderte er sich, daß sie nicht ermüdeten seien,

denn nach einer solchen Anstrengung hätte er Bergsteiger noch nie so fröhlich und munter gesehen wie sie.

»Das glaube ich wohl,« erwiderte Arnold. »Ermüdet sind wir aber doch, wenigstens fühlt man seine Beine, Herr Bohren, aber Sie müssen bedenken, daß wir unsre Reise mit dem besten Erfolg zurückgelegt haben, und das erheitert den Geist und wirkt also auch belebend auf den Körper ein. Nur um Eins bitte ich noch: haben Sie gutes frisches Fleisch im Hause!«

»Sie sollen den besten Braten von der Welt haben, meine Herren!«

»O nein, nicht für uns, meine ich, sondern für unsern braven Hund. Wir wollen ihm zur Belohnung seine Lieblingsspeise vorsetzen, frisches rohes Fleisch, in appetitliche Stücke geschnitten, und eine recht tüchtige Schüssel davon.«

»Ach so, ich verstehe. Na, das soll bald besorgt sein. Ich habe schon gehört, was für eine Heldenthat der Hund vollbracht hat, und dafür muß er natürlich seine Belohnung haben.«

Die Freunde verfügten sich in das um diese Zeit leere Speisezimmer und hier fanden sich auch bald Peter Michel und sein Schwager Egger ein. Beide mußten diesmal Theil an dem reichlichen Mahle nehmen und sie ließen es sich trefflich schmecken, wie auch den guten Wein, der ihnen in Fülle vorgesetzt wurde. Als die beiden Führer sich aber mächtig satt gegessen und getrunken, verfügten sie sich in das Zimmer des Gefangenen und lösten ihre Kameraden ab, um von nun an die Bewachung

desselben in Gemeinschaft mit Herrn Kränzeli zu übernehmen, den sie auch beim Essen fanden, während Pinto Machado alle Speisen verschmähte und erklärte, daß er keinen Hunger habe, was man ihm auch in Berücksichtigung seiner Gemüthsstimmung auf's Wort glaubte.

Diese war in der That zu dieser Zeit etwas niedergedrückt, denn beim Eintreten in das Zimmer hatte der Polizeibeamte ihm mit einer sehr ernsten Miene gesagt:

»Setzen und ruhen Sie sich, Sie werden müde sein, wie ich. Bei dem geringsten Versuch aber, den Sie anstellen, uns zu entwischen, lasse ich Sie an Händen und Füßen binden, bis wir zu Hause sind. Feste Hände, um Sie zu halten, giebt es hier genug. Jetzt kennen Sie meine Ansicht und nun richten Sie sich danach.«

Bei diesen Worten hatte Pinto Machado sich mit einer verächtlichen Miene von ihm abgewandt; sein Appetit war ihm vergangen und in der That genoß er nicht eher etwas als am Abend in Brienz, bis wohin sich seine Laune wieder allmählig gehoben, nachdem er sich in sein augenblickliches Schicksal gefunden zu haben schien.

So verging die Zeit bis zur Abreise schnell. Fingal war schon lange wieder trocken und warm geworden und hatte es sich gut schmecken lassen, wie seine Herren. Dann aber streckte er sich neben ihnen lang auf dem Boden aus und schlief ruhig eine Stunde, bis die Wagen verfuhrn, die sie nun ungesäumt nach Brienz bringen sollten.

Den ersten Wagen, den Herr Bohren gestellt, bestiegen der Gefangene, Herr Kränzeli, Peter Michel und Egger, und er fuhr unmittelbar vor dem zweiten her, den die beiden Freunde mit Fingal einnahmen. Mit den herzlichsten Worten empfahlen sich ihnen der Wirth und die vor der Thür versammelten Führer, die alle auf ihre Kameraden neidisch waren, nicht allein, daß sie ein so gutes Geschäft gemacht, sondern daß sie auch einen so argen Verbrecher zu fangen so glücklich gewesen waren.

Rasch trabten nun die Pferde mit den beiden Wagen davon; als sie aber aus der vollen Mittagssonne, die auf dem Dorfe brütete, in das schattige Grindelwalder Thal hinein lenkten, drehte der Kutscher des Herrn Irminger sich nach seinen beiden jungen Herren um und sagte, mit der Peitsche auf den dicht vor ihnen fahrenden Wagen zeigend, mit pfißig zugekniffenen Augen:

»Jetzt hätten wir ihn – ich meine den ›Vogel‹ da vorn – und bringen ihn auch ganz heil nach Hause. Na, das wird eine Freude sein, wenn der alte Herr uns wieder sieht! Aber wahrhaftig, ich freue mich auch und nun bin ich einer guten Prämie gewiß, daß ich Sie bis nach Grindelwald gefahren und so auch mein bescheiden Theil zu der Ergreifung des ›Vogels‹ beigetragen habe.«

»Daß Ihr diese Prämie bekommt,« erwiderte Arnold lachend, »dafür laßt mich sorgen. Ich werde unserm Herrn getreuen Bericht abstaten und dabei sollt Ihr gewiß nicht zu kurz kommen.«

»Ich danke schön, Herr Halder!« sagte der Kutscher, freundlich nickend und seine Peitsche schwenkend, wie

ein Cavalier, der herablassend grüßt, »und ich danke auch noch einmal dafür, daß Sie mich bis hier her mitgenommen haben. Ich habe mir die weißen Berge und Gletscher recht genau angesehen. Der Tausend! ist das eine Pracht und Herrlichkeit!«

Arnold nickte ihm zu, dann aber zündete er sich eine Cigarre an und er wie Werner versanken dabei in langes Schweigen, indem wohl Beide im Kopf und – im Herzen Mancherlei zu bedenken haben mochten. –

Auch Peter Michel und sein Schwager fanden die ihnen so ungewohnte Fahrt in dem mit guten Pferden bespannten Wagen außerordentlich angenehm nach einem solchen Morgenmarsch, und als sie es sich erst auf ihrem Sitze bequem gemacht und ihn wunderbar behaglich gefunden hatten, plauderten und rauchten sie während des ganzen Weges und erzählten dem aufmerksam lauschenden Polizeibeamten wundersame Geschichten von gefährlichen Bergfahrten, und priesen sein Geschick und seinen Muth, namentlich in dem Augenblick, als er zum ersten Mal um die scharfe Ecke des Wetterhorns zu biegen gezwungen war.

»Ach, meine Herren,« sagte da der gute Herr Kränzeli mit etwas trübem Gesicht, »erinnern Sie mich doch an die scharfe Ecke da oben nicht mehr. Ich habe sie einmal überstanden und hoffe nie wieder in die Lage zu kommen, noch einmal den gefährlichen Schritt thun zu müssen. Na, ich kann mir ganz gut denken, was für ein confuses Gesicht ich dabei gemacht habe. Mir war ganz infernalisches zu Muthe, und hätten Sie, Herr Michel, mich

nicht zur rechten Zeit wie mit einer eisernen Klammer um das Handgelenk gepackt – sehen Sie einmal, es ist noch ganz geschwollen von dem Griff – so weiß ich wahrhaftig nicht, ob ich heute noch unter den Lebenden wäre.«

Die beiden Führer lachten hell auf und mit ähnlichem Gespräch vertrieben sie sich und ihrem Gefährten die Zeit, während ihr Gefangener still brütend und lässig zurückgelehnt auf dem Hintersitz saß, was ihm gewiß höchst angenehm sein mußte, da er auf diese Weise nicht in die Lage kam, seinen hinter ihm fahrenden Feinden den ganzen Weg entlang in's Gesicht zu blicken. Was in seinem Innern vorging, wußte Niemand; daß er aber nicht bodenlos betrübt war, glaubte wenigstens Herr Kränzeli wahrzunehmen, der schon viele Gefangene in seinem Leben transportirt hatte, aber noch niemals mit Jemandem zusammengetroffen war, der sich, wie er meinte, so still ergeben in seine Lage fand, aber vielleicht auch mit Niemandem, der so rastlos an neuen und immer gewalthätigeren Plänen arbeitete. Denn Pinto Machado war nicht blos ein Abenteurer, ein Gauner, ein Fälscher, nein, er war ein noch viel mehr unternehmender Mann, der auch die größte Gefahr nicht scheute und der selbst im tiefsten Unglück über Pläne brütete, wie er sein augenblickliches Mißgeschick in das Gegentheil verkehren und seinen Bedrängern einen Streich spielen könne, den sie nach seiner Meinung in gegenwärtiger Stunde gewiß nicht erwarteten.

Daß ihm das Glück wirklich noch nicht ganz abhold war, sollte er schon am nächsten Tage erfahren, und werden auch wir eines ihm begegnenden kleinen Ereignisses Erwähnung zu thun haben, wenn wir mit ihm an die Stelle gelangt sind, wo ihm dasselbe zu Theil ward.

Um vier Uhr Nachmittags kam man in Interlaken an, nachdem man in dem kleinen Dorfe Gsteig vorher einen kurzen Halt gemacht, um den Pferden einige Ruhe zu gönnen. So gern sie es auch gethan, so hielten sich Arnold und Werner doch keinen Augenblick in dem lieben Orte auf, denn sie glaubten es nicht mit ihrer Pflicht vereinigen zu können, einen wenn auch nur kurzen Besuch in Arnold's väterlichem Hause abzustatten. So ging es denn rasch und ohne jeden Aufenthalt durch das von Menschen belebte und immer heitere Interlaken hindurch und schon um sieben Uhr Abends fuhren sie vor die Thür des ›rothen Kreuzes‹ in Brienz, wo sie alsbald zwei Zimmer nahmen, in deren einem der Gefangene mit seinen drei Wächtern und in dem anderen Arnold, Werner und Fingal Platz fanden.

Um noch den schönen Abend ohne Anstrengung zu genießen, ließen sich die Freunde bei heraufsteigendem Monde in einer Gondel auf dem Brienzer See umherfahren und Fingal konnte sich hier den Genuß nicht versagen, ein stärkendes Bad zu nehmen, was ihm Werner auch gern gestattete. Dann aber begaben sie sich früh

zur Ruhe und schliefen in ihren guten Betten bis zum anbrechenden Tage, denn die vergangene Nacht unter dem kühlen Gleckstein hatte ihnen eben nicht sonderlich behagt und der Marsch am Morgen dieses Tages und die weite Fahrt nachher hatten ihre Glieder steif und mürbe gemacht.

Um sechs Uhr aber, fast eine Stunde früher als die Post abging, stiegen sie schon wieder in die Wagen und legten nun die Reise noch einmal über den Brüning zurück, die sie vor wenigen Tagen in so großer Aufregung gemacht und darum sehr wenig genossen hatten. Um ein Uhr langten sie endlich in Alpnach an, und da das Dampfschiff von Luzern noch nicht gekommen war, erwarteten sie auf der Brücke dasselbe und nahmen unterdeß den herzlichsten Abschied von Peter Michel und seinem Schwager, die sich nur schwer von den freigebigen Männern trennen konnten und, ihrem Versprechen getreu, so lange bei ihnen aushielten, bis das Boot gekommen war, die drei mit demselben erschienenen Polizeibeamten Pinto Machado in ihre Mitte genommen hatten und ihn nun unter sicherer Escorte nach Luzern brachten.

Bevor das Boot aber abfuhr und während auch Arnold und Werner so lange auf der Brücke in der Nähe desselben blieben, waren sie noch ganz gegen ihre Erwartung, eben so wie der Mann, den sie so glücklich eingebracht, der Gegenstand sehr aufmerksamer Betrachtung, und daran war nicht nur die Neugierde der guten Luzerner, sondern auch die Theilnahme schuld, die man Herrn

Irminger und natürlich auch seinen beiden neuen Commis zugewandt hatte.

Denn durch die telegraphische Depesche aus Grindelwald war in Folge der Requisition der Polizeimannschaften Seitens Herrn Irminger's in Luzern die Stunde ihrer Ankunft mit dem Gefangenen in Alpnach genau bekannt geworden, und da es gerade ein Sonntag war, so hatten sich viele Personen auf dem Schiffe eingefunden, um die kurze Spazierfahrt über den See hin und zurück zu unternehmen und dabei wo möglich die Bekanntschaft der beiden so viel gerühmten Männer zu machen, deren Schicksal in Rio jetzt auch allgemein in Luzern bekannt war, wovon sie selbst jedoch bis jetzt nicht die geringste Ahnung hatten. Aber auch der erwartete Anblick des gefangenen Brasilianers hatte viele Neugierige auf das Schiff gelockt, und alle diese Personen wurden in ihren Erwartungen nicht getäuscht, denn sie sahen und bewunderten aus der Ferne und der Nähe die beiden Freunde, deren persönliche angenehme Erscheinung, obgleich man darauf vorbereitet gewesen, allgemeinen Beifall fand, ja noch bei Weitem die Vorstellung übertraf, die man sich nach der Schilderung der Hausbewohner Herrn Irminger's davon entworfen. Man hatte geglaubt, die beiden jungen Männer, von ihrem Erfolge stolz und kühn gemacht, würden mit frohlockenden Mienen und einer gewissen Ruhmredigkeit und Großthuerei auftreten, aber darin täuschte man sich sehr, denn ein solches Gebahren lag weder in Arnold Halder's, noch in Werner von Altstetten's Natur, und so sah man nur sehr bescheidene und schweigsame

Männer vor sich, deren schöne Gestalt und ausdrucksvolle Gesichter aber gleichwohl einen überaus vortheilhaften Eindruck auf ihre Beschauer ausübten, namentlich dem finster blickenden und seine Augen stolz auf die Menge richtenden Gefangenen gegenüber, den die Polizeibeamten gleich in ihre Mitte nahmen, um sich mit ihm auf das Vordertheil des Bootes zu begeben, wo man den nöthigen Platz für die fünf Personen mit Beschlag belegt hatte.

Endlich aber, als auch die mit der Post von Interlaken gekommenen Reisenden den Dampfer bestiegen hatten, mußte das Gaffen der Menge nach den noch auf der Brücke stehenden Männern ein Ende nehmen und der Dampfer zog mit seiner Beute dahin, nachdem man den am Ufer Zurückbleibenden noch einen lauten Ruf des Beifalls und der Theilnahme vom Bord desselben gesendet hatte.

Kaum aber war der Dampfer in Fahrt, so verabschiedeten sich auch Arnold und Werner von den beiden Führern, die mit der Post wieder die Rückfahrt nach ihren Bergen antraten, und als man den letzten Händedruck ausgetauscht, das letzte Dankeswort gesprochen hatte, stiegen die Freunde und Fingal in den ihrer harrenden Wagen und fort ging es ohne Aufenthalt nach der neuen Heimat, um nun bald wieder in der Nähe der Menschen zu sein, die ihnen in so kurzer Zeit so unglaublich lieb und werth geworden waren.

Vielleicht aber – wir sagen vielleicht – wäre es doch besser gewesen, wenn Arnold und Werner sich nicht von

ihrem Gefangenen getrennt und mit ihm zugleich auch die letzte Strecke bis Luzern auf dem Dampfboot zurückgelegt hätten, denn möglicher Weise wäre ihnen dann nicht entgangen, was sich bald nach ihrer Trennung von ihm an Bord des Bootes und am ersten Halteplatz desselben zutrug, und müssen wir nothwendig der Erwähnung dieses Vorfalls noch einige Zeilen widmen, bevor wir mit unsern Freunden, die wir bisher so treulich begleitet, den heiß ersehnten Triumphzug in das Haus des Herrn Irmingers selbst antreten.

Wie bekannt, legt der von Alpnach nach Luzern fahrende Dampfer jedesmal an der in den See vorspringenden Landspitze an, auf der sich das idyllisch gelegene Oertchen Stansstad, der Hafen von Stans, mit seinen niedlichen Häusern und Villen den Blicken der Reisenden zeigt.

In diesem stillen Oertchen halten sich im Sommer nur wenige Fremde und zwar meist solche auf, denen das geräuschvolle Treiben in den größeren und besuchteren Orten zuwider ist und die es lieben, in ungestörtem Frieden die Reize der großartigen Natur zu genießen, zumal sie ja leicht, wenn einmal der Wunsch dazu in ihnen erwacht, mit der draußen auf und ab jagenden Welt in Verbindung treten können. Einige Fremde aber finden sich immer daselbst ein und so waren auch in diesem Sommer etliche Familien dort eingekehrt. Heute, am Sonntag, wo man darauf rechnen konnte, die von und nach Luzern fahrenden Dampfer reich mit Kommenden und

Gehenden besetzt zu finden, hatte diese zeitigen Bewohner des Oertchens die Neugierde an den Landeplatz des Dampfers getrieben und da standen sie nun und erwarteten die Ankunft desselben mit jener mehr oder weniger geduldigen Hingebung, die Reisende an den Tag zu legen pflegen, die eben nichts weiter zu thun haben, als ihre Zeit auf die angenehmste und leichteste Weise hinzubringen.

Pinto Machado, der das Gesicht dem nächsten Lande zugekehrt saß, fühlte keine besondere Neigung, sich diese vergnüglichen Leute zu betrachten und noch viel weniger, sich von ihnen betrachten zu lassen, da er wohl vermuthen konnte, daß die Kunde von den jüngst vorgefallenen Ereignissen in Luzern auch bis hierher gedrungen sei. So wollte er sich denn eben von dem Lande abwenden und nach der gegenüber liegenden Seeseite blicken, wo bereits der vielzackige Pilatus sein ehrwürdiges Haupt erhob, als er plötzlich seine Blicke mit freudigem Erstaunen am Lande haften ließ, da er glaubte, in einigen der am Ufer harrenden Menschen ihm sehr nahe stehende und ganz ergebene Bekannte bemerkt zu haben.

Er hatte sich darin auch nicht getäuscht. Es waren zwei Männer und eine Dame, die ihm schon aus weiterer Ferne durch ihre schönen lockigen schwarzen Haare aufgefallen war, mit denen der leise Wind anmuthig spielte, da sie den Strohhut abgenommen hatte und ihn, wie in Folge einer unwillkürlichen inneren Bewegung, leise hin und herschwang.

Als Pinto Machado nach genauerem Hinblick diese Dame mit dem bleichen Gesicht und den lebhaft funkeln- den Augen wirklich erkannt hatte, erhob er sich in Mitte der ihn achtlos umgebenden Polizeibeamten, die an ihren Uniformen leicht als solche zu erkennen waren.

Da hielt das Boot und zwar ziemlich lange an, weil es nicht sogleich gelang, es an die richtige Stelle der Brücke zu legen, und dann mehrere Personen mit reichlichem Gepäck aussteigen wollten, während andere schon wieder zum Einsteigen bereit standen.

Endlich lag das Boot fest an seinen Tauen; bis dahin aber hatte Pinto Machado Zeit genug gehabt, mit der erwähnten Dame einige verständliche Blicke auszutauschen, und diese, einen raschen Entschluß fassend, hatte sich nach dem einen der Männer herumgewandt, der, seiner Kleidung nach zu schließen, wohl ihr Diener sein konnte, und ihm in größter Hast einige Worte zugeflüstert.

Der so von ihrem Entschluß in Kenntniß gesetzte Mann war von kleiner, untersetzter Gestalt, aber breitem Brustbau, kräftigen Armen und einer Geschmeidigkeit in seinen Bewegungen, die an die Schnelligkeit der gefährlichsten Schlange erinnert, wenn sie, sich zum verderblichen Kampf rüstend, auf ihren Gegner losstürzt.

Dieser Mann, der ein olivenfarbiges Gesicht hatte und einen vollen blauschwarzen Bart trug, begriff sie auf der Stelle und zeigte sich ohne Bedenken bereit, ihren Wünschen nachzukommen, und so trat er mit den übrigen in das Boot steigenden Passagieren an Bord desselben und

begab sich ohne Säumen und ohne irgend ein Wort gegen die Zurückbleibenden zu äußern, mit einem nur der Dame verständlichen Wink, auf die Spitze des Bootes, wo er sich nicht weit von den Polizeibeamten entfernt in unmittelbarer Nähe Pinto Machado's aufstellte, diesem aber vor der Hand noch den Rücken zukehrte und nur nach dem Lande hin der ihm mit Falkenaugen verfolgenden Dame durch lebhaftere Armbewegungen zu erkennen gab, daß er noch an demselben Tage zu ihr nach Stansstad zurückkehren werde.

Gleich darauf setzte sich der Dampfer wieder in Bewegung; die beiden Personen am Lande aber blieben wie angewurzelt auf ihren Plätzen stehen, dem Boote nachschauend, so lange sie die einzelnen Personen an Bord zu erkennen vermochten, was auch Pinto Machado seinerseits nach dem Lande hin that, da diese unerwartete und glückliche Begegnung ihm wohl von größter Wichtigkeit sein mochte.

Jetzt aber schien es ihm an der Zeit zu sein, auch den an Bord gekommenen kleinen Mann eines Blickes zu würdigen, und er that dies so unbefangen, daß Keiner der ihn umgebenden Polizeibeamten darin irgend etwas Verhängliches erblicken konnte. Mit diesem Blick aber war, ebenso wenig irgend Jemandem bemerklich, ein bedeutender Wink verbunden, den der kleine Mann sich auch richtig deutete, wenn er glaubte, daß er ihn zur schärfsten Aufmerksamkeit mahnen sollte. Allein diese Mahnung war für den pffiffigen Pedro, denn dieser war ja der kleine Mann, vollkommen überflüssig; er hatte den von

Donna Maria Antonina Gomez rasch gefaßten Plan schon völlig zu dem seinen gemacht und widmete Pinto Machado eine so große Aufmerksamkeit, wie sie nur ein so ergebener und verschmitzter Diener seinem in's Unglück gerathenen Herrn angedeihen lassen konnte. Die lebhaft glänzenden Augen nach allen Seiten wendend und die Physiognomien der lässig umherstehenden Polizeidiener mit Argusblicken musternd, war er nur darauf bedacht, sich Pinto Machado vorsichtig immer mehr und mehr zu nähern, und als er ihm endlich so nahe gekommen, daß einige leise geflüsterten Worte von demselben verstanden werden mußten, sagte er mit leicht abgewandtem Gesicht, so daß Niemand seine Miene dabei wahrnehmen konnte, in kurz abgebrochenen Sylben und sich dabei seiner heimatlichen Sprache bedienend:

»Acht haben! Will Ihre Wohnung recognosciren! Kopf oben! Augen auf, Hände fertig! Was geschehen kann, soll geschehen!«

Das war Alles, was er sprach oder vielmehr flüsterte, aber für seinen Herrn war es genug. Dieser setzte sich nun wieder auf seine Bank nieder und Pedro ging nachdenklich auf dem freien Vorderraum hin und her, bis der Dampfer in Luzern vor dem ›Schwan‹ landete.

Es hatte sich an diesem Tage eine ungeheure Menschenmenge an der Landungsbrücke versammelt und das war sehr natürlich, da sich ja die Kunde schon lange in der Stadt verbreitet hatte, was für einen seltenen Fang die nach Alpnach gegangenen Beamten mit heimwärts brächten. Neugierig sich an die Brücke drängend, wie es

ja die Menschen überall thun, wo Dergleichen zu sehen ist, hatten die Beamten Mühe, sich mit ihrem Gefangenen, den sie dicht umgaben, durch die Menge durchzuarbeiten, aber den langsam Dahinschreitenden folgte Pedro ruhig wie ein wohldressirter Spürhund, der seiner Fährte sicher ist, und erst als er gesehen, wohin man seinen Herrn gebracht, und von einigen Umstehenden, die der französischen Sprache kundig waren, erfahren, daß es das städtische Gefängniß sei, sah er sich das alte, mit eisernen Fenstergittern versehene Gebäude genau an und schlug dann mit rascherem Schritt wieder den Weg nach dem Kai ein, um das nächstabgehende Boot zu benutzen und wieder zu Donna Maria zurückzukehren, der er die Kunde brachte, wohin man ihren Geliebten geführt und daß also die schreckliche Mähr, welche heute in allen Zeitungen gestanden, wahr sei und daß man den entwichenen Fälscher in den Grindelwalder Bergen wieder ergriffen habe.

Auf Pinto Machado aber hatte die Begegnung seiner Freunde und die Begleitung Pedro's, bis zum Gefängniß, die er wohl wahrgenommen, außerordentlich beruhigend eingewirkt und so laut er in einer viel fröhlicheren Stimmung in seiner Zelle an, als er noch kurz vorher für möglich gehalten, denn er wußte nun ganz bestimmt, daß nicht nur ein treuer, ihm im Guten und Schlechten ganz und gar ergebener Diener sich seiner annehmen wurde, sondern daß auch neben diesem muthigen Mann ein nicht weniger muthiges und unternehmendes Weib stand, und diesen Beiden vertraute der kühne Mann

sein Schicksal an, in der Hoffnung und dem Glauben, daß es ihnen gelingen werde, ihn aus seinen Banden zu lösen und der Freiheit wiederzugeben, um dieselbe, sobald er sie erlangt, zu seinem Vortheil zu benutzen und zum Schaden seiner Feinde den Plan auszuführen, den er schon seit einigen Tagen in seinem erfindungsreichen Kopfe und seinem verbrecherischen Herzen herumgetragen hatte.

Einigermaßen aber wurde seine kaum aufgeblitzte Freude doch wieder etwas gemäßigt, als wenige Augenblicke nach seiner Einschließung ein höherer Polizeibeamter mit Herrn Kränzeli und einem zweiten Diener erschien und ihn mit kurzen Worten aufforderte, sich zu entkleiden, da man es für nöthig fände, seine Taschen zu untersuchen und sich seine Habseligkeiten bis auf Weiteres anzueignen.

Der stolze Brasilianer mochte sich, so viel er wollte, auf sein Recht als Ausländer berufen, man achtete gar nicht darauf, und so mußte er sich, knirschend vor Wuth, dazu entschließen, seinen Peinigern auch seine letzten Geheimnisse zu überliefern, nachdem ihnen schon das wichtigste von allen durch Fingal's Meisterstück in die Hände gerathen war.

Als man den Gefangenen nun gänzlich entkleidet hatte, fand man in seinen vielen Taschen einen scharfen Dolch und verschiedene Börsen mit allerlei Geldsorten; auf seinem bloßen Leib aber einen festgefügted ledernen

Gürtel, der eine bedeutende Summe in Gold und Papieren enthielt, eine Summe, die hinreichend gewesen wäre, ihm und seinen Gefährten auf lange Zeit das ruchlose Leben zufristen.

Auf die Frage, woher er dies es Geld genommen und ob es sein persönliches Eigenthum sei, lachte er dem Beamten frech in's Gesicht und erklärte: Er fühle nicht die Verpflichtung, sich vor unberufenen Richtern über den Erwerb dieses Besitzes auszuweisen. Es sei rechtmäßig sein Eigenthum und nur den Abgesandten seines Landes, die man von Bern aus requiriren könne, werde er darüber Rede stehen, da er von schweizerischen Gerichten nicht gerichtet, noch viel weniger bestraft werden könne. Die Beamten verhielten sich bei diesen Worten schweigend und nickten sich bloß lächelnd mit den Köpfen zu. Dann entfernten sie sich aus der Zelle, ohne noch ein einziges Wort mit dem Gefangenen zu reden, und überließen ihn seinem dämonischen Grimm, mit dem er jetzt wie ein eingesperrter Tiger in seinem Käfig hin und her lief und seine Feinde und alle Welt verfluchte, die ihn in diese verhängnißvolle Lage gebracht hatten.

Wir aber verlassen den unglücklichen Mann ebenfalls, um zu beruhigenderen und angenehmen Verhältnissen zurückzukehren und zu erfahren, wie wunderbar erfreulich und genußreich dieser wichtige Tag für unsere Freunde schließen sollte.

FÜNFTES CAPITEL. DIE BEGINNENDE
SELBSTSTÄNDIGKEIT.

Es dürfte nicht schwer zu errathen sein, welche Stimmung unter den Bewohnern des Irminger'schen Hauses herrschte, seitdem die beiden jungen Männer dasselbe verlassen hatten. Sie waren kaum drei Tage davon entfernt gewesen, aber in diesen drei Tagen war vielleicht keine Minute verflossen, in denen sie und ihr Unternehmen nicht nur der Hauptgegenstand der allgemeinen Unterhaltung, sondern auch der fast einzige Gedanke der einzelnen Zurückgebliebenen gewesen wären.

Allen ohne Ausnahme, am meisten fast dem alten Herrn, kam das wohnliche Haus ungemein einsam vor, obgleich er nicht nur seine Tochter, sondern auch deren schöne Freundin um sich sah, die Jedermann in kurzer Zeit liebgewonnen hatte und die nicht allein durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, sondern auch durch ihr trauriges Schicksal nahe an sein Herz getreten war, das immer voll und warm für alle Unglücklichen schlug, und der er von jetzt an ein wahrer Vater zu sein, seiner Tochter und sich selbst im Stillen gelobt hatte.

Aber so lebhaft Adele und Jesuina seine Gefühle auch in Anspruch nahmen und soviel sich Beide auch bemühen mochten, ihm in diesen drei Tagen Alles zu sein, was der liebevolle und warmherzige Mensch dem andern, die Tochter dem Vater und der dankbare Schützling seinem Retter nur sein kann – so fehlte ihm doch Eins, was ihm

Beide nicht ersetzen konnten: die beiden jungen Männer, seine neuen Commis, denn diese waren ihm – und das sah Adele jetzt erst recht mit vor Freude hochaufschlagendem Herzen ein – fest an sein Herz gewachsen. Die freundschaftliche Verbindung mit ihnen und seine Zuneigung, zu dem Einen in einem so bedeutungsvollen Moment entstanden, zu dem Anderen durch spätere Erfahrungen ausgebildet und endlich durch eigene Beobachtung und Anschauung befestigt, war dem in seinem schwierigen Geschäft so mancher Verdrießlichkeit preisgegebenen Mann, der stets bedauert hatte, daß er keinen Sohn habe, auf den er seinen Besitz, seinen Credit, seine Erfahrungen vererben könne, wie eine endliche Segnung vom Himmel erschienen, und als solche hieß er Arnold und Werner schon lange im Stillen willkommen, da sie bei nähere Bekanntschaft in ihrer Erscheinung und in ihrem Wesen ganz der Idee entsprachen, die er von jeher von einem thatkräftigen und einem seinem Herzen nahe stehenden Freunde mit sich herumgetragen hatte.

Dies war die eine, die Lichtseite der Stimmung des Herrn Irminger, und wir können es ohne weitere Untersuchung für bestimmt annehmen, daß dieselbe von den beiden jungen Mädchen in ähnlicher Weise warm und herzlich getheilt wurde; allein es gab noch eine andere, eine Schattenseite darin, und in Bezug auf diese müssen wir unsere Aufmerksamkeit doch etwas länger auf Adele und Jesuina weilen lassen.

Daß der alte Herr selbst an keine Gefahr für seine Abgesandten auf der von ihnen so schleunig und gern unternommenen Expedition glaubte, hatte er schon ausgesprochen, als dieselbe noch nicht einmal angetreten war, und auch als sie sein Haus verlassen hatten, gab er sich durchaus keiner Besorgniß in dieser Beziehung hin. Auch Adele hatte hierin den besten Muth, das gläubigste Vertrauen und sie theilte völlig die Ansicht ihres Vaters in diesem Punkt, wie sie sie in vielen anderen wichtigen Punkten theilte; aber nun wirkte Jesuina's bewegliches Blut auf sie ein, und da diese, die ihren Landsmann, den so eifrig Verfolgten, von der gefährlichsten Seite zu kennen wohl Ursache haben mochte, fast ohne Unterlaß eine nur zu deutliche Aengstlichkeit verrieth und diese auch offen gegen die Freundin aussprach, vielleicht nur, um sich durch schwerwiegende Gründe von derselben widerlegen zu lassen, so gab sich auch Adele endlich einer solchen hin und, wie sie Beide von demselben Gefühl gegen die Abwesenden beherrscht wurden, so theilten sie nur zu bald auch schwesterlich ihre Befürchtungen und Eine suchte der Andern klar und begreiflich zu machen, daß dieselbe denn doch nicht jedes vernünftigen Grundes entbehren möchten.

Diese Ansicht der Dinge ging am Ende des zweiten Tages nun auch auf den guten Herrn Irminger über, denn da er die Mädchen immer zusammen flüstern hörte und sich absorgen sah, so wollte er wissen, was sie so peinlich beschäftige, und so theilte ihm denn endlich Adele offen ihre und der Freundin besorgliche Empfindungen mit.

Als Herr Irminger Solches vernahm, senkte er bedenklich den Kopf, und ob er auch keinen greifbaren Grund vorfand, die Ansicht der jungen Damen auf der Stelle zu der seinigen zu machen, so drängte sich am Ende auch ihm ein düsterer Schatten der Besorgniß auf, der ihm sogar in der Nacht keine Ruhe ließ, als unsere Freunde auf dem Wetterhorn campirten, ihren Gefangenen bereits sicher in Händen hatten und selbst wohlauf und geborgen waren.

So wuchs denn die Erwartung und Spannung auf die kommenden Dinge von Minute zu Minute mehr und mehr zu einer beängstigenden Unruhe an, und da auch der Kutscher mit dem Wagen nicht zurückkam, den man zwar nicht bestimmt, aber doch halb und halb am Mittag des zweiten Tages erwartet hatte, so stieg dieselbe auch in dem alten Herrn zu einem immer höheren Grade und er nahm seine Zuflucht zuletzt zu mehreren seiner Freunde, mit denen er das Vorgehende nach allen Richtungen besprach und von deren Einsicht er sich unverhohlen ihre Meinung erbat.

Daß die Theilnahme derselben für den alten Freund und Biedermann während der Dauer der Unternehmung der beiden jungen Leute nicht abnahm, lag in der Natur der Sache und in dem Verhältniß das ja nicht diesen allein, sondern in seinen unabsehbaren Nachwirkungen auch die ganze Handelswelt in Luzern betraf, ja, sie hatte noch um ein Bedeutendes zugenommen, da ja Alle nur zu gespannt waren, die beiden Männer von Angesicht zu Angesicht zu sehen, von denen der alte Herr mit

seiner so stolzen Freude und einer so unbegrenzten Achtung sprach, wie er ja selbst kaum den Augenblick erwarten konnte, sie wiederzusehen und dann sein brennendes Verlangen zu stillen, indem er sie seinen besten Freunden vorstellen und sagen konnte: Seht da, das sind die Leute, die ich mir in schwerer Stunde gewonnen und auf die sich von jetzt an mein ganzes Vertrauen gesetzt, in der festen Ueberzeugung, daß sie es verdienen und mir endlich wie wackere Söhne meinen Lebensabend vergolden und versüßen werden.

So standen die Sachen bis zum Sonnabend Mittag und man setzte sich um fünf Uhr wie gewöhnlich zu Tisch, und zwar mit einer Empfindung, als ob man die Ungewißheit, in der man sich befand, nicht mehr lange ertragen könne, in die man sich doch eigentlich nur durch die mit jedem Augenblick wachsende Sorge selbst versetzt hatte. Da aber war mit einem Male das Ende aller Ungewißheit und jeder Sorge gekommen. Denn wieder war es zur Speisestunde, als die in der Schweiz sich so oft verspätende Depesche aus Grindelwald eintraf und, indem sie ›Jedermann‹ grüßte, mit kurzen und einfachen Worten verkündete, daß Alles glücklich abgelaufen sei und daß man schon am Samstag Nachmittag die so freudig Heimkehrenden erwarten könne.

Von nun an und nachdem Herr Irminger sogleich seine Vorkehrungen in Bezug auf die Absendung der Polizeibeamten mit dem Mittagsboot nach Alpnach getroffen, herrschte eine allgemeine und gränzenlose Freude im Hause; Alle umarmten und küßten sich, als ob der

ganzen Familie das größte Heil widerfahren, und Herr Irminger faßte im ersten glücklichen Augenblick für sich ganz im Stillen einen hochherzigen Entschluß, den er auch am Tage der Rückkehr, wie wir sehen werden, auf die ihm eigene humoristische, aber dennoch sehr nachdrückliche und ergreifende Weise ausführte.

Den ganzen Sonnabend Abend sprach man von nichts als von der am nächsten Tage erwarteten Rückkehr Arnold Halder's und Werner von Altstetten's, und am Sonntag Morgen selbst trug man Vorkehrungen im Hause, als ob ein großes und seltenes Fest stattfinden sollte, an dem jeder Einzelne des großen Haushalts seinen bescheidenen Antheil haben müsse. An ein solches Fest hatte Herr Irminger auch schon im Interesse seiner neugierigen Freunde wirklich gedacht, nur den ersten Tag noch wollte er die beiden ›Jungen‹, wie er in seiner Freude wiederholt sagte, allein bei sich haben, dann aber sollten auch die Freunde sie sehen und er werde ihnen zeigen, was für ein guter Genius mit diesen beiden ›Unzertrennlichen‹ in sein Haus eingezogen sei.

»Glücklicher Weise,« sagte Herr Zwinger am Sonntag Morgen zu den drei Damen, deren Gesichter nun im heitersten Sonnenglanz strahlten, »haben wir heute Sonntag. Das Comptoir ist geschlossen und ich brauche nicht zu schreiben und zu rechnen, was mir überdies alle Tage saurer wird. Na, das soll denn wirklich ein Feiertag sein, und daß die Jungen meinen Wagen bei sich behalten haben, ist klug von ihnen und ich hätte es ihnen gleich sagen sollen. Wir brauchen ihn ja nicht. Aber was mag denn

das sein,« fuhr er fort, die immer in der Tasche getragene Depesche hervorziehend, »was ich noch immer nicht begreife? Was heißt das: Durch Fingal einen wichtigen Fund gemacht? Was kann der Hund denn gefunden haben?«

»Vielleicht einen Menschen,« sagte die rosig erglühende Adele, »wie er auch Dich einst im Schnee gefunden.«

»Ah, Du hast Recht, Kind, und es ist mir lieb, daß Du mich wieder daran erinnerst. Man kann so Etwas nicht oft genug hören. Das macht uns auf unsere Verpflichtungen aufmerksam, die wir Anderen schuldig sind. Ja, der Hund, der Hund, der ist so brav wie sein Herr, und Sie, Jesuina, können sich glücklich schätzen, daß Sie einen solchen Mann zu Ihrem Freunde und Beschützer für's Leben gewonnen haben.«

Bei diesen noch so vieles Unklare klar machenden Worten erhob Jesuina ihre strahlenden Sammetaugen, die ihren früheren Ausdruck düsterer Traurigkeit jetzt schon fast ganz verloren hatten, zu dem vor Freude so redseligen Mann, dann erröthete sie lebhaft und richtete ihre verwunderten Blicke langsam und forschend auf Adele hin.

»Ja, ja,« rief der alte Herr in blühendster Laune, »sehen Sie nur meine Tochter an. Na, der könnte ich Dasselbe oder etwas Aehnliches sagen, wenn es nicht indiscret wäre, von Jemandem in dieser Beziehung zu sprechen, der –«

»Väterchen!« rief Adele, rasch auf den Vater zueilend und mit ihrer schönen Hand seinen Mund verschließend,

»Du plauderst aus! Hat die Freude Dich so gesprächig gemacht? O, dann verzeihe ich Dir, aber scherze doch nicht mit so ernsten Dingen, ich bitte Dich darum.«

»Ja, ja doch, aber laß mich doch einmal über ernsthafte Dinge scherzen, dadurch verlieren sie ja nichts an ihrem Werth. Sieh, mein Kind, in Augenblicken, wie die sind, die ich jetzt erlebe, kommt mir das ganze Lesen einmal wie ein heiterer Scherz vor, wie es in bitteren Augenblicken umgekehrt ist, und solche seltene Augenblicke muß man sich nicht durch zu große Bedenklichkeiten und diplomatischen Hinterhalt trüben lassen. – Doch halt, was ist die Uhr? Gerade Eins. Na, nun noch eine Stunde, dann kommt das Boot, und eine Viertelstunde später werden – nach meiner Berechnung – auch meine Pferde hier sein – ich wollte sagen – meine Jungen!«

So scherzte und plauderte der alte Herr in seiner reinen Herzensfreude und die beiden Mädchen verziehen ihm das gern, da auch ihre Herzen frohlockten und zu überfließenden Aeußerungen geneigt waren. Aber die Zeit wurde ihnen Allen doch lang, bis der Wagen kann, und Herr Irminger zählte fast jede Minute, wie auch Adele und Jesuina, die gar nicht vom Fenster loskamen, wo der Spiegel hing, denn in ihm mußten sie den Wagen zuerst um die Ecke der Straße biegen sehen.

Aber endlich sollte die ersehnte Stunde denn doch schlagen, denn eben war ein nach der Landestelle des

Dampfers abgesandter Commis gekommen und hatte erzählt, daß das Boot mit dem Gefangenen an Bord abgelaufen sei und daß man denselben schon in's Gefängniß gebracht habe.

Auf diese Worte folgte ein kurzes Schweigen und Herr Zwinger nickte blos mit dem Kopf, als wollte er sagen: »Das sind die Folgen davon! O Menschen, o Menschen, warum seid Ihr so thöricht und schlecht.«

Als der Commis sich aber wieder entfernt hatte, um nun auch seinem Sonntagsvergnügen nachzugehen, wandte der alte Herr sein Gesicht den beiden Mädchen zu und er sah sie Hand in Hand am Fenster sitzen, die Köpfe dicht bei einander haltend und so zugleich in den Spiegel blickend. Der Anblick der beiden schönen Köpfe und der Ausdruck der rosigen erwartungsvollen Züge stimmte ihn augenblicklich wieder heiter und führte ihn in die vorher geäußerte Stimmung zurück.

In diesem Augenblick rief Adele, vor innerer Bewegung erbleichend: »Vater, sie kommen! Der Wagen fährt um die Ecke und sie sitzen Alle darin!«

Diese Worte wirkten elektrisch auf den alten Mann. Er hatte keine Worte mehr. Seine Aufregung hatte plötzlich den höchsten Grad erreicht; aber wie es bei ihm immer war, wenn er einem so lange und so sehnlichst erwarteten Moment entgegen ging, schlug seine flammende Freude gleich in eine ernste Stimmung um und mit ruhigeren Schritten, als er es selber für möglich gehalten, eilte er die Treppe hinunter, um die beiden Freunde

schon an der Thür zu empfangen, die eben aus dem Wagen stiegen, während Fingal schon laut aufheulend in's Haus stürmte und der Kutscher immer noch aus allen Kräften mit der Peitsche knallte.

Da standen die vielbesprochenen glücklichen Reisenden vor ihm, in ihren Bergröcken, die durch ihre Beschädigungen den rauhen Pfad andeuteten, den sie zurückgelegt, da standen sie mit sonnenverbrannten Gesichtern, aber fröhlichen Blicken und mit sichtbar befriedigten Herzen. Ehe sie aber noch ein Wort hervorbringen konnten, rief ihnen schon ihr Chef mit weit ausgestreckten Händen entgegen:

»Meine lieben Freunde! Da, da sind Sie ja! Willkommen, willkommen! So, so! Weiter kann ich hier nichts sagen und nun nur gleich hinauf, wo die Damen sind, sie wollen Sie auch sehen, wie Sie eben gekommen sind, und wollen auch vernehmen, wie es Ihnen ergangen ist.«

»Erlauben Sie, Herr Irminger,« sagte da Arnold, mit seiner alten Ruhe freundlich und dankbar lächelnd, »daß wir uns erst vom Staube der Reise reinigen und andere Kleider anlegen, denn diese sind, wie Sie sehen, doch etwas zu arg mitgenommen, um darin vor die Augen der Damen treten zu dürfen.«

»O nein doch, o nein doch, das schadet ja nichts! Nein, wie Sie hier stehen und gehen, müssen Sie zu mir hinaufkommen; nachher, noch vor Tisch, haben Sie Zeit genug, sich in Ihre Sonntagskleider zu werfen, – erst erzählen, erst hören, das ist die Parole heute, denn die da oben sterben sonst vor Neugierde, haha!«

Die beiden Freunde warfen sich einen lächelnden Blick zu, aber sie konnten nichts Anderes thun, als der freundlichen Aufforderung gehorchen, und so traten sie mit Staub bedeckt vor die Augen der drei Damen, die ihre Hände auch schon nach ihnen ausstreckten und mit den zufriedensten Mienen ihnen ein aus dem Herzen strömendes Willkommen zuriefen. –

Uebergehen wir die ersten beiden Stunden nach ihrer Ankunft; sie wurden von Arnold und Werner nur mit der Erzählung jedes einzelnen Moments ihrer kurzen Unternehmung ausgefüllt. Es waren aber ein paar glückliche Stunden, für die Erzähler wie für die Zuhörer, und bald wußten die Letzteren Alles, was ihren Freunden begegnet war, bis auf den wichtigen Vorfall mit der Brieftasche Pinto Machado's, die Arnold Herrn Irminger einhändigte, der sie, nachdem er sie mit endlosem Kopfschütteln durchblättert, mit zitternden Händen in seinen Geldschrank im Comptoir einschloß, während die Freunde endlich ihre Zimmer aufsuchten, und sich vom Staube und Schweiß ihrer Reise reinigten.

Ein so fröhliches Mahl, wie an diesem Tage, war lange nicht im Hause des Herrn Irminger gehalten worden, und diesmal gab es erst recht Champagner zu trinken, ›eiskalt‹, wie der Wirth sagte, denn er käme eben vom Gletschereis, wo auch seine lieben – hm! seine lieben Freunde hergekommen wären.

Auch nach Tisch blieb man gemüthlich und still beisammen, und erst am späteren Abend, als Fräulein Dubs

die Bemerkung machte, daß man heute früh zu Bette gehen müsse, weil die Herren von ihrer Reise gewiß sehr ermüdet wären, wurde vor der alte Herr wieder etwas ernster und stiller und ging einige Male nachdenklich im Zimmer hin und her, als ob er über irgend etwas Geheimnißvolles mit sich selbst zu Rathe gehe.

»Ja,« sagte er endlich, and die Freunde herantretend, »von Ihrer Ruhe wollen und dürfen wir Sie nicht abhalten, Sie müssen nach einer solchen Nacht auf dem Wetterhorn und nach zwei solchen Märschen und einer so langen Fahrt müde genug sein. Aber bevor Sie schlafen gehen, meine Herren, habe ich noch ein ernstes Wort im Vertrauen mit Ihnen zu reden. Folgen Sie mir also in mein Zimmer und hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe.«

In diesem Augenblick, der, wie die jüngeren Damen wohl sahen, den Moment des Scheidens einleitete, trat Adele an ihren Vater heran, zog ihn bei Seite und fragte mit ihrer liebkosenden sanften Stimme:

»Dürfen wir horchen, Väterchen?«

Herr Irminger besann sich oder schien sich vielmehr zu besinnen; dann aber sagte er mit weitgeöffneten Augen und einer Miene, der nur ein tief Eingeweihter anmerken konnte, daß in dem scheinbaren Ernst noch eine ganz andere Bedeutung lag: »Unter keiner Bedingung! Das würde sich nicht schicken und nur mich – mich ganz allein in Verlegenheit setzen!«

Adele wußte, was sie von dieser Miene und diesen Worten zu halten hatte, und nun reichte sie den beiden

Freunden ihre Hand, was auch Jesuina that, und wünschte ihnen von Herzen eine gute Nacht. Nachdem die beiden schönen Damen nun auch Fingal zum letzten Mal geliebkost, was sie, seitdem sie sein Meisterstück erfahren, im Laufe des Nachmittags schon oft gethan, gab Adele Jesuina einen Wink und Beide verschwanden zugleich mit den drei Männern aus dem gemüthlichen Zimmer; die Letzteren, um zu einem ernsten und vertraulichen Werke zu schreiten, von dem Arnold und Werner noch keine Ahnung hatten, die Ersteren, um – *unter keiner Bedingung* – ein Wort von dem Gespräch zu verlieren, was sogleich im Privatzimmer des Hausherrn, dessen Hintergemach eine dichte Portiere verschloß, abgehalten werden sollte.

Als Herr Irminger in seinem Cabinet angekommen war, fand er daselbst schon eine große Lampe auf dem Tische brennen; aber das Licht derselben schien ihm noch nicht hell genug zu sein und so zündete er eigenhändig einige Kerzen an, die auf den benachbarten Tischen standen und nun dem etwas dunklen Gemach eine angenehme Helligkeit verliehen.

»So,« sagte er mit etwas schwerer Zunge, als er mit seiner Arbeit fertig war, »nun sind wir *allein*, meine Herren, und jetzt nehmen Sie Platz, »wir wollen einmal ein paar vernünftige Worte mit einander reden.«

Arnold und Werner, die aus dem Benehmen des alten Mannes schlossen, daß er jetzt mehr als Chef des Hauses

denn als Freund zu ihnen reden wolle, nahmen schweigend auf zwei am Tische stehenden Sesseln Platz und Herr Irminger setzte sich ihnen gegenüber auf das Sofa, so daß er sie Beide dicht vor sich hatte und jeden Zug ihrer ernstblickenden Gesichter genau unterscheiden konnte.

Eine Weile schon saß er vor ihnen, sah Einen nach dem Andern mit prüfenden Augen an und sagte dann mit einer Miene, die ein unendliches Wohlwollen verrieth:

»Nun also, meine Herren, sind wir also weit gekommen, daß das erste Geschäft, welches Sie mir und meinem Hause geleistet haben, als vollendet und hinter uns liegend betrachten können. O ja, Sie haben es unerwartet schnell und glücklich zu Stande gebracht und ich fühle mich verpflichtet, Ihnen meine vollste Anerkennung und Dankbarkeit dafür auszusprechen. Doch das sind nur Worte und wie Sie für mich thätig gewesen sind, so glaube auch ich Ihnen diese meine Anerkennung und Dankbarkeit durch eine That beweisen zu müssen, und da will ich denn ganz ehrlich sein und Ihnen sagen, daß ich von ganzem Herzen geneigt bin, Ihnen die Wünsche zu erfüllen, die Sie vielleicht in dieser Beziehung auf dem Herzen haben. Ja, ich will Sie Ihnen erfüllen, was für welche es auch sein mögen, und so sagen Sie mir offen, womit kann ich Sie für den großen Dienst, den Sie mir geleistet, nach Ihrer Meinung am würdigsten belohnen?«

Er schwieg, während seine Wangen sich beim Reden höher gefärbt hatten, und sah zuerst Arnold Halder, der

ihm zunächst saß, eine Weile forschend mit seinen gutmüthigen Augen an.

Arnold aber, durch diese Einleitung, die er heute am wenigsten und noch weniger in dieser Form erwartet hatte, einigermaßen verwundert, entgegnete nach kurzem Besinnen:

»Wenn ich offen hierauf antworten soll, Herr Irminger, glaube ich auch in meines Freundes Namen zu reden, wenn ich sage, daß wir – daß wir Ihnen sehr dankbar für das Wohlwollen und die Güte sind, die unläugbar aus Ihren Worten sprechen, aber eine Belohnung, eine andere, als wir sie eben in Ihren Worten vernommen, beanspruchen wir nicht und darauf haben wir auch in keinem Fall gerechnet. Wir fühlen uns schon an und für sich bei Ihnen und in Ihrem Dienste glücklich, wir sind reichlich zufrieden mit dem, was Sie uns so großmüthig bereits zuerkannt haben, und streben einzig und allein danach, mit Ehren und zu Ihrer Zufriedenheit ferner uns Ihrem Dienste weihen zu dürfen. Mag es Gott geben, daß wir auch in Zukunft so Günstiges wirken können, wie dieses eine Mal, obgleich ich, wenn ich gerecht sein will, bekennen muß, daß es nicht unser Verdienst war, was uns so glücklich geführt, sondern daß es vielmehr der Zufall und die rechtzeitige Benachrichtigung Jesuina da Costa Faria's war, der wir unsern Erfolg verdanken.«

»Ah, so! O ja, zum Theil ist das wahr. Doch davon sprach ich ja nicht. Ich fragte Sie ja nur, womit ich Sie für Ihren Eifer und Ihre Umsicht belohnen könnte. Antworten Sie mir also kurz und bündig: haben Sie wirklich

keinen besonderen Wunsch, den ich Ihnen erfüllen könnte? Nehmen Sie den Augenblick wahr, meine Herren, er ist günstig und dürfte vielleicht nicht so bald in dieser Weise wiederkehren.«

Wenn Herr Irminger erwartet hatte, daß die beiden Freunde, durch diese herausfordernden Worte ermuthigt, jetzt kühne Wünsche zu Tage fördern würden, so hatte er sich vollkommen in ihnen geirrt. Beide sahen sich ruhig und überlegend an, aber Keiner von ihnen sprach ein Wort, so daß eine ziemlich lange Pause entstand.

Da sie dem heute so lebhaften Herrn Irminger etwas zu lange dauerte, so sagte er, jetzt sich mehr zu Werner von Altstetten wendend:

»Hm! Sie schweigen, aber nur Einer von Ihnen hat bis jetzt geredet. So sprechen auch Sie ein Wort, Herr Altstetten, und sagen Sie mir aufrichtig, kann ich denn auch für Sie so gut wie gar nichts thun?«

Da faßte sich Werner nach kurzem Besinnen ein Herz und sagte mit leiser Stimme, indem er seine blauen Augen bescheiden zu Boden senkte:

»Wenn ich einen Wunsch habe, Herr Irminger, so ist es allein der, möglichst bald eine gewisse Selbstständigkeit zu erringen.«

»Ah, das ist doch schon Etwas. Aber drücken Sie sich gefälligst genauer aus: wollen Sie etwa schon wieder aus meinem Dienst scheiden, um diese Selbstständigkeit irgend wo in der Welt zu suchen?«

»Gewiß nicht, *der* Gedanke liegt mir sehr fern. Aber ich kann ja auch möglicher Weise in Ihrem Dienst zu dieser von mir ersehnten Selbstständigkeit gelangen.«

»Ach so! Nun glaube ich Sie zu verstehen,« sagte der Chef lächelnd. »Sprechen Sie ehrlich: Sie denken, gerade herausgesagt, an eine Ihnen zusagende Häuslichkeit, in der Sie selbst und allein – Herr im Hause sind, wie?«

»Ehrlich gesprochen, ja, daran denke und darauf hoffe ich, wenn nicht für den Augenblick, doch in einer nicht allzu fern liegenden Zukunft.«

»Aha! Nun, es ist mir lieb, daß Sie so aufrichtig sind. Aber eine Häuslichkeit, mein Lieber, in der Sie Herr sind, bedarf auch einer Herrin, sonst bleibt sie sehr unvollständig, und so sagen Sie mir eben so ehrlich wie vorher: haben Sie vielleicht jenseits des Meeres, wo Sie so lange gelebt, eine – nun, ich will auch ganz aufrichtig sprechen – eine Braut sitzen, die Sie gern zur Herrin in Ihrer Häuslichkeit machen möchten?«

Werner erröthete sehr stark, Herr Irminger rückte ihm doch etwas zu scharf näher, aber er faßte sich schnell und erwiderte:

»Nein, ich habe keine Braut jenseits des Meeres, wie ich überhaupt noch keine Braut habe – ach Gott, so weit bin ich ja leider noch lange nicht – aber ich habe allerdings jenseits des Meeres eine Bekanntschaft gemacht –«

»Nun, Sie schweigen schon wieder? Soll ich etwa Ihren unvollendeten Satz ergänzen?«

»Wenn Sie es können,« sagte nun Werner, sich mächtig zusammen nehmend und neuen Muth fassend, »dann

würde ich damit sehr zufrieden sein und Sie würden mir ein Geständniß ersparen, das in diesem Augenblick nur schwer über meine Lippen tritt.«

»Ah so, na, dann will ich auch das einmal thun und so sage ich: diese Bekanntschaft von jenseits des Meeres ist diesseits von Neuem aufgetaucht, – he, habe ich Recht?«

»Ja, Herr Irminger, Sie haben vollkommen Recht!«

»Nun, das ist doch einmal ganz ehrlich gesprochen. So liebe ich es. Hm! Also so stehen die Sachen. Aber ich muß noch eine andere Frage thun und Sie dürfen mir dieselbe nicht verübeln, da ich es ganz gut mit Ihnen meine. Haben Sie schon Kundschaft eingezogen, ob diese Bekanntschaft Ihre Wünsche theilte.«

»Nein, Herr Irminger, dazu habe ich noch nicht die Zeit und auch nicht das Recht gehabt. Ich bin noch Nichts, habe nur einen geringen Besitz, Sie wissen es, und in solcher Lage darf ein ehrlicher Mensch noch nicht daran denken, seine Wünsche laut werden zu lassen, selbst wenn dieselben so warm und lebhaft sind, wie bei mir.«

»So? Hm! Also Sie sind noch Nichts und haben nur einen geringen Besitz, das heißt mit anderen Worten: Sie halten sich für einen armen Mann, nicht wahr? O, mein Lieber, da vergessen Sie nur Eins und sogar in diesem Fall etwas recht Wichtiges.«

»Was wäre das?«

»Es ist das und nun geben Sie wohl Acht: Sie haben einst, vor nicht langer Zeit, als armer Mann einem reichen Manne das Leben gerettet und dieser reiche Mann

könnte sich in Berücksichtigung Ihrer jetzigen Lage – dankbar erweisen wollen. Was würden Sie dazu sagen?«

»Herr Irminger!« rief Werner, tief erröthend und vor Aufregung an allen Gliedern zitternd. »Ja, ja, so ist es und ich – ich will gegen Sie dankbar sein. Sie haben mir jetzt in Gemeinschaft mit Ihrem Freunde einen zweiten großen und wichtigen Dienst geleistet, und auch dafür will ich, muß ich Ihnen dankbar sein. Und das kann ich glücklicher Weise auf zweierlei Art sein.«

»Auf zweierlei Art?«

»Ja. Einmal kann ich Ihnen sagen, daß ich – ja ich selber – Kundschaft von Ihrer Bekanntschaft eingezogen habe, und die lautet eben nicht ungünstig für Sie –«

»Herr Irminger!« unterbrach ihn Werner mit stürmisch aufwallendem Herzen.

»Ja, so ist es. Doch nun hören Sie weiter: Das war die eine Art. Die zweite besteht darin, daß ich Ihnen nach meinen besten Kräften zu Ihrer baldigen Selbstständigkeit verhelfen will. Und da Sie so sehr bescheiden und zurückhaltend sind, so muß und will ich um so dreister und offener sein. Bewerben Sie sich also um Ihre Bekanntschaft, und wenn Sie Erfolg haben, so sagen Sie es mir, das Andere wird dann meine Sache sein.«

»Herr Irminger!« rief Werner, von unaussprechlichen Gefühlen der Dankbarkeit überströmend und von seinem Sitze aufspringend.

»Still! Bleiben Sie sitzen und beruhigen Sie sich. Mit Ihnen bin ich jetzt fertig und nun wende ich mich direct zu Ihrem Freunde. Und nun, lieber Halder, sprechen Sie

eben so ehrlich, wie Vater D'Orelli's Neffe und sagen Sie mir: haben Sie vielleicht auch eine Bekanntschaft jenseits des Meeres gemacht?«

Arnold, jeden Blick, jedes Wort des seltsamen alten Herrn mit ruhiger Miene und scharfem Blick verfolgend, hatte diese Frage vorausgesehen und, schon lange seine eigenthümliche Lage erwägend, den festen Entschluß gefaßt, von der auffallenden Güte dieses Mannes keinen Gebrauch zu machen, da er in seinem persönlichen Stolz es allein seiner Thätigkeit und seinem Eifer verdanken wollte, ein so kostbares Gut zu erringen, wie es ihm hier die Gelegenheit vielleicht zu mühelos in die Hände zu liefern schien, und so sagte er mit seiner ganzen Ruhe und männlichen Selbstbeherrschung:

»Nein, Herr Irminger, ich habe dort keine Bekanntschaft gemacht, die ihren Einfluß bis über das Meer ausgeübt hätte, wie mein Freund.«

»So, also nicht! Also gar keine Bekanntschaft, auch nicht diesseits des Meeres?«

»Ich weiß wirklich nicht, was ich darauf antworten soll, Herr Irminger!« erwiderte Arnold, zum ersten Mal in seinem Leben betreten wie ein Schüler, der sich auf einem seiner kühnen Knabenstreiche ertappt sieht.

»So, nun dann antworten Sie gar nicht,« brach Herr Irminger kurz ab. »Ja, warten Sie noch lieber ein Weilchen. Sie sind ein hartnäckiger Mensch. Sie haben einen Eisenkopf, und wenn ich nicht so viele Beweise in Händen hätte, daß Sie auch ein weiches Herz haben, so könnte mir bange werden vor Ihnen. So prüfen Sie also dies Herz,

und wenn Sie damit fertig sind, sprechen wir weiter darüber. Nun aber noch Eins. Ich habe in Ihrer Abwesenheit doch einen Verlust gehabt –«

»Einen Verlust?« rief Arnold, nun auch wie Werner vorher von seinem Sessel aufspringend.

»Still! Bleiben Sie sitzen, sage ich auch zu Ihnen. Ja, einen Verlust, und merkwürdig, es ist gerade so viel, als Sie mir durch die Erkenntniß des gefälschten Creditbriefs erhalten, also gewonnen haben –«

»100,000 Francs?« rief Arnold mit weit aufgerissenen Augen. »Wie so denn? Wodurch denn?«

»Gerade so viel. Und wodurch? Ach, meine Herren, das sind Geschäftssachen, und, da wir heute nur von Privatsachen gehandelt haben, so wollen wir das lieber morgen im Comptoir abmachen. Ja. Und nun bin ich zu Ende mit meinem Latein!« fügte er scherzend hinzu, »und außerdem müde, denn meine Schlafzeit ist gekommen und so gehen wir Alle zur Ruh und morgen früh um sieben oder acht Uhr sehen wir uns im Comptoir wieder; Arbeit werden Sie in Hülle und Fülle finden. Gute Nacht!«

Mit welchen Gefühlen Arnold und Werner an diesem Abend ihre wohnlichen Zimmer betraten, wollen wir keiner weiteren Betrachtung unterwerfen, und eben so wenig wollen wir der Worte gedenken, die sie, bevor sie sich zur Ruhe begaben, mit einander austauschten. Sie

befanden sich in einem seltsamen, nie zuvor durchlebten Gemüthszustande, denn es kam ihnen vor, als habe der Himmel sich mit allem seinem unermeßlichen, unabhsehbaren Glück über ihnen aufgethan, als läge das Leben ewig grün und blühend, golden und an Zaubern unerschöpflich weit, weit vor ihren staunenden Augen ausgebreitet und verhieße ihnen einen Genuß, den ihr Geist sich bisher noch nicht einmal für denkbar oder nur für möglich vorgestellt hatte.

Wenn sich aber Arnold Halder mit seinem gefaßteren, ruhigeren Wesen schon eher in diese Fülle von Glück finden konnte, so vermochte doch Werner von Altstetten noch lange nicht den ganzen, ihm noch viel klarer vorgezeichneten Umfang desselben zu ermessen, und so, aller Gedanken darüber sich entschlagend, dankte er nur im Stillen Gott für das ihm aus der Ferne angedeutete Gut und gestand ihm mit vor Seligkeit überfließendem Herzen ein, daß er sich schon jetzt zum ersten Mal ganz und vollkommen glücklich fühle und daß er nun erst den Grund begreife, warum ihm auf seinem bisherigen Lebensgange so viele ernste Prüfungen aufgebürdet worden waren.

Dieses bisher aber nur in seinem Gefühl und seiner Phantasie bestehende Glück sollte für ihn wie für seinen Freund schon am nächsten Morgen eine greifbarere Gestalt und einen begreiflicheren Ausdruck gewinnen, denn als sie Beide gleich nach sieben Uhr, noch bevor Herr Irminge in seinem Arbeitscabinet erschien, in's Comptoir traten und ihre Pulte aufsuchten, fanden sie auf jedem

derselben eine Anweisung liegen, die auf 50,000 Francs lautete und nach Belieben jeden Augenblick aus der Kasse ihres Chefs in Besitz genommen werden konnte. Unter diesen Anweisungen aber, die von Herrn Irminger's eigener Hand ausgestellt waren, standen die wenigen erklärenden Worte:

»Für treue Pflichterfüllung, für uneigennützigte Freundschaft und Ergebenheit als Abschlagszahlung zur Begründung einer baldigen ersehnten Selbstständigkeit.«

Das waren denn, nun sahen es beide Freunde, wie plötzlich hellsehend geworden, ein, die 100,000 Francs, die sie Herrn Irminger so glücklich erhalten; und die dieser, nicht weniger glücklich in seinen menschenfreundlichen Bestrebungen, während ihrer Abwesenheit so rasch wieder verloren hatte.

Nachdem Beide sich von dem Staunen und dem Schreck über dieses ganz neue und unerwartete Ereigniß erholt hatten, gingen sie in das noch leere Cabinet ihres Chefs, wo sie an einmal ungestört einige Augenblicke verweilen konnten, und sahen sich mit freudetrunkenen Blicken lange schweigend an. Sprechen konnten sie nicht, ihr Herz schlug ihnen zu mächtig und war überfüllt von Empfindungen über die großartige Dankbarkeit und das so eigenthümlich durchgeführte hochherzige Verhalten ihres Chefs, den sie bereits – wie einen Vater liebten, ein Gefühl, welches sie, einem natürlichen Triebe folgend, kaum noch länger unterdrücken konnten, obgleich auch jetzt der Zeitpunkt noch nicht gekommen war, wo sie demselben freien Lauf zu lassen den Muth und die

Selbstüberwindung fassen konnten. Als aber Herr Irminger nach einer Viertelstunde kam, ganz unbefangen ihnen einen guten Morgen wünschte und an sein Pult trat, das er heute dennoch mit etwas bebenden Händen aufschloß, und als sie nun mit wunderbar verklärten Gesichtern an ihn herantraten, um ihm ihren tiefgefühlten Dank auszusprechen, da wich der alte Herr einen Schritt von ihnen zurück, wehrte sie mit beiden Händen ab und sagte mit männlich unterdrückter Bewegung und doch so gemüthlich, wie immer sprach:

»Was wollen Sie, meine Herren? Ich begreife Sie nicht. Das ist ja eine reine Privatsache, die nicht in das Geschäftslocal gehört und die wir, denke ich, gestern Abend genügend besprochen haben. Also kein Wort mehr darüber. Gehen Sie an Ihre Arbeit und halten Sie sich den Kopf von überflüssigen Gedanken frei.«

Arnold und Werner, hierüber von Neuem verwundert, blieben vor dem so ernst redenden Manne stehen und sahen erst ihn und dann sich selber an. Für so schlau, wie er ihrem Danke aus dem Wege ging, indem er heute für Privatsache gelten ließ, was er gestern als Geschäftsache bezeichnet, hatten sie den alten Herrn nicht gehalten, aber sie begriffen seine hochherzige Handlungsweise, und um auch ihrerseits nicht hinter ihm zurückzubleiben oder wenigstens nicht seinem ausdrücklichen Wunsch zuwider zu handeln, begaben sie sich an ihre Arbeit und holten in wenigen Stunden nach, was sie an den drei letzten Tagen durch ihre Reise versäumt hatten.

Als man nun aber an diesem Tage bei Tische saß, hielten Arnold und Werner die Zeit für gekommen, wo sie noch einmal von der bewußten Privatsache zu sprechen anfangen könnten, aber kaum hatten sie ein Wort darüber fallen lassen, so sagte der alte Herr:

»Meine Freunde, lassen Sie es sich doch gesagt sein: bei Tische rede ich über solche Dinge nicht, die nur in das Comptoir gehören, am wenigsten in Gegenwart der Damen. Die verstehen ja von Geldgeschäften nichts und – wissen Sie was? Lassen Sie die ganze Geschichte lieber ein für alle Mal abgemacht sein, und nun, Kinder, wollen wir fröhlich und heiter sein, denn wir Drei haben heute wacker und fleißig *an unserer Pflichterfüllung* gearbeitet.«



Und es geschah, wie er es wünschte. An Fröhlichkeit und Heiterkeit unter den vier jungen Leuten, wenn sie nach vollbrachter Arbeit der Männer im Gesellschaftszimmer versammelt waren, fehlte es von jetzt an nicht mehr, und am meisten freute sich darüber, als er es sah, der alte Herr, dem es überhaupt einen ganz besonderen Genuß zu gewähren schien, das gegenseitige Verhalten dieser vier Personen zu beobachten und daraus nicht eben zu schwierige Schlüsse für die Zukunft zu ziehen. Das größte Vergnügen aber verursachte es ihm, wenn er in den ersten Tagen nach jenem bedeutungsvollen Gespräch auf seinem Privatzimmer die Verlegenheit gewahrte, mit der Werner sich Jesuina näherte, da

dieser ja nicht ahnen konnte, daß sein dem alten Herrn abgelegtes Geständniß gleich im ersten Augenblick an die rechte Adresse gelangt war. Aber auch Jesuina zeigte sich von einer ähnlichen Verlegenheit befallen, wenn Werner, nach Herrn Irminger's Ausdruck, auf Kundschaft nach gewissen Regungen ausging, jedoch noch immer in den Gränzen bescheidenster Zurückhaltung blieb, da es einmal nicht in seiner Natur lag, kühn und frei auf ein so glänzendes Ziel loszugehen und es sich zu erobern, so lange er nicht die felsenfeste Ueberzeugung hatte, daß seine Gefühle erwidert würden und daß er auch wirklich in den Augen Jesuina's der Mann sei, der ihrem Herzen gefallen könne und mit dem einen ewigen Bund zu schließen sie von ganzer Seele bereit sei.

O wie oft lächelte der alte Herr im Stillen und rieb sich, im Zimmer auf und ab gehend, fröhlich die Hände, wenn er sah, wie Beide sich so eifrig unterhielten und wie Werner mit allen Kräften bemüht war, das schöne, schon so lange geliebte Mädchen nun auch zu seiner gelehrigen Schülerin zu machen, indem er sie in seiner Muttersprache unterwies, die sie nun ja doch lernen mußte, und ihr dabei gewisse Worte vorsprach, die sie mit wunderbarem Eifer, aber auch mit einer an's Komische streifenden Aengstlichkeit ihm nachzusprechen sich bemühte. Denn in dieser Richtung hin unterhielten sich die beiden jungen Menschen jetzt am häufigsten, wenn kein allgemeines Gespräch auftauchte, und daß dies nicht zu oft geschah, dafür sorgte auch wohl, ohne es selbst zu wissen,

Arnold Halder, der mit Adele über verschiedene Kunstgegenstände, wie jene über die Sprachen, seine Meinung austauschte und dann mit sichtbarer Begeisterung zusah, wenn ihr Bleistift blitzschnell und kühn über das Papier fuhr und, während sie noch eine neue Idee aussprach, sie auch schon in anmuthigem Bilde zu veranschaulichen verstand.

»Ich bin wohl eigentlich hier sehr überflüssig,« sagte sich Herr Irminger in solchen Augenblicken, »aber es macht mir doch wieder ein großes Vergnügen, dem Thurmbau zu Babel zuzuschauen, der mir auch hier ausgeführt zu werden und gar nicht zu Stande zu kommen scheint, obwohl es wahrhaftig doch gar keine so schwere Sache wäre, wenn man sie nur am rechten Ende anfaßte. Aber bei Gott, diese jungen Herren, glaube ich, sähen es am liebsten, wenn man sich ihnen wie eine fertige leckere Speise auf einem vergoldeten Teller präsentirte und sie sich gar nicht die Mühe zu geben brauchten, selbst am Heerde zu stehen, das Feuer zu schüren und die einzelnen Bestandtheile zu dem ganzen süßen Brei zusammenzurühren. Na, seltsam sind sie, das ist wahr, aber freilich, in dieser Beziehung hat jeder Mensch seine Eigenheiten und wenn man wüßte, auf wie curiose Weise alle Paare auf der Welt zusammenkommen, so würde man ein so buntes Gemenge von Sinn und Unsinn, von Lächerlichkeit und Ernst, von Narrheit und Klugheit sehen, daß man mit dieser Narrethei hier immer noch zufrieden sein könnte.«

»Aber es wird doch auch noch eine Zeit kommen,« fuhr er nach einer Weile in seinem Selbstgespräch fort, »wo diese hin und her flatternden Funken zusammenfahren und sich zu einer einzigen Flamme vereinigen werden. Ja, ich sehe es kommen und – o, was für ein Glück wird dann in meinem früher so einsamen Hause sein! Und daß es nicht so rasch, mit Telegraphenschnelligkeit geschieht, ist mir eigentlich recht lieb, denn die langsame Entwicklung einer wahrhaften Herzensgeschichte mitanzusehen, ist gewiß angenehmer, als von dem plötzlichen Ausbruch eines wilden Brandes überrascht zu werden. Na, ich bin nur begierig, zu erfahren, wie diese vier Funken zu zwei niedlichen Flammen zusammenkommen; geschehen wird es gewiß einmal und dann – ja, dann werden wir Ruhe haben insgesamt und Jeder wird wissen, was er von dem Andern zu halten hat, was bis jetzt eigentlich Keiner weiß, als ich, der ich in das Innere aller vier feuerspeienden Vulkane einen naturforschenden Blick gethan. Haha!«

Während nun in den ersten drei Tagen im Irmingerschen Hause so heitere Stunden verflossen und die darin lebenden Menschen so harmlos und glücklich und in Hoffnung auf eine noch glücklichere Zukunft miteinander verkehrten, trug sich zu derselben Zeit an einer anderen Stelle nicht weniger Bedeutungsvolles, obwohl viel weniger Harmloses und Glückliches zu.

Herr Irmingers hatte trotz seiner vielen Freunde und Bekannten unter den verschiedenen Polizei- und Gerichtspersonen bis jetzt nicht erfahren können, welchen

Verlauf der Prozeß nehme, den er gegen den Fälscher Pinto Machado angestrengt, dessen Brieftasche mit dem verrätherischen Inhalt er gleich am nächsten Tage dem Gericht als neuen, directen und unumstößlichen Beweis der Schuld des Gefangenen überreicht hatte. Daß darüber so wenig verlautete, daran war, wie Arnold Halder von vornherein gleich vermuthete, ganz allein der Umstand schuld, daß Pinto Machado ein Ausländer war und daß man gegen einen solchen nur mit Vorsicht zu Werke gehen konnte, leider aber auch in der That mit einer fast zu weit getriebenen Nachsicht zu Werke ging, indem man ihm nicht nur auf sein Verlangen ein sehr anständiges und wenig wie ein Gefängniß aussehendes Zimmer eingeräumt, sondern ihm auch andere Vergünstigungen gestattet hatte, die er wohl weniger als irgend ein anderer einheimischer Verbrecher verdienen mochte.

Von der nächsten brasilianischen Gesandtschaft und dem Generalconsulat in Bern, die man von den vorgefallenen Thatsachen sofort in Kenntniß gesetzt, war in den ersten drei Tagen noch keine Nachricht eingelaufen und erst am vierten Tage antwortete das Generalconsulat in Bern auf telegraphischem Wege, daß ein Bevollmächtigter an Ort und Stelle erscheinen werde, um den Gefangenen als brasilianischen Unterthan zu recognosciren und, wenn dies geschehen, auch dem Verhöre desselben beizuwohnen. Bis dieser Bevollmächtigte kam und dem eingeleiteten Prozeß erst den gehörigen Nachdruck gab, ruhten die Verhandlungen und nur die Zeitungen gaben

tagtäglich mehr oder minder umständliche Schilderungen von dem, was bisher geschehen und was in Zukunft noch geschehen müsse.

Freilich hatte man Pinto Machado selbst vorläufig mit Verhören, sogenannten Voruntersuchungen und ähnlichen Dingen belastet, aber weder Herr Irminger, noch Arnold und Werner waren bisher als Zeugen vor Gericht gefordert und so schien die wichtige Sache einstweilen zu schlummern, wie schon so Manches bei den Gerichten geschlummert hat, was man lieber schnell und ohne Säumen hätte zur Entscheidung bringen sollen.

Was Herrn Irminger selbst betraf, so trieb er seinerseits nicht besonders, mit der Sache zu Ende zu kommen; er hatte ja jetzt genug andere und angenehmere Geschäfte zu erledigen und die füllten seinen Kopf und sein Herz so vollkommen aus, daß er der Weisheit und Einsicht, der Gerechtigkeit und Pflichttreue der Gerichte vertraute und ihnen die Fortführung des eingeleiteten Prozesses nach althergebrachter Sitte und Förmlichkeit ganz und gar überließ.

Während er sich nun in dieser Beziehung nach außen hin ganz frei von Einwirkungen auf Personen und Dinge verhielt, richtete er seine Aufmerksamkeit nur um so mehr auf das Innere seines ihm jetzt so gemüthlich erscheinenden Hauses und da war es ihm vor allen Dingen darum zu thun, seinen älteren Freunden und Bekannten nun auch endlich die jüngeren vorzustellen, zumal er von allen Seiten dazu gedrängt wurde, diese Vorstellung, auf die man so allgemein gespannt war, nicht allzu lange

mehr hinaus zu schieben. So hatte er denn in Uebereinstimmung mit seiner Tochter den nächsten Sonntag dazu festgesetzt, und da Jesuina aus leicht begreiflichen Gründen Anstand nahm, schon jetzt an einer solchen größeren Festlichkeit Theil zu nehmen, so hatte er beschlossen, daß blos Männer dazu eingeladen werden sollten und daß man auf seinem Landhause oberhalb der Drei-Linden ein Diner halten wolle, durch welches Arnold und Werner in den Kreis seiner älteren Freunde eingeführt und als seine neuen Geschäftsgenossen und Hausbewohner vorgestellt werden sollten. Zu diesem Feste wurde denn Alles in Bereitschaft gesetzt, die Einladungen ergingen und wurden angenommen und Arnold und Werner wurden von Adele und ihrem Vater vorbereitet, mit wem sie am nächsten Sonntag zusammentreffen und daß sie eigentlich erst von diesem Augenblick an zu den vollberechtigten Bewohnern und Mitbürgern der Stadt Luzern gerechnet werden würden.

SECHSTES CAPITEL. EINE STÜRMISCHE NACHT.

Es war ein überaus heißer oder eigentlich mehr schwüler Augusttag, als Herr Irmingers mit Arnold, und Werner in seinem bequemen Wagen etwa um drei Uhr Nachmittags nach dem Landhause oberhalb der Drei-Linden fuhr, um schon zeitig an Ort und Stelle zu sein, sich persönlich von den nach seinem Wunsch getroffenen Vorkehrungen daselbst zu überzeugen und dann seine Gäste aus der

Stadt zu erwarten, die gegen fünf Uhr in dem Landhause anlangen sollten. Fingal war heute zum ersten Male bei Adele zurückgeblieben und er fand sich willig in diese Anordnung, denn er hatte schon lange eine große Zuneigung zu der schönen Dame gefaßt, begleitete sie sogar auf ihren Spaziergängen, wenn sie mit Jesuina allein ausging und lag stundenlang in ihrem Zimmer, wenn Werner auf ihre Bitte dazu seine Einwilligung gab. Wie gesagt, es war ein drückend heißer Tag und obgleich die Sonne nicht klar schien, sondern nur halb sichtbar wie hinter einem dünnen Florschleier verborgen blieb, strahlte sie doch eine Gluth aus wie vor einem Gewitter, das auch heute in der unerreichbaren Ferne wie ein drohendes Gespenst zu lauern schien. Die Luft war dabei trüb und undurchdringlich, die Bergspitzen waren schon lange nicht mehr zu erkennen und um die Zacken des Pilatus huschten weißliche Nebelgebilde, die, wie vor einem verborgenen und sie dahertreibenden Feinde, den Schutz der Klüfte suchten. Auch die Farbe des Sees hatte sich seltsam verändert; ihr schönes reines Blaugrün hatte sich in ein verdächtiges Grau verwandelt und die Wogen gingen schwer auf und nieder, auf ihren Spitzen weißlichen Schaum tragend, obgleich man den drängenden Luftzug kaum verspürte, der die leicht beweglichen in so bedeutende Wallung versetzte. Die drei Männer sahen alle diese Vorgänge mit an, als sie die Anhöhe hinauf fuhren und von oben her der weiten Fläche des aufgeregten Sees ansichtig wurden.

»Es wird ein Gewitter geben,« sagte Herr Irminger, »und das ist mir gerade heute nicht angenehm. Ich hatte mich auf den schönen Abend gefreut, um mit meinen Gästen nach dem Essen ein Stündchen im Freien plaudern zu können, aber nun macht uns der Himmel einen Strich durch die Rechnung, wie immer, wenn wir gerade auf sein Wohlwollen speculirt haben. Doch so ist es einmal im Leben und der Mensch muß stets darauf vorbereitet sein, den erhofften Genuß nur halb in Wirklichkeit wiederzufinden.«

Als er mit seinen beiden Begleitern aus dem Landhause angekommen war, fand er Alles nach seinem Wunsch in bester Bereitschaft. Man hatte schon einige Tage vorher die nöthigen Vorbereitungen zu dem Gastmahl getroffen und die eigenen Diener, mit Ausnahme einiger wenigen, die in der Stadt geblieben, wie auch einige fremde, waren thätig gewesen, die Festzimmer zu schmücken und die Tafel zierlich herzustellen, wie es von jeher Brauch gewesen, wenn der reichste Mann in Luzern einmal im Sommer ein größeres Gastmahl gab, was bei seiner eingezogenen Lebensweise nur selten geschah.

Gegen fünf Uhr erschienen denn auch die ersten zwanzig Gäste, die Herr Irminger allein empfing, denn er wollte seine beiden jungen Freunde erst hereinführen und vorstellen, wenn die alten alle versammelt wären.

Es war eine stattliche Gesellschaft, die sich heute in den behaglichen Räumen des gastlichen Hauses zusammenfand und sie bestand aus den Häuption der verschiedenen Patricierfamilien, zu denen ja auch Herr Irminger

gehörte, ferner aus den hervorragendsten Beamten des Cantons und der Stadt, aus einigen Geistlichen und Gelehrten, unter denen aber auch natürlich der Handelsstand sehr reichlich vertreten war. Sie kamen alle immer sehr gern zu dem reichen Kaufherrn, weil es ganz nach alter patriarchalischer Sitte, das heißt urgemüthlich und doch reichlich bei ihm zuging; heute aber waren sie doppelt gern gekommen, denn die Neugierde, die bei den Patriciern und Gelehrten so gut zu Hause ist, wie bei den Plebejern und weniger Gebildeten, und gewiß auch die Theilnahme an des edlen Wirthes Geschick, stachelte sie Alle an, nun endlich die beiden Männer zu sehen, deren Thaten und Handlungsweise, deren herzynige Freundschaft und deren ganz eigenthümliches Verhältniß zu dem großen Geschäftshause bereits seit längerer Zeit ganz Luzern in Athem erhalten hatte.

Als die Zeit der Vorstellung nun aber endlich gekommen war und der Wirth, an jeder Hand einen seiner jungen Freunde haltend, in die Mitte seiner Gäste trat, da wunderte man sich gleich vom ersten Augenblick an nicht mehr über die reichlichen Lobsprüche, die Herr Irminger seinen Freunden schon so oft insgeheim ertheilt hatte, denn diese von jenseits des Meeres herübergekommenen Landsleute stellten sich noch viel vortheilhafter dar, als Jedermann vermuthet hatte.

Selten nur hatte man in Luzern, das gestanden sich alle Anwesende ein, so ansprechende Persönlichkeiten gesehen, wie sie diese beiden Männer darboten, und

man wußte anfangs nicht, ob man mehr den Lebensretter Herrn Irminger's mit seinem sanften intelligenten Gesicht, mit dem bescheidenen Ausdruck seiner bleichen Züge, oder ob man die imponirende, fast heroische Gestalt Arnold Halder's, den Mann mit dem kühnen, von langen Haaren umwallten Kopf, mit dem edlen ausdrucksvollen Antlitz, mehr bewundern und länger anstaunen sollte.

Indessen behielt man dazu noch Zeit genug und nachdem die Vorstellung rasch beendet, riefen schon wieder andere Genüsse die Anwesenden ab und man gruppirte sich um die lange, festlich geschmückte Tafel nach eigener Wahl und eigenem Geschmack, wobei die bisher ›Unzertrennlichen‹ zum ersten Mal weit auseinander zu sitzen kamen und in die unmittelbare Nähe von angesehenen Männern geriethen, die sich schon lange am sehnlichsten um ihre Bekanntschaft bemüht hatten. Das Fest verlief in den ersten Stunden überaus heiter und ganz der Erwartung des vergnügten Wirthes gemäß, der nur bedauerte, daß nicht auch seine Damen die Zeugen der Beweise von Achtung und Ergebenheit sein konnten, die Arnold und Werner von allen Seiten so sichtbar zu Theil wurden. Denn diese Beiden waren von Anfang an und blieben bis zum Ende so recht der eigentliche Mittelpunkt der allgemeinen Unterhaltung; alle Gäste bemühten sich mit großer Höflichkeit und Freundlichkeit, ihr Wohlwollen und ihre Theilnahme für die jungen Männer an den Tag zu legen, obwohl sie so tactvoll waren, nicht auf Einzelheiten in ihren häufigen Fragen einzugehen, deren

Beantwortung denselben unbequem werden konnte, da man ja bereits vernommen und nun auch mit eigenen Augen sah, wie bescheiden und zurückhaltend sie sich betragen und wie sie nicht zu den Menschen gehörten, die ihre Handlungen, mögen sie gewesen sein, wie sie wollen, gern loben hören und sich mit den Beifallsbezeigungen der großen Welt wie mit duftendem Weihrauch überschütten lassen.

Ohne Zweifel hätte das üppige Mahl, das bald nach fünf Uhr so heiter begann und noch heiterer fortgesetzt wurde, bis spät in die Nacht gedauert, wenn es nicht plötzlich durch ein äußeres Ereigniß gestört und zum Bedauern aller Anwesenden aufgehoben worden wäre. Es brach nämlich, mit einem seit Menschengedenken nicht so heftig erlebten Föhnsturm beginnend, ein lange anhaltender und furchtbarer Orkan aus und dieser machte dem in dem Landhause veranstalteten Feste nur zu bald ein Ende, da die Gäste bei solchem in der Schweiz so gefährlichen Vorgänge sich eiligst anschickten, in die Stadt zurückzukehren, um ein Jeder bei den Seinigen zu sein, wenn irgend ein allgemeines Unheil sich über die Stadt verbreiten sollte.

Nur einige Wenige hielten noch bis gegen neun Uhr bei dem Wirth und seinen beiden jungen Freunden aus, dann aber kehrten auch diese, nicht ohne Gefahr, in ihren festverschlossenen Wagen in die Stadt zurück, nachdem in dem Landhause selbst alle Lichter gelöscht und die nöthigen Vorkehrungen gegen den fast übernatürlich wüthenden Orkan getroffen waren.

O wie schnell hatte sich der sonst so schöne See in ein ganz anderes Gewand gehüllt und wie grausig war die ihn umgebende herrliche Scenerie in das Gegentheil verkehrt! Wie weiland zu Wilhelm Tell's Zeiten hatte der gefährliche Vierwaldstädter See seine von Zeit zu Zeit hervorbrechende böse Laune gezeigt, er schüttelte seine Wogen mit einer unbeschreiblich dämonischen Gewalt, so daß sie haushoch nach allen Seiten über die Ufer schlugen und Häuser und Hütten, Gärten und Felder, Wiesen und Brücken zerstörten, was nur ihrem wilden Elementargange in den gefährlichen Weg kam. In Luzern selbst rollten die graugrünen Wellen bis weit über den Kai nach den daran stehenden Häusern hinauf, rissen die Schiffe von ihren Tauen und Ankern und warfen sie wie Spielbälle auf den entfesselten Fluthen umher. Thurmhoch spritzte der weiße Gischt empor und vom heulenden Orkan getragen, näßte er die Straßen der Stadt, als ob der Regen sich in Strömen vom Himmel ergösse, der vor dem Winde nicht zum Ausbruch kam und in pfeilschnellem Fluge über das Land hin nach anderen Regionen gerissen wurde.

Wer aber eine Auge dafür hatte, der konnte in den trüben Höhen der Berge, die bisweilen wie Gespenster, bald klarer, bald verworrener durch die Nebelhülle traten, ein wunderbares, gigantisches Spiel der Wolken und ihrer Farben wahrnehmen. Schneeweiß, grau, nächtig schwarz wogten und rollten sie in ununterbrochener Reihe heran, und bald wurde die eine rosig hell, bald blutig roth

von den Reflexen der untergegangenen Sonne beleuchtet, und zwischen sie durch brachen sich feurige Blitze Bahn und die Donner krachten, als ob alle Dämonen der Berge auf einmal losgelassen wären und ohne Rücksicht und Barmherzigkeit auf das schutzlose Land und über die erschrockenen Menschen stürmten, die sich in ihren Häusern verbargen, ängstlich alle Lichter löschten und hinter verschlossenen Fenstern bang und athemlos die hereinbrechende Nacht erwarteten, deren düstere Schauer den Schrecken und die Besorgniß noch vermehren sollten.

Dennoch eilten viele Menschen über den Kai nach dem Ufer des Sees, um hier zu retten, was zu retten war, aber die menschliche Kraft reichte gegen die elementare Gewalt der Berggeister nicht aus und sie standen, sich irgend wo fest anklammernd, um nicht weggeblasen zu werden, an den Häusern und sahen mit starren Augen das Entsetzliche an, wie man es nur da zu sehen bekommt, wo die Natur sich in ihrer ganzen Größe und Furchtbarkeit zeigt, wenn sie einmal die alltäglichen Schranken durchbrochen hat und sich in ihrem Alles zerstörenden und zermalmenden Gange fessellos fühlt.

Schon lange vor neun Uhr und bis um zwei Uhr Nachts, denn so lange wüthete der entsetzliche Orkan, stand die ganze Stadt öde und leer, wie ausgestorben da. Auf den Straßen war kein Mensch zu sehen und man hörte nur das Klappern der Ziegel, die der Wind von den Dächern riß, und das Zerschellen der Thüren und Fenster, die nicht fest verwahrt, während die Scheiben zersplittert auf das Pflaster schlugen und ein Gesause, ein

Klirren verursachten, das im Bunde mit dem heulenden Sturm eine Musik heraufführte, wie sie lange kein Menschenohr in dem schönen Luzern vernommen.

Man kann sich denken, wie den drei Frauen im Irmingerschen Hause zu Muthe war, ehe der Hausherr mit seinen beiden Freunden dahin zurückkehrte, was gleich nach neun Uhr geschah. Mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen war der Föhnsturm gekommen und die Zerstörung, die er auf seinen Fittigen mit sich trug, verbreitete sich wie mit der Flüchtigkeit eines Zaubers nach allen Seiten hin.

Adele, so beherzt sie war und so oft sie auch schon Aehnliches in ihrer Heimat erlebt, bebte doch ängstlich zusammen als sie das Unheil sich so furchtbar gestalten sah und an den Vater und seine Gäste dachte, die zu einem Freudenfeste nach dem der Wuth des Orkans so preisgegebenen Landhause aufgebrochen waren. Aber was wollte ihr Bangen gegen das Entsetzen Jesuina's sagen, die Dergleichen noch nie erlebt hatte und gar nicht begreifen konnte, wie das Alles so schnell und gewaltsam vergehend möglich war. Sie lag auf ihren Knieen, weinend und betend, vor der auf einem Sopha sitzenden Adele und Fräulein Dubs und wenn sie einmal ihre thränenden Augen erhob, stöhnte und schluchzte sie laut, so daß der sie mitleidig ansehende Fingal endlich kläglich zu heulen und zu wimmern begann und mit seinen breiten Pfoten die Knieende berührte, als wolle er sie bitten, nicht mehr so heftig zu weinen und an dem gefaßteren

Wesen der beiden anderen Frauen ein Beispiel zu nehmen.

Als der Sturm aber noch immer nicht nachließ und sogar heftiger zu toben fortfuhr, wurden auch Adele und Fräulein Dubs ernstlich besorgt und wiederholt liefen sie an das Fenster, um auf die Straße blicken und nach dem Wagen auszuschaun, der die Männer doch möglicher Weise zurückbringen konnte, obgleich die Fahrt nach Hause gewiß auch mit Gefahren verknüpft war.

Allein sie sahen ihn nicht, wie sie nichts auf der Straße sehen konnten, denn die Gaslaternen hatte man anzuzünden unterlassen, aus Besorgniß, daß der Sturm sie umstürzen und dann durch das entstehende Feuer die Gefahr noch größer werden könne.

Als aber nach neun Uhr ihre Sorge am höchsten gestiegen war, sprang Fingal plötzlich laut bellend gegen die Thür, denn er allein hatte das dumpfe Rollen rasch heranfahrender Räder aus der Ferne vernommen und sein Instinkt hatte ihn belehrt, daß diese rollenden Räder seinen Herrn brächten, wie sie ihn vor einigen Stunden davon geführt.

Er hatte sich nicht getäuscht, es war wirklich der Wagen Herrn Irminger's, der die drei Männer glücklich nach Hause brachte, und Alle im Zimmer stürzten nach der Thür, die Treppe hinunter, um die zur rechten Zeit Heimgekehrten mit unendlicher Freude zu begrüßen.

Und als sie nun die festen und furchtlosen Gesichter der drei Männer sahen und erkannten, daß dieselben ihnen wohlbehalten wiedergegeben seien, da schwand ihre Sorge, ihre Angst wie von dem bösen Winde draußen fortgeweht dahin, und vor Freude zum ersten Mal laut aufweinend, sank Adele in die geöffneten Arme ihres Vaters und schmiegte sich fest an seine Brust, in dem süßen Bewußtsein, daß nun die bitterste Sorge von ihr genommen sei und daß sie menschliche Hülfe in der Nähe habe, nach der sie sich im Stillen so unbeschreiblich geseht.

Dann aber reichte sie Arnold die Hand, wie Jesuina die ihrige schon in Werner's gelegt hatte, und so hörten Beide an, was die Männer ihnen von dem Sturm zu erzählen wußten, wie er draußen auf dem See und dem Berge gehaust und wie er so schnell und plötzlich ihrem freudigen Mahl ein Ende bereitet hätte.

»Das ist nun einmal nicht anders, Kinder,« sagte Herr Irminger mit tröstendem Zuspruch, »und in solche Vorkommnisse muß man sich immer zu fügen verstehen. Seid nur ruhig, Ihr Mädchen, und behaltet die Köpfe oben, Ihr seht ja, wir sind wieder bei Euch und was kann uns nun weiter geschehen? Jetzt bleiben wir bei Euch, bis der Sturm sich gelegt, und Gott wird uns gnädig sein, daß in der Stadt kein größeres Unheil geschieht.«

So geschah es denn auch. Herr Irminger begab sich nur auf einige Augenblicke in sein Zimmer, zog seinen bequemen Hausrock an, schritt schnell durch die anstoßenden Gemächer und als er in der ganzen Wohnung Alles in Ordnung gefunden, kehrte er in das Gesellschaftszimmer

zurück, um nun auch die jungen Männer aufzufordern, es sich bequem zu machen und ihre feinen schwarzen Röcke, die dem alten Schweizer immer so widerwärtig und fremd sind, mit anderen zu vertauschen. Allein Arnold und Werner wollten davon nichts hören, sie seien bequem genug gekleidet, sagten sie; in der That aber fanden sie die Gesellschaft so unterhaltend und befriedigend, daß sie auch keine Minute von derselben verlieren mochten, nachdem sie einmal einen ganzen Abend von den Damen getrennt gewesen waren.

So setzte man sich denn gemüthlich um den großen, von der Lampe hell beleuchteten Tisch und die Herren erzählten nun ein Jeder nach seiner Art, wie das Diner abgelaufen, was für Bekanntschaften sie gemacht und wie freundlich ihnen die bisher fremden Männer entgegengekommen wären.

»Nun, das versteht sich ja ganz von selber,« nahm Herr Irminger das Wort, »das wundert mich ganz und gar nicht; sie hatten sich ja Alle lange genug darauf gefreut. Aber sehen Sie doch einmal nach, Halder, ich glaube, der Sturm hat merklich nachgelassen, wenigstens brüllt es nicht mehr so gewaltig vom Kai her.«

Arnold war aufgestanden und hatte sich an's Fenster begeben. Er öffnete einen Flügel, aber sogleich blies der in den Straßen sich stauchende Wind so heftig in's Zimmer, daß er beinahe die Lampe verlöscht hätte, so daß er das Fenster schnell wieder schließen mußte.

»Nun, es geht noch lustig draußen her,« sagte er zurückkehrend und seinen Platz neben Adele wieder einnehmend, »und wir werden uns wohl auf eine stürmische Nacht gefaßt machen müssen.«

Herr Irminger hatte schon wiederholt gegähnt, er war augenscheinlich müde, und doch wollte er die Damen nicht allein lassen, die schon erklärt hatten, daß sie nicht eher zu Bett gehen würden, als bis der Sturm sich ganz gelegt hätte.

»Das werde ich nun nicht thun,« sagte Herr Irminger, »ich bin herzlich abgespannt von dem aufregenden Tage. Lange kann es überhaupt nicht so bleiben und warum sollte man nicht schlafen wollen, ich sehe keinen Grund davon ein.«

»Aber ein halbes Stündchen bleibe noch bei uns, Väterchen,« bat Adele mit ihren Schmeicheltönen; »wenn es dann nicht anders ist, wollen auch wir in unsre Zimmer gehen.«

»Na, das ist natürlich. Ihr könnt ja doch die ganze Nacht nicht aufsitzen und wir Drei müssen morgen früh um sieben Uhr in's Comptoir und da muß man helle Augen haben, nicht wahr, Ihr Herren?«

Werner nickte beistimmend mit dem Kopf, Arnold aber sagte: »O, was die hellen Augen betrifft, so werden sie morgen schon wieder da sein, wenn es nöthig ist.«

»Das glaube ich auch,« erwiderte Adele, dem Freunde freundlich zunickend und ihn dadurch zum längeren Ausharren ermunternd.

So blieb man denn noch eine gute Stunde beisammen und plauderte über Mancherlei, bis Herr Irminger endlich aufstand und selbst nach dem Fenster ging, um einmal auf die Straße zu schauen.

Der Wind sauste noch immer heftig durch die Stadt vom See her, aber offenbar war die Kraft des Sturmes gebrochen oder hatte wenigstens auf eine Weile bedeutend nachgelassen und als er das erkannte, kehrte er zu den um den Tisch Sitzenden zurück und sagte:

»Es ist allmählig besser mit dem Winde geworden und bald wird er sich ganz gelegt haben. Der Himmel ist auch mit schwarzen Wolken bedeckt und nun wird es wohl Regen geben. Daher denke ich, wir gehen zu Bett, ich bin recht von Herzen müde. Also gute Nacht, Kinder!«

Er trat auf Adele zu und küßte sie. Dann reichte er Jesuina die Hand, drückte sie sanft und sagte in mildester Weise:

»Nun keine Sorge und keine Thräne mehr, liebe Jesuina. Sie leben jetzt in einem Lande, wo dergleichen oft passirt und so müssen Sie sich zeitig daran gewöhnen. Morgen scheint die Sonne wieder und dann ist alle Angst von heute vergessen. – Gute Nacht, liebe Dubs, gute Nacht, Halder, gute Nacht, Altstetten! Nun, den Tag Ihrer Einführung in unsere städtische Geselligkeit werden Sie gewiß nicht vergessen, er hat mit einem tüchtigen Föhnsturm begonnen und das prophezeit immer ein sanftes Ende. Ihr ganzer Anfang im Leben überhaupt war etwas stürmisch, aber die Fortsetzung, dünkt mir, ist schon etwas stiller und friedlicher geworden, wie?«

Er sah die beider Freunde lächelnd an, als er ihnen die Hand reichte und Arnold nahm für Werner mit das Wort, indem er sagte:

»Ja, Herr Irminger, Dank Ihnen und Dank dem guten Gott da oben ist es so, und wir sind ganz glücklich und zufrieden darüber.«

»Sie vergessen Ihre eigene Mitwirkung, mein Lieber, und die ist in meinen Augen auch etwas werth. Doch wirken Sie im Stillen in Gottes Namen weiter, dann wird auch der Segen von ihm nicht fehlen und das Ende wird einmal wirklich so sanft sein, wie ich vorher gesagt. Und nun gute Nacht!« –

Er nahm eine Wachskerze, die ihm Fräulein Dubs schon angezündet, und ging mit den beiden Männern zugleich hinaus, nachdem sich diese auch von den Damen empfohlen und ihre Kerze in Empfang genommen hatten.

Langsam und ohne mit einander zu reden, nur darauf bedacht, daß ihre Kerze nicht verlösche, stiegen Arnold und Werner die kurze Treppe hinab, um in ihre behagliche Mansardenwohnung zu gehen. Als sie aber hier angekommen waren, stand Arnold verwundert still und horchte, wie auch Fingal, dessen Sinne überaus scharf und wachsam waren, wenn draußen ein Sturm wüthete, wie er ja ähnliche auf dem Gotthard so oft erlebt und durchgekämpft hatte.

»Was ist das?« fragte Arnold, sich nach dem hinter ihm in's Zimmer tretenden Werner umdrehend.

Beide horchten eine Weile aufmerksam, dann ging Arnold rasch auf die Klappe des Hörrohrs zu, die offen

stand, und indem er einen Augenblick hinein horchte, sagte er: »Ah, es ist richtig, der seltsame Ton drang durch die Röhre herauf, die unten im Comptoir auch offen steht. Es ist doch noch immer sehr stürmisch, der Wind bläst ganz mächtig durch die Röhre herauf – sieh doch – sieh!«

Er hatte das Licht davorgehalten, aber die Flamme desselben verlosch im Augenblick, als sie von dem starken Luftzug gefaßt wurde.

Werner zündete das Licht wieder an und Arnold schloß die Klappe der Röhre, indem er sagte:

»Das ist ein unangenehmer Ton und die offene Röhre verursacht einen unausstehlichen Luftzug. Wir wollen sie lieber heute schließen. Aber wahrhaftig der Sturm bricht von Neuem los und seine Wuth ist noch lange nicht erschöpft. – Na, da wird sich Deine Jesuina die Nacht hindurch tüchtig ängstigen,« setzte er lachend hinzu, indem er an's Fenster trat und in die dunkle Nacht hinaussah.

Es war so, wie er sagte. Der Sturm hatte sich von Neuem erhoben und fuhr mit lauterem Sansen denn je durch die Straße dahin.

»Wir wollen noch ein wenig plaudern,« sagte er, vom Fenster zurückkehrend und nun den Frack abwerfend und sich in seinen Hausrock hüllend, was Werner ebenfalls that. Gleich darauf hatten sie ihre Lampe angezündet und setzten sich auf das niedliche Sopha, welches in Arnold's Zimmer und vom Fenster weit genug entfernt stand, so daß man von dem Winde, der trotz der verschlossenen Fenster fühlbar war, weniger zu leiden hatte.

»Ja,« begann da Arnold zu reden, nachdem er eine Weile schweigend nachgedacht, »Herr Irminger hat Recht: unsere Laufbahn, mein alter Freund, hat stürmisch genug begonnen, aber trotzdem heute da draußen ein ganz netter Föhn wüthet, sind wir Beide doch hier leidlich geborgen und fühlen uns ganz glücklich, nicht wahr, Werner?«

»Ach ja!« erwiderte dieser mit einem lauten Seufzer, der mehr noch als seine Worte die Erleichterung seiner Seele zu erkennen gab. »Ich bin glücklich, ich muß es gestehen, und doppelt, wenn Du es auch bist, denn Dir verdanke ich ja mein ganzes Glück.«

»Oho! Gerade so spreche ich von Dir! Doch laß das sein, das ist ja eine alte Geschichte, warum die so oft aufwärmen? Nun aber noch Eins. Mir sind heute Nachmittag, als wir da draußen in dem köstlichen Saal in der großen Gesellschaft saßen, meine Eltern eingefallen und in dem Wirrwarr der letzten Tage habe ich keine ruhige Stunde gefunden, Ihnen Alles zu schreiben, was uns begegnet ist. Das will ich nun morgen thun, es soll mein Erstes sein, wenn ich aufgestanden bin. Und dazu treibt mich noch ein besonderer Grund. Ich werde meine Eltern dringend bitten, auf zwei oder drei Tage herüber zu kommen. Ich halte den inneren Zwiespalt, in dem ich mich befinde, den Kampf zwischen Liebe und Pflicht nicht mehr lange aus. Mir läuft das Herz mit der Zunge davon und das ist ganz gegen meinen festen Entschluß. Du bist in einer ganz anderen und viel angenehmeren Lage. Dir hat Herr Irminger geradezu Dein Glück in Bezug

auf Jesuina verkündigt, mir aber will die Hoffnung, die er mir in der Ferne gezeigt, sehr zweifelhaft erscheinen. Ich mag meine jetzt so günstige Stellung nicht durch eine offene Werbung untergraben und noch viel weniger gern möchte ich mich von meinen Gefühlen überraschen und zu einem verwegenen Geständniß hinreißen lassen. Da sollen denn mein Vater und meine Mutter mir helfen, sie sollen einmal eine verständliche Frage thun und ganz unter der Hand um eine eben so verständliche Antwort bitten. Dann stelle ich mich nicht selber bloß und behalte die Hand frei zu meinem ferneren Verhalten. – Warum lächelst Du dabei so bedächtig?«

»Ich wundere mich über Dich,« sagte Werner offen, »daß Du, der Du sonst immer so muthig, hierin so zaghaft und zweifelhaft bist. Es liegt gar nicht in Deiner Art, Dich hinter Deine Eltern zu verschanzen und sie für Dich in's Feuer gehen zu lassen.«

»O, so mußt Du es nicht auffassen, lieber Freund. Sie sollen ja nicht etwa direct um Adele's Hand für mich werben, sondern nur vorsichtig ein Fühlhorn ausstrecken. Mein Vater soll darüber gleichsam zufällig mit seinem alten Freunde und meine Mutter mit Adele reden, und je nachdem dann die Antwort lautet, werde ich handeln, denn sie kann mich doch nur zum Vorwärtsgehen antreiben oder vorsichtig zurückhalten. Darüber will ich klar werden und das muß bald abgethan sein, denn meine seltsame Lage diesem – diesem herrlichen Mädchen und ihrem vertrauensvollen Vater gegenüber gefällt mir selbst nicht mehr. – Doch wie, auch Du gähnst. Bist Du müde?«

»Ja – sogar sehr!«

»Nun, dann wollen wir auch zu Bett gehen. An den Sturm dürfen wir uns nicht kehren, wir haben ihn schon schärfer auf dem Meere sausen gehört und doch ganz gut dabei geschlafen. Gute Nacht, mein Junge, laß Dir etwas recht Süßes träumen. Wie – Du gehst schon? Willst Du mir nicht erst Deine Hand geben? Freilich, ich bin ja nicht Jesuina und habe keine so weiche reizende Hand wie sie –«

»O, die meine ist auch nicht wie Adelens da hast Du sie – gute Nacht!«

Mit herzlichem Händedruck, wie sie sich ihn schon oft in glücklichen und traurigen Lebenslagen gegeben, trennten sie sich und Werner ging in das Zimmer, welches sein Schlafcabinet und durch ein großes Gemach von dem Arnold's getrennt war, ließ aber die Thüren zwischen beiden offen, wie jeden Abend.

Als Fingal die Zurüstungen der beiden Männer zum Schlafengehen sah, ging er mit seinen gravitatischen Schritten langsam von Einem zum Andern, als wolle auch er ihnen eine gute Nacht sagen, dann aber warf er sich mitten in's Zimmer, welches zwischen den beiden Schlafstuben lag, wo auf dem weichen Teppich ein großes Bärenfell lag, auf dem er gewöhnlich schlief, so lange er in diesem Hause wohnte. Aber heute schlief er nicht sobald ein; von Zeit zu Zeit erhob er den Kopf, wenn der draußen immer noch tobende Sturm lauter als gewöhnlich heulte und mit gewaltiger Wucht gegen die Fensterscheiben drängte, so daß diese einen Ton von sich gaben, als

könnten sie nicht lange mehr der Einwirkung des ungewohnten Druckes widerstehen. –

Es ging gegen zwölf Uhr, als Arnold und Werner sich niederlegten, und Beide verfielen, wie gewöhnlich, fast augenblicklich in festen Schlaf, denn der Wind war ihnen, den in den Bergen Geborenen, kein Störenfried mehr, er klang ihnen nur wie eine erhabene Musik und wirkte so nur noch mehr einschläfernd auf ihre durch die Aufregungen des Tages abgespannten Sinne.

Sie mochten etwa erst eine Stunde ruhig geschlafen haben, als sie auf ganz unerwartete Weise schon wieder geweckt wurden. Denn zuerst fühlte Werner, daß ihm ein lebendiger schwerer Körper nahe kam, als ob eine starke Hand ihn rüttele und ein lautes Geseufz an sein Ohr schlage. Aus dem Schlummer auffahrend, erschrak er im ersten Augenblick, da aber eine Art Dämmerlicht, von dem durch die düsteren Wolken schimmernden Monde abgesandt, das Zimmer etwas erleuchtete, sah und erkannte er bald seinen Hund, der die Vorderpfoten auf sein Bett gelegt hatte und, unruhig aufgeregt wie selten, damit seinen Arm berührte und dabei einen lauter und lauter erklingenden wimmernden Ton ausstieß.

Jetzt fuhr Werner völlig ermuntert in die Höhe und da er zu begreifen glaubte, was der Hund von ihm wolle, sagte er zu ihm: »Was willst Du, Alter? O laß mich doch schlafen! Wir sind ja nicht auf dem Gotthard und brauchen hier keinen Menschen im Schnee zu suchen.«

Sobald Fingal seinen Herrn reden hörte, schien er etwas ruhiger zu werden, aber es schien nur so und auf

kurze Zeit, denn nachdem er seine Pflicht bei Werner erfüllt, sprang er lebhaft nach Arnold's Gemach und weckte nun auch diesen auf ähnliche Weise.

»Werner!« rief Arnold laut aus seinem Zimmer herüber,

– »bist Du etwa wach?«

»Ja – Fingal hat mich geweckt!«

»Mich auch. Was will wohl der Hund?«

»Er hört den Sturm,« rief Werner laut, während er doch schon aufstand und sich ankleidete und, damit noch beschäftigt, in seines Freundes Zimmer trat. »Ja,« wiederholte er hier, »er hört den Sturm, der noch immer tobt, und da will er wahrscheinlich hinaus, um auf die Suche zu gehen. Das liegt ihm einmal im Geblüt – es ist sonderbar, aber erklärlich.«

Arnold hatte unterdessen die vor seinem Bett auf einem Nachttisch stehende Kerze angezündet und nun sah er zu seiner Verwunderung, wie Fingal in einer ganz eigenthümlichen Unruhe, mit gestäubtem Haar und rollenden Augen im Zimmer hin und her lief und bald von dem Einen von ihnen zum Andern ging, lebhaft mit dem langen Schweife die Weichen schlagend, was er nur selten und dann nie ohne wichtigen Grund that.

Da sprang auch Arnold aus dem Bett und kleidete sich an.

»Ich weiß doch nicht, was der Hund eigentlich will?« sagte Werner mit stiller Nachdenklichkeit. »Sein Benehmen ist ganz merkwürdig und ich verstehe ihn zum ersten Male nicht.«

»Er will wahrscheinlich hinaus – wer weiß es. Na, warte, mein gutes Thier, ich werde mit Dir hinuntergehen und dann wollen wir sehen, was Deine Unruhe zu bedeuten hat.«

Als Fingal diese freundlichen Worte hörte, die er zu verstehen schien, und dabei die Eile gewahrte, mit der sich die beiden Männer in die Kleider warfen, sprang er hoch an ihnen empor und stieß wieder einen grimmig knurrenden Ton aus, der aber diesmal einen ganz eigenen feindlichen Klang annahm, wobei er die Zunge weit herausstreckte und den Geifer ableckte, der sich vor seinem gewaltigen Gebiß zeigte.

»Das ist etwas Anderes und nichts Gewöhnliches,« sagte nun Werner, immer aufmerksamer auf des Hundes Gebahren werdend. »Es scheint mir fast, als ob er Etwas auf der Witterung hätte. Es ist gerade wie neulich auf dem Wetterhorn, als er auf Pinto Machado loswollte.«

Kaum war dieser Name gesprochen, so durchblitzte es Arnold, wie eine dunkle Ahnung. »Ah!« rief er und über sein ausdrucksvolles Gesicht lief es wie ein düsterer Wolkenschatten. »Das wäre ja merkwürdig! Bist Du fertig? Ja? Nun, ich auch!«

Bei diesen Worten trat er, wie von einem inneren Triebe gedrängt, den er sich, jetzt und auch später nicht, selbst erklären konnte, an die Klappe des nach dem Comptoir führenden Hörrohrs und öffnete sie leise. Einen Augenblick lauschten beide Männer und auch Fingal verhielt sich unbeweglich und still. Der Wind sauste noch immer durch die Röhre, aber kälter als vorher und viel

vernehmbarer, und mit dem sausenden Windhauch schienen noch ein anderer Ton verbunden zu sein.

Arnold schloß die Klappe einen Augenblick wieder und sagte mit leisem Geflüster zu Werner: »Verhalte Dich ganz still und laß auch Fingal keinen Laut von sich geben. Ich glaube wirklich etwas Besonderes zu vernehmen. Alle Wetter – da fällt mir der *sichere* Geldschrank unten ein – wenn sich irgend ein Dieb diese Nacht zu Ruhe machte und bei unsrer vollen Kasse einen Einbruch versuchte, ha!«

Diese wie durch Instinkt ihm eingegebenen Worte hatten wie ein hellleuchtender Blitzstrahl auf Werner gewirkt. Hoch aufgerichtet und mit vor Erregung bleichem Gesicht stand er mitten im Zimmer, hielt Fingal, der an ihm emporgestiegen war, die Schnauze zu und sah sich dabei nach allen Seiten um, als suche er irgend eine Waffe, aber er fand nichts als seinen Alpstock, der hinter einem Schrank in der Ecke lehnte.

Unterdessen hatte Arnold ununterbrochen das Ohr an das offene Hörrohr gelegt. Er vernahm ganz deutlich ein seltsames Geräusch, das nur aus dem Comptoir zu ihm herauftönen konnte. Es war ein knisternder Ton, wie ihn eine scharfe eiserne Feile oder Säge verursacht, wenn sie von geübter Hand durch einen harten Gegenstand getrieben wird.

Arnold, nur einmal den Kopf nickend zu Werner hinbewegend, lauschte noch einen kurzen Moment, dann

schloß er die Klappe, ging mit stolzem Schritt und muthvoll leuchtendem Auge auf Werner zu und sagte mit leiser, von tiefer Bewegung heiser gewordener Stimme:

»Werner, es ist so, wie ich sage. Es sind unzweifelhaft fremde Menschen unten im Comptoir und der Hund – der herrliche Hund hat sie zuerst gewittert. Ja, man ist eingebrochen. Komm, da müssen wir auch dabei sein. Aber halte den Hund hinter Dir. Die Wendeltreppe ist eng und steil und er ist sie noch nie hinunter gegangen. Ich möchte nicht, daß er sich gerade jetzt den Hals bräche!«

Bei diesen Worten hatte er das Licht ergriffen und sich schon der schmalen Tapetenthür genähert, die vor der Treppe angebracht war, einer engen eisernen Treppe, die in spiralförmigen Windungen nach unten führte und an einer eben solchen Tapetenthür im Comptoir mündete, die stets fest verriegelt gehalten wurde.

Vorsichtig, so leise wie möglich, stieg der muthige Mann die kurze Treppe hinab, die dabei einen knarrenden Ton von sich gab; unmittelbar hinter ihm, den Alpstock in der rechten Hand, mit der linken den ungestüm vordrängenden Fingal zurückhaltend, als könne dieser nicht die Zeit erwarten, in das Comptoir zu gelangen, obgleich er nicht wußte, wohin die Treppe führte, folgte Werner.

Jetzt war Arnold an die untere ebenfalls schmale und dünnwandige Tapetenthür gelangt und er horchte einen Augenblick, das Ohr dicht daran legend. Er hörte nichts,

denn der Wind draußen übertönte in diesem Moment jedes Geräusch. Langsam und leise zog er nun den vorgeschobenen Riegel zurück und drehte den im Schloß steckenden Schlüssel herum. Die Thür öffnete sich mit einem knarrenden Geräusch und er schaute nun in das Comptoir hinein, mit Augen, so glühend, erwartungsvoll und kampfbereit, wie sie ein Löwe haben mag, wenn er auf seine Beute stürzen will.

Da aber sah er mit einem Blick Alles, was im Comptoir vorging. Ein Fensterladen, den man ohne Zweifel von außen erbrochen, war vorsichtig wieder geschlossen, damit der Lichtschein im Innern nicht nach außen falle und die verruchte That verrathe. Auf dem Zahl-tisch, dem Geldschrank gegenüber, stand eine hellbrennende, nur halb geöffnete Blendlaterne, die ihr volles Licht auf den Schrank fallen ließ. Davor stand, seinen Rücken den Kommenden zugekehrt, ein großer Mann, der die Schrankthür – die *sichere* – bereits mit einer scharfen und feinen Blattsäge eröffnet hatte und eben in dem Inhalt des Schrankes kramte, denn man hörte das Klimpern des Goldes, das er mit gierigen Händen faßte. Aber außer diesem Mann stand noch ein anderer am Fenster, ein viel kleinerer, gleichsam als Wache, und dabei eine lange eiserne Stange in der Hand haltend, die offenbar aus dem Eisengitter des Fensters losgebrochen war und die er, zum Angriff oder zur Vertheidigung bereit, wenn Eins oder das Andere nöthig werden sollte, mit der rechten Hand fest umklammert hielt.

Das Alles sah Arnold und hinter ihm Werner auf einen Blick, aber Alles, was nun geschah, ging so schnell vor sich, daß es bei Weitem nicht so viel Zeit in Anspruch nahm, als zur Erzählung desselben gehört. Mit dem ersten Blick auf den fremden Eindringling, hatte Arnold, ohne sich zu fragen, wie er hierher gekommen sein könne, den vor dem Schrank stehenden Mann erkannt, es war Pinto Machado. Den kleineren am Fenster aber hatte er nie gesehen und, auf ihn deutend, daß Werner sich seiner bemächtigen solle, behielt er sich selbst den Angriff des stärkeren und bei Weitem gefährlicheren vor.

Kaum aber hatten die beiden Freunde einen Blick auf das Thun dieser verbrecherischen Männer geworfen und eben ihren Entschluß zum Angriff gefaßt, so wurde auch die Aufmerksamkeit derselben durch die knarrende Thür auf die herzueilenden Bewohner des Hauses gelenkt, und als sich nun die vier Männer so nahe gegenüber sahen, entspann sich das Folgende so rasch, daß kein weiterer Gedanke gefaßt, noch viel weniger ausgesprochen werden konnte.

Arnold hatte seinen Leuchter auf den nächsten Tisch gestellt und dann sprangen er und Werner, wie auf geheime Verabredung, mit einer so elastischen Schnelligkeit über den Zahltisch, daß sie wie hingezaubert vor den erstaunt aufschauenden Dieben standen. Diese aber waren ihnen eben so rasch und besser bewehrt entgegen gesprungen, und der kleinere Mann ließ zuerst seine eiserne Stange mit so furchtbarer Gewalt und so schnell auf Werner niederfallen, daß dieser kaum Zeit behielt, sie mit

dem linken Arm zu pariren, während er eben mit seinem eisenbeschlagenen Alpstock zum kräftigen Stoß ausholte. Kaum aber von der Stange zumeist auf den gelähmt niedersinkenden Arm und dann auf den Kopf getroffen, sank er lautlos nieder; über ihn weg aber mit einem ungeheuren Satz sprang Fingal, ein furchtbares anhaltendes Geheul ausstoßend, und einen Augenblick darauf hatte der den Angreifer seines Herrn mit gewaltigem Ansatz und der Wucht seines schweren Körpers niedergeworfen und seine Zähne in sein Gesicht vergraben, so daß dem Gefallenen die Stange entfiel und er nur convulsivisch mit beiden Händen nach dem Hals des Hundes griff, der sich aber in seiner Blutarbeit nicht stören ließ und bald die Arme und Hände, bald das mit Blut überströmte Gesicht von Neuem mit seinen grimmigen Zähnen anpackte.

Arnold dagegen war glücklicher auf Pinto Machado losgesprungen und hatte ihn mit seinen kräftigen Armen fest umschlungen, indem er ihn hinten über bog, so daß derselbe, von einem furchtbaren Schmerz im Kreuz gefaßt, auf die Kniee sank. Da er aber dabei seine Hände frei behielt, gebrauchte er sie wie ein wohlgeschulter Meuchelmörder und bohrte sein spitziges Instrument, das er schon vorher wieder ergriffen, so oft es ging, in des über ihm Liegenden Arme und Brust, so daß auch hier augenblicklich Blut strömte. So lagen auch sie fest übereinander gedrängt und setzten den unnatürlichen Kampf so lange fort, bis Beide, von ihren Kräften verlassen, ohnmächtig auf dem Boden liegen blieben.

Als Adele und Jesuina nach der Trennung von den drei Männern ihre Zimmer erreicht hatten, konnte sich letztere noch immer nicht entschließen, zu Bett zu gehen. Sie war so unruhig, besorgt und aufgereggt, wie Adele sie noch nie gesehen. Von innerer Angst verzehrt, lief sie im Zimmer hin und her, und sobald Adele sie beruhigen wollte, küßte und bat sie die Freundin, ihr nicht zu zürnen, aber sie könne nicht anders sein, es liege ihr wie ein Alp auf der Brust und sie vermöge den Sturm darin, den die Vorfälle am Abend und in der Nacht angeregt, eben so wenig zu bezähmen, wie den in der Natur.

So waren sie aufgeblieben und horchten nur, bald am Fenster stehend, bald sich gegenseitig umschlingend und auf dem Sopha sitzend, auf das Heulen des Windes, der in diesem Zimmer, das nach hinten hinaus lag, bald wie ein winselndes Klagen, bald wie ein donnernder Bergsturz ertönte.

Rasch verging ihnen so die Zeit, die Adele durch tröstenden Zuspruch zu verkürzen suchte, aber er fruchtete nur immer auf einige Augenblicke, dann sprang Jesuina von Neuem mit leidenschaftlicher Hast empor und lauschte nach allen Seiten, als ob sie etwas ganz Besonderes vernehmen müsse.

Das kam der viel ruhigeren Adele mit der Zeit ganz wunderbar vor und vergebens zerbrach sie sich den Kopf,

was die Ursache davon und wie es möglich sei, daß eine in der Schweiz so häufig vorkommende Naturerscheinung auf die freilich überaus empfindsame Freundin so seltsam einwirken könne.

Endlich, nachdem sie wohl schon anderthalb Stunden in dieser Aufregung zugebracht, beschloß Adele der Sache ein Ende zu machen, und nun umschlang sie Jesuina mit beiden Armen, küßte sie herzlich und bat sie mit dringenden Worten, sich zu fassen, da ja gar kein Grund zu so bedenklicher Angst vorliege, wie sie sie äußere.

»Komm,« sagte sie zärtlich mit ihrer süßesten Stimme, »und laß uns zu Bett gehen, wie die Andern es auch gethan. Und wenn Du Dich fürchtest, lege Dich mit zu mir, mein Bett ist breit genug und dann wirst Du ruhig werden und einschlummern.«

Jesuina sah die so innig Redende lächelnd an, drückte sie fest an sich und dankte ihr mit heiß hervorbrechenden Thränen für ihre Güte.

»Aber zu Bett gehen,« sagte sie, »kann ich nicht, es hält mich eine unwiderstehliche Gewalt munter, denn mein Herz – mein Herz ist schwer wie Blei, als ob mir in jedem Augenblick ein großes Unglück begegnen müßte.«

Adele sah sie mit verwunderten Augen und kopfschüttelnd an, aber nach einigem Besinnen sagte sie herzlich: »Wenn es so ist, Liebe, Theure, dann laß uns aufbleiben. Ich fürchte mich vor dem Wachen nicht und wenn der Wind ganz nachläßt, der jetzt nur noch leise heult, dann wirst Du die nöthige Ruhe finden, ich bin überzeugt davon.«

Sie hatte Recht, der Sturm war vorüber und nur ein leichter Luftzug vom See her machte sich noch von Zeit zu Zeit hörbar. Alle die wilden Geräusche, die man die ganze Nacht durch vernommen und das Gebrüll des sich in den Straßen und an den Häusern stauchenden Windes waren verstummt, das Prasseln der Dachziegel auf das Steinpflaster, das Klirren der Glasscheiben, man hörte es nicht mehr und draußen war es plötzlich ganz still geworden, als habe die gewaltige Natur ihren Athem verloren und müsse sich von ihrer dämonischen Raserei erholen.

»Es ist ganz still geworden,« sagte Adele nach längerer Pause, während Beide nach außen hin gelauscht hatten. »Siehst Du, es ist, wie die Männer gesagt haben, der Sturm ist vorübergezogen und nun werden wir ruhig schlafen können.«

Jesuina preßte ihre beiden Hände fest gegen die klopfenden Schläfe, als wolle sie einen in der Tiefe des Kopfes empfundenen Schmerz wegdrücken. Dabei sah sie Adelen mit einem unendlich wehmüthigen Blick an und sagte:

»Ja, der Wind ist vorübergeflogen – da draußen, aber die Unruhe und Angst – hier in meinem Herzen – noch lange nicht!«

Adele wollte eben etwas erwidern, als sie heftig erschrocken zusammenfuhr.

»Was war das?« fragte sie mit lebhafter Kopfbewegung nach dem Vorderhause hin.

Jesuina sprang auf, wie von einer Stahlfeder emporgeschwungen; auch sie hatte den eigenthümlichen und nicht zu verkennenden Ton vernommen, der mächtig durch das ganze Haus schallte und die wenigen Diener und Mägde weckte, die in dieser Nacht im Hause schliefen, denn ein Theil von ihnen war ja in der stürmischen Nacht auf dem Landhause geblieben.

»Was war das?« fragte Adele also mit hochaufschlagendem Herzen.

»Ach, was es war?« rief Jesuina, voller Angst die Hände zusammenschlagend. »Es war Fingal, der Hund – er heulte entsetzlich – laut – furchtbar, wie ich es nie gehört – da, hörst Du es wieder?«

Die beiden Mädchen standen wie an allen Gliedern gelähmt und streckten die Köpfe dem noch einmal sich wiederholenden und durch das ganze Haus schallenden Geheul entgegen.

»Aber was bedeutet denn das?« fragte Adele voll Hast, die auch jetzt noch ihre Fassung behielt, »das klingt ja, als ob es unten im Vorderhause wäre? Mein Gott – was kann das sein?«

»Laß uns nachsehen!« rief Jesuina, jetzt muthig wie eine Frau, die das Entsetzen, das ihr in unbegreiflicher und unsichtbarer Gestalt so lange das Herz belastet, von sich abgeschüttelt hat und nun, frei davon, jedem äußeren Begegniße mit ruhiger Entschlossenheit entgegentritt. »Laß uns nachsehen – es ist gewiß ein Unheil geschehen – umsonst heult da Hund, der so schweigsam ist, nicht so, und wo der Hund ist – da ist auch sein Herr!«

»Du hast Recht! Ja, laß uns nachsehen, aber wir wollen zuerst an Hülfe denken, wenn sie nöthig sein sollte. Komm, zuerst muß es mein Vater wissen!«

Und rasch die Lampe ergreifend, eilte sie, von Jesuina gefolgt, in das Zimmer, wo Fräulein Dubs schlief, die auch schon aus dem Schlaf erwacht war und nun, von Adele dazu aufgefordert, aufsprang und sich in ihren Schlafrock warf.

»Wecken Sie rasch die Mägde,« gebot noch Adele, schon weiter eilend, »und auch den Kutscher – den Comptoirdiener – rasch, rasch, Alles im Hause muß munter sein!«

Dies mit flüchtiger Zunge und doch mit Bedacht rufend, eilte sie mit Jesuina weiter und so kam sie bald im Schlafgemach ihres Vaters an, der schon aufrecht im Bette saß und immer noch nach Fingal's Gebell horchte, obgleich es schon lange nicht mehr hörbar war.

»Vater!« rief Adele. »Schnell, steh auf! Es muß etwas vorgefallen sein – umsonst heult Fingal nicht so. Es muß unten im Comptoir sein.«

Das Wort ›Comptoir‹ schoß Herrn Irminger wie ein glühender Pfeil in's Herz. »Ja, ja,« rief er mit männlicher Fassung – »warte einen Augenblick da drinnen – ich komme gleich!«

Die beiden Mädchen, noch in ihren Tageskleidern, standen wartend im Wohnzimmer Herrn Irminger's. Unbeweglich, nach allen Seiten hin lauschend, behaupteten sie ihre Plätze, dabei mit laut schlagendem Herzen die Secunden zählend, während schon Beide, da sie nun

doch nicht mehr allein und ganz ohne Beistand waren, allmählig mehr und mehr Fassung gewannen, bis der Vater, in seinen Schlafrock gehüllt, kam und die Kerze ergriff, die Adele unterdeß mit zitternden Händen angezündet hatte.

»Kommt!« sagte er. »Oder nein, bleibt hier, Ihr habt Euch darum nicht zu bekümmern, was vorgeht. Das ist nur der Männer Sache und wir haben zwei tüchtige im Hause. Wecke lieber die Leute – ich will einmal nach Halder's und Altstetten's Zimmer gehen.«

»Oho!« rief Adele, Jesuina einen Wink gebend.

»Die Leute sind schon geweckt, aber hier bleiben können wir nicht!« Und rasch dem Vater nacheilend, der, so schnell es ging, nach der Mansardenwohnung niederstieg, blieben sie doch eine Weile abwartend auf der Treppe stehen, als könnten sie sich nicht entschließen, die Wohnung der beiden Herren zu betreten, die ja möglicher Weise noch schlafen konnten.

Aber es dauerte nicht lange, so wurden sie aus ihrer Unschlüssigkeit durch einen Ruf Herrn Irminger's aufgeschreckt. »Ist der Kutscher noch nicht da oder sonst Jemand?« rief er aus dem Zimmer her. – »Hier ist Niemand –« beide Betten sind leer –«

Kaum waren die Worte heraus, so flogen Adele und Jesuina über die Schwelle und als sie in Arnold's Schlafgemach traten, fanden sie Herrn Irminger mit schreckenbleichem Gesicht vor der offenen Tapetenthür, die nach dem Comptoir hinabführt, stehen.

»Was ist denn das?« sagte er, mit schwerer Zunge zu sich selbst sprechend. »Sie sind unten – das muß ich doch untersuchen!«

In diesem Augenblick hörte man verschiedene Stimmen im Hause laut werden und Schritte von Männern näherten sich. Herr Irminger rief sie laut nach dem Mansardenzimmer herbei. Es waren der handfeste Kutscher, der rüstige Comptoirdiener und noch ein alter Bedienter, und das waren die einzigen Männer, die diese Nacht im Stadthause schliefen.

»Kommt!« rief Herr Irminger ihnen zu, und schon hatte er die Treppe betreten, auf der ihm unmittelbar die drei Männer und dann die beiden Mädchen folgten.

Aber wer beschreibt nun Aller Entsetzen, als sie Einer nach dem Andern in das Comptoir traten und hier den offenen Geldschrank, die Laterne und das brennende Licht sahen, denn von allem Uebrigen sahen sie im ersten Augenblick nichts, da die vier Personen, die darin gekämpft, sammt dem Hunde hinter dem Zahltische am Boden lagen.

»Ist Niemand hier?« fragte Herr Irminger mit zitternder und doch ziemlich kräftig lautender Stimme.

Da war es wieder Fingal, der, als er die ihm so bekannte Stimme hörte, das erste Lebenszeichen von sich gab. Er stieß ein winselndes leises Geheul aus, regte sich aber nicht von seinem Opfer, über dem er noch immer mit nieder gebeugtem Kopf stand, während seine breiten Tatzen auf dessen Brust gedrückt blieben.

Da hoben die Männer das Licht und die Laterne empor und beleuchteten das kleine nächtliche Schlachtfeld, das reichlich mit Blut bedeckt war; aber alle vier Männer lagen still, regungslos und nur bisweilen rang sich ein leises Stöhnen aus einer Brust hervor, ohne daß man hätte unterscheiden können, wer es von sich gab.

»Großer Gott!« schrie Adele mit zusammengeslagenen Händen, »was ist das für ein Unglück! O Ihr Männer, helft, helft – sie verbluten sich sonst. Ruft Hülfe herbei – schnell, schnell – laßt die Mägde von allen Seiten Aerzte herbeiholen!«

Das waren die ersten mit voller Fassung gesprochenen Worte, die sich hören ließen, und sie wurden rasch befolgt. Während aber die im Hause befindlichen Mägde auf die Straße stürzten, nach Aerzten liefen, von denen einer in unmittelbarer Nähe wohnte, dabei auch zwei ihnen begegnende Nachtwächter in das offen gelassene Haus sandten, die eilig herbeikamen, hatten der brave Kutscher, Herr Irminger und der Comptoirdiener zuerst Arnold Halder vom Boden gehoben und auf den Zahltisch gelegt, mit großer Mühe zwar, denn der Verwundete war vollständig bewußtlos und blutete aus mehreren Wunden noch immer sehr stark. Adele aber stand dicht dabei, totenblaß, doch muthig und gefaßt, und unterstützte mit ihren Armen den bleichen Kopf Arnold's, denn nun war ihr voller Muth in sie zurückgekehrt, da sie das ganze Unglück enthüllt vor sich sah und nichts Schlimmeres mehr geschehen konnte.

Unterdessen aber war Jesuina zu dem am Boden liegenden Werner geeilt, der besinnungslos, mit, wie es schien, gebrochenem Arm und blutendem Kopf auf der Erde lag und nun auch vorsichtig von den Männern aufgehoben und auf den Tisch gelegt wurde. Gerade als man so weit war, kamen die Nachtwächter in das Haus und als sie sahen, was vorgegangen, holten sie rasch noch mehr Hülfe herbei, so daß nun bald Hände genug vorhanden waren, die Verwundeten die Treppe hinaufzutragen und in ihre Betten in der Mansarde zu legen, wohin ihnen zuerst Adele und Jesuina folgten, während Herr Irminger noch im Comptoir blieb, seine Gelder und Bücher unter dem Beistande des Comptoirdieners nach seinem Privatzimmer brachte und hier verschloß und dann den Diener beauftragte, die Nacht über im Comptoir zu bleiben und dafür zu sorgen, daß dasselbe von Blut und den sonstigen Zeugnissen des Einbruchs gereinigt werde.

Während dies geschah, hatten auch zwei dienstwillig herbeigeeilte Männer Körbe aus dem städtischen Krankenhause geholt und in diesen wurden der schwer verwundete und stark blutende Pedro, der Diener Pinto Machado's, und dieser selbst, der unbeweglich, aber mit offenen Augen und vollem Bewußtsein bis dahin am Boden gelegen, nach dem Krankenhause geschafft. Als dies geschehen, war auch Herr Irminger mit seiner Beschäftigung im Comptoir fertig geworden und nun schritt er laut seufzend nach den Mansardenzimmern empor, wo er schon einen Arzt traf, dem bald noch ein zweiter folgte und die nun Beide beschäftigt waren, die Wunden der

beiden jungen Männer mit der größten Vorsicht zu untersuchen und zu verbinden, nachdem sie sie aus der Ohnmacht geweckt, die ihre Sinne bis zu diesem Augenblick noch fest verschlossen hatte.

Es wäre schwer, die Empfindungen zu beschreiben, die in der ersten halben Stunde nach der Entdeckung des Vorgefallenen auf Herrn Irminger, seiner Tochter und Jesuina lasteten. Aber sie unterdrückten sie noch standhaft, um zuerst alle ihre Kräfte und ihre Sorgfalt den Verwundeten zu weihen; namentlich die beiden Mädchen zeigten sich der ihnen zugefallenen schweren Aufgabe würdig, sie behielten ihre völlige Fassung, Ruhe und Besonnenheit bei und ordneten, von Fräulein Dubs, nachdem diese sich von ihrem Schrecken erholt, unterstützt, alles Nöthige mit einer Schnelligkeit und Umsicht an, die den alten Herrn Irminger bis zu Thränen rührte, ein seltener Vorgang bei ihm, der aber sein schwergedrücktes Herz ungemein erleichterte und ihm von Neuem die verlorene Spannkraft verlieh.

Denn als er aus dem Comptoir herauskam und in das Zimmer trat, in das man schnell die Verwundeten gebettet, war der alte Mann wie gebrochen und mit starren Blicken schweifte er über die blutenden Freunde hin, die unter den Händen der Aerzte noch immer bewußtlos vor ihm lagen. Ach, mit ihnen lagen nun mit einem Mal alle seine schönen Hoffnungen zertrümmert am Boden. Wo war nun das kaum geborene Glück geblieben, warum war es ihm schon so früh wieder gestorben und wie konnte das Schreckliche, das er hier mit Augen vor sich sah,

überhaupt nur möglich sein? Wie durfte es nur Menschen geben, wie diesen Pinto Machado, der, ohne von Jemandem beleidigt, gekränkt zu sein, früher schon so viel und jetzt noch viel mehr Unheil über die beiden von ihm so geliebten Männer ausgoß! »War man nicht im größten Recht, wenn man ihn wegen der großen Fälschung verfolgte?« fragte sich Herr Irminger wiederholt, in einer Art geistiger Abspannung, die ihn zu keinem klaren Gedanken kommen ließ, aber so viel Fragen er auch an das unsichtbare Schicksal über die Gründe dieses furchtbaren Ereignisses richten mochte, er erhielt keine Antwort von ihm, wie ja das Schicksal nur selten eine Antwort giebt oder höchstens in Zeichen und Charakteren spricht, die nur wenige Menschen verstehen. Und in diesem für ihn entsetzlichen Augenblick hatte Herr Irminger nicht das geringste Verständniß dafür.

Da wurde er endlich aus dem brütenden Hinstarren, in welches er versunken, durch die beruhigenden Worte der Aerzte gerissen, von denen der eine eine Autorität in seinem Fach und in ganz Luzern hoch berühmt war.

»Dieser Herr,« sagte er nach langer und genauer Untersuchung Werner von Altstetten's, »ist wahrscheinlich am schwersten verwundet. Sein linker Vorderarm ist leider gebrochen und am Kopf ist er auch stark verletzt. Glücklicher Weise aber hat der Schlag nur die Weichteile getroffen und die Knochen sind unbeschädigt. Sein Herzschlag ist ruhig, die Besinnung kehrt allmählig wieder und so hege ich die Hoffnung, daß er in einigen Wochen hergestellt sein wird. – Was diesen Herrn betrifft,« fuhr

er fort, sich zu Arnold wendend, »so hat er zwar viel Blut verloren, aber die Stiche in die Arme und die Brust sind nicht tief und kein edles Organ ist verletzt. Er scheint eine starke Organisation zu haben und so wird er noch rascher hergestellt sein als Jener.«

Als Herr Irminger, Adele und Jesuina diese Worte aus dem Munde eines das allgemeine Vertrauen genießenden Arztes vernahmen, erhob sich ihr Muth von Neuem und sie dankten Gott mit überströmendem Herzen, daß das über sie hereingebrochene Unheil doch noch Hoffnung und Freude für die Zukunft übrig lasse. Und so gaben sie sich ganz und gar den Anordnungen des Arztes hin und ohne zu fühlen, zu wissen, daß sie selbst eine schlaflose Nacht zugebracht, wachten sie an den Betten der Kranken, die, nachdem sie kunstgemäß verbunden, in einen leisen, erquickenden Schlummer gesunken waren.

SIEBENTES CAPITEL. DER LÖWE VON LUZERN ›VON FLEISCH UND BLUT‹.

Zwei Stunden später, als die Morgendämmerung schon mit ihrem bleichen Licht durch die verhangenen Fenster hereinbrach, hatte im Krankenzimmer, das man nach dem größten und wohnlichsten Raum in der Mansarde verlegt, Alles eine ganz andere Gestaltung angenommen und Dank der umsichtigen Handlungsweise der drei Frauen war dieselbe eine allen Zwecken und Wünschen entsprechende geworden. So standen die Betten der Verwundeten, nicht weit von einander entfernt, Jedermann zugänglich mitten im Zimmer und so waren die alten

Freunde auch in ihrem jetzigen Zustande wieder nahe beisammen. An jedem Bett aber saß eine Krankenpflegerin, wie sich weder Arnold noch Werner eine bessere, gefälligere und zärtlichere wünschen konnte, denn Adele und Jesuina selbst vertraten heute dieses Amt, kühlten mit eiskalten Tüchern die brennenden, noch immer blutenden Wunden und wuschen die Gesichter der jungen Männer mit den belebenden Essenzen, die ihnen die eben erst geschiedenen Aerzte verordnet hatten.

Zwischen beiden Betten hin und her aber lief der ebenfalls aus mehreren Wunden blutende Fingal und Niemand wehrte ihm, wenn er von Zeit zu Zeit seine breiten Tatzen auf die Bettdecken legte und, sich hoch aufrichtend, bald dem einen, bald dem anderen Verwundeten in das bleiche Gesicht sah, als wollte er sich nach ihrem Befinden erkundigen, und dabei ihre Wunden leckte, mit einem so rührenden Ausdruck seiner frommen Augen, als bedauerte er, Beide vor dem so plötzlich hereingebrochenen Unheil nicht haben bewahren zu können.

Etwa um sechs Uhr Morgens kam Herr Irminger, nachdem er eine Stunde geruht, in das Krankenzimmer, um sich nach dem Zustande der beiden Freunde zu erkundigen, denn er hatte keine Ruhe, als bis er die feste Ueberzeugung gewonnen, daß sie zum klaren Bewußtsein zurückgekehrt, was noch nicht stattgefunden, als er vorher von ihnen geschieden war.

In dem Augenblick nun, als er, Adele's Hand haltend, sich über das Gesicht Arnold's beugte, schlug dieser zum ersten Mal voll die Augen auf, lächelte Adele und ihren

Vater, die er auf der Stelle erkannte, herzlich an und lenkte dann die Augen nach dem anderen Krankenlager hinüber. Offenbar schwebte ihm eine Frage auf den Lippen und er brachte sie auch endlich mit Mühe, obwohl kaum verständlich hervor, denn er war unglaublich schwach und die Wunden, die ihm Pinto Machado's spitzes Instrument verursacht, mochten ihn mehr schmerzen, als er es merken ließ. Adele aber verstand die Frage doch und sprach sie ihm laut nach, damit auch ihr Vater sie vernehme.

»Was macht Werner? Lebt er?« lautete sie.

Und als man ihn darüber beruhigt und gesagt, daß sein Freund sich leidlich wohl befinde, was bei Weitem noch nicht ganz der Fall war, da schloß er wieder die Augen und sank in eine Art träumerischen Halbschlummers zurück, wobei aber sein Gesicht einen ganz eigenen, schmerzlichen und doch zufriedenen Ausdruck annahm, so daß, wenn der einsichtsvolle Arzt nicht eben den besten Trost ausgesprochen, die Umstehenden und ihn Betrachtenden das Aergste hätten befürchten können. Als Adele diesen eigenthümlichen Ausdruck in dem mit geschlossenen Augen daliegenden bleichen und von dem langen dunklen Haar umwallten Gesicht wahrnahm, zuckte sie plötzlich zusammen und starrte mit glühenden Augen auf die blutenden Wunden und das einem Sterbenden gleiche Antlitz hin.

Herr Irminger faßte ihre Geberde mit raschem Auge auf und glaubte darin den Ausdruck unsäglicher Angst

und Verzweiflung zu erkennen, der doch ganz gewiß nicht darin lag.

»Was hast Du, mein Kind?« fragte er flüsternd – »ich verstehe Dich nicht!«

»O Gott,« flüsterte sie eben so leise zurück, indem ihr Busen heftig wogte und ihre Hände sich fest zusammenschlossen, »sieh doch dies Gesicht, Vater – o, siehst Du es nicht? Ach mein Gott, was habe ich Dir einst gesagt – wer hätte gedacht, daß es möglich sein, daß es so kommen könnte!«

»Was meinst Du denn, Adele?« fragte Herr Irminger in einiger Bestürzung, während er sich doch schon die Bemerkung Adele's in die Erinnerung zurückrief, die sie an jenem Abend gemacht, als sie die beiden Freunde zum ersten Mal in ihres Vaters Hause gesehen hatte. »Sprich es aus und halte mir nichts, gar nichts zurück!«

»Wie – siehst Du es denn nicht? Erkennst Du wirklich die Aehnlichkeit nicht, die mir im ersten Augenblick auffiel, als ich – *ihn* vor mir sah?«

Herr Irminger richtete seine Augen aufmerksam und forschend erst auf das Gesicht des Verwundeten, dann auf das seiner Tochter hin und sagte mit einem unendlich wehmüthigen Lächeln:

»Allerdings sehe ich jetzt eine gewisse Aehnlichkeit, aber ich weiß nicht, ob Du dieselbe meinst, da sie sich nicht auf die mit einem Menschen bezieht.«

Adele nickte und umschlang den Vater mit beiden Armen, denn nun sah sie wohl, daß auch ihm in diesem

bedeutungsvollen Moment diese seltsame Aehnlichkeit nicht entgangen war.

»Sprich es aus,« rief sie, laut aufschluchzend, »ich kann es in diesem Augenblick nicht, denn mein Herz, mein Herz – es thut mir zu weh!«

»Bei Gott,« sagte nun Herr Irminger mit tiefer und schmerzlicher Rührung, »ich müßte blind sein, wenn ich den Ausdruck, den dies Gesicht jetzt hat, noch verkennen könnte. Denn es ist – ja, es ist der Ausdruck *des Löwen von Luzern*, der seine Pflicht und Schuldigkeit bis auf den letzten Augenblick gethan und im Kampf für die Güter und das Leben seines Herrn blutend gefallen ist. Ja, ich sollte ihn – so sagtest Du damals – weinend und traurig sehen, dann würde ich erkennen, was Du auf den ersten Blick erkannt, und nun, allerdings, sehe ich ihn so oder ähnlich, aber es wäre mir doch lieber gewesen, wenn ich *Deinen* Löwen nicht blutend und sterbend – und zwar für mich blutend und sterbend – gesehen hätte!«

»O nein, o nein, Vater, blutend wohl, aber nicht sterbend, denn er – er stirbt mir nicht, mir sagt es mein Herz, und er wird mir, Dir und uns Allen gerettet werden, um, wie ein edler, braver Mann, seine Pflicht noch lange zu erfüllen und uns auch dadurch wie durch vieles Andere zu beweisen, daß er ein ächter Schweizer ist und daß er verdient, so geliebt zu werden, wie – *wir* ihn lieben!«

Der Vater umfaßte seine Tochter, zog sie vom Krankenlager fort und küßte sie herzlich. »Ich hoffe es, daß es so ist,« sagte er mit thränenden Augen, »und nun weißt Du,

was ich von *Deiner* Liebe, die zugleich die unsrige ist, für jetzt und alle Zeit halte.«

Die Morgendämmerung war in das Licht des Tages übergegangen und hatte die Schreckensnacht auf ihren grauen Schwingen mit fortgenommen. Auch der Sturm war schon lange vorüber gebräust und die Sonne stieg am blauen Himmel wieder so majestätisch ruhig und golden strahlend empor, als ob sie auf ihrer himmlischen Bahn nicht wisse und mit ihrem allsehenden Auge nicht sehe, was die Menschen da unten in dem irdischen Labyrinth quält und peinigt und warum sie mit so trübselig thränenden Augen so oft in Gottes weite Welt hinausschauen.

Kaum aber war das strahlende Tageslicht über das schöne, an dem wieder ruhig fluthenden See liegende Luzern aufgegangen, so lief das tausendzüngige Gerücht von der neuen Frevelthat umher, die im Irmingerschen Hause in dieser Schreckensnacht verübt worden war und die lebenswürdige Familie in so namenlose Sorge und Kümmerniß versetzt hatte. Ein Schauer allgemeinen Schreckens und ein lauter Schrei innerster, tiefster Entrüstung brach sich durch die ganze Stadt Bahn und Hunderte fremder und bekannter Menschen wollten wissen, wie und was eigentlich geschehen, ob das Gerücht Wahrheit, der nächtliche Ueberfall, die Beraubung, die Ermordung der beiden lebenswürdigen Menschen,

die man erst am Tage vorher in blühendster Gesundheit und Kraft gesehen, eine Wirklichkeit sei.

So war das Haus vom frühen Morgen an überfüllt von Besuchern, und da Niemand im Hause sichtbar und das Comptoir verschlossen war, so sandte man schriftlich die aufrichtigsten Beileidsbezeugungen an Herrn Irminger ab, denn gegen Mittag las man schon an allen Ecken der Stadt auf Anschlagzetteln die unerhörte Kunde, der die Versicherung hinzugefügt war, daß die Thäter selber ergriffen und in sicherem Verwahrsam befindlich, obwohl selbst so schwer verletzt seien, daß man an ihrem Aufkommen zweifeln müsse und daß sie also der gerechten Strafe für ihre unbegreifliche That wahrscheinlich durch ihren vorzeitigen Tod entgehen würden. Mit dieser sich nun rasch verbreitenden Nachricht war noch eine andere verbunden, die mit den Ereignissen der Nacht im nächsten Zusammenhang stand und die Erklärung enthielt, wie es möglich gewesen, daß der im Gefängniß so sicher verwahrte brasilianische Fälscher, Pinto Machado, dasselbe verlassen und die neue Frevelthat mit einem schlaunen und verwegenen Gehülfen habe unternehmen können.

Allerdings war diese zweite Nachricht mit vielen unwahrscheinlichen Nebenereignissen verknüpft, so daß sie anfangs von Wenigen und am wenigsten von den Bewohnern des Irminger'schen Hauses selbst geglaubt wurde. Indessen stellte sich bald die Sachlage durch gerichtliche Untersuchung klarer heraus und im Ganzen war die erste

umlaufende Fabel von der unbegreiflichen Flucht des Gefangenen doch eine ganz richtige und nur durch Einzelheiten ausgeschmückte Darstellung des wirklichen Sachverhalts gewesen. Der oberste Aufseher des Gefängnisses nämlich hatte auf gerichtliche Anfrage Folgendes mitgeteilt. Schon vor einigen Tagen war gegen Abend ein eleganter Stadtwagen vor das Gefängniß gefahren und ein fein gekleideter Mann von kleiner untersetzter Gestalt und auffallend dunkler Gesichtsfarbe hatte sich in das Bureau des Gefängnißaufsehers begeben. Sein Benehmen, seine Sprache – er hatte nur Französisch und das noch dazu höchst unvollkommen gesprochen – war von der Art, daß der Aufseher des Gefängnisses durchaus kein Mißtrauen gegen ihn hegen konnte und seine Aussage für unzweifelhaft richtig und der Wahrheit gemäß gehalten hatte.

Der fremde Herr stellte sich als ein vom brasilianischen Gesandten in Bern in vertraulicher Weise abgesandter Bote vor und bat, ihn zu Pinto Machado zu führen, damit man die Ueberzeugung gewinne, ob er auch wirklich, wie er vorgebe, ein Brasilianer und der bewußte Pinto Machado sei. Es komme der Gesandtschaft vorläufig nur auf die Feststellung der Identität des Gefangenen an, und wenn dieselbe erwiesen, werde man dem Rechte seinen Lauf lassen und den weiteren Prozeß auf die zwischen den beiden befreundeten Nationen eingeführte und herkömmliche Weise führen.

Der Gefängnißaufseher, ohne zu wissen, ob es wirklich einen brasilianischen Gesandten, oder nur einen mit den

Geschäften eines solchen betrauten Consul in Bern gebe, wußte allerdings, daß die Gerichte sich deshalb schon nach Bern gewandt und daß man jeden Augenblick eine Nachricht von daher erwarte. So setzte er denn in den eben erschienenen Mann kein Mißtrauen und glaubte, daß er wirklich eine Vertrauensperson der Gesandtschaft sei, ohne jedoch – und das war sein Vergehen – nach einem schriftlichen Ausweise der Sendung des Fremden zu fragen.

Demnach führte er ihn selbst zu Pinto Machado und sah zu seiner Verwunderung, wie dieser erschrak, als er den Abgesandten sah und in der Anrede desselben erkannte, daß er einen Landsmann vor sich habe. Was sie miteinander sprachen, verstand der Aufseher natürlich nicht, denn sie sprachen Portugiesisch, aber daß der Fremde eindringlich zu dem Gefangenen redete und daß seine Worte eine Wirkung auf diesen übten, glaubte er ganz gewiß zu bemerken.

Nachdem die beiden Männer sich ziemlich lange unterhalten hatten, trennte sich der Fremde von dem Gefangenen und vor der Thür des Gefängnisses sagte Ersterer mit schlauem Lächeln zu dem Aufseher:

»Ich glaube ganz gewiß, daß dieser Mann der ist, für den er sich ausgiebt, obgleich er nicht recht mit der Sprache heraus will und Ausflüchte machte. Jedenfalls aber – und das kann ich Ihnen im Vertrauen mittheilen – wird die Gesandtschaft Alles thun, um ihn zu bestrafen und

es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Kläger zu ihrem Rechte kommen werden. Indessen habe ich eine Bitte. Jener Pinto Machado, wenn er wirklich derselbe ist, den *wir* im Auge haben, ist ein in unserem Lande angesehener und wohlhabender Mann, weshalb es *uns* noch unbegreiflich ist, wie er zu solchem Verbrechen sich hat entschließen können. Doch, meine Bitte geht dahin: behandeln Sie den Gefangenen gut, lassen Sie ihm Alles zu Theil werden, was er wünscht, die Gesandtschaft verbürgt sich durch mich für den vollständigen Ersatz und Ihnen wird es gewiß zum Vortheil gereichen, wenn wir erfahren, daß Sie gegen einen unglücklichen Landsmann menschlich und mild gewesen sind.«

Mit diesen Worten händigte der Fremde dem Gefängnißaufseher eine Rolle mit Goldstücken ein und verließ das Haus, um sogleich in seinen Wagen zu steigen und – das Weite zu suchen.

Wie sich später durch die Confrontation des Gefängnißaufsehers mit dem freilich durch die vielen Bisse Fingal's höchlichst entstellten Pedro im Krankenhause ergab, war dieser der brasilianische, in vertraulicher Weise abgesandte Herr gewesen und der schlaue Diener eines so schlauen Herrn, wie dieser zu jeder Gewaltthat geneigt und entschlossen, hatte die stürmische Nacht benutzt, um sich in das Gefängniß zu schleichen, seinen Herrn zu befreien und die mit ihm im Gefängniß selbst besprochene und früher bereits eingeleitete Unternehmung gegen den nicht allzu sicher verwahrten Geldschrank des reichen Banquiers auszuführen.

Das Unternehmen war, wie wir wissen, durch die Wachsamkeit Fingal's und den Muth der beiden Freunde mißglückt und jetzt lagen die beiden Brasilianer, der Herr wie der Diener, im Stadtkrankenhouse unter sicherster Bewachung, aber, wie sich sehr bald ergab, in einem wenig hoffnungsreichen Zustande.

Pinto Machado, durch den mit ganzer Macht auf ihn einstürmenden Arnold Halder zusammengebrochen, lag mit beschädigtem Rückgrat, an Händen und Füßen vollkommen gelähmt, auf seinem Lager und die Erscheinungen seines Leidens waren der Art, daß man an seinem Aufkommen verzweifeln mußte. Noch viel rascher als er, ging Pedro, sein Diener, seiner Auflösung entgegen, denn die schrecklichen Wunden, die Fingal's furchtbares Gebiß an seinem Gesicht und seinem Halse, so wie an dem rechten Arm verursacht, und der große dadurch bewirkte Blutverlust drohten seinem Leben bald ein Ende zu machen, was auch schon geschah, bevor man die Wunden, die sie Arnold und Werner geschlagen, geheilt waren.

So blieb denn nur noch die Sorge für den verwundeten Pinto Machado den Aerzten vorbehalten und diese wurde mit der menschlichsten Rücksicht ausgeübt. Ein Beweis davon war, daß man nach einigen Tagen einer in Thränen schwimmenden Dame gestattete, den Kranken, den sie als einen Verwandten bezeichnete, zu sehen, und dann ihr auch zu erlauben, seine Pflegerin bis zu seinem letzten Lebensmomente zu sein, der in wenigen Wochen erfolgte.

Die Dame selbst reiste unmittelbar nach dem Tode des Brasilianers von Luzern ab und Niemand hat erfahren, wohin sie ging und ob sie allein oder in Begleitung eines Anderen ihren ferneren traurigen Weg fortsetzte. Jesuina da Costa Faria, als sie von der Aufopferung dieser Dame hörte und sich in ihrem sanften Herzen ihrer Verwandten erbarmte, ließ lange Zeit mit Herrn Irminger's Beistand danach Untersuchungen anstellen, allein diese führten zu keinem Resultat und sie hat nie erfahren, wo Maria Antonina und Joao Pedro Gomez ein Ende genommen haben.



Kehren wir denn also jetzt in das Krankenzimmer zu unsern Freunden zurück und sehen wir, welchen Verlauf die allmälige Heilung ihrer Verwundung nahm, um dann zu dem Schluß unserer Erzählung zu schreiten und zu erfahren, ob hier eben so die Tugenden der Menschen ihren Lohn fanden, wie dort das Verbrechen seine Strafe ereilt hatte.

Zwei Tage waren vergangen, zwei lange, schmerzliche und mit vielen Thränen getränkte Tage und das ganze Irminger'sche Haus hatte tief unter den Vorgängen gelitten, die sich jetzt in der kleinen Mansardenwohnung entwickelten, denn dahin hatten sich seit jener Schreckensnacht sämmtliche Familienglieder zurückgezogen, um sich ganz der Pflege der Verwundeten zu

widmen und ihnen durch die That die Liebe zu beweisen, die schon seit längerer Zeit so reich und warm aus ihren Herzen sprudelte.

Gleich am zweiten Tage, sobald er sich von seinem Schrecken erholt und nach einer ruhig durchschlafenen Nacht seine Geschäfte mit dem ihm jetzt nur so gering zugemessenen Hülfspersonal wieder aufgenommen hatte, schrieb Herr Irminger selbst an den befreundeten Geistlichen auf dem St. Gotthards-Hospiz und theilte ihm mit der gebotenen Vorsicht in kurzen Worten mit, was in den letzten Wochen und namentlich in den letzten Tagen in seinem Hause geschehen war. Zugleich aber lud er den guten Vater D'Orelli eben so herzlich, wie dringend ein, ihn zu besuchen und in dem geräumigen Landhaus auf dem Berge am See sein Quartier zu nehmen, um so die beste Gelegenheit zu haben, sich persönlich von den Fortschritten der Genesung seines Neffen zu überzeugen und später, wo möglich, den Bitten desselben und dem Wunsch des Schreibers zu folgen und seinen beschwerlichen und seinem Alter gar nicht mehr angemessenen Beruf auf dem Hospiz endlich aufzugeben und fortan in der Mitte einer Familie seinen Wohnsitz aufzuschlagen, die ihm sein ferneres Leben zu einem angenehmeren und behaglicheren zu gestalten eben so wohl den Wunsch wie vollauf die Mittel besaß.

Aber nicht Herr Irminger allein hatte einen solchen Brief geschrieben; auch Adelen war das Loos zugefallen, den Eltern Arnold Halder's von den bedeutungsvollen Ereignissen im Hause Bericht zu erstatten, und sie hatte

sich dieser schwierigen Aufgabe mit vollem und warmem Herzen unterzogen, in der Hoffnung, daß die geliebten Eltern des Mannes, der jetzt allgemein in Luzern im wahren Sinne des Worts der Löwe des Tages geworden war und auf den, wie auch auf seinen Freund, die ganze Stadt mit Bewunderung und innigster Theilnahme blickte, ihren Bitten folgen und ebenfalls im Hause ihres Vaters einige Tage zubringen würden, um ihr, der Schreiberin, in der Pflege des Sohnes beizustehen und somit dazu beizutragen, daß derselbe bald wieder hergestellt und seinem mit so großer Selbstaufopferung übernommenen Amte im Irminger'schen Hause zurückgegeben werde.

Auf diese Weise war ihr die Pflicht zugefallen, die Arnold Halder selbst am Vorabend jener ereignißreichen Nacht sich gestellt hatte, und glücklicher Weise erfuhren der Oberst und seine Frau durch diesen Brief zuerst, was sich in Luzern ereignet hatte, denn die Zeitungen nahmen den ›interessanten‹ Artikel erst auf, als das fabelhafte, Wahres mit Falschem mischende Gerücht sich geklärt hatte und der Thatbestand in allen seinen Ursachen und Wirkungen erst offen vor Aller Augen lag.

Die beiden Briefe waren eben an ihren Bestimmungsort abgegangen und die Verwundeten, die bereits bei völligem Bewußtsein waren und in Anbetracht ihrer schweren Verletzungen sich ganz leidlich befanden, waren davon in Kenntniß gesetzt worden, damit sie nicht etwa durch das plötzliche Erscheinen der aufgeregten Verwandten überrascht oder gar erschreckt würden.

Arnold Halder hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt am sichtbarsten erholt. Zwar hatte er einen starken Blutverlust erlitten, aber seine große Jugendkraft hatte denselben schneller überwunden, als man für möglich gehalten, und da auch seine zahlreichen Stich- und Schnittwunden nach wiederholter sorgfältigster Untersuchung nicht gefährlich befunden waren, so wurde es ihm gestattet, zum ersten Mal zusammenhängend zu sprechen und den Vorfall der Nacht, wie er sich in so schneller Folge zuge tragen, nach seiner eigenen Auffassung zu erzählen. Er sprach freilich noch leise und in kurzen, durch längere Pausen unterbrochenen Sätzen, aber alle Worte waren verständlich und da ein aufmerksames Ohr denselben lauschte, so fühlte er dabei keine große Anstrengung, im Gegentheil, es erleichterte ihn diese Mittheilung, da er dabei sah, wie sie Adele befriedigte, die mit allen Uebrigen bisher in völliger Unkenntniß des Geschehenen gewesen war. Glücklicher Weise war auch sein Gesicht durchaus nicht entstellt, denn am Kopfe hatte er keine Verwundung davon getragen, und so war er vollkommen Herr seiner Mienen geblieben und alle seine Empfindungen spiegelten sich klar an seinen immer so ausdrucksvollen Zügen ab.

Werner dagegen hatte augenscheinlich viel mehr gelitten. Nicht nur sein linker Vorderarm war gebrochen und die Muskeln desselben, die den gefährlichen Hieb aufgefangen, waren arg gequetscht, sondern auch sein Kopf hatte eine bedeutende Verletzung erlitten, die ihm große

Schmerzen verursachte und ihn einen Tag lang völlig bewußtlos machte. Allein auch sie hatte nur die weiche Bedeckung des Schädels getroffen, dieser selbst war unversehrt, und da auch er wie sein Freund jung, kräftig und gesund war und das Leben mit aller Frische in ihm pulsirte, so hatten die Aerzte die beste Hoffnung ausgesprochen und diese Ansicht bestätigte sich auch bald als eine richtige und von einer Lebensgefahr war auch bei ihm schon am zweiten Tage keine Rede mehr.

Außer ihrer Jugend und Kraft aber half bei Beiden noch eine andere, nicht gering anzuschlagende Potenz mit. Sie hatten Pflegerinnen an ihrer Seite, wie man sie jedem Verwundeten wünschen möchte, um ihn so schnell und angenehm als möglich der Genesung entgegen zu führen. Es waren nicht allein die Hände, die ihre Wunden kühlten und ihre Schmerzen verringerten, es lebte und wogte auch ein Gefühl darin, das noch schmerzstillender wirkte und zugleich die Herzen erhob und kräftigte, so daß sie bald selbst mit dem freudigsten Muthe in eine bessere Zukunft schauten.

Dieses Muthes und dieses Glückes sollten sie sich namentlich an jenem Tage bewußt werden, dessen wir schon vorher Erwähnung thaten; auf welche Weise das aber geschah, wollen wir jetzt genauer zu schildern versuchen.

Es war Mittags zwölf Uhr. Herr Irminger, der sich nun schon von seinem ersten Schreck erholt hatte und wieder im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte war, befand sich im Comptoir bei der Arbeit, stieg aber fast jede Stunde die

eiserne Wendeltreppe hinauf, um sich nach dem Befinden der jungen Leute zu erkundigen. Schon konnte der alte Herr dabei wieder lächeln, wenn er den Eifer der beiden Mädchen am Krankenbette sah, aber er gönnte ihnen das noch von Wolken umschleierte Glück, welches sie dabei empfanden, und rieb sich fröhlich die Hände, wenn er wieder einen sichtbaren Fortschritt in der allmäligen Besserung vernahm.

Adele und Jesuina waren einige Minuten entfernt gewesen und hatten sich unterdessen von Fräulein Dubs vertreten lassen, um rasch in dem oberen Zimmer Adele's ihr Frühstück einzunehmen, während die Kranken ein halbes Stündchen in ruhigen Schlummer gesunken waren. Als die Damen wieder kamen, schliefen sie noch, und so setzte sich eine Jede mit einer Handarbeit an das Bett des ihr zugewiesenen Kranken. Fräulein Dubs ging ab und zu und fragte alle Augenblicke an, ob sie etwa gebraucht würde. Adele wie Jesuina schüttelten schweigend die Köpfe, denn sie waren am liebsten mit ihren Kranken allein, und so entfernte sich die gute Dame wieder. Die Aerzte hatten schon vor zwei Stunden ihren Morgenbesuch gemacht, die Wunden verbunden und nichts in ihren Verordnungen geändert, denn Alles ging seinen regelmäßigen Gang und nichts war vorhanden, was irgend eine neue Befürchtung zugelassen hätte.

Adele saß nährend am Bette Arnold's und blickte nur von Zeit zu Zeit auf das Gesicht des Schläfers hin, das in seiner matten Bleiche noch viel edler und geistiger

aussah, als früher. Noch hatte er die Augen nicht aufgeschlagen, aber Adelen kam es so vor, als müßte es jeden Augenblick geschehen. Endlich geschah es auch und sogleich schwebte ein zufriedenes und dankbares Lächeln darüber hin, als er die schöne Tochter des Hauses an seiner Seite sitzen sah.

»Guten Morgen,« sagte Adele leise und nickte dem Erwachten unendlich freudig zu. »Sie haben anderthalb Stunden ganz ruhig geschlafen und ich darf nun wohl hoffen, daß Sie sich gekräftigt fühlen. Wie befinden Sie sich aber nach Ihrem eigenen Urtheil?«

»Wie kann ich mich schlecht befinden, wenn ich Sie bei mir und sich so um mich bemühen sehe?« sagte Arnold mit bei Weitem nicht mehr so matter Stimme, als am Morgen. »Das ist ein großes Glück für mich und ich weiß es vollauf zu schätzen.«

Adele schlug die Augen nieder, um genauer auf ihre Arbeit zu blicken, die gewiß gerade jetzt wegen einer besonderen Schwierigkeit ihre ganze Aufmerksamkeit erforderte. Aber da sie nicht gleich antwortete, sprach Arnold, der große Lust mit ihr zu plaudern zu haben schien, aus eigenem Antriebe weiter.

»Geht es Werner gut?« fragte er zunächst und wandte den Kopf mit einiger Mühe seitwärts nach dem Bette des Freundes hin.

»Der Arzt ist mit seinem Befinden zufrieden,« sagte Adele, »und jetzt schläft er, wie Sie vorher.«

»Das ist mir lieb. Der arme Junge! Aber warum ließ er mich nicht allein in das Comptoir gehen. Ich und Fingal, wir hätten die beiden Männer allein bezwungen. Es war doch eine seltsame Geschichte und wenn der Hund nicht gewesen wäre, so wäre Ihr Vater bestohlen worden und die Räuber wären jetzt schon mit ihrer Beute entwischt. Es ist doch ein braves Thier und nun sehe ich erst ein, wie gut es war, daß er Werner damals vom Hospiz nachgelaufen ist. – Doch davon wollte ich jetzt eigentlich nicht sprechen, ich habe etwas Anderes auf dem Herzen. Darf ich mir eine Frage erlauben, die Ihnen vielleicht etwas neugierig klingt?«

»Sprechen Sie sie dreist aus,« erwiderte Adele mit einiger Verwunderung, da sie nicht wußte, was Arnold jetzt Besonderes auf dem Herzen haben könne.

»Ja,« fuhr er nach einigem Besinnen fort, »ich habe neulich etwas gehört, was ich nicht recht verstand, und es ist mir das seltsamer Weise so im Kopf herumgegangen, daß ich heute sogar davon geträumt habe. Sie glaubten, als Sie mit Ihrem Vater darüber sprachen, ich schliefte oder wäre ohnmächtig, aber das that und war ich nicht und ich habe recht wohl einige Ihrer Worte verstanden.«

»Was waren denn das für Worte?« fragte Adele, ohne errathen zu können, was der Fragende meinte.

»Ach,« fuhr dieser fort, »Sie sprachen vom Löwen von Luzern und von einer Aehnlichkeit mit ihm – was haben Sie damit gemeint? Wenn ich recht verstanden habe, so brachten Sie auch unsern ersten Besuch in Ihrem Hause damit in Verbindung.«

Jetzt hatte Adele verstanden und sie erröthete lebhaft, was Arnold nicht entging. Nach einigem Besinnen aber faßte sie sich und sagte:

»Ich thue Ihnen gern jeden Gefallen, wenn ich es vermag, und da ich nicht wünsche, daß Sie wieder von etwas nur halb Verstandenem träumen und so die nöthige Ruhe Ihres Schlafes einbüßen, so will ich Ihnen das Räthsel lösen, was außer mir, merkwürdig genug, noch Niemand kannte und welches sogar meinem Vater neu und doch sehr erklärlich war, sobald ich ihn auf den rechten Weg geführt.«

»Sie sprechen wirklich in Räthseln und ich verstehe Sie nicht.«

»Sie sollen mich sehr bald verstehen,« erwiderte Adele, sich erhebend; »erlauben Sie mir nur, daß ich mich auf zwei Minuten entferne, um Etwas zu holen, was Ihnen Alles erklären soll.«

Die schöne Gestalt schwebte nach der Thür und Arnold's dunkle Augen schauten ihr freudig und doch etwas wehmüthig nach, so lange sie sie erreichen konnten. Nach kurzer Zeit aber kam Adele wieder herein und hielt ihr Album in der Hand, das Arnold schon oft mit Bewunderung durchblättert hatte und also sehr gut kannte.

»Ah,« sagte er, als sie sich wieder an sein Bett gesetzt und das Album auf ihren Schooß genommen hatte, »haben Sie vielleicht eine neue Zeichnung darin, die ich noch nicht kenne?«

»Eine neue nicht, nur zwei alte, die Sie indessen noch nicht gesehen haben, da ich sie bis heute in meinem

Schrank verschlossen hielt und erst jetzt in dies Album gelegt habe.«

»O, das ist angenehm und eine mir sehr liebe Unterhaltung. Kann ich sie nicht sehen? Warum zögern Sie so lange und halten das Buch fest mit Ihren Händen umschlossen?«

»Es ist eigentlich nur ein Scherz,« sagte Adele endlich, nachdem sie ihre Verlegenheit mit sichtbarer Mühe niedergekämpft hatte, »und vielleicht paßt er zu Ihrer jetzigen Stimmung nicht.«

»O, meine Stimmung ist die beste von der Welt, und Sie dürfen meine Ungeduld auf keine zu lange Probe stellen.«

»Gut, dann will ich es Ihnen zeigen, aber Sie dürfen mir nicht böse sein, wenn es nicht Ihren Beifall finden sollte.«

»Böse? Ihnen? O, das wäre das erste Mal und kann eigentlich gar nicht vorkommen. Geben Sie her oder bitte, legen Sie es vor mich hin – ich kann ja leider meine Hände nicht danach ausstrecken, wie ich so gern möchte.«

Adele hatte sich überwunden und, sanft erröthend, schlug sie das Album auseinander, nahm ein loses Blatt heraus und legte es mit geheimnißvollem Lächeln auf die purpurrothe Decke des Kranken, so daß er es bequem betrachten konnte. Es war dies dasselbe Blatt, welches sie an jenem Tage nach ihrem ersten Besuch des Löwendenkmal's gezeichnet und dann so geheimnißvoll verborgen, und welches Arnold Halder's Antlitz darstellte, dem

sie mit gewandter Hand die Züge des Thorwaldsen'schen Löwen verliehen hatte.

Als Adele das Blatt auf die Bettdecke gelegt und Arnold nun mit merklicher Spannung seine Augen darauf wandte, hielt sie die ihrigen auf sein Gesicht gerichtet, um den ersten Ausdruck desselben zu studiren. Er war sichtbar überrascht und doch lag noch ein zweifelhaftes Bedenken in seiner Miene.

»Was ist das?« fragte er mit zunehmendem Staunen.

»Wie? Kennen Sie es nicht?«

»Nein, wenigstens nicht ganz. Nur soviel sehe ich, daß es das Gesicht eines Mannes, also eines Menschen ist, welches gleichwohl die unverkennbaren Züge eines Löwen trägt.«

Adele nickte, immer mehr erglühend und ihre innere Bewegung kaum noch bewältigend. »Gut, das ist richtig,« sagte sie. »Aber nun sehen Sie einmal *dieses* Blatt an – kennen Sie vielleicht das?«

»Ah,« rief Arnold mit größerer Lebhaftigkeit, »das kenne ich schon eher – es ist der Luzerner Löwe, aber er hat – er hat –«

»Eine gewisse Aehnlichkeit mit irgend Jemand, nicht wahr?«

»Das mag wohl sein,« drang es wie ein seufzerartiger Hauch über seine Lippen, »aber ich weiß nicht, mit wem?«

»O, sehen Sie das wirklich nicht?«

»Nein!« sagte er fest und halb die Augen schließend und sich in seine Kissen zurücklegend. Adele sprang nach

dem Fenster und holte einen kleinen Spiegel, der daran hing. Diesen hielt sie ihm vor und sagte mit seltsamer Bewegung: »Bitte – sehen Sie hierher, wer ist das?«

»O, das bin ja ich, wer kann es anders sein?«

»Nun gut – und das sind Sie auch – sehen Sie wirklich die Aehnlichkeit nicht?«

Arnold blickte nicht mehr auf das Bild hin, auch nicht in den Spiegel, sondern nur noch allein in Adels Gesicht, das wie mit Flammen übergossen war, während ein crystallklarer Tropfen in ihren wunderbar schönen blauen Augen schimmerte. Aber er nickte mit einem unendlich glücklichen Lächeln dabei und dann fragte er, unwillkürlich immer leiser sprechend:

»Wann haben Sie das gemacht?«

»An jenem Tage, als ich Sie und Ihren Freund zum ersten Mal nach dem Löwendenkmal führte und dort die Aehnlichkeit zwischen Ihrem und des Löwen Gesicht prüfte, die mir schon bei der ersten Begegnung mit Ihnen aufgefallen war.«

»Ist das möglich? Ich meine, daß diese Aehnlichkeit besteht?«

»Nicht nur möglich, sondern auch wahr!«

»Und *warum* haben Sie das gezeichnet?«

»Weil es mir Vergnügen machte,« sagte Adele aus voller Brust aufathmend, »einen Mann zu zeichnen, der die edlen Eigenschaften besitzt, welche man auch an dem schönsten und edelsten Thiere der Schöpfung bewundert und sie mit dem Namen ›königlich‹ bezeichnet.«

»Adele! Sie beschämen mich – tief – tief,« sagte er leise, während eine schwache Röthe seine bleichen Wangen mit mattem Strahl färbte und seine Hand nach der ihren glitt, welche noch immer das Blatt vor ihm hielt. »Wenn ich mir nun auf diese, nur von Ihnen aufgefundenen Eigenschaften etwas einbildete – wer trüge dann die Schuld davon?«

»O, *die* Schuld will ich gern tragen und, wenn es nach meinem Wunsch ginge, so bildeten Sie sich so viel darauf ein, wie ich mir selber darauf einbilde, einen solchen Mann zu meinem Freunde zu haben.«

Er schwieg einen Augenblick und lag wieder mit geschlossenen Augen da, als ob er innerlich nach Muth und Kraft ränge. Plötzlich aber öffnete er sie wieder und ihr dunkles Licht durchdringend über Adele ergießend, fragte er so sanft wie er fragen konnte:

»Das ist viel gesagt und wenn ich in denselben Fehler ver falle, so gehen Sie nicht zu strenge mit mir in's Gericht. Und so frage ich: versteige ich mich in meinen Hoffnungen nicht zu hoch, wenn ich recht hoch darin steige?«

»Steigen Sie bis in die Wolken, wenn es geht – ich hindere Sie nicht!«

»Also wirklich – ich darf, ich darf? Finde ich denn auch Sie in diesen Wolken, wenn ich mich so weit erhebe?«

Adele hatte keine hörbare Antwort, aber sie nickte mit niedergeschlagenen Augen.

»Aber ist auch Ihr Vater in diesen Wolken zu finden?« fragte er weiter, »und wird er mich nicht wieder aus meinem Himmel vertreiben?«

»O nein, er hat mir selbst in denselben hinauf zu steigen geholfen, denn er ist – ein schweigsamer Theilnehmer – dieses Geheimnisses –«

»Wie? Ist das möglich? Er weiß also, was wir hier zusammen verhandeln? O, sagen Sie mir, was dies Alles bedeutet, denn ich wage es nicht, mir selber das Schönste, das Herrlichste zu denken –«

»Nun denn – ja – ich will Sie nicht länger quälen und vielleicht trägt das, was ich sagen will, zu Ihrer Genesung bei – er weiß Alles, was in *zweier* Menschen Herzen lebt.«

»Sind wir Beide diese zwei Menschen?«

Sie nickte, mit Augen, die von glücklichen Zähnen schimmerten.

»O mein Gott,« flüsterte Arnold, »darf ich um einen thatsächlichen Beweis dieser Worte bitten, damit ich unumstößlich an ihre Wahrheit glauben kann?«

Sie streckte ihm mit rascher Bewegung beide Hände hin und ihre Augen blickten dabei tief, tief in einander. Auch ihre Köpfe näherten sich dabei immer mehr, aber bevor sie sich ganz nahe kamen, drehte Adele sich noch einmal nach dem anderen Paar um, und da dieses auch eben leise zusammen flüsterte und die ganze Welt um sich her vergessen zu haben schien, so neigte sie sich nieder und küßte seine brennenden Lippen rasch – kurz, aber so innig und fest, daß dabei ihre Seelen verschmolzen, um ewig an einander zu haften – und so hatte der

Löwe endlich seine Löwin gefunden und wenige Minuten später wußte Herr Irminger, was da oben vorgefallen war, und er kam, um seinem künftigen Schwiegersohn die Hand zu drücken und mit wenigen Worten zu sagen, daß er nur recht bald gesund werden solle, dann wolle er ihm auseinandersetzen, warum er mit seiner Tochter von Anfang an im geheimnißvollen Bunde gewesen sei.



Doch nun müssen wir uns auch nach dem anderen Krankenbette umsehen, um zu ergründen, wie es kam, daß Arnold und Adele so unbeachtet ihre Gedanken und mit ihnen auch ihre Herzen austauschen konnten.

Jesuina da Costa Faria, die schöne Brasilianerin, saß ebenfalls am Bett ihres alten Freundes und hielt auch eine Stickerei in der Hand, aber sie arbeitete nicht daran; ihre weißen zarten Hände lagen unbeschäftigt im Schooß und ihre schwarzen Sammetaugen hingen mit liebender Sorgfalt nur an den bleichen Zügen des Schlummernden, und immer noch lag eine unausgesprochene Angst und Besorgniß dabei auf ihrem wachsbleichen Angesicht.

Endlich aber regte auch Werner sich und als er die Augen aufschlug und Jesuina in seiner Nähe sah, lächelte er matt, denn bei jeder Bewegung der Gesichtsmuskeln fühlte er einen reißenden Schmerz in der kaum geschlossenen Kopfwunde. Auf diesen Augenblick schien Jesuina

nur gewartet zu haben, denn nachdem sie dem Erwach-
ten freundlich zugenickt, stand sie auf, holte frische kal-
te Umschläge und legte sie behutsam und sanft auf die
schmerzenden Stellen.

Als sie damit zu Stande gekommen war und Beider Au-
gen nun aufeinander trafen, lächelte er wieder mit Auge
und Lippen und flüsterte matt: »Das thut wohl, ich dan-
ke!«

»Wie geht es Ihnen?« fragte sie mit ihrer sanften, lieb-
lich klingenden Stimme, indem sie unwillkürlich in ihrer
Muttersprache zu reden begann. – Haben Sie gut geschla-
fen?«

»Ja wohl und ich habe sogar recht süß geträumt.«

»Geträumt? O, wovon denn?«

»Von Rio! Und noch dazu Etwas, was Sie auch kennen
und wobei Sie so viel wie ich betheilt sind.«

»O!« seufzte Jesuina, denn sie dachte sogleich an et-
was Bitteres, was ihr Herz immer noch mit Kummer und
Angst erfüllte.

Werner merkte es auch alsbald und um sie zu beruhi-
gen, sagte er so leise, wie er jetzt immer sprach: »Es war
etwas Angenehmes, Sie brauchen nicht zu erschrecken.
Und damit Sie mir glauben, will ich es Ihnen lieber gleich
sagen. Ich war im Dom. In der Nähe eines Seitenaltars in
einer kleinen Kapelle.«

»O!« sagte Jesuina wieder, aber diesmal mit einem
ganz anderen Ausdruck: »Fahren Sie fort!«

»Wenn ich darf – gern. An diesem Altar sah ich eine
Beterin knien, und obgleich ich ihr Gesicht nicht sah,

wußte ich doch, daß Sie es waren, die vor mir lag und betete. Auch hätte ich gar zu gern gewußt, was Sie beteten, aber das konnte ich nicht erfahren.«

Jesuina lächelte wie ein Engel, aber sie sprach kein Wort; nur ihre Brust wogte hoch auf und ihre Hände verschlangen sich wie abermals im freudigsten Dankgebet begriffen.

»Das war mein Traum,« fuhr Werner leise fort, »aber nun lassen Sie mich lieber zur Wirklichkeit zurückkehren – Wissen Sie noch, wie wir uns damals vor der Thür des Domes zum ersten Mal sahen?«

»O ja, ich weiß es und ich werde es nie vergessen.«

»Was haben Sie wohl eigentlich damals von mir gedacht? Das habe ich mich schon oft gefragt, aber ich konnte mir nie darauf eine rechte Antwort geben. Wenn Sie es mir doch jetzt sagen wollten, das würde mich recht beruhigen.«

Jesuina's bleiches Gesicht loderte einen Augenblick in Purpur auf, dann sagte sie rasch: »Wenn es Sie beruhigt, will ich es sagen, obwohl es Ihnen sonderbar erscheinen mag, daß ich meine damaligen Empfindungen so offenerzig verrathe.«

»Je offenerziger, um so besser!«

»Nun denn, als Sie mit Ihrer Bitte an mich herantraten und ich nur mit Mühe begreifen konnte, was Sie von mir wollten, da meine Gedanken ganz wo anders beschäftigt waren, fand ich Ihre Bitte zuerst sehr seltsam, und dennoch erfüllte ich sie gern, da mir Ihre bittende Miene und

Ihr Blick wie ein sanfter Stich, oder nein, wie eine Aufforderung von oben her in's Herz drang, so daß ich eigentlich nicht anders konnte, als augenblicklich die Bitte zu erfüllen.«

»Ich danke Ihnen noch heute und ewig dafür, daß Sie es thaten, denn Sie haben dadurch unbewußt mein ganzes Leben umgestaltet und mir die Möglichkeit bereitet, eine neue Bahn zu betreten, da die alte für mich verloren war. Es waltet ein eigenthümliches Verhängniß darin über Ihnen und mir, das habe ich mir schon oft gesagt, und ganz klar ist mir dasselbe erst geworden, als ich Sie so unverhofft an jenem Mittag in meinem Vaterlande wieder sah. Sehnen Sie sich vielleicht nach Rio wieder zurück?«

Jesuina schüttelte sanft den schönen Kopf. »Nein,« sagte sie fest, »ich bin hier tausendmal glücklicher, als ich in Rio war, und wenn ich mich noch einmal dahin zurücksehnte, so wäre es nur darum um noch einmal . . .«

»Nun – reden Sie weiter – ich bitte Sie darum.«

»Um noch einmal an jenem Altar zu beten und zu sehen, ob meine jetzige Bitte eben so ihre Gewährung fände, wie meine damalige, denn der Schutz und der Trost in der Fremde, um die ich flehte, sind mir in vollem Maaße zu Theil geworden.«

»Um was würden Sie denn jetzt so inbrünstig beten?«

Jesuina antwortete nicht, aber ihre dunklen Augen hafteten fest auf den blauen Augen Werner's und mit einem wunderbar klaren Ausdruck, so daß dieser fast ihre Gedanken errathen konnte.

»Darf ich es nicht wissen?« fragte er weiter.

»O ja – um Ihre baldige und vollständige Genesung.«

»Also für mich würden Sie beten? Und um weiter nichts?«

»Nein; wenn Gott mir diese zweite Bitte gewährt, dann habe ich keine dritte.«

»Aber vielleicht habe ich sie!« flüsterte Werner mit einem Muth, den ihm seine Krankheit gegeben zu haben schien, denn in gesunden Tagen hatte er ihn in diesem Maaße nie besessen. »Darf ich sie Ihnen nennen oder soll ich sie in mein Herz verschließen?« fragte er weiter.

»Wenn ich sie hören darf – sprechen Sie sie aus.«

»Ich würde Gott bitten, daß er mich auch von der Krankheit heilt, die durch Sie – ja durch Sie – in meinem Herzen entstanden ist.«

Mit diesen Worten hatte er seine Kraft erschöpft und so schloß er die Augen. Aber zwei andere Augen, wie Diamanten funkelnd, schlossen sich nicht, sondern sie beugten sich näher zu ihm hin und eine weiche Hand faßte seine rechte, die unversehrt war und den leichten Druck mit Wonne empfand, der sie jetzt beglückte.

»Gott ist allmächtig, so hat man mich schon in meiner Kindheit gelehrt,« flüsterte Jesuina leise, »und jetzt, da ich erwachsen bin, sehe ich es selbst ein. Er ist aber auch allgütig und so – hat er Ihnen auch diese Ihre Bitte gewährt.«

Kaum waren die leise gehauchten Worte an Werner's Ohr gedrungen, so öffneten sich auch seine Augen wieder, aber mit einem Ausdruck blickte er auf Jesuina hin, wie diese ihn nie in ihnen gesehen.

»Habe ich recht gehört?« fragte er leise. »Ich soll auch von meiner durch Sie im Herzen empfangenen Krankheit genesen?«

Sie nickte und lächelte mit allem ihrem Liebreiz ihm entgegen. Dann faßten sich ihre Hände und nun war es Jesuina, die sich auf des Kranken Hand niederbeugte, sie inbrünstig küßte und sagte:

»Genesen Sie! Für diese Krankheit besitze ich allein das heilsame Mittel und ich gebe es Ihnen gern – von ganzer Seele!«

»Jesuina! Ist es wahr? Wissen Sie, daß ich darunter verstehe, daß Sie sich mir selbst geben?«

»Ich weiß es – ich will es – und da haben Sie mich!«

Sie beugte sich über ihn, küßte ihn auf die Stirn, auf die Augen und Werner fühlte dabei, wie ein heißer Tropfen daraus auf sein Gesicht fiel, der ihm wie der Segen Gottes vorkam, den dieser in ein Frauenauge gelegt, um ihn aus aller Herzens- und Seelennoth zu reißen und auch ihn, den armen weichherzigen Werner von Altstetten, einmal ganz glücklich werden zu lassen.

ACHTES CAPITEL. SCHLUSS.

Von den Verwandten der Verwundeten, an die Herr Irmingen und Adele geschrieben, folgte Vater D'Orelli dem

an ihn ergangenen Rufe zuerst, und das war sehr erklärlich. Er besaß keinen eigenen Hausstand, um den er sich zu kümmern gehabt hätte, seine Geschäfte beschränkten sich im Sommer auf seinen Pfarrdienst im Hospiz, ernstere Arbeiten nahmen nur seine Muße in Anspruch, und so hielt ihn nichts zurück, um sich mit ganzem Eifer der neuen Pflicht zu widmen, die ihn so unvermuthet aus seiner Einsamkeit nach dem von ihm so geliebten Luzern berief.

Der alte Mann hatte sich seit der Zeit, wo wir uns von ihm trennten, in Nichts verändert, er war noch eben so rüstig und beweglich, noch eben so eifrig und hilfsbereit in dem ihm zugewiesenen Beruf, nur sah sein wetterbraunes ehrwürdiges Gesicht heute sehr betrübt aus, da er ja zu dem verwundeten geliebten Neffen, seinem einzig noch lebenden Verwandten auf Erden, kam, an dessen Schicksal er von jeher den innigsten Antheil genommen und den jetzt das Unheil von der Hand desselben Menschen ereilt hatte, der ihn schon früher so arg geschädigt und dem jungen lebensvollen Manne das ruhige, friedliche Glück und den Genuß der Jugend geraubt hatte. Ach ja, es war für ihn ein schwerer Gang, den er diesmal angetreten, und mit Zagen und Bangen hatte er seine Stunden verbracht, seitdem der Brief des alten Herrn Irminger in seine Hände gelangt war.

Ohne Säumen hatte er sich sogleich auf die Reise begeben und so trug er seinen Wanderstab in der Hand und eine kleine Tasche über der Schulter, in der er die nothwendigste Wäsche verwahrte, denn er hatte den Weg vom

Hospiz bis Flüelen zu Fuß zurückgelegt und dort erst das nächste nach Luzern fahrende Dampfboot benutzt.

So trat er denn ganz still und bescheiden in das Comptoir seines alten Bekannten und fragte höflich einen der daselbst beschäftigten Commis, ob Herr Irminger einen Augenblick zu sprechen sei. Dieser wurde benachrichtigt und kam bald aus seinem Cabinet hervor. Als er aber da des guten Geistlichen ansichtig wurde, stieß er einen lauten Freudenruf aus, streckte dem hoch Willkommenen beide Hände entgegen und zog ihn ohne Weiteres in sein Cabinet, um da den alten Freund aus vollem Herzen zu begrüßen und ihm bald darauf Alles und Jedes zu erzählen, was sich seit der Zeit zugetragen, wo sie im Hospiz von einander geschieden waren.

Das war nun freilich eine lange und interessante Geschichte und Vater D'Orelli hörte sie geduldig und aufmerksam an, aber der betübte Gesichtsausdruck, mit dem er gekommen war, verlor sich erst, als er gehört, daß Werner und Arnold außer Gefahr seien und daß Ersterer nun um so rascher genesen würde, da er ja seinen guten Onkel bei sich sehe, der ihn ja hoffentlich jetzt nicht wieder verlassen werde.

»Ach,« erwiderte Vater D'Orelli mit bedenklichem Lächeln, »für den ersten Trost, den Sie mir geben, danke ich zunächst Gott, daß er in seiner Gnade das Schlimme zum Besseren gekehrt hat; was aber den zweiten Punkt betrifft, so haben Sie wohl nur Ihr menschenfreundliches Herz sprechen lassen, ohne daran zu denken, ob ich die

Kraft in mir fühle, ein solches Opfer von Ihnen anzunehmen, wenn ich mich wirklich entschlosse, was doch einmal kommen muß, meine Stellung im Hospiz aufzugeben und in Ihre Nähe und in die Stadt zu ziehen, die ich schon lange als meine letzte Heimat auf Erden betrachtet habe.«

»Was denn?« fragte Herr Irminger verwundert, »ein Opfer von mir? Bringe ich denn ein Opfer, wenn ich mir selbst eine lange ersehnte Freude und einen wahrhaften Genuß gewähre? O nein doch, da irren Sie sehr, alter Freund. Ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, wenn ich mich einst zur Ruhe sehe, was auch bei mir bald geschehen muß, einen größeren Familienkreis um mich zu haben, da es nicht gut und heilsam ist, wenn man in seinen alten Tagen allein lebt, wo man des Beistandes und der Freundschaft und Ergebenheit der Menschen gerade am meisten bedarf.«

»Sie haben ja eine Tochter!« warf Vater D'Orelli nach kurzem Bedenken ein.

»Eine Tochter? O ja, das ist wohl etwas Sicheres, mein Lieber? Da kommen Sie schön an! Eine Tochter, selbst die beste, die liebste, die aufmerksamste, ist wie ein flügger Vogel, der sich nach Freiheit im großen Weltenraume sehnt und aus dem Käfig fliegt, sobald man einmal die Thür zufällig offen läßt. Nein, nein, meine Tochter reicht mir auch dafür nicht aus. Ich behalte sie freilich, Gott sei Dank, im Hause, denn mein künftiger Schwiegersohn –«

»Was? Haben Sie denn schon einen?« fragte Vater D'Orelli überrascht.

»Hören Sie doch, – denn mein Schwiegersohn, sage ich – ich meine den, den ich mir auserwählt habe und glücklicher Weise ist meine Tochter auf denselben Mann verfallen, – bleibt bei mir im Hause wohnen, und mein anderer Sohn . . .«

»Wie? Haben Sie denn noch einen Sohn?«

»O, so hören Sie doch nur – mein anderer Sohn, der meine zweite Tochter heirathet.«

Der gute Vater D'Orelli sollte aus seiner Verwunderung gar nicht heraus kommen; er riß seine Augen weit auf, als er von so vielen Söhnen und Töchtern hörte, von deren Existenz er bisher gar keine Ahnung gehabt hatte; aber er verhielt sich trotz seiner Aufregung still, denn allmählig dämmerte ihm der wahre und wirkliche Sachverhalt aus den abgebrochenen und mit geheimnißvollem Lächeln vorgebrachten Worten des jetzt wieder so glücklichen Herrn Irminger auf.

»Mein anderer Sohn also,« fuhr dieser ohne auf die Verwunderung seines Freundes mehr zu achten, »der meine zweite Tochter heirathet, bleibt auch bei mir, aber da bin ich ja mit der alten Dubs ganz allein, wenn die jungen Leute bei einander sind, und das ist nicht gut, man will auch einen alten bewährten Freund bei sich haben, und wer kann mir da ein besserer, lieberer Freund sein als Sie, der mir einst – das Leben gerettet hat, ja! da haben Sie es und nun hoffe ich keinen Widerspruch mehr zu finden. Kurz gesagt also: Sie kommen um Ihre Entlassung aus Ihrer Stellung im Hospiz ein, ziehen in mein schönes, leerstehendes Landhaus da oben am See

– und ich mit Ihnen und wir lassen die Kinder hier allein schalten und walten und sehen nur bisweilen einmal nach dem Rechten, ob sie sich – auch nicht zu sehr zancken.«

»Gut, gut!« erwiderte nun Vater D'Orelli, nachdem er sich endlich in die neue Lage zu finden begonnen hatte, »das könnte sich vielleicht machen lassen, obgleich ich mich nur sehr schwer von meinem kalten Berge und meinen alten Gewohnheiten trenne . . . «

»O nein,« unterbrach ihn der ganz in Feuer gerathene Kaufherr, »das scheint Ihnen nur im ersten Augenblick so. Ein Mann in Ihren Jahren kann nicht immer im Winterschnee leben, er muß auch einmal Regen und Sonnenschein im Sommer haben, und das biete ich Ihnen hier Alles mit einem Mal. Doch nun sprechen Sie – was wollten Sie mir vorher sonst noch sagen?«

»Ja, ich wollte Sie bitten,« fuhr Vater D'Orelli über den aufgeregten alten Herrn lächelnd fort, »mir vor allen Dingen zu erklären, wie Sie mit einem Mal zu so vielen Kindern kommen, denn ich bin ganz erstaunt zu hören, daß Sie, der Sie früher nur *eine* Tochter hatten, jetzt sogar zwei Söhne und Töchter haben!«

Das war nun freilich mit den einfachsten und gemüthlichsten Worten sehr bald erklärt, und nun war es Vater D'Orelli, dem der Muth ungemein rasch wuchs und in dem sich seine unsägliche Freude in dem Augenblick Bahn brach, wo er dieselbe am wenigsten für möglich gehalten und nur Trauer und Trübsal zu finden erwartet hatte.

Als die beiden alten Herren aber Alles besprochen hatten, was in ihrer jetzigen Lage zu besprechen war, forderte Herr Irminger seinen Gast auf, ihn nach dem Krankenzimmer zu begleiten, aber dabei ein recht heiteres Gesicht zu machen, wenn er beim ersten Anblick der Verwundeten auch nicht gerade heiter gestimmt sein sollte.

»Aber das hilft!« sagte Herr Irminger im Tone eines gereiften Aesculaps. »Die Menschen müssen selbst nicht wissen, wie krank sie sind, und je mehr man ihnen zeigt, für wie gesund man sie hält, um so weniger elend und hilfbedürftig fühlen sie sich.«

Vater D'Orelli versprach es und so stiegen sie Beide auf der Wendeltreppe nach der Mansardenwohnung empor. Aber da sollte es ganz unerwartet erst eine recht freudige und überaus laute Begrüßung geben, die ganz dazu angethan war, dem Geistlichen vom Hospiz einen heiteren Gesichtsausdruck zu verleihen. Denn kaum trat dieser in das erste Zimmer der Mansarde, so sprang ihm Fingal mit einem Freudengeheul entgegen, wie man es lange nicht von ihm vernommen hatte. Es war, als ob er den so lange nicht gesehenen alten Herrn mit der Wucht seiner Liebkosungen erdrücken wolle. Er hob sich hoch auf die Hinterbeine empor, legte seine großen Tatzen auf die Schultern und die Brust des alten Mannes und leckte ihm das Gesicht, was dieser sich lange und freundlich gefallen ließ, denn er war ja ein Mann, der ein solches Thier zu schätzen wußte und mit diesem hier schon mancherlei Freude und Leid in seinem einsamen Leben getheilt hatte.

»Ja, ja, Fingal,« sagte der alte Mann, mit Freudenthränen im Auge den Hund wiederholt liebkosend, »ich freue mich auch, Dich wieder zu sehen. Nun bin ich wieder bei Dir und so Gott will, mein gutes Thier, bleiben wir auch ferner zusammen. Aber nun halte mich nicht länger auf, laß mich diese da auch begrüßen, denn sie lächeln mir Beide schon mit freundlichen Augen entgegen. O mein Werner, mein guter Junge! Und Sie, Herr Halder! Ach mein Gott, wie weh thut es mir, daß ich Sie so im Bette liegend finden muß!« –

Mit dem Onkel Werner's brachte Herr Irminger diesmal noch eine andere Nachricht aus dem Comptoir herauf, die für die beiden Kranken ebenfalls eine angenehme war und die heiterste Wirkung auf sie übte, obgleich Alles gewiß ganz anders gekommen wäre, wenn das Irminger'sche Geschäft schon früher im Besitz des Gegenstandes derselben gewesen wäre.

Ganz früh am Morgen dieses Tages war nämlich der bestellte Eisenschrank eingetroffen und bereits an Ort und Stelle im Comptoir aufgestellt und mit den baaren Geldern, Werthpapieren und Contobüchern gefüllt worden. Herr Irminger strahlte vor Freude, als er den beiden Freunden diese Nachricht mittheilte und fügte hinzu:

»Es ist ein Capitalstück, was wir da endlich erworben haben, meine Lieben, und ich bin ganz stolz darauf. Jetzt können wir so leicht nicht wieder bestohlen werden, wie das letzte Mal. Sicher ist sicher, ja, das sehe ich jetzt endlich auch zu spät ein, aber wir alten Leute gehen ja immer so ungern auf Neuerungen ein und müssen erst durch

Schmerzen belehrt werden, daß die Jungen oft Recht haben. Na, sie sollen es diesmal auch haben und was mich betrifft, so will ich die Strafe gern dulden, die diese beiden Mädchen deshalb über mich verhängen werden. Verfährt nur nicht unmenschlich mit mir, Kinder, und laßt meine Strafe erträglich sein, ich drücke dafür auch ein Auge zu, wenn sich meine beiden ersten Commis länger, als nöthig ist, von Euch pflegen lassen, denn darum nehmen sie doch wohl nur eine so armselige Miene an!«

Bei diesen Worten ging er zu Arnold und Werner hin, reichte ihnen herzlich die Hand und blickte sie mit den zärtlichsten Augen an. Sie aber freuten sich, daß der alte Herr auf ihre Kosten sich einen Scherz mache, denn dieser Scherz hatte auch einen süßen und ernsten Trost für sie und diesem zu Liebe hätten sie alle Scherze der Welt über sich ergehen lassen, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken.



Am anderen Tage, Mittags mit der ersten Brüning-Post, kam auch Frau Susan auf dem Dampfer von Alpnach an. Der Oberst Halder begleitete sie noch nicht, denn ihn hielten seine Geschäfte unerbittlich zurück und erst am nächsten Sonntag hatte er auf einige Stunden nachzukommen versprochen.

Adele war es vorbehalten, die mit thränenden Augen bei ihr eintretende Frau zu empfangen und den ersten

schmerzlichen Erguß der tief betrübten Mutter ihres Geliebten zu vernehmen.

»Ach!« seufzte Frau Halder nach der ersten herzlichen Begrüßung der schönen Tochter vom Hause, »sehen Sie wohl, beste Adele, daß ich nicht umsonst so besorgt um die beiden Menschen gewesen bin, als sie auf die Reise gingen, um diesen schrecklichen Brasilianer zu suchen? O, o, ich wußte es ja, mein mütterliches Gefühl sagte es mir, daß eine große Gefahr damit verbunden sei, und meine furchtbare Angst, als sie Abschied von mir nahmen und die mein Mann in seinem alten Leichtsinn immer verlachte, ist vollkommen gerechtfertigt gewesen.«

»Nun, beste Frau,« tröstete Adele mit lieblich geröthetem Gesicht, indem sie die geliebte Mutter Amme wiederholt küßte, »jetzt ist ja alle Gefahr glücklicher Weise vorüber und nun sind die beiden unzertrennlichen Freunde ja endlich wirklich in den von Ihnen ersehnten Hafen der Ruhe eingelaufen.«

»Ja, ja, aber dieser Hafen ist vom Blute meines einzigen Sohnes roth und er liegt auf den Tod verwundet darnieder!«

Adele schüttelte lächelnd den Kopf. »Fürchten Sie nichts, gar nichts,« sagte sie fast heiter. »Das Blut ist schon getrocknet und er wird bald zu einem ganz neuen und freudigeren Leben erstehen, wie auch sein Freund, mit dem er ja von Jugend an in Freud' und Leid verbunden war.«

»Wirklich? Und Sie sagen das mit solchem Vertrauen, solcher freudigen Gewißheit? Kind, Kind, täuschen Sie mich auch nicht?«

»Nein, ich täusche Sie gewiß nicht. Kommen und überzeugen Sie sich selber, daß es ganz gut mit ihnen steht, und wenn Sie das noch nicht beruhigt, so will ich Ihnen noch etwas ganz Neues erzählen, was Ihnen gewiß eine große Freude bereiten wird.«

Frau Susan überhörte diese letzten Worte, da sie schon, ganz von ihrer Sorge bewältigt, mit Adele die Treppe nach der Mansarde hinabstieg. Als sie nun aber den so heißgeliebten einzigen Sohn, an dem sie mit vollem Mutterstolz und ganzem Mutterherzen hing, so bleich und schwach darniederliegen sah, da übermannte sie fast ihr Schmerz, endlos rannen ihr die Thränen über das Gesicht und Klagen auf Klagen rangen sich aus ihrer gepreßten Brust los, bis sie sich endlich überzeugte, daß Arnold bei Weitem nicht so hinfällig und elend sei, als sie ihn im ersten Moment gehalten hatte.

Nachdem sie aber erst zu dieser Ueberzeugung gelangt war, beruhigte sie sich auch allmähig und als ihr zuletzt Adele, nachdem Beide die Kranken in Ruhe gelassen hatten, im herzlichen Vertrauen mittheilte, welches innige Band zwischen ihr und Arnold seit Kurzem bestehe, und sich ihren mütterlichen Segen dazu erbat, da wandelte sich ihr Schmerz in eine stille Freude um und sie dankte Gott, daß er ihr für so viel Leid auch wieder ein so großes und unerwartetes Glück beschieden habe.

Die beiden Frauen waren eben in so traulicher Unterhaltung begriffen, als Herr Irminger hinzukam und nun auch seinerseits der Mutter Arnold's die Aussagen Adele's bestätigte. Noch mehr als seine ernstesten Versicherungen, daß er über diesen neuen Bund überaus glücklich sei, beruhigten sie des alten Herrn scherzhafte Aeußerungen, wozu er jetzt mehr denn sonst im Verkehr mit den Seinen aufgelegt war.

»Ja,« sagte er, »da sehen Sie, beste Frau, was die Kinder für wunderbare Geschichten hinter dem Rücken der Eltern anzetteln. Mich hat es auch gewundert, wie Sie, daß man mich nicht erst um meine Einwilligung gefragt hat, ehe das Bündniß abgekartet war. Aber dafür werde ich mich rächen, verlassen Sie sich darauf. Mögen die jungen Menschen sehen, wie sie fertig werden, ich wasche meine Hände. Bis jetzt haben sie nur ein kleines Einkommen und da werden sie sich kärglich behelfen müssen. Indessen geht es noch, da sie doch eine Wohnung haben, und das ist Alles, was ich ihnen vor der Hand zuweisen kann. Ich selbst habe als junger Anfänger nicht einen solchen wohleingerichteten Haushalt gehabt und habe mich noch viel mehr beschränken müssen. Ja!«

»Wo werden sie denn wohnen?« fragte Frau Halder etwas neugierig, da sie die Worte des reichen Herrn Irminger bis jetzt noch für baaren Ernst aufnahm.

»Da, wo sie jetzt wohnen – in der Mansarde. Mehr kann ich beiden Paaren nicht geben und wenn sie damit zufrieden sind und sich mit ihren jungen Frauen einrichten wollen – gut, dann habe ich nichts dagegen, denn

von mir kann kein Mensch verlangen, daß ich ihnen ein neues Palais baue.«

Als der alte Herr dies mit einem gewissen Pathos sagte, lachte er heimlich, aber Adele lachte laut, denn sie kannte ja ihren guten Vater und wußte, daß er lieber selbst in die zierliche Mansarde ziehen, als sie einem seiner jungen Freunde mit seiner Gattin als erste Zufluchtsstätte anbieten würde.



Etwa vier Wochen nach dem zuletzt erwähnten Tage im Irminger'schen Hause, an einem schönen, heiteren und sonnendurchglühten Septembertage, ungefähr eine Stunde vor der gewöhnlichen Speisezeit war es, daß sich eine kleine, durch Liebe und Freundschaft nahe verbundene Gesellschaft in dem reizend gelegenen Landhause des reichen Herrn Irminger, Chefs der Firma ›Irminger, Koch und Compagnie‹, versammelt hatte. Wir finden daselbst, zum ersten Mal im Freien, wieder alle unsere Freunde bei einander, denn wir sehen den ehrwürdigen Geistlichen vom Hospiz, was er freilich schon seit acht Tagen nicht mehr war, und seinen Neffen, den Oberst Halder nebst Frau und Sohn und endlich Adele Irminger, Jesuina da Costa Faria und Fräulein Dubs vor uns. Nur Herr Irminger selber fehlte, da ihn noch ein Geschäft in der Stadt zurückhielt, nach dessen Beseitigung er aber zur rechten Zeit zum Essen zu kommen versprochen hatte.

Auch der Oberst Halder war erst vor wenigen Stunden mit seinem kleinen Ami von Unterseen eingetroffen, wo den fleißigen Mann unablässig seine amtlichen Pflichten fesselten. Er pflegte nur spät am Sonnabend Abend, meist zu Fuß, die Reise nach Luzern anzutreten, da es ihm, dem unermüdlichen Fußgänger und Bergsteiger, der höchste Genuß war, eine warme Sommernacht zu durchwandern, und eben so am Sonntag spät Abends wieder zurückzukehren, um so auf keine Weise eine Stunde von seinem Tagewerke zu verlieren, da er in dieser Beziehung der pflichtgetreueste und gewissenhafteste Mann war, den man sich denken kann. So sah man ihn auch nie ermüdet im Kreise seiner Lieben ankommen; immer frisch, munter und wohlgemuth trat er vor sie hin, indem er sagte, auf dem Herwege stärke ihn die Hoffnung auf eine neue Freude, und auf dem Rückwege halte ihn die Verwirklichung derselben frisch und warm.

Die beiden Verwundeten, die schon seit mehreren Tagen die Betten verlassen hatten, waren heute aber zum ersten Mal nach dem Landsitz hinausgefahren und so war es ja heute für Alle ein besonderer Freudentag, der mehr und heiterer denn je ein anderer gefeiert werden mußte.

Beide waren allerdings noch etwas matt und man sah ihren bleichen Gesichtszügen an, daß sie eine schwere Zeit durchlebt hatten; allein sie waren überaus glücklich dabei und so genirte es sie nicht, daß Werner seinen linken und Arnold seinen rechten Arm noch in der Schlinge tragen mußte, da sie ja doch einen Arm frei hatten, den

sie in einen anderen legen konnten, der sie auch liebevoll stützte und auf ihrem ersten Ausgange sicher leitete.

Ja, sie schritten Beide mit Adele und Jesuina Arm in Arm, von dem Obersten und Fräulein Dubs und Vater D'Orelli und Frau Halder gefolgt, in den grünen schattigen Gängen des stattlichen Parks einher und labten sich an der köstlichen Aussicht, die unmittelbar vor ihren Augen lag.

Ach, den bisher Kranken ging das Herz am weitesten auf, als sie die frische blühende Welt mit ihrem bunten Leben und Treiben wieder in hellem Sonnenglanz vor sich liegen sahen, und eine unbeschreibliche Sehnsucht, von Neuem thätig in dieses Leben mit einzugreifen, bemächtigte sich ihrer bei diesem Anblick.

Weitaus rollte sich der schöne blaugrüne Vierwaldstädter See vor ihnen auf und mit geflügelter Schnelligkeit schossen die mit Menschen überfüllten Dampfer aus demselben nach allen Richtungen hin und her. Eben so rein und wolkenlos wölbte sich darüber der azurne Himmel und in voller Klarheit strebten zu ihm die gewaltigen Bergriesen empor, die des unabsehbar langen und vielfach ausgezackten Sees Gränzen bilden und alljährlich das so sehnlich erstrebte Ziel so vieler tausend Menschen aus allen Gegenden der Welt sind. Dabei war die Luft so erquickend frisch und doch so süß warm, daß es eine Wollust war, mit voller Brust ihren Duft einzusaugen, und die Menschen, die das Alles sahen und genossen, waren gewiß so glücklich und froh, wie die Vögel, die mit weit ausgebreiteten Schwingen darüber hinschossen und sich

in den freien Lüften wiegten und tummelten, als ob sie die warmen Tage noch mitnehmen wollten, so lange sie ihnen der allgütige Schöpfer zu bieten so gütig war.

So schritten denn die vier Paare, von dem still hinterherschreitenden Fingal und dem müden kleinen Ami auf Schritt und Tritt gefolgt, bedachtsam vor dem Hause auf und nieder, um jedesmal, wenn sie auf den Fahrweg zurückkehrten, denselben hinabzublicken, da sie nun mit jeder Minute den Hausherrn erwarten konnten, dem man schon lange den Wagen nach der Stadt gesandt hatte.

Am sehnlichsten fast erwartete ihn diesmal der alte Oberst, der ihn heute noch nicht gesprochen, sondern gleich nach seiner Ankunft in Luzern mit den Uebrigen nach dem Landsitz gefahren war. Ja, er erwartete ihn sehnlicher denn je, denn Adele hatte ihm schon zu Hause mitgetheilt, daß ihr Vater ihm heute etwas recht Ernstliches zu sagen habe, und er hatte beim besten Willen nicht zu ergrübeln vermocht, was das sein könne.

Da sollte sein und der Uebrigen Verlangen endlich befriedigt werden, denn eben kam der Wagen mit den feurigen Pferden den Berg heraufgerollt und nach alter Gewohnheit verkündete der Kutscher schon von Weitem durch virtuoscs Peitschengeknall, daß er den Herrn bringe und daß man nun bald zur Tafel schreiten könne.

Da fuhr der Wagen vor die mit Weinlaub umzogene Veranda des Hauses und alle Anwesenden stellten sich vor derselben auf, um den Erwarteten mit den freundlichsten Gesichtern und lautem Willkommensruf zu empfangen.

Herr Irminger kam heute mit sehr vergnügtem Gesicht aus der Stadt, und Alle, die ihn genauer kannten, sahen ihm schon von ferne an, daß er wieder eine neue freudige Ueberraschung mit sich bringe, wie er denn fast nie zu den jungen Leuten trat, ohne ihnen durch irgend ein kleines Geschenk seine Liebe zu beweisen, wobei er stets so unparteiisch verfuhr, daß kein Einziger von den Vieren sich auf irgend eine Weise bevorzugt glauben konnte.

Als er aber nun mit raschen Worten die ihn Empfangenden begrüßt und alle ihm entgegen gestreckten Hände gedrückt hatte, blieb sein Auge auf dem alten Obersten haften, der mit seinem weißen Haar und seinem energischen Gesicht kraftvoller und achtungsgebietender denn je heute vor ihn hintrat.

»Ah, Berg-Halder,« rief er ihm zu, indem er ihm wiederholt die Hand schüttelte, »sind Sie da? Das ist gut, das ist mir lieb, denn ohne Sie hätte mir das Essen heute nur wenig geschmeckt. Doch, sehen Sie einmal die Jungen da an – haben sie sich seit vorigem Sonntag nicht recht erholt und schon wieder eine ganz menschliche Farbe bekommen? Na, das ist gerade kein Wunder, denn wer so gepflegt und gehätschelt wird wie Die, der möchte am Ende sein ganzes Leben in der Krankenstube verbringen. Doch nun muß ich Ihnen ganz was Neues berichten und das ist der Humor von dem heutigen Tage.«

Bei diesen Worten flog sein gutmüthiges Auge im Kreise umher und blieb einen Moment auf den Gesichtern der vier jungen Leute haften, die eben so neugierig wie der Oberst dem alten Herrn in's Antlitz schauten.

»Nun immer heraus damit!« erwiderte der Oberst. »Das Neuste ist zwar nicht immer das Beste, aber diesmal scheint es mir doch nicht ganz gegen unsrer Aller Wunsch zu sein.«

»Oho! Das wollen wir erst noch einmal erproben. Nun also, was meinen Sie denn, wenn wir drei Familienväter, denn der alte D'Orelli hat für seinen Neffen auch ein Wort mitzureden, heute den Tag festsetzten, an dem wir – diese beiden jungen Leute, die schon so lange gute Freunde sind, mit in unsern Bund aufnehmen und sie ebenfalls zu Familienvätern machen, wie wir es sind, he? Und wenn Sie darin mit mir übereinstimmen, so soll es im nächsten Mai an demselben Tage geschehen, wo sie in diesem Jahre zum ersten Mal in mein Haus traten und mir den vielsagenden Gruß vom Gotthard's-Hospiz brachten, das ich mein Lebtag nicht mehr vergessen werde. Wie? Was sagen Sie nun? Sie machen ja ein curios erstauntes Gesicht, als ob Ihnen meine Worte wie Posaunenklang vom Himmel ertönten?«

»Das nun gerade nicht,« erwiderte der Oberst mit seinem schlaun und ausdrucksvollen Lächeln, während sich auf den Gesichtern aller Uebrigen, außer dem Adele's, die größte Ueberraschung malte, »aber ich kann nicht läugnen, mein alter Freund, daß mir diese Verbindung etwas rascher kommt, als ich vermuthet habe, denn mir als altem Geschäftsmann wäre es lieber gewesen, wenn sie sich Beide – ich meine den Arnold und den Werner – erst etwas länger in Ihrem Geschäft umgesehen und etwas Tüchtiges darin geleistet hätten.«

»Was sollen sie denn noch leisten?« fragte Herr Irminge mit erkünstelter Verwunderung. »Verlangen Sie etwa mehr als ich?«

»Hm – ja! Wie Sie es nehmen wollen – aber es wäre doch besser, wenn sie Beide erst auf eigenen Füßen ständen, das heißt, sich ein eigenes Geschäft gegründet hätten.«

»Auf eigenen Füßen? Ein eigenes Geschäft? Wie verstehen Sie das? Sind Sie denn nicht mit dem zufrieden, was sie jetzt schon haben?«

»Nein, alter Freund, nicht ganz. Denn obgleich sie Ihre ersten Commis sind und Sie ihnen ein gutes Salair geben –«

»Ach was Salair, was Commis! Was sprechen Sie denn da? Sie lassen Einen ja gar nicht ausreden; das ist ja eben das Neuste, was ich Ihnen heute sagen wollte. Mit einem Wort also, Sie wissen es noch nicht?«

»Was denn? Kein Mensch von uns weiß, was dieses Neuste ist – so reden Sie denn!«

»Nun denn mit einem Wort, und da haben Sie es und Sie Alle mögen es sich zu Gemüthe nehmen, damit ich endlich nur freudige Gesichter um mich sehe, nach denen ich immer das größte Verlangen trage: ich habe so eben ein wichtiges Geschäft in der Stadt abgeschlossen und darum bin ich so lange ausgeblieben. Ich habe mir zwei neue Compagnons gewählt und die Firma ›Irminge, Koch und Compagnie‹ hat von heute an eine neue Bedeutung erhalten. Denn diese Compagnie – da steht sie vor Ihnen und nun hoffe ich, daß Sie meiner Meinung sind,

wenn ich behauptete, daß die beiden ›Unzertrennlichen‹ von heute an, fest auf ihren *eigenen* Füßen stehen. Ah, bah! Nun steht Ihr Alle da und seht mich an, als ob ich zu Leuten im Traume gesprochen hätte. Aber das Träumen, meine Freunde, ist mit dem heutigen Tage vorüber und nun geht das Wachen und Arbeiten los, denn ich – ich werde mich jetzt zu ruhen beginnen und Sie sollen beweisen, daß ich mich nicht in den beiden Männern geirrt, die ich vom ersten Augenblick an in mein Herz geschlossen hatte, als mir Vater D'Orelli erzählte, was sie in Rio gethan und gelitten haben. So, und nun bin ich fertig. Lassen Sie die Glocke läuten, Dubs, denn das viele Sprechen hat mir die Zunge trocken gemacht und ich sehne mich nach einem stillen Plätzchen im Schatten. Gott hat heute seine Sonne warm auf uns scheinen lassen und ich – ich bin nur ein alter schwacher Mann!«

»Aber ein guter Mann!« rief Vater D'Orelli, seine Hände nach dem Freunde ausstreckend, »und Gott möge ihn segnen, wie sein Haus, dann werden wir Alle glücklich sein, die wir mit ihm im Schatten desselben sitzen und Gott loben, daß er jene furchtbare Schneenacht sandte, in welcher wir *Ihn* gefunden und zu unserm eigenen Besten erhalten haben. Ja, Gott dafür die Ehre und unsern lautesten Dank, denn er allein, wie er Alles thut, hat auch dies an ihm und uns gethan!«

Als ich, der Schreiber dieser Zeilen, zum ersten Mal vor mehreren Jahren nach Luzern kam, bat ich einen dort ansässigen Freund, mich zu einem Banquier zu führen, bei dem ich meine preußischen Bankscheine gegen Zwanzigfrancsstücke umwechseln könne.

»Gut,« sagte er, »das soll sogleich geschehen, und dabei haben Sie gleich noch einen Genuß, den Sie nicht gesucht und erwartet haben.«

»Was denn für einen Genuß?« fragte ich, da ich bei einem solchen Geschäft bisher noch keinen anderen kennen gelernt hatte als den, bei jedem Thaler einen halben Franc durch das Wechseln einzubüßen.

»Nun,« fuhr mein Freund fort, »bei dieser Gelegenheit können Sie sich gleich einmal den Löwen von Luzern ansehen.«

»Oho!« rief ich, »bei dem bin ich schon zweimal gewesen, aber wir können auch, wenn wir in seiner Nähe sind, zum dritten Mal hingehen, denn er ist mir immer neu und schön.«

»Sie verstehen mich falsch,« entgegnete mein Freund, »ich meine nicht den Löwen von Stein, den wir Thorwaldsen verdanken, sondern den von Fleisch und Blut.«

»Um Gotteswillen!« rief ich, »nur keine Menagerie, die habe ich überall; in der Schweiz aber will ich etwas Anderes und in Luzern vor allen Dingen den Löwen aus Stein haben, wie ihn keine Stadt, kein anderes Volk so herrlich und wunderbar schön aufzuweisen hat.«

Mein Freund lachte und nickte mir beistimmend zu, denn auch er war mit Recht auf seinen Löwen stolz. Aber

da fuhr er zu meiner Verwunderung also zu sprechen fort:

»Eine Menagerie haben wir augenblicklich gar nicht hier, aber einen Löwen von Fleisch und Blut doch, das heißt, einen Mann, der gegenwärtig der Hauptlöwe von Luzern ist, den alle Welt bewundert und vergöttert und der diese Art Cultus auch verdient, denn er hat sich brav wie ein Löwe benommen und sich in mancherlei Dingen als Held auf dem Felde der Menschlichkeit und der Freundschaft gezeigt.«

»So,« sagte ich aufmerksam. »Aber wer ist denn dieser Mann, dieser Luzerner Löwe von Fleisch und Blut?«

»Es ist der Schwiegersohn unseres reichsten und angesehensten Banquiers, zu dem ich Sie eben wegen Ihres Wechselgeschäfts führen will, und unterwegs will ich Ihnen die Geschichte erzählen, die sich voriges Jahr in unserm Ländchen zugetragen hat –«

So erfuhr ich denn zum ersten Mal von Arnold Halder und seinem Freunde Werner von Altstetten und sah Beide bald darauf im Comptoir ihres Schwiegervaters von Angesicht, denn der ›Löwe von Luzern von Fleisch und Blut‹ erwies mir selbst die Ehre, mir für preußisches Papier schweizerisches Gold zu geben.

Damals hatte ich noch nicht die geringste Ahnung, daß ich diese beiden Männer bald noch viel genauer würde

kennen lernen, denn als ich einige Tage später nach Interlaken kam, machte ich die mir längst verheißene Bekanntschaft des berühmten Bergsteigers und Naturfreundes, des Oberst Halder, und wenige Tage später besuchten ihn sein Sohn und dessen Freund mit ihren schönen Gattinnen, und nun trat ich in nähere Verbindung mit diesen vortrefflichen Menschen, bis ich, von Jahr zu Jahr zu ihnen zurückkehrend, so glücklich war, ihr Freund zu werden und das meinerseits dadurch zu bethätigen, daß ich von der mir zu Theil gewordenen Erlaubniß, ihre Erlebnisse in der mir zusagenden Form zu veröffentlichen, den Gebrauch machte, den der Leser in Gestalt dieses Buches hier vor sich sieht.

Daß mir dasselbe in allen Theilen, wie es meine Absicht und mein Wunsch war, gelungen, glaube ich selbst kaum hoffen zu dürfen; mein Wille war der beste von der Welt, aber meine Kraft erlahmte an der mit jedem Tage wachsenden Schwierigkeit meiner Ausgabe. Darum möge der Leser Nachsicht üben und meine Selbstkritik mag ihm den Beweis liefern, daß ich in meinen eigenen Augen mit dieser Arbeit keine Löwenarbeit vollbracht zu haben glaube.

Meine theuren Freunde in der Schweiz aber, denen ich zum Lohn für alle mir so reichlich von ihnen erwiesene Güte diese Zeilen widme, mögen daraus erkennen, wie tief ihr herrliches Land, ihre charakterfesten Bewohner und ihre mir auf so mannigfache Weise dargelegte Gastfreundschaft mir in's Herz gedrungen sind, und so sende

ich ihnen Allen, die mit dazu beitrugen, daß dieser ›Löwe von Luzern‹ in's Leben trat, meinen herzlichsten Gruß aus der Ferne und – sollten wir uns nicht wiedersehen – meinen aufrichtigen Dank, mir in ihrer Mitte ein Glück bereitet zu haben, welches ich nicht vergessen werde bis zu dem Augenblick, wo auch mich, den ruhelosen Wanderer in der großen Gottes- und Menschennatur, der grüne Rasen oder der Schnee deckt und mir die ewige Ruhe zu Theil wird, die uns allen von Staub Geborenen im sonnigen Jenseits verheißen ist.